Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 914 658

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Rundschau

UNIV. OF
CALIFORNIA

Band CCVIII

(Juli — August — September 1926)

Berlin
Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Digitized by Google

HP30
I45
V.208

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

zum

Zweihundertundachten Bande
(Juli — August — September 1926)

	Seite
A. E. Dänemarks auswärtige Politik	1
Valdemar Vedel. H. C. Andersens Märchen in europäischer Beleuchtung	5
Georg Britting. Michael und das Fräulein. Novelle	18
Von einem Elsässer. Das Problem Elsaß-Lothringen	24
Eduard von Bamberg. Die Gründung Neuweimars	27
Martha Roegner. Der Wilderer. Erzählung	39
Walther Kienast. Das Fortleben der altgermanischen Heldenlieder in den Epen des deutschen Mittelalters I.	46
Hans Brandenburg. Was ist eigentlich das Kino?	54
Karl Demeter. Die soziologischen Grundlagen des Kinowesens	57
Karl Haushofer. Wissenschaft und Polartrieb	62
Otto Lehmann. Entfesselte Luftfahrt	64
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum: Deutschtumstagungen Pfingsten 1926	66
Zehn Jahre. Zum Gedenken des Großen Krieges	69
Literarische Rundschau	71
Aus dem Berliner Musikleben	75
Politische Rundschau	77
Literarische Notizen	80
Literarische Neuigkeiten	85
Reinhold Seeberg. Gedanken über die Zukunft Europas	91
Georg von der Vring. Der Tod des Adrian Dehls. Novelle	106
Valentin Haecker. Davos als klimatologische Forschungsstätte	129
Konrad Wandel. Georg Jenatsch Ermordung nach dem Churer Verhörprotokoll vom 25. Januar 1639 und bei C. F. Meyer	137
Paul Fechter. Kunst, Können, Handwerk	141
Anton Mayer. Die Betrachtung von Kunstwerken	150
Walther Kienast. Das Fortleben der altgermanischen Heldenlieder in den Epen des deutschen Mittelalters II.	156
Friedrich Schönemann. Die staatsbürgerliche Erziehung in den Vereinigten Staaten	164

623378

Digitized by Google

Seite

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum: Deutsches Schulwesen im ehemals preußischen Teilgebiet Polens 168
Edouard Dujardin. Die französische Literatur der Gegenwart: Die Kommenden 171
Politische Rundschau 177

Aloys Schulte. Aus der Kulturgeschichte des Bodenseegebietes 181
Axel Lübbe. Das zu laute Schiff. Novelle 195
Richard Fester. Verantwortlichkeiten. VIII. Wilson und House 211
Brigitte Heilbron. Hyakinthos 229
J. von Uexküll. Gott oder Gorilla 232
Erich Wasmund. Wissenschaftsprovinzen 243
Hellmuth Schneider. Die faschistische Gewerkschaftsbewegung und der italienische Ständestaat 253
Wolfgang von Einsiedel. Dichtungswertung. Neue Epik 259
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum: Die Literatur über das Auslanddeutschtum in den deutschen Bibliotheken 266
Karl Haushofer. Von neuen Mächten 268
Politische Rundschau 271
Literarische Notizen 274
Literarische Neuigkeiten 281
Verzeichnis der Mitarbeiter 286

Digitized by Google

1 52 eT AUG 9 1926

Deutsche Rundschau

CALIFORNIA

Herausgegeben von Rudolf Pechel

LIBRARY UNIVERSITY OF CALIFORNIA

52. Jahrgang Juli 1926

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Digitized by Google

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes RM. 2,—

Jahresbezug RM. 21,— Vierteljährlich RM. 5,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 30, **Geisbergstraße 43**, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1924 by Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis

A. E. Dänemarks auswärtige Politik 1
Valdemar Vedel. H. C. Andersens Märchen in europäischer Beleuchtung . 5
Georg Britting. Michael und das Fräulein. Novelle 18
Von einem Elsässer. Das Problem Elsaß-Lothringen 24
Eduard von Bamberg. Die Gründung Neuweimars 27
Martha Roegner. Der Wilderer. Erzählung 39
Walther Kienast. Das Fortleben der altgermanischen Heldenlieder in den Epen des deutschen Mittelalters I. 46
Hans Brandenburg. Was ist eigentlich das Kino? 54
Karl Demeter. Die soziologischen Grundlagen des Kinowesens 57
Karl Haushofer. Wissenschaft und Polartrieb 62
Otto Lehmann. Entfesselte Luftfahrt 64
Vom Grenz- und Auslandsdeutschtum
Deutschtumstagungen Pfingsten 1926 66
Zehn Jahre. Zum Gedenken des Großen Krieges 69
Literarische Rundschau 71
Aus dem Berliner Musikleben 75
Politische Rundschau 77
Literarische Notizen 80
Literarische Neuigkeiten 85

Prospekte folgender Firmen sind diesem Hefte beigelegt:

Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig

K. F. Koehler, Berlin.

Anzeigen und Beilage empfehlen wir freundlicher Beachtung! Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Dänemarks auswärtige Politik

Von

A. E.

Länderbrücke und Meeresriegel — das ist Dänemarks geographische Lage und zugleich sein politisches Schicksal. Die Verbindung Mitteleuropas mit Skandinavien schafft die dänischen Nord-Süd-Beziehungen; auf dieser Straße liegen zugleich die dänischen Eigenwünsche. Die Abriegelung der Ostsee vom Weltmeer bringt die Ost-West-Beziehungen des Landes; hier tritt eine größere, internationale Welt mit ihren Wünschen auf den Plan.

Kräftig sind die politisch-wirtschaftlichen Strömungen freilich nicht, die zwischen Skandinavien und Mitteleuropa zirkulieren. Die Zeiten sind verklungen, wo die nordischen Staaten, von Unternehmungsgeist und Phantasie beflügelt, nach Süden drängten. Nach dem grauen Norden andererseits zu streben, liegt wiederum dem Deutschen nicht im Blut. Dänemark hat sich daher in neuerer Zeit auf dieser Linie keiner vitalen Bedrohung ausgesetzt gesehen, wie es geographisch ähnlich gestellten Staaten oft widerfahren ist. Man denke nur an die Türkei.

Dänemark war im Norden für die Bedürfnisse der Großstaaten schwach genug geworden, nachdem es dort seine größeren Gebiete, zuletzt 1814 im Kieler Frieden, eingebüßt. In den Farörn, in Island, Grönland hatte man ihm noch einige Erinnerungen seines Seefahrer- und Kolonistengeistes gelassen, gab aber auch diese Stücke weiteren internordischen Auseinandersetzungen preis. Der Abbröckelungsprozeß an den nördlichen Ausläufern des Reiches geht langsam vor sich, vielleicht ist er noch nicht ganz abgeschlossen. Eine seiner jüngsten Teilerscheinungen war 1918 die Errichtung eines selbständigen Königreichs Island, dessen Personalunion mit dem Königreich Dänemark zunächst bis 1940 gilt. Rivalitäten dritter Mächte spielen in Island mit, ebenso in Grönland, um dessen Ostküste die Norweger sich bemühen. Auf den Farörn schieben fremde Einflüsse sich vor. Immer schwächer wird der Pulsschlag Kopenhagens in der nach dem hohen Norden ausgestreckten dänischen Hand. Man kann es den Dänen nicht verargen, wenn sie mit Sorge diesen Schwächungsprozeß betrachten und eine Lähmung auch für ihren zentralen Organismus davon befürchten.

Skandinavismus? Hier zeigt er sich in zentrifugaler Tendenz. Von einer Kalmarer Union ist man heute weit entfernt. Fünf Länder rechnen sich jetzt offiziell zu Skandinavien: Dänemark, Finland, Island, Norwegen und Schweden. Es ist ein immer wiederkehrender und gewiß schöner Gedanke, den germanisch-

Digitized by Google

protestantischen Norden als einen kulturell geschlossenen, politisch einheitlichen Staatenblock sich vorzustellen. Die Wirklichkeit ist anders. Von den Welthändeln meistens unberührt, führen diese Staaten in unabhängiger, demokratischer und überwiegend pazifistischer Sinnesart ihr Dasein. Sie erkennen keinen primus inter pares an; kein Magnet stellt ihre Kraftlinien in gleicher Richtung ein. Woran es ihnen zur politischen Einigkeit vor allem fehlt, das ist ein gemeinsamer Feind. So wie es heute steht, sind sie militärpolitisch nicht bereit und auch nicht in der Lage, für einander einzustehen. Gegen russische Bedrohung für Finnland sich zu rühren, liegt Dänemark und Norwegen fern. Umgekehrt versagt natürlich auch das dänische Bestreben, die skandinavischen Bruderstaaten zu einer mehr als platonischen Teilnahme am schleswigschen Grenzstreit zu gewinnen. So kommt es, daß Dänemark politisch nur mit halbem Herzen zu Skandinavien gehört.

Anders als im Norden, wo man noch den Hauch weltweiten Wikingergeistes zu spüren meint, steht es im Süden, in Jütland, an der deutschen Grenze. Hier ist es der Bauer, der zäh und hartnäckig auf seiner Scholle um den Grenzstein kämpft. Freilich auch hier sind es keine tiefen Rassengegensätze, keine konfessionellen Unterschiede, keine belangreichen ökonomischen oder gar militärischen Momente, welche der Grenze Bedeutung geben. Nicht einmal der Sprache nach läßt sich hier eindeutig sagen: hie deutsch — hie dänisch. Es ist der Schatten der Geschichte, der auf diesem Landstrich liegt. Hier ist der Ausgangspunkt für einen deutsch-dänischen Antagonismus, der sich seit etwa hundert Jahren in Dänemark ausgebreitet hat. An die Stelle Schwedens, das bis dahin der „Erbfeind" war, ist Deutschland getreten.

In Dänemark ist man den Deutschen gram; man will ihnen nicht wohl. Gewisse Kreise hegen angeblich die Furcht, das Land könnte wie um die Wende des 18. Jahrhunderts einer neuen geistigen Invasion von Deutschland anheimfallen. Über solche Sorgen kann man füglich hinweggehen. Aber auch das politische Albdrücken der Dänen ist in Deutschland weithin unbekannt und schwer verständlich. Man sollte glauben, die dänischen Bedürfnisse in Schleswig seien seit 1920 nun befriedigt, die Bahn für gute Nachbarschaft, wie sie ja früher lange genug bestand, sei frei.

In der Tat ist Dänemark an seiner Südgrenze reichlich saturiert. Alle ernsthaften Dänen sind sich darüber einig; die meisten sind auch dankbar, daß die Morgengabe von Versailles für Dänemark nicht noch größer und unverdaulicher geworden ist; manche wären froh, wenn einzelne Gebiete (Tondern, Hoyer) damals deutsch geblieben wären. Der Neuerwerb bringt Sorge um den Besitz. Die jetzt so moderne „Sicherheits"-Parole hat auch Dänemark ergriffen. Die „Eider"-Dänen sehen die beste Sicherung im Angriff; sie sind aber eine schwache Gruppe. Weitaus die Mehrzahl wünscht vielmehr den status quo zu verewigen, wie man es überhaupt am liebsten sähe, wenn sozusagen ein kalter Windhauch über ganz Europa hinführe und die noch flüssigen Elemente so, wie sie sind, erstarren ließe. Jedenfalls versucht die dänische Verwaltung mit Zähigkeit, die nordschleswigschen Bezirke dem übrigen Staatskörper Reichsdänemarks möglichst haltbar einzufügen, um so sich vorzubereiten für einen Zeitpunkt, wo diese Grenzfrage wieder einmal aufgeworfen werden könnte.

Digitized by Google

Von den Gebietsabtretungen Deutschlands nach dem Kriege nimmt die an Dänemark eine rechtliche Sonderstellung ein. Sie beruht ja auch auf dem Vertrage von Versailles, Deutschland hat aber nie direkt an Dänemark die neue Grenze zugestanden. Zwischen Berlin und Kopenhagen waren wegen einer unmittelbaren Grenzverständigung 1918 Fühler ausgestreckt. Die Dänen aber glaubten, in Paris besser bedient zu werden und sicherer zu gehen. So trägt nun Dänemark an seiner Südgrenze die selbstverschuldete Unsicherheit einer res inter alios acta.

Die Grenzziehung von 1920, vorgenommen unter französischen Bajonetten, stellt sich heute dar als latenter deutsch-dänischer Streitpunkt, über den vorläufig nicht gesprochen werden kann und der sich nur mit Mühe diplomatisch so abkapseln läßt, daß er das gegenseitige Verhältnis der Länder nicht ständig stört. Eine chronische, nervöse Temperatursteigerung, ausgehend von dieser Reizstelle, ist im dänischen Volkskörper nachweisbar.

Unter dem Schutze der europäischen Stimmung gegen das geschwächte Deutschland war dieser Zustand für Dänemark zunächst bedenkenfrei. Inzwischen schafft Deutschlands langsames Atemholen eine neue Lage. Mehr und mehr nähert Dänemark sich einem Scheideweg. Der eine Wegzeiger lautet: Versailles und Solidarität mit den an der deutschen Ohnmacht meistinteressierten Staaten. Der andere Wegzeiger weist direkt auf Berlin und auf eine unmittelbare Lösung aller deutsch-dänischen Probleme im Geiste guter Nachbarschaft.

Die öffentliche Meinung Dänemarks will diese Wegkreuzung noch nicht sehen. Es paßt nicht zu ihrer traditionellen politischen Doktrin, wenn man von deutscher Seite die Hand zum Ausgleich bietet, wie das erst unlängst in den Minderheitenfragen an der schleswigschen Grenze ostentativ geschah. Solches Entgegenkommen stört beinahe unliebsam den Zank mit Deutschland. Es zerbräche dabei leicht im Inventarienschreine mancher dänischer Patrioten eine schöne Schale, welche den Glauben enthält, die dänische Südgrenze habe eine strategische Bedeutung, das militärische Auge Deutschlands sei dahin gerichtet und man werde dort noch einmal Kanonendonner hören.

Natürlich wäre es für Dänemark bequem, die Wegkreuzung ganz zu meiden. Typisch hierfür war das dänische Verhalten zu Locarno. Man will am Gewinn teilnehmen, ohne die Last der Verantwortung mitzutragen, Konjunkturpolitik treiben ohne Risiko, hinter der Szene liebäugeln mit Franzosen, Tschechen, Polen, unschuldig bei den Zuschauern sitzen, wenn der Vorhang aufgeht. So sieht die Aufgabe aus, welche der bauernschlaue Däne seiner Regierung zumutet. Die Amtsstellen aber suchen das Geschäft zu teilen. Sie schieben das öffentliche Fraternisieren mit dem antideutschen Ring gerne auf das Publikum zurück und reservieren sich selbst die Rolle der Neutralität.

Man glaube nicht etwa, daß die dänische Politik von Dankbarkeit für die Entente und speziell für Frankreich überflösse. Der Geist Napoleons III. spukt noch in den Köpfen, man hält auch die Franzosen und ihre Mitläufer bei guter Laune. Man weiß aber in Kopenhagen, daß es Frankreich vor allem darum zu tun ist, die dänisch-deutsche Wunde groß und offen zu halten, und daß die recht egoistische und darum auch solide Freundschaft der Franzosen nicht durch besondere Opfer erkauft zu werden braucht. Nordschleswig wurde mühelos erworben; ebenso mühelos soll es gesichert werden. Das amtliche Dänemark ist, auch wenn

Digitized by Google

es sich um Nordschleswig handelt, allen Bindungen abhold, die das Land in Konflikte dritter Mächte hineinziehen könnten.

So hat denn auch die dänische Politik den Scheideweg deutlicher erkannt als das dänische Publikum. Sie hat sich um eine Nuance entschiedener dem schrittweisen Ausgleich mit Deutschland zugewendet, als Öffentlichkeit und Presse dies wahr haben wollen. Sie hat hierzu auch genügend Grund.

Eigentlich interessiert man sich in Europa ja doch nur für Dänemarks Ost-West-Beziehungen, d. h. vor allem für die Rolle, die das Land im Ostseeproblem zu spielen hat.

Dänemark ist dort weniger ein politischer als ein geographischer Begriff; es ist das Tor zur Ostsee, den Schlüssel aber hat es nicht. Es hatte den Schlüssel einst aus eigener Machtvollkommenheit, es hatte ihn später im 18. Jahrhundert als Mandatar der Randmächte des mare clausum. Es verlor den Schlüssel de facto vor 125 Jahren an Nelson und gab auch den letzten Rechtsanspruch preis mit dem Verzicht auf den Sundzoll 1857.

Der Schlüssel zur Ostsee gehört jetzt der jeweils örtlich überlegenen maritimen Großmacht, also bis auf weiteres den Engländern. Offensichtlich würde Dänemark im Ernstfall die Wasserstraßen den britischen Geschwadern überlassen, sein Territorium aber den Kriegführenden weder zum Aufenthalt noch auch für einen Truppendurchmarsch zur Verfügung stellen. Auf diese Weise gedenkt man trotz exponierter Lage sich am besten zu salvieren.

Eigene Zwecke verfolgen die Dänen in der Ostsee ja gegenwärtig kaum. Man liebt die Sowjetrussen nicht und wünscht eine Konsolidierung der Ostseeanliegerstaaten. Dies spricht neben den fast zwingenden ökonomischen Interessen — Austausch landwirtschaftlicher gegen Industrieerzeugnisse — für eine englische Einstellung, und es ist heute vielleicht der sicherste Punkt der dänischen Außenpolitik, daß sie keine antienglische Orientierung suchen oder sich aufdrängen lassen kann. Die Mächtekombination in der Ostsee ähnelt heute wohl am meisten der des Krimkrieges, während dessen Dänemark in seiner Neutralität unangefochten blieb.

Unter solchen Auspizien ist es nicht zu verwundern, daß die Abrüstungsneigung in Dänemark sich auch auf die Bewaffnung zur See erstreckt. Jedenfalls sind ernstere internationale Komplikationen für Dänemark nicht zu befürchten, solange Rußland zur See darniederliegt und solange die englischen und die französischen Ostseeinteressen nicht stärker als heute miteinander konkurrieren.

Neutralität nach allen Seiten ist also die Signatur der dänischen Politik, gleichgültig welche Partei am Ruder ist.

Seit 1864 hat Dänemark offiziell seine Neutralität gewahrt. Man behielt dabei den Erwerb Nordschleswigs stets im Auge, sowohl nach Aufhebung des Artikels V des Prager Friedens als auch nach dem Nord- und Ostsee-Abkommen von 1908. Mit gewissen Stärkeschwankungen blieb das Leitmotiv antideutsch, aber ohne Fesselung an Deutschlands Gegner. 1870 war man versucht, den Lockungen eines französischen Emissärs, des Herzogs von Cadore, zu folgen, blieb aber dann neutral unter dem Eindruck der deutschen Waffentaten. Als unter Alexander III. die dänischen Augen am „Zar-Protektor" hingen, ließ

Digitized by Google

man sich wieder nicht auf Bedingungen ein. Die Sorge vor England war immer überwiegend, und auch 1904/5 überschritt man, wenigstens nach eigener Auffassung, nicht den Rahmen der Neutralität, als man den russischen Kriegsschiffen mit dänischen Lotsen den Belt passieren half.

Innerpolitische Gründe, Fragen der Wehrmacht ließen gelegentlich den Gedanken einer international garantierten ständigen Neutralität im Lande entstehen. Es blieb aber dann doch bei der Neutralität von Fall zu Fall, einer Neutralität, die im Interesse der Erwerbung Nordschleswigs einer douce violence von Deutschlands Gegnern sich opfern ließ und wenn nicht rechtlich, so doch faktisch 1919 geopfert wurde.

Heute ist neutrale Zurückhaltung für Dänemark wiederum Parole. Sie ist, so wie die Dinge liegen, wohl auch durchführbar, wenn sie verbunden bleibt mit einer Tendenz zum unmittelbaren und friedlichen Ausgleich deutsch-dänischer Differenzen und so lange sie, besonders in den Ostsee-Fragen, vorwiegend auf Englands Wünsche Rücksicht nimmt.

Nur die jedem Mitglied des Völkerbundes obliegenden Verpflichtungen durchbrechen heute das dänische Neutralitätsprinzip, oder umgekehrt: Dänemarks Bedürfnis geht nach stärkerer Betonung des Neutralitätsgedankens im Völkerbund. Hier liegen dänische Gedankengänge und Interessen, die auch in Deutschland wiederkehren und die auf gewisse gemeinsame Richtlinien beider Länder hinzuweisen scheinen.

H. C. Andersens Märchen in europäischer Beleuchtung*)

Von

Valdemar Vedel

Es ist der Ton, der die Musik macht — sagt ein altes Wort. Nun — ich denke, erst wenn mit dem Tonstoffe rhythmische und harmonische Themen aufgebaut werden, bringt man aus dem tönenden Instrumente eine rechte Musik hervor. Wahr ist es aber ja, daß ein musikalisches Thema, aus einer in eine andere Tonart versetzt oder von Saiten- in Blasklänge übertragen, obgleich noch erkennbar, doch als wesentlich neu wirkt. Und sollte man den märchenhaften Erfolg, den Andersens Märchen sofort bei ihrem Erscheinen in Deutschland, in Frankreich, in England erzielten, mit einem Worte erklären, würde ich sagen, das Geheimnis sei, daß man in den kleinen Prosadichtungen alle Lieblingsmotive des romantischen und humanistischen Zeitalters sowie die bewährtesten Themen des Volkshumors und der Kinderphantasie aller Zeiten wiederfand, aber aufs erfreulichste und rei-

*) Vortrag gehalten in der Aula der Universität Berlin aus Anlaß der Andersen-Ausstellung.

Digitized by Google

zendste erneuert durch den Erzählerton, die Stimme des Dichters. Wie Griegs — des Norwegers — Romanzen einige Jahrzehnte später die Konzertsäle von Berlin und von Paris entzückten als nordische Wiederklänge und Wiedergeburten von Schumanns und Chopins Tonkunst.

Die universellen Themen und Motive der Märchenwelt des Dänen — alles, was ihr für die Augen des Auslandes eine „Bekanntheitsqualität" (wie die Psychologen sagen) verlieh, — das ist es, was ich — etwas kaleidoskopisch bunt und schnell — im folgenden an Ihnen vorübergleiten lassen möchte.

War er doch — der Schusterjunge aus der kleinen Stadt auf der Insel Fünen — von Kindheit an völlig durchtränkt sowohl mit mündlichen Volkserzählungen wie mit der literarischen Lektüre und dem Theaterrepertoire der zwanziger und dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Von der alten Weiber Spinnstube her mit ihren Volksmärchen und vom Vater, der ihm „Tausend und eine Nacht" vorlas. Von den Vorstellungen der Wandertruppen auf dem Theater in Odense, die der Knabe — „Donauweibchen" und „Cendrillon" — auf seinem Puppentheater nachmachte. Von der kurzen Statistenzeit des Jungen auf der Kopenhagener Bühne, wo er in deutschen Ritterschauspielen und in französischen Opern und Balletten mitwirkte. Von seiner verspäteten Gymnasiasten- und Studentenzeit, da er alle möglichen Leihbibliotheksromane verschlang und vom vierten Rang herab mit sehnsüchtigen Blicken an der Welt der Bühne hing. In Hoffmann und Tieck, in Jean Paul und Heine lebte und schwärmte der phantasiwolle Jüngling, und in unserer dänischen Literatur und auf der Kopenhagener Bühne trat ihm eine nationale Ritterromantik in der Art Fouqués entgegen, eine symbolische Märchenphantastik, derjenigen Tiecks gewissermaßen entsprechend, auch eine mystisch-kindliche Frömmigkeit, welche der des Brentano, des Eichendorff ähnelte. Wie denn auch bei uns, ganz wie in Louis Philippes Frankreich und in Raimunds Wien und Hoffmanns Berlin, in den Dreißigerjahren eine Art von bürgerlichem oder mondänem Realismus, aber echt romantisch mit Phantastik und Satire durchsetzt im Begriffe war, die Novellistik und die Bühne zu erobern. Aber alles, sowohl die Hoffmannschen Kobolde und die Raimundschen Zaubereien, wie die Geister der deutschen Opern, die Tieckschen Elfen, die Sylphen der französischen Ballette, alles führte dem naiven Sohne des Volkes nur die Märchenwelt seiner Kindheit weiter aus. Diese Märchenwelt der Kindheit, die er gleichzeitig bei Grimm und den verschiedenen seinen Spuren nachwandelnden Sammlern von norwegischen, dänischen und schwedischen Volksmärchen nun auch in literarischer Fixierung wiederfand.

Ein dänischer Grimm zu werden — dazu war Andersen doch ebensowenig berufen wie zu einem romantischen Schriftsteller von Fach, im Sinne Tiecks und Hoffmanns. „Eine poetische Gestalt", nur eine erdichtete Figur läßt er in einem seiner Romane sein zweites Ich von den Prosamenschen spöttisch nennen. Das eben war er. Von früh an hatte sich sozusagen sein ganzes Wesen und Leben dem, was er las und weiterdichtete, nachgebildet. Der Proletarierjunge, wegen seiner Herkunft verachtet, seiner ungelenken Gestalt, seines linkischen und naiv zudringlichen Betragens wegen verspottet, dichtete sich in einen Dümmling um oder in ein Aschenbrödel, auch wohl in einen ungeschickten „Hans im Glücke" der Volksmärchen, oder in einen von der Stiefmutter verstoßenen oder von einer Hexe verwandelten Königsohn, der aber — das wußte er schon früh — dazu auser-

Digitized by Google

sehen war, einst nach langen schweren Prüfungen durch die Hilfe guter Mächte zu Ehre und Herrlichkeit zu gelangen. Wie ein Hoffmannscher Student Anselmus kam er sich später in Kopenhagen vor, mit seinen langen Armen und Beinen überall den Marktweibern ihren Karren umrennend und auf dem glatten Salonfußboden ausgleitend, aber im Hollunderbusch glühende Feenaugen sehend, wo kein anderer etwas entdecken konnte. Oder auf seinen vielen Reisen wie ein Eichendorffscher Taugenichts, ein Brentanoscher fahrender Schüler fußwandernd durch die Bergwälder des Harzes, oder auf dem Dache des Postwagens nach Italien pilgernd. Ein gläubiges, träumerisches, verschämtes Wesen, stets und überall, wie Jean Pauls Schulmeisterlein oder Armenadvokat eckig und blöde, mit frommer Zuversicht in die Welt blickend und alles, was er erlebte, zu Wundern und Märchen dichtend — wie Andersen ja selbst seine Erlebnisse später als „das Märchen meines Lebens" niederschrieb. Und aus diesen „poetischen Gestalten" heraus, aus einem „Bruder Lustig" oder einem „Schulmeisterlein Wuz" heraus, aus diesen ihn halbwegs angeborenen, halbwegs angedichteten Rollen heraus dichtete und erzählte er seine Märchen — sozusagen eine Poesie in zweiter Potenz. Er war der abgedankte Soldat des Volksmärchens oder Schulmeisterlein Wuz, Hoffmanns Peregrinus Tyr seinen kleinen Freunden Märchen erzählend. Leicht begreiflich, daß so etwas anders herauskommt, als wenn der Bibliothekar zu Kassel „Hänsel und Gretel" trocken nacherzählte oder der Kammergerichtsrat in Luthers und Wegeners Weinstube seine philisterberauschenden Teufelselixiere braute.

„Es war einmal ein Soldat, der hatte dem König lange Jahre redlich gedient; als aber der Krieg zu Ende war und der Soldat, der vielen Wunden wegen, die er empfangen hatte, nicht weiter dienen konnte ..." Das ist Grimm. „Es kam ein Soldat auf der Landstraße daher marschiert. Eins — zwei, — eins — zwei." Das ist Andersen, dasselbe Märchen von Berichterstattungston zu Gegenwartsstil umgestimmt. Zurückversetzt in die fabulierende Phantasie und das kindliche Gemüt des alten Schwankerzählers, vom abgedankten Soldaten selbst seinen Kindern vorerzählt. Mit derselben muntergemütlichen Volkstümlichkeit erzählte er auch andere derartige Schwänke aus dem internationalen Grundstock lustiger Streiche und abenteuerlichen Glücks. Den „Schweinehirt": die Abstrafung der stolzen Prinzessin durch den abgewiesenen, verkleideten Prinzen. Die Prüfung der Echtheit der Prinzessin durch die Erbse unter den zwanzig Matratzen. „Des Kaisers neue Kleider", „Der kleine Klaus", der muntere Schlaukopf und Glückspilz, der den großen, ungestümen Klaus immer wieder zu übertölpeln weiß. Altes Gemeingut, schon früher oft in literarische Form gebracht, aber erst Andersen wußte aus den Geschichten den Ton herauszulauschen, auf den sie von Hause aus gestimmt waren, den Ton des idealen Schwankerzählers zu treffen. Nur hie und da war früher dieser Ton des Volkshumors angeschlagen worden. Von Uhland vielleicht, in seinen munter-derben Balladen von den Schwabenstreichen; auch Hebel hatte in seinem „Rheinischen Hausfreund" bisweilen ähnliche Schwänke und Abenteuer in einem annähernd gleichen Ton, nur für Erwachsene, nicht für Kinder berechnet, nacherzählt. Hören Sie: Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: wenn man's gut hat, hätt' man's gern besser ... Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen baierische Taler

Digitized by Google

kurzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Haustür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang usw.

„Weit von hier, da, wohin die Schwalben fliegen, wenn wir Winter haben, wohnte ein König, der elf Söhne und eine Tochter, Elisa, hatte." Das ist das Märchen von „den wilden Schwänen", den verzauberten Königssöhnen, durch der Schwester Treue schließlich wieder entzaubert. „Der arme Johannes war tiefbetrübt, denn sein Vater war sehr krank und konnte nicht genesen." So fängt das Märchen vom Reisekameraden an. Auch das sind Volksmärchen, aus Grimm schon bekannt, mehr Kindermärchen aber, von einem andern Ton und Typus als die Schwänke, von einem anderen, weiblicheren Typus, Märchen von Prinzen und Prinzessinnen, die von bösen Stiefmüttern und Hexen verfolgt werden, von Verzauberung und Entzauberung, von schönen Dulderinnen und allesüberwindender Treue und Liebe, von Pietät gegen die Toten und Mitleid mit Tieren, die dann später durch die Dankbarkeit dieser belohnt wird. „Schneewittchen" und „Aschenbrödel", „Jungfrau Eselsfell" und „Prinzessin Goldhaar" gehören hierher. Sie kennen aus Grimm den weichen, mitleidigen Ton: „Nun war das arme Kind in dem großen Walde mutterseelenallein". „Da sah der getreue Johannes, daß es nicht mehr zu ändern war, und suchte mit schwerem Herzen und vielen Seufzern aus dem großen Bund den Schlüssel heraus." Die Motive sind vielfach uralten naturreligiösen Ursprungs; aber sie sind in Geist und Ton der mittelalterlichen Ritterromantik und der christlichen Legenden umgedeutet, umgestimmt, sowohl die kleinen Dulderinnen, die alle Verfolgungen als Prüfungen demütig ertragen, als die „reinen Toren", die durch Herzensunschuld und Gottvertrauen vor Übel bewahrt werden. Zu diesen romantisch sentimentalen Volksmärchen gehört auch Andersens „Kleine Seejungfer", die sich nach Menschenliebe und ewigem Leben sehnt, nach kurzem Erdenglück jedoch von den Menschen wieder verstoßen in die Tiefe zurückkehren muß. Von dergleichen Wassernymphen, Wassermännern, Feen, Hexen, die, von Liebe zu Menschen entbrannt, sie entweder tückisch in die Tiefe hinabziehen oder nach Glückseligkeitsländern entführen oder auch in Menschengestalt mit ihnen verkehren — das schöne, aber widernatürliche Verhältnis doch immer zuletzt ein trauriges Ende nehmend — davon hat die Volksphantasie überall gefabelt. Dänische und schwedische Volkslieder, deutsche Rheinsagen von der Lurlei und Harzsagen von der Prinzessin Ilse, namentlich auch viele mittelalterliche Sagen und Gedichte aus der keltischen „Ecke" (bretonische, gälische, schottische) erzählten von den Verbindungen zwischen Menschen und derartigen Naturwesen, für die das Volk gleichzeitig furchtsame Scheu, neugierige Bewunderung und herablassendes Mitleid empfand. Auf alte, damit verwandte, weitverbreitete Sagen von den Inseln der Seligen geht auch Andersens Märchen vom „Garten des Paradieses" zurück, auf Sagen von unverhoffter und bald wieder verscherzter Aufnahme Sterblicher in Feenländer, Unsterblichkeitsländer. Die klassische, die altnordische, namentlich aber die keltische Vorzeit kennt dergleichen Sagen. Aber bei Andersen ist die Sage ins Christliche und Moralische umgedeutet; das Feenreich ist zum verlorenen Paradies geworden, und dem Prinzen geht alle Herrlichkeit wieder verloren, weil er die Ungehorsamssünde des ersten Menschenpaares wiederholt und die verbotene Frucht pflückt. Ebenso wird die kleine Seejungfrau zum Vertreter des Seufzens der ganzen

Digitized by Google

Schöpfung nach Erlösung, zu einem Bild der romantisch-christlichen Sehnsucht nach einem höheren Dasein; mitfühlend durchleben wir ihre Sehnsucht nach Menschenleben unten im Grunde des Meeres, die Leiden, denen sie sich unterziehen muß, um Menschengestalt zu gewinnen, ihre stumme Liebe zum Prinzen und ihr Entsagen der menschlichen Rivalin gegenüber. Tatsächlich fußten diese beiden Märchen Andersens auch gar nicht direkt auf alten Sagen. Für die Seejungfer waren wohl ein französisches Ballett „Die Sylphide" und eine romantische Erzählung Fouqués „Die Undine" die nächsten Vorbilder, für Andersens „Garten des Paradieses" waren die nächsten Vorlagen ein französisches Feenmärchen von Madame d'Aulnoy und eine Dichtung des schwedischen Romantikers Atterbom, eines Schülers Tiecks.

Zwischen der Volksdichtung und Andersen liegen nämlich die italienisch-französischen Kunstmärchen — die Linie: Ariosto, Basile, Perrault, Madame d'Aulnoy, Gozzi, Nodier — und liegt auch die deutsche Romantik und die gleichzeitige nordische Romantik. Und seine Märchen wurzeln in dieser Kunstliteratur noch mehr als in der Volksliteratur.

Die Märchenwelt der italienisch-französischen „contes de fées" des 18. Jahrhunderts — die Personennamen verraten uns schon, wie sie ist: Grazieuse et Percinet, Prinzessin Rosette und Prinzessin Mignonne, Prince Désir und Prince Chéri, chatte blanche, chat botté, la grenouille bienfaisante. Artige, elegante Fürstenkinder, von feinster Lebensart, Herzens- und Geistesbildung werden von bösen Feen in Kätzlein oder Affen verwandelt, aber durch Hilfe dankbarer Tiere oder durch Mut und Liebe wieder erlöst. Oder sie kommen durch Irrfahrten ins Feenland, ins Affen-, Papageien-, Kinderland und werden von einem Affenkönige oder einer weißen Katzenprinzessin geliebt. Die Katze, von großem Hofstaat umgeben, wird vom galanten Prinzen „Madame" angeredet, spielt Schach mit ihm, alles geht zu wie am Hofe von Versailles, nur werden bei Tafel dem Prinzen Tauben, der Katzenprinzessin aber eine Schüssel fetter Mäuse angerichtet, und das Hausorchester von Katzen macht auf Auge und Ohr einen gleich burlesken Eindruck. Das Zierliche und das Groteske, das Kindliche und das Gekünstelte hält sich in dieser Kleinwelt von Kindern und Tieren, Feen und Kobolden im Absurdesten und im Possierlichsten die Stange. Die Kinder sind Kavaliere und Damen, aber auf der „Insel der Kinder" sind die Zimmerwände von Kandiszucker, und die Möbel aus trefflichstem Reimser Lebkuchen. Grotesk lächerlich ist die große Freierdeputation der Affen; die kleine Froschjungfrau fährt allerliebst vor in einem Schneckenhaus, von Mäusen und Vögeln gezogen und von leichten Heuschrecken als Hofdamen begleitet; selbst ist sie ein bißchen kokett und „met du rouge et des mouches". Eine gewisse harmlos-heitere oder geradezu spöttische Respektlosigkeit des Erzählers macht sich gelegentlich familiär mit den hohen Feen, mit klassischen Gottheiten, mit „Tausend und eine Nacht"-Sultanen, und der einfältige König schneuzt sich in den Ärmel und spielt mit Bleisoldaten. Eine kapriziöse, komisch-graziöse Maskerade, wo Erwachsene und Kinder, Menschen und Tiere Rollen tauschen, wie bei den Hofballetten die dressierten Salonkinder und dressierten Salontierchen und wie Marie Antoinette in Klein-Trianon sich und ihren Hofstaat ins Ländliche und Kindliche verkleidete. „Des contes bleus", ohne tieferen Sinn, oft geradezu absichtlich sinnlos, nur hie und da kindliche Tugenden belohnend, kindliche Fehler rügend, anmutig zwischen dem leicht Sentimentalen und dem leicht

Digitized by Google

Parodistischen spielend. Und ganz ebenso wie in den nahe verwandten Gozzischen Maskenkomödien und den Zauberstücken und Feenballetten der „Opéra comique" machten Verfasser und Publikum sich auch in den Märchen einen Spaß daraus, die Illusion bisweilen mutwillig zu brechen, sich von der künstlichen Naivität hin und wieder durch eine frivole Zweideutigkeit, eine satirische Anspielung auf die Wirklichkeit los zu machen.

Sie werden in Andersens Märchen vieles von dieser italienisch-französischen Märchenwelt wiedererkennen, nur ins Bürgerliche und Naturalistische umgesetzt. Wenn z. B. bei Andersen das kleine Däumelinchen ungefähr wie Prinzessin Rosette im Französischen auf dem Seerosenblatte den Fluß entlangsegelt, das freundliche Fische vom Stengel losgenagt, und wenn sie später, im Dienst der Feldmaus, in einer lackierten Walnußschale, mit Veilchen- und Rosenblättern gepolstert, schläft. Oder wenn der kleine Friedrich im „Sandmann" zur Mäusehochzeit eingeladen wird und von dem Mäuslein in einem Fingerhut durch Gänge unter den Fußboden gezogen wird. Die guten alten Könige bei Andersen in Schlafrock und gestickten Pantoffeln, die einfältig-pedantischen Hofminister und albernen Hofdamen; die Mutter der Winde, die ihre Söhne, wenn die Bengel gar zu böse Streiche machen, in ihren Sack kommandiert; die „Erbse, die auf die Kunstkammer kommt, wo sie noch zu sehen ist, wenn sie niemand genommen hat" . ., alle solche Späße und spaßhafte Figuren sind nach Art der Gozzischen Maskenkomödien oder der französischen Scherzmärchen. Ein schelmisch-satirisches Augenblinzeln zu den Erwachsenen, über die Köpfe der Kinder hinweg, fehlt auch bei Andersen nicht. Und wenn ein Märchen der Gräfin d'Aulnoy mit einer Hochzeit endet, die 14 Tage dauert und bei welcher der treue Retter — Hund Fretill — mit Auerhahnflügel traktiert wird, so endet Andersens „Feuerzeug" ganz ähnlich: „Die Hochzeit währte 8 Tage lang, und die Hunde saßen mit zu Tisch und machten große Augen".

In den Spuren der italienisch-französischen Feenmärchen wandelte bekanntlich vielfach die deutsche romantische Märchendichtung. Tiecks „gestiefelter Kater" romantisierte Perraults „chat botté" und Gozzis Märchenkomödie; die Raimundschen Zauberpossen auf dem Leopoldstädter Theater in Wien gingen zurück auf die „commedia dell'arte" und Gozzis Märchenkomödien, Brentanos Hühnerstall- und Mäuseschloßmärchen: „Hinkel, Gockel und Gackelaia" fußt ganz auf Basiles italienischen Kunstmärchen. Und namentlich bei seinem Aufenthalt in Wien 1833 bis 1834 hat Andersen lebhafte Eindrücke und Inspirationen empfangen — das Wiener Theater war damals vielfach nur eine leichte Germanisierung der italienischen und französischen Bühnen. „Das Donauweibchen", eine Umgestaltung der französischen Melusinensage von der Liebe einer Seejungfrau zu einem Prinzen wie die in Andersens Märchen, war mit ihrem Hexenzauber und ihrer Kasperkomik schon auf dem Theater in Odense das Entzücken des Knaben gewesen; ein komisches Ballett „Die Zauberflöte" — auch dies gewiß ein ursprünglich französisches Motiv — gab ihm (nach seiner eigenen Aussage) eine Idee zum „Sandmann", einer satirischen Zauberposse entnahm er „Die Galoschen des Glücks", die den für das Mittelalter schwärmenden Gerichtsrat in die gute alte Zeit versetzten. Die Raimundschen Phantasmagorien mit dem in Wolken gelegenen Geisterreiche, mit den Personifikationen der Jahreszeiten, der Jugend, des Alters, des Todes, mit satirisch beleuchtetem Spießbürgertum in gemütlichem Verkehr mit der Geisterwelt — alles das hat Andersens Phantasie offenbar vielfach angeregt. Und das

Digitized by Google

damals so berühmte Kinderballett Wiens mit seinen Zaubereien ist für ballettartige Märchen wie „Die Blumen der kleinen Ida", „Die Hirtin und der Schornsteinfeger" sicher vorbildlich gewesen.

Alles dieses ist romanisch in Andersens Märchen. Bei uns in Dänemark zeichnen sich die „Fynbor", die Leute auf Fünen, durch ihre leicht spielerische Phantasie, ihren heiteren Witz, ihr weiches, kindliches Gemüt aus, und Andersen war vielfach wahlverwandt mit einem Gozzi, Ariost, mit einem Lafontaine, Nodier. Immerhin, er blieb Germane, und seine Märchen wurzeln, wie seine ganze Geistes-kultur, zu guterletzt doch in der deutschen (nordischen) Romantik und der deutschen . . . Doch halten wir uns vorerst an die Romantik.

Das romantische Kunstmärchen (Novalis', Tiecks, Chamissos, Hoffmanns) war sozusagen der ganzen romantischen Dichtung Blüte oder ihr Kronblatt. Die romantische Phantasie war von Grund aus metaphorisch, wie die romantische Weltanschauung symbolisch, und beide führten direkt zum Märchen. Wenn Jean Paul die Schmetterlinge „fliegende Blumen" nennt oder Heine von „weißen höflichen Manschetten" spricht, liegen in solchen metaphorischen Bildern Märchen wie Andersen vom „geckenhaften Halskragen" oder vom „Schmetterlinge" schon im Keim vor. Und die Lehre von der Weltseele, von der Einheit von Natur und Geist, der Pantheismus und Mystizismus des Novalis und Schlegels werfen über das ganze Dasein einen Märchenschimmer und proklamieren mit Novalis: „Alles Poetische muß märchenhaft sein".

Sie erinnern sich aus „Heinrich von Ofterdingen" des allegorischen Märchens von König Areturus und Gimistan, vom Schreiber und von der Fabel — von Überwindung des Reiches der Prosa und des Verstandes, Befreiung der Poesie und Neubegründung ihrer Herrschaft; mit diesem Märchen ist Andersens „Schneekönigin" gewissermaßen verwandt und steht vielleicht irgendwie in Zusammenhang. Sie erinnern sich dieses ganz allegorischen Märchens vom Knaben, der einen Splitter vom Teufelsspiegel ins Auge bekommt und dadurch in den Bann der Schneekönigin — des kalten, scharfen Verstandes — gerät und in ihrem Eispalast, sein eigenes Herz zu einem Eisklumpen gefroren, mit scharfen Eisstücken, in künstliche Figuren gelegt, das „Eisspiel des Verstandes" treibt, bis endlich die Treue und Liebe seiner Kindheitsgespielin ihn nach langen Irrfahrten findet und auslöst. Man kann nicht umhin, an den Eiskristallpalast des Areturus bei Novalis zu denken, wo der König und seine Tochter Blätter in künstliche Figuren legen, an den ewig schreibenden Schreiber, Vertreter verstandestrockener Aufklärung, an die Reise der Poesie und der Phantasie, um die Prinzessin zu erlösen. Viel enger sind aber manche von Andersens Märchen mit Hoffmanns Märchen verknüpft. Hoffmann war ganz wie Andersen, trotz aller romantischen Phantastereien, ein heller Kopf mit scharfem Wirklichkeitssinn und satirischer Beobachtungslust; in seinen Märchen weben Alltagswelt und Märchenwelt, satirisch beleuchtetes Philistertum und Phantastisches sich seltsam ineinander. Und Andersens Märchen „Die Blumen der kleinen Ida" ist ganz Hoffmannisch: Der nächtliche Ball der Blumen, die blauen Veilchen, die wie kleine Seekadetten aussehen, die gelbe Lilie am Klavier, die im Gesicht und in den Manieren Tante Line völlig gleicht, die Wachspuppe der Fastnachtrute, die mit ihren dünnen Beinen dem alten Herrn so ähnlich ist, und der Nußknacker, der mittanzen will . . . Bemerkungen, die

Digitized by Google

aus dem Abendgespräche der Erwachsenen im Traume des Kindes wieder auftauchen . . . Traum und Wirklichkeit seltsam ineinander verwoben, ineinander übergehend: das ist die Märchenwelt Hoffmanns, der Feuerlilie Phosphorus', des Mäusekönigs und des Nußknackers mit den Zügen des Obergerichtsrats Drosselmeier, des Salatprinzen und der Bohnenprinzessin. Hoffmannsche Traummärchen sind sie in der Tat: „Idas Blumen" ebenso wie „Der Sandmann" mit Fritzens nächtlichen Abenteuern; nur daß die Träume des Dänen leichtblütige, lichte Kinderträume sind, ganz ohne das ängstigende Albdrücken, jene fieberhaften Verzerrungen wie die Träume des schwerblütigen, alkoholisierten Berliners. Am unheimlichsten, halb lächerlich halb dämonisch, wirkt es bei Hoffmann, wenn sogar die vergoldete Eule auf der Wanduhr mitspricht, der Nußknacker Fratzen schneidet und die Drahtpuppen und Pfefferkuchenfiguren Gesellschaft geben, und auch dieses Beleben der Hausgeräte und des Spielzeugs hat Andersen übernommen. Sein Zinnsoldat, z. B. der sich beim nächtlichen Spuk des Spielzeugs in die kleine Nürnberger Tänzerin verliebt, ebenso wie seine Porzellanhirtin mit dem Porzellanschornsteinfeger auf der Spiegelkonsole und der geschnitzte Ziegenbockstitularrat auf dem Schranke.

Hinaus, aus der Stubenluft und der Marionettenwelt Hoffmanns kommt jedoch Andersens Soldat bald — wie Sie sich erinnern werden — auf seiner Reise durch den Rinnstein, und die Hirtin und der Schornsteinfeger streben mit ihrer Liebesschwärmerei durch den Schornstein auf zur freien Sternennacht. Und gar nichts mit Hoffmann zu tun hat die hoffärtige Stopfnadel (die sich eine Nähnadel dünkt) oder der geckenhafte Halskragen (mit seinen immer verunglückten Galanterien), und ebensowenig das Liebespaar: der Kreisel und der Ball. Mit den romantischen Blumenmärchen Hoffmannscher oder Heinescher Art hat Andersens Gänseblümchen ebensowenig zu tun, das demütig-bescheiden außerhalb des Gartenzaunes steht und doch zu seiner Freude von der Lerche den stolz-steifen Gartenblumen vorgezogen wird. Dem eigentlichen deutsch-romantischen Kunstmärchen steht Andersens Märchen alles in allem genommen fern. Einzelheiten konnte er übernehmen — die Brillen des Meisters Floh, die in die Herzen sehen können, den Schatten Peter Schlemihls — aber sowohl ausgeklügelter Allegorie und tiefsinniger Symbolik in Novalis-Tiecks Art als den Hoffmannschen tückischen Mystifikationen stand sein poetisches Naturell innerlich fremd gegenüber. Und — hier komme ich zum Kernpunkt in der früheren, eigentlichen Märchenliteratur — im Kunstmärchen sowie im Volksmärchen können wir Motive und Anregungen zu Andersens Märchen in Menge finden. Sie werden es aber alle gefühlt haben: den eigentlichen Erdboden, dem Andersens Märchen entsprossen sind, haben wir noch nicht betreten, die geistige Atmosphäre, die sie gezeitigt hat, wehte uns aus allem diesem noch nicht an. Und, so sonderbar es scheinen mag, wenn ich diesen Erdboden, diese Atmosphäre mit deutschen Namen bezeichnen sollte, möchte ich einerseits Namen wie Claudius: „Wandsbecker Bote" und Weiße-Salzmanns „Kinderfreunde", anderseits z. B. Eichendorffs „Leben eines Taugenichts" und Heines „Harzreise" nennen.

Claudius, Campe, die Kinderfreund-, Hausfreund-, Volksfreundliteratur, das heißt eine Geistesbildung, die während Andersens Knabenjahren in Dänemark wie in Deutschland die des breiten, ländlichen Publikums war — eine Geistes-

Digitized by Google

bildung, die auf den Rationalismus der Aufklärung, auf den Demokratismus und Philanthropismus Rousseaus zurückgeht, aber die jetzt in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einen mäßigen Anstrich, oder Hauch von Romantik angenommen hat. Durch die Volksschule, den Konfirmationsunterricht, das Gymnasium war diese Bildungsschicht in Andersen die tiefste geworden. Ein Christentum, das — wie Claudius', Herders, Jean Pauls, Hebels Christentum — ohne weitere Dogmen sich mit dem Vertrauen auf einen allweisen, allguten Vater begnügt und im übrigen mit einer ziemlich hausbackenen christlich-bürgerlichen Moral der Redlichkeit und der Menschenliebe auskommt, das etwas magere Gerippe doch hie und da mit der alten, aber durch Herder (und Geßner) wieder aufgefrischten Bibel- und Legendenpoesie einigermaßen ausgeschmückt. Der beiden Prälaten Herders und Krummachers Parabeln und Legenden sind für diese romantisch-katholisch angehauchte Didaxis maßgebend, und etliche von Andersens Märchen sind eigentlich solche Parabeln und Legenden in der Art Herders und Krummachers. „Der Buchweizen" z. B.; das Märchen erzählt, wie der Buchweizen von Gottes Blitzengel kohlschwarz gebrannt wird, weil er hochmütig sich nicht wie anderes Korn neigen will. Eine moralische Abschreckungs-Legende, „un conte devot", bestimmt für eitle Mägdlein, ist das Märchen von den „roten Schuhen", wo Marie sich halb zu Tode tanzen muß, bis der Engel der Gnade ihre reuige Seele zu Gott emporträgt. Ganz mystisch-katholisch angehaucht ist die Geschichte von der kranken Königin und „der schönsten Rose der Welt", die Rose, die vom heiligen Kreuzbaum aus Christi Blutopfer entsprang. Echt, unverfälscht begegnet uns dagegen der Rationalismus der guten, alten Hagedorn und Gellert in anderen von Andersens Märchen — recht eigentlich Fabeln, eine skeptische Weisheit verkündend. Die Fabel vom Kreisel z. B., der seine alte Liebe zum Saffiansballe vergißt und verleugnet, da er die Geliebte wiedersieht, nachdem sie fünf Jahre in einer Dachrinne gelegen hat. Oder das andre von der einen ausgerupften Feder einer Henne, die in dem vervielfältigenden Geschwätz des Hühnerhofs allmählich zu fünf ganzen getöteten Hühnern wird. Das letzte in Motiv und Erzählungsmanier ganz ähnlich einer Fabel von Lafontaine. Auch rein moralische Erzählungen gibt er, die einen pädagogischen Lehrsatz durch ein Beispiel aus dem nicht menschlichen Leben illustrieren. „Der Tannenbaum", der sich aus seiner glücklichen frischen Jugend im Walde immer nach etwas Höherem und Feinerem sehnt, aber nach kurzem träumerischen Glanz als Weihnachtsbaum weggeworfen unter Unkraut und Nesseln endigt. „Der Flachs" als Gegenstück, der überall und immer zufrieden ist, selbst unter den schweren Prüfungen des Hechelns und Brechens, und zuletzt nach seinem glanzvollen papiernen Dasein mit seinem Los zufrieden in dem Aschenheimer liegt.

Aber aus dem trocknen Holz eines Gellertschen „Bispels" hat sympathische Phantasie hier lebendig frische Blüte getrieben; der blauäugige Flachs und die hochstrebende Tanne werden durch alle Wechselfälle ihres Schicksals von unserer innigen Teilnahme begleitet, um ihrer selbst willen, nicht wegen irgendeiner Belehrung. War Andersen doch ein Kind des 19. Jahrhunderts, und zwischen Gellert-Hagedorn und ihm lag die Zeit Herders, Goethes, der Romantiker. Eine Zeit, deren tiefste Bedeutung schließlich wohl darin lag, die Tragweite des sympathischen Nachfühlens, die Spannweite des sympathischen Verständnisses gewaltig zu steigern. Nach dem Verdampfen des gefühlsseligen Schwarmgeistes der Wertherzeit und

Digitized by Google

der spekulativen Romantikerträume blieb ja als dauernde Errungenschaft dem neuen Jahrhundert ein geöffneter Sinn für so vieles, was dem Verstande des 18. Jahrhunderts verschlossen war: für das Natürliche und Naive, für Gemüt und Instinkt, für das Kindliche und das Volkstümliche, für das untermenschliche Leben der Tiere und der Pflanzen. Hinter und unter der Weimarer Klassik, der Jenaer und Berliner Romantik und viel populärer als alle diese, läßt sich eine stets wachsende Geistesströmung verfolgen, von Rousseau und Pestalozzi an bis ... ja! bis Auerbach und Keller — eine Geistesrichtung, die mit immer tieferem Verständnis, unter inniger Liebe sich in das Stilleben der Alltäglichkeit, der engen Häuslichkeit, in das stumme Leben der unteren Schicht vertieft, sich der Kleinwelt der Kinderstube, dem Kleinleben des Hühnerstalls und der Haustiere, dem stillen Pflanzenleben zuwendet. In diese Geistesrichtung, die mit Namen wie Claudius und Hebel und Jean Paul ansetzt, finden wir — meine ich — die intimsten Wurzeln von Andersens Märchenphantasie, überall wo er sich den Kindern zuwendet, sich zu Kind, zu Entelein macht, und sich in der Küche der armen Witwe, unter den Klettenblättern bei den Schnecken heimisch fühlt.

Ein Lieblingsbuch Andersens war Claudius' alter „Wandsbecker Bote" mit der treuherzigen, einfältigen Volkstümlichkeit seines Gemütes, seines Humors, seiner Sprache — mit dem idealen Bilde des ärmlichen Schullehrer-Hausstandes in seiner idyllischen Beschränktheit und frommen Christlichkeit; die Kupfer im Buche vom Herde und von dem Hühnerhof könnten als Illustrationen zu Andersens Märchen gelten. Oder erinnern Sie sich vielleicht an Elegien wie Salis' alte Elegie auf seine Kindheit, „als ich von Haselhecken mein Pferd mir schnitt" und „Soldaten aus Blei zur Schau mir stellte"; sie ist wie ein Auftakt zu der Kinderliebe-, Kinderverehrung-, Kinderbücher- und Kinderlieder-literatur, die nun einsetzt. Denken Sie an alle die alten Kinderlieder aus der Großmutterzeit — ich muß wohl jetzt Urgroßmutterzeit sagen. Schlaflieder: „Höre, wie der Regen fällt, und wie Nachbars Hündchen bellt. . . Häschen, Häschen spitzt das Ohr, guckt aus langem Gras empor." Am Bette stehen zwei Engelein, und oben im Himmel hält der liebe Gott selbst Wacht. Frühlingslieder, in welchen der alte Winter ängstlich herumtrippelt, seine Sachen zur Abreise zusammenkramend, und der wilde Bube Frühling schon kommt, pausbackig und rot vom Winde, und den Alten an dem weißen Bart zausen will. Lieder von Vögeln: „Storch, Storch mit langem Bein", „Stieglitz, Stieglitz, 's Zeiserl ist krank, Gehn wir zum Bader", „Putthöhnchen, Putthöhnchen, was deist in unserm Hof?" „Zum Hahn sagt de Tauba: Das geht ub' an Vastand." Oder vom „Sandmann": „Der Sandmann ist da, ninei, ninei". Oder vom lieben Gott, der dem Frühling sagt, er solle dem Würmchen mit Blättern und Knospen den Tisch decken. Ganz ähnliche haben wir auch auf dänisch, und aus solchen Kinderliedern wachsen ganz unmerklich Kindermärchen von selbst heraus, wie die Andersenschen von den Störchen, vom Frühling, von den Schwalben und Spatzen. Oder die Älteren erinnern sich vielleicht noch der Hey-Spechterschen Fabelbücher, die ein paar Jahre vor Andersens ersten Märchen in Hamburg erschienen. Hübsche Holzschnitte, aus der Welt der Kinder und der Haustiere, jeder begleitet von einem erklärenden oder erzählenden Gedichtlein, idyllisch-rührend und erzieherisch wirkend. Reizende Bilder und Worte aus und zu dem Gefühl und den Vorstellungskreis der Kinder redend — den Ton und die Motive von Andersens Märchen schon ganz angeschlagen von dem niederdeutschen

Digitized by Google

Künstler und dem niederdeutschen Pastor. Da steht der Schneemann wie bei Andersen und schmilzt und wird verspottet, dort begraben die Kinder einen toten Vogel, wie bei Andersen die Lerche, den Freund des Gänseblümchens. Das kleine Mädchen hält das Buch, von dem die Eltern sagen, daß man so vieles daraus lernen könne, ans Ohr, aber wirft es ärgerlich weg, weil das dumme Ding nichts sagen will. Schaukelpferd und Steckenpferd machen sich gegeneinander wichtig, auf dem Dach sitzt Frau Storch im Nest, und fünf Störchlein sperren die Schnäbel auf; unter den großen Klettenblättern hausen die Schnecken.

Hier, in dieser engen, traulichen Kinderwelt der Biedermeierzeit sind sie zu Hause: Andersens artige Mutterkinder und kranke Armenkinder, schutzlose Tierchen und bescheidene Feldblumen, die Herzen der kleinen Zuhörer weich rührend, die goldenen Strahlen von unsers Herrn Sonne doch in die Dachkammer und auf das arme Krötendasein freundlich niederfallend. Sie gehören hierhin, in die Kinderfreundliteratur, wie sie auch bei uns am Ende des 18. Jahrhunderts blühte. Nur aber daß die Lehrdichtung sich in romantische Poesie verwandelt hat. Wenn Andersen von seinen Armenkindern, verfolgten Tierchen, Feldblumen schrieb, dann dachte er dabei — und dieses macht doch schließlich seine Märchen zu etwas ganz anderem als Spechtersche Fabeln — bei allem dachte Andersen immer an sich selbst, an seine arme Mutter, seine gedrückte Kindheit, alle Demütigungen und Kränkungen, die der Freitischler so lange hatte hinnehmen müssen. Alle romantische Poesie ist ja ein solches Zusammenfließen des „Gegenständlichen" mit dem Persönlichen, ein Neuauslegen des Subjektiven ins Objektive, ein Übertragen des Objektiven ins Subjektive. Und so wächst Andersens Märchendichtung aus der Phantasie- und Stimmungsregsamkeit heraus, womit er die fremden Erlebnisse zu seinen eigenen macht, die persönlichen Erlebnisse dann wieder in die fremden Objekte hineinlegt, bis sein Leben ihm ein Märchen, die Märchen sein Leben wurden. Dieselbe Phantasie- und Stimmungsrührigkeit, aus der Dichtungen wie Heines „Harzreise" oder Eichendorffs „Leben eines Taugenichts" wuchsen — Reisen durch das Leben, „die Erscheinungswelt mit unserer Gemütswelt zusammenrinnend" (wie es in der „Harzreise" heißt), der Reisende selbst „die eingefleischte Poesie" (wie es von Eichendorff heißt). Und eben aus Heines „Harzreise" lernte der junge Andersen in Prosa dichten, — Phantasie und Humor frei walten zu lassen und Einfälle und Stimmungen in mündlicher Improvisation frei in die Felder laufen zu lassen. In einer Jugendimitation der „Harzreise" tauchen aber auch seine frühesten Märchenentwürfe auf. Und in seinem ersten ausgeführten Märchen: „Der Reisekamerad" klingen Sätze, beinahe wörtlich, wieder aus dem „ewigen Sonntag" der Ferienreise des Taugenichts. Von der Romantik lernte Andersen die Kinderfreunderzählungen in persönliche Bekenntnisse verwandeln.

Er dichtete von dem armen bescheidenen Gänseblümchen, außerhalb des Gartenzauns, von den Prachtblumen des Gartens gering geschätzt, aber der muntern Lerche dankbare Freundin. Ungefähr dasselbe hatte kurz vorher ein dänischer Fabeldichter (Schaldemose) in seiner didaktischen Weise erzählt, bei Andersen wurde es aber zu Dichtung, weil er selbst die verachtete Proletarierblume war außerhalb der eigentlichen Dichterzunft, aber von der Muse doch bevorzugt. Er erzählte von dem kleinen „Mädchen mit den Schwefelhölzern". Der junge Rückert hatte früher ganz ähnlich in einem Gedicht von dem Armenkind erzählt, das am Abend vor Weihnachten in der großen fremden Stadt herumschleicht und vergebens an

Digitized by Google

Tür und Tor klopft: „Ist denn für mich kein Eckchen — und wär es noch so klein? ... Ich will ja nur am Schein — der fremden Weihnachtsgaben — mich laben ganz allein?"; niemand hat aber Ohr für sie, im Gäßlein niederkauernd reibt sie die vor Kälte erstarrenden Händchen. Sieh, da kommt das Christkindlein selbst, läßt sie auf offener Straße einen Christbaum sehen und von Engeln in die Höhe emportragen. Ganz Andersen bereits — aber alles nur von außen gesehen und empfunden, während Andersen sich selbst als das arme, familienlose, außenstehende Proletarierkind fühlt und aus diesem Gefühl heraus das Ganze von innenher beseelt. Oder er dichtete von der Nachtigall, die am chinesischen Hofe durch den mechanischen Kunstvogel aus der Gunst verdrängt ward, aber zuletzt doch als einzige dem Kaiser den Tod wegzuscheuchen und seinen Augen Tränen zu entlocken vermag. Die „Nachtigall" als Sinnbild der echten Poesie von Gottes Gnaden, des kunstlosen Volksliedes, des schlichten Volksgesanges war ein Gemeinplatz der Phraseologie der Zeit den Spieldosen und der Chineserei des Akademismus gegenüber. Aber so innig und schön wie hier bei Andersen konnte die Sache der Nachtigall nur von demjenigen verteidigt werden, der sich selbst als ein grauer, unansehnlicher Naturvogel unter den Kunstvögeln der Poesie fühlte. Und er dichtete vom „häßlichen jungen Entelein", das im Entenhof wie im Hühnerstall und bei den Gänsen überall gestoßen und gepufft wird, bis es sich zuletzt als Schwan erkennt und als Schwan erkannt wird — ganz wie es dem verpuppten Genie Andersen selbst ging. Ganz so hatte es Alfred de Musset einige Jahre früher in einer „Conte" von „der weißen Drossel" — ein Monstrum für andere Drosseln — erzählt, ebenfalls sich selbst in das verkannte Ausnahmewesen verkleidend.

Musset ... Rückert ... es kommt mir gar nicht darauf an zu wissen, ob Andersen jemals Mussets „Conte" und Rückerts Gedicht gelesen hat (was ich eigentlich nicht glaube). Es kommt mir überhaupt bei dieser hastigen Überschau nicht in erster Linie darauf an, einzelne „Einwirkungen", „Einflüsse", „Vorlagen" zu den einzelnen Märchen aufzuspüren — die spontanen Ähnlichkeiten ohne direkte Anlehnung sind gerade für meinen Zweck die beweiskräftigsten. Ich habe nur die verschiedenen literarischen Traditionen, die verschiedenen Geschmacksrichtungen und geistigen Bildungsschichten angeben wollen, in denen Andersens Märchendichtung historisch wurzelt. Je höher der Baum und je weiter gebreitet die Krone, um so tiefer und weitverzweigter die Wurzeln. Vergegenwärtigen wir uns dieses schließlich noch bei demjenigen Märchen, das mit gewissem Recht die Krone der Andersenschen Märchendichtung genannt wird. „Die Geschichte von einer Mutter" — der Kampf der verzweifelten Mutter mit dem Tode, der ihr Kind geraubt hat. Sie erinnern sich des wilden Laufes der Unglücklichen hinter dem Entführer her ... wie sie unterwegs der schwarzen Frau, die ihr den Weg zeigen kann, mit schluchzender Stimme alle die Lieder vorsingen muß, mit denen sie ihr Kind in den Schlummer gewiegt hatte, wie sie den eisbedeckten Dornbusch an ihrem Herzen erwärmen, dem See ihre verweinten Augen schenken muß und wie sie schließlich, am Treibhaus des Todes angelangt, unter den zahllosen Pflanzen sofort das eigene Kind erkennt, vom alten Gärtner Tod aber vor die Wahl gestellt, nicht wagt, sich der Umpflanzung zu widersetzen und dem Kinde ein Erdenleben, vielleicht in Jammer und Scham, zu wünschen. Ebenso ergreifend, wie sowohl die Idee dieses Märchens als ihre Einkleidung auf jedermann wirken, genau ebenso tief und weit sind sowohl

Digitized by Google

Idee als Einkleidung in der Menschheit eingewurzelt. Indische Sagen erzählen in mehreren Versionen vom Weibe, das dem Tode folgt und ihm seine Beute zuletzt entreißt oder aber endlich vor den milden und weisen Worten des Alten das Haupt resigniert senkt. Die Wanderung der Mutter mit allen Hemmnissen, die ihr begegnen, allen Opfern und Prüfungen, die ihr auferlegt werden und denen sie sich tapfer unterzieht — das ist ein überall verbreitetes Motiv unserer Träume, ein vielfach variiertes, sehr wirksames Volksmärchenmotiv; wir kennen es aus „Amor und Psyche" und „Jenseits des Mondes und der Sonne". Vom Himmelsgarten und dem himmlischen Gärtner hat christliche Mystik viel gefabelt, und in Gedichten von Schenkendorf und von Hebel hat Andersen von der Umpflanzung der Seelenpflanzen aus dem Erdenreich in den himmlischen Garten lesen können, vom Groll der Hinterbliebenen gegen den hartherzigen Gärtner und von dessen ruhiger Zurechtweisung. In einer von Herders Legenden wird die hinterbliebene, verzweifelte Tochter in einen Garten geführt, wo der verstorbene Vater ihr die zahllosen Lebensblumen zeigt: etliche in Knospen, andere in Blüte, die der Mutter schon längst dahingewelkt, eine erst kürzlich verwelkte ist die seinige, und die Rose, die sie eben brechen wollte, war ihre eigene . . . aber nur der Schutzengel darf es tun, wenn die rechte Stunde gekommen ist. Also: Die sinnige uralte Weisheit der Morgenländer, in morgenländische Bildersprache gehüllt; christlich-platonische Jenseitsphantasien in sentimental-romantischer Aufmachung; das universelle Traummotiv und Märchenmotiv vom Suchen, vom Streben und von den immer von neuem zu bewältigenden Hindernissen, immer von neuem zu bringenden Opfern... Alles seit langem im Herzen der Menschheit wurzelnd und eben deshalb immer und immer zu Herzen gehend.

Alles — dem Schein nach — traditionell, universell in Andersens Märchen. Meine flüchtige Fernbeleuchtung hat — Sie werden es mir zugeben — meinen berühmten Landsmann in seine Elemente aufgelöst und ihn ohne Chauvinismus mit Haut und Haar Europa, besonders Deutschland, als Eigentum ausgeliefert. Trotzdem behalten wir uns vor, Andersens Märchen als dänisch zurückzufordern, und diesem Auflösungsprozeß gegenüber wird es die Sache anderer sein, die Nationalität Andersens in gebührendem Maße wieder herzustellen.

Digitized by Google

Michael und das Fräulein

Novelle

von

Georg Britting

Das Alpendorf Bramsach hatte für zahlreiche Fremde einen Anziehungspunkt mehr als die benachbarten Ortschaften. Nicht nur Berg und Wald und See hatte es zu bieten, blutrote Sonnenuntergänge nach stahlblauen Tagen, einen gewaltigen, eidottergelben Mond über tannenbehafteten Abhängen und Erdbeerschluchten und was dergleichen billige Naturschauspiele überall zu genießen sind — das war das Auszeichnende: An jedem Samstagabend spielten die Bauersleute Komödie in einer leeren Scheune.

Es war nicht wie in Schliersee oder Tegernsee, wo die Spieler gegen feste Monatslöhne sich zeigen in einem eigens für sie gebauten Haus, wo es bemalte Kulissen gibt, und gedruckte Zettel, und Kartenvorbestellungen und all das Drum und Dran einer regelrechten Schaubühne. Die Bramsacher legten die Mistgabel hin, die Hacke oder den Rechen und stiegen auf die knarrenden Bretter, um sich in Ritter und Damen zu verwandeln. Sie scheuten sich nicht, das Schwert über die lederne Stallhose zu gürten, und das Edelfräulein trug das Sonntagskopftuch der Magd. Und wenn sie unter ernsthaften Gebärden ihrer steifgewinkelten Arme schöne und schwere Worte zueinander sagten, hatten sie oftmals selber Tränen der Rührung in den Augen. Saßen die Bramsacher Sommerfrischler im Zuschauerraum, wußten sie nicht recht, wie sie es halten sollten; manchmal war ihnen bei den traurigsten Stellen das Lachen näher als das Weinen. Denn in der groben und krachenden Mundart der Sprecher nahmen sich Leidenschaftsausbrüche, süße Zwiegespräche und dergleichen seltsam und komisch genug aus.

Zu den Besucherinnen der Sonntagsaufführungen gehörte eine junge Dame aus Darmstadt, die mit ihrer Tante schon den zweiten Sommer in Bramsach zubrachte. Seit vierzehn Tagen sah man sie oft begleitet von einem glattrasierten, hohen Herrn. Als die beiden an einem heißen Juliabend die Theaterscheune verließen, im Wirtshausgarten am See ein Glas Erdbeerbowle tranken, mußte der Herr wahrnehmen, daß das Fräulein immer wieder auf den Darsteller der Hauptrolle die Rede brachte. Der hieß Michael Sennebogen, hatte eine Brust wie eine Tonne und ein derbes, braunes, kühnes Gesicht. Heut hatte er einen Feldhauptmann vorgestellt, und Hedwig, die junge Dame, behauptete, er habe mit so viel

Digitized by Google

echtem Empfinden und natürlichem Geschmack gespielt, daß sie von der Leistung stark angerührt worden sei. Nun war der Herr an ihrer Seite, Alexander, selber Schauspieler, Mitglied einer großen Bühne im Norden Deutschlands, ein gerühmter Darsteller. Es verdroß ihn, daß Hedwig seinen bäuerlichen Berufsbruder so in den Himmel hob. Er spürte, daß Hedwigs Bewunderung des gliedergewaltigen Michael einer Zuneigung entsproß, die dem Menschen, nicht dem Heldenspieler, galt. Und da er selber das reizvolle Geschöpf mit verliebten Augen betrachtete, fraß der Zorn an ihm, daß sie sich in den Bauernlümmel vergafft hatte. Er ließ sich nichts merken von seiner Stimmung, lobte auch Michael mit vielen Tönen und entnahm dem Gespräch, daß Hedwig schon dies- und jenesmal den Knecht auf der Straße, vor der Kirche, nach einer Probe gesprochen hatte. Aus einer lustigen Andeutung, die sie machte, war zu entnehmen, daß Michael gar nicht so blöd war, daß er der schönen Städterin unverhüllt zu erkennen gegeben hatte, daß sie ihm gut gefiele.

So saßen sie noch eine Stunde am See, der Mond stieg auf und von einem entfernten Boot scholl Ruderschlag und trunkenes Gelächter. Alexander und Hedwig sahen zu dem gelben Burschen hinauf, der eben über einen zackigen Kamm sich schwang. Das breite, derbe Gesicht des himmlischen Bergkletterers erinnerte Hedwig an nichts anderes als an Michaels Kraft. Alexander schien es der großen Erdbeere zu gleichen, die taumelnd und tauchend in seinem Glas schwamm. Er fischte sie heraus, zerdrückte sie, aber die Blutstropfen spritzten nicht über den Himmel, aber der Mond stieg nur höher, und Hedwig seufzte.

Michael hatte wohl gemerkt, daß das Fräulein ihm Beachtung schenkte. Seine Eitelkeit hatte schon des öfteren Lobsprüche und Schmeicheleien weiblicher Theaterbesucher mit Gefallen entgegengenommen. Es waren meist nicht mehr junge und magere Wesen, und wenn er den Honig ihres Lobes geschleckt hatte, dürstete es ihn nicht nach mehr. Die blauen und rosenfarbenen Blusen umhüllten nicht die Äpfel, die ihn hätten zum Sündenfall bringen können. Er schüttelte den Gelbhäutigen mit Treuherzigkeit die Hand, verstand nicht und entwischte unschwer den Verfolgerinnen. Schließlich hatte er den ganzen Tag im Bretterlager genug zu tun, und wenn er abends nicht Probe hatte, gab es Gespielinnen seiner Jugend, schenkelkräftig und großäugig, die ihn hinter Hecken oder am Fenster erwarteten. Hedwig doch hatte es ihm angetan. Sie hatte ein feines, weißes Gesicht und so kleine Hände. Es war ihm eine köstliche Vorstellung, daß diese vornehmen Pfoten ihn streicheln sollten. Aus der Bluse lugte ihr ein winziges Hemddreieck — und zu denken, was unter Bluse und Hemd sich barg! Noch wußte er nicht, wie weit die Teilnahme ging, die Hedwig für ihn hegte. Bis jetzt hatten sie immer nur von seinem Spiel gesprochen. Aber seine Schlauheit fühlte, daß der Mut, die Haltung und die Gesinnung der Ritter und Wildschützen, die er spielte, ihm angerechnet wurden. Und wenn er mit schönen Worten um die Huld einer Bühnenfrau warb, nahm sie ihm unversehens Gestalt und Züge Hedwigs an, und dann geriet er in solches Feuer, daß er sich selbst überbot, alles mit seiner Glut ansteckte — auch Hedwig, die unten saß, seine heißen Sätze auf sich bezog (sie ahnte nicht mit wie vielem Recht!) und, von der Kraft des Bauern angepackt, erbebte.

Alexander, nicht mehr der Jüngste an Jahren, spielte Faust und Othello und Macbeth nach einer auch schon ein wenig veralteten Schule. Er spöttelte gern über die Jugend, die stürmisch nachdrängende Jugend, die mit gewalttätiger Frechheit

Digitized by Google

nach dem lodernden Kranz des Heldendarstellers griff, die sich lustig machte über ihn, über seine geträllerten Sterbeseufzer, die er gezirkelt und gemessen sang, wie der Kanarienvogel sein Gutesstubenlied. Wohl, es war etwas daran, und Alexander war viel zu klug, um das nicht zu merken. Und mit Klugheit versuchte er es, auch Feuer und Schwung zu zeigen, Taumel und Hingerissenheit, aber es wurde immer nur so eine Art bengalisches Leuchten, und sein Schwung blieb glatt und rund wie die Riesenwelle des Turners am Reck. Nun sollte er auch im Leben zurücktreten hinter so einem, der mit ungezügelter Glut und Kraft kam, und er setzte sich zur Wehr. Dieser Ungehobeltheit wollte er seinen Schliff entgegenstellen. Das tat er und, wie er es tat, war von einer so unangreifbaren Anständigkeit, daß es ihn selbst zugleich schaudern und lächeln machte.

Vorm Dorfausgang, an der Straße nach Zell, stieß abends Alexander auf den lederbehosten Burschen. Er sprach ihn an, sagte ihm, daß er berufstätiger Schauspieler sei. Er habe Michaels Begabung erkannt, sie sei groß, aber unentwickelt. Er wolle ihm gern, umsonst, um der gemeinsamen Kunst willen, Unterricht geben. Michael betrachtete zuerst ein wenig mißtrauisch den Herrn. Aber dann traf ihn wie ein Stoß ins Herz der Gedanke, daß ihn der Lehrer auf Höhen führen konnte, von denen herab er alle überragte. Unter den Bewunderern lag auf den Knien, das feine Gesicht demütig zu ihm, Hedwig. Das gab den Ausschlag. Seine neueste Rolle, den jungen Jagdgehilfen eines Stückes, das in vierzehn Tagen aufgeführt werden sollte, trug er in der Brusttasche. So folgte er auf der Stelle Alexander in dessen Hotelzimmer.

Alexander salbte ihn mit allen Fetten und Ölen des erfahrenen Haarkünstlers. Er goß ihm wohlriechende Flüssigkeiten auf das struppige Haupt, setzte Kamm und Bürste an und zog einen schnurgeraden, weißschimmernden Scheitel durch die drahtige Wildnis. Er legte Schminke auf die naturroten Lippen, krümmte die krummen Augenbrauen zu einer stärkeren Kurve, er machte, alles bildlich genommen, denn er war Schauspiellehrer und kein Barbier, aus dem holzgeschnitzten Bauernschädel eine geil frisierte Wachspuppe. Und das alles mit der hinterlistigen Schlauheit, die sich sagen durfte: Ich lehre ihm nichts Schlechtes! Ich tu ihm nichts Übles an! Ich bring ihm das nur bei, umsonst und ohne jede Bezahlung, was ich meinen Schülern in der Stadt nur gegen hohe Summen lehre. Der Bauernlümmel kann sich freuen! Und der Lümmel freute sich.

Auf Alexander, der den bösartigen Nebenbuhler der Komödie mit Stichworten andeutete, drang er mit erhobenen Fäusten ein, rief schäumend „Bube" ... und noch einige Verwünschungen und Beschimpfungen, schrie, daß die Spiegel klirrten, daß das Zimmermädchen bestürzt die Tür aufriß, aber, die Hand von der Gurgel Alexanders nicht lösend, wandte er nur den Kopf und sagte verweisend: „Wir spielen!" Daß das Mädchen entschuldigend und kopfschüttelnd wieder ging. Und sich um den Lärm aus Zimmer 23 nicht mehr kümmerte hinfort und wußte: sie spielen.

Nur zwei- oder dreimal noch in dieser Zeit des Unterrichts hatte Michael mit Hedwig gesprochen. Wenn er im Bretterlager Holz trug, zählte, schichtete, stand auf einmal Hedwig am Zaun, der braun und glühheiß war von der Sonne, und unterhielt sich mit ihm eine Viertelstunde. Seine Gestalt hob sich tiefschwarz ab vom blauen Himmel. Nur seine Brust war vom Licht umronnen, daß er seinem Namenspatron glich, dem heiligen Michael.

Digitized by Google

Es kam der Abend der Aufführung. Neben Hedwig saß Alexander auf der hölzernen Bank, um sie Sommerfrischler und Einheimische. Ein Paukenschlag verkündete den Beginn des Spiels. Nach dem ersten Akt zeigte Hedwig merkliche Unruhe. Als Alexander sie höflich fragte, wie ihr heut Michael gefiele, gab sie nur eine ausweichende Antwort. Der zweite Akt begann, und Michael rückte nun in den Vordergrund des Stücks. Städtisch Gekleidete fingen heimlich und unterdrückt an zu kichern. Michael sprach merkwürdig gespreizt. Indem er sich bemühte, zu zeigen, was er an Atemführung, Sprechkunst und dergleichen in den anstrengenden vierzehn Tagen gelernt hatte, verfiel er in ein unnatürliches, schrecklich gequältes Gehabe. Er hob die Kuie hoch, setzte die Füße steif und quer, und mit den Armen machte er Bewegungen, als schöpfe er ununterbrochen Wasser. Die Spieler neben ihm spielten unbefangen und ohne Künste wie immer. Sie wirkten, noch wenn es lächerlich war, rührend. In dem Schmunzeln über das Geziere Michaels lag Hohn. Im dritten Akt hatte Michael seine große Szene mit dem Nebenbuhler. Da ließ er alle Minen springen und legte los. Wie ein Gockel stolzierte er herum, rollte die Augen wie ein gereiztes Schaf. Als er, dem Gegner die Faust an den Hals gesetzt, sein „Bube!" erschallen ließ, konnte ein Teil der städtischen Zuschauer laut prustendes Gelächter nicht mehr ersticken, und auch die bäuerlichen Theaterbesucher sahen verstört auf die Zappelpuppe Michael. Die edler Empfindenden errötеten über den jämmerlichen Anblick, daß ein junger, gesunder Bursche, den im täglichen Leben, inmitten seiner Arbeit zu betrachten ein Genuß war, sich hier wie ein Hanswurst benahm. In allgemeiner Verwirrung nahm das Stück sein Ende.

Die Tante war müde, sie hatten sie heimbegleitet, und nun saßen sie, Alexander und Hedwig, wieder bei einem Glas Wein im Garten am See. Der Mond war eidottergelb wie einst, aber sah er nicht aus, als habe er einen gelben Likör gesoffen, einen süßen, gelben Likör? Sein Ebenbild schwamm klebrig im Wasser, und Hedwig hätte nicht trinken mögen davon, weil es einen faden Geschmack haben mußte. Hedwig war in einer merkwürdigen Stimmung. Sie hatte Mitleid mit Michael und seiner Niederlage. Und empfand es wie eine ihr angetane Beleidigung, daß er so unwürdig sich benommen hatte. Hatte der Bursche, dessen natürlicher Adel sie entzückt hatte, sich so verändert? Oder hatte sie früher keine Augen dafür gehabt, wie gewöhnlich er im Grunde war, im Grunde sein mußte, wenn er so schmachvoll in seinem Spiel sich aufdeckte? Sie sprach mit Alexander darüber, der in vorsichtiger Weise Michael verteidigte. Aber sie ließ es nicht zu, daß er so schlimm es nicht fand, und in einem längeren Hin und Her überzeugte sie ihn auch davon, daß nur eine platte Seele sich so enthüllen konnte. Alexander war ein kluger und gebildeter Mann. Er war ihr ein großes Stück näher gekommen. Es war nicht entschieden, daß es ihm gelingen würde, sich ihrer ganz zu bemächtigen. Aber jedenfalls und das war wichtig, Michael hatte ganz und gar nnd für immer bei ihr ausgespielt.

Im Bretterlager arbeitete schwitzend Michael. Was wußte er? Nichts. Er schämte sich und wußte keinen Grund dafür. Er blieb stehen, das Brett rieb schmerzhaft seine Schulter, und dachte nach. Aber er kam nicht weit mit dem Denken. Er sah, wie die gebogene Nase des Berges den blauen Himmel beschnüffelte, und wie er jetzt die schmerzende Achsel hob, senkte das Brett sich und schnitt die Bergnase ab, und er sah wie Flaumhaare die Holzfasern flattern.

Digitized by Google

Heute früh war Hedwig vorbeigekommen, hatte ihn angesprochen, wie sonst. Aber auf einmal war die Kluft dagewesen zwischen dem Bauernknecht und der Städterin, die schon eingefüllt und geebnet erschienen war. Von der Aufführung hatte sie nichts gesagt. Er wußte auch so, das war der Grund der Entfremdung. Sie hatte gelächelt, wie immer, als sie gegangen war. Es war aus. Immer noch biß ihn das Lachen, das auf dem dunklen Zuschauerraum zu ihm auf die Bühne gestiegen war. Er hatte es doch besser gemacht als sonst! Wie hatte er geübt! Und die Weisungen des Hofschauspielers befolgt! Er kannte sich nicht mehr aus, er faßte es nicht, wie es kam. Es war ihm vielleicht zu Mut wie einem Mädchen, dem man im Schlaf Gewalt antat. Das sich geschändet fühlt und doch keinen Anlaß hat, so zu fühlen. Man hatte ihm seine Unschuld geraubt, aber das alles wußte er nicht, es wäre auch keine Möglichkeit gewesen, ihm das klarzumachen. Aber die dumpfe Unruhe war da und der Drang, sinnlos zu fluchen, und wahrscheinlich auch saßen ihm zwecklose und unbegründete Tränen hinter den Lidern, die aber nicht flossen, weil sie nicht gewußt hätten, warum. Er setzte das Brett ab, da sah er draußen Hedwig und Alexander vorübergehen. Sie lachten, und jetzt sahen sie Michael. Hedwig nickte herüber, Alexander winkte freundschaftlich, und dann waren sie weg. In Michael stieg eine rote Flut den Hals herauf. Jetzt ging er mit Hedwig. Der große Schauspieler aus der Stadt, sein Lehrer, sein Meister. Er hatte ihm dankbar zu sein. In einem Anfall von verzweifelt Komödienspielenmüssen fiel Michael auf die Knie, hob die Hände und sagte: Dankbar! Wie sollte er seinen Dank zeigen? Hätte er die Gabe gehabt, sich selbst zu beobachten, so hätte er bemerkt, daß dieses Bohren und Winden in ihm, das er Dank nannte, eine schwarzschillernde Raupe war, die, wenn sie sich krümmte, eine grellrote Bauchseite zeigte, eine blendende, knallige Färbung, daß dieses nagende Gefühl unversehens umkippen konnte, um sich als Haß zu entpuppen. Aber er war ein grober Bauernlümmel, konnte nicht oder nur schief denken, und wie beschämt und wie ertappt erhob er sich wieder von den Knien. Fröhlich rochen die Bretter nach Harz. Eine dicke, braune Hummel prallte klatschend gegen seine Stirn, zurück und wieder gegen seine Stirn. Und wieder und wieder wie ein Hammer.

Hedwig und Alexander gingen den Bach entlang, der gischtend über bemooste Steine floß. Alexander dachte, heute zu etwas Entscheidendem vorzustoßen. Bei jedem Spritzerwellchen, das sich über einen Stein ringelte, setzte er an, aber er setzte eben so oft wieder ab. Hedwig machte ein gar zu undurchdringliches Gesicht, ein abwesendes Gesicht, denn während sie die Sonne warm im Nacken spürte, dachte sie an diesen dummen Michael im Bretterlager, an diesen dummen, braunen Michael im Bretterlager. Alexander war stehen geblieben, denn hier tat sich vor ihnen eine Schlucht auf, zu deren beiden Seiten Haselmußsträucher wehten. Hoch über der Schlucht, auf einem vorspringenden Felsbuckel, stand ein mächtiger Baum mit ganz kleinen, unzählig vielen kleinen Blättern, die in wispernder und quirlender unaufhörlicher Bewegung waren, als würden sie von einem Blasbalg angefaucht. Aber hier unten rührte sich kein Wind, und sie schritten, immer den Bach zur Seite, in die Schlucht hinein. Da war es kühler, das Wasser wurde grüner, und Hedwig meinte, manchmal eine Forelle schießen und schimmern zu sehen. Ein Steinblock stemmte sich wie eine Faust dem spritzenden Wasser entgegen. Jede Welle zerschlug sich daran, und jede spritzte eine Tropfenschnur ans Ufer, wenn sie den Block übersprudelte. Das ging so gleichmäßig wie ein künstliches Wasserspiel, und in Pausen

Digitized by Google

von vier, fünf Atemzügen sauste der Glitzerfaden im Bogen auf den Weg. Wie hat sich der Michael entkleidet! dachte Hedwig traurig, und sie sah Alexander an. Was wußte sie von dem? Stolpernd und grell kam eine besonders stürmische Welle, zersplitterte, und der Strahl traf Hedwig zerstäubend an Brust und Hüfte. Verlegen, scherzend, doch auch bebend schnippte ihr Alexander mit den Fingern ein paar Tropfen weg. Da merkte sie, daß ihr seine Berührung unangenehm war, unklar dachte sie an Michael, sie lachte über sich und über beide Männer und schlug vor, wieder ins Dorf zu gehen.

Der Fisch ist auf den Sand geworfen, sagte sich Alexander. Aber was nützt es mir? Es nützt mir anscheinend nichts. Übrigens kann ich ein reines Gewissen haben. Habe ich's nicht? Ich hab's. Das sagte er sich vor und glaubte es fast. Krieg ist Krieg! und seinen braunen Knien und seiner Tonnenbrust setzte ich entgegen, was ich hatte.

Mit diesen braunen Knien und der Tonnenbrust und dem kleinen Kopf handelte nun Michael so gut und richtig, wie er gut und richtig gespielt hatte ehedem. Abends klopfte er an der Tür des Zimmers 23, es rief herein, und er trat ein. Er ging auf den unschuldigen Alexander los, packte ihn bei der Gurgel und würgte ihn. Alexander konnte noch einen Hilferuf ausstoßen, mit den Füßen warf er krachend einen Stuhl um. Das Zimmermädchen hörte das Gepolter, legte das Ohr an die Tür, hörte Alexanders Todesschrei und dachte: Die spielen! „Bube", sagte Michael, und diesmal spielte er sehr gut, und niemand hätte gelacht. Alexanders Gesicht lief schon blaurot an, seine Augen traten prall aus den Höhlen, aber Michael dachte wohl auch: Krieg ist Krieg! und ließ nicht los. Die Leiche lag quer über dem Boden, und es war seltsam, wie klein nun auf einmal das Zimmer aussah.

Wer kann mit einiger Wahrscheinlichkeit ermessen, ob über den entsetzten Aufruhr, der in Alexander spektakelnd losbrach, als Michael Sennebogens Hand sich nicht mehr löste, ob da über die Hundertschar von wirbelnden Gefühlen, ob da über Angst, Wut, Ohnmacht, Haß, Todesfurcht raketengleich auch der Gedanke aufstieg, einen Augenblick blitzartig das Schlachtfeld, das Trichterfeld seines Herzens erleuchtend, daß da nicht etwa nur ein Bauernbursch sich bösartig und verbrecherisch rächte. Es ist nicht anzunehmen, daß er erkannte, eine leichtsinnig in Bewegung gesetzte Lawine begrabe ihn, daß, um zu immer kühneren Vergleichen zu gelangen, wer einen Löwen kitzelt, sich nicht wundern darf, wenn die Bestie ihn zerreißt. Daß da nicht gilt: Zahn um Zahn, und nur wer gemordet hat, darf rechtens wieder erschlagen werden! Daß man dem Baum zwar mit dem Beil ans Mark gehen darf, aber beiseite springen muß, wenn er fällt, und es töricht wäre, zu zetern, er habe einen fast zerquetscht. Daß, um es kurz zu sagen, Alexander für seine Tat keineswegs den Tod verdient hatte, daß ihm Unrecht geschah, Unrecht von der Art, wie sie dem zugefügt wird, der im fremden Garten Beeren stiehlt, die giftig sind und ihm tödlich das Blut zersetzen.

Michael Sennebogen bekam zehn Jahre Zuchthaus, die er mit Schachtelkleben herumbrachte. Nachts sah manchmal der Mond in seine Zelle, blaurot und geschwollen wie damals Alexanders Gesicht. Manchmal, wenn er dünn und blaß und apfelschnittengroß war, erinnerte er ihn an Hedwig. Er wurde sich nicht klar, warum er einen Mord begangen hatte, niemand sagte es ihm, niemand wohl auch wußte es. Aber da er ihn nie und zu keiner Stunde bereute, mußte der Grund wohl ein gültiger und endgültiger gewesen sein.

Digitized by Google

Wie vom Waldrand sich ein Reh löst, trippelnd, witternd, gefallsüchtig hüpfend und von der grünen Wiese nascht, während hinter den kupferfarbenen Föhrenstämmen die Rittertiere sich mit Mordstangen turnieren — so sah Hedwig sich unschuldig, aber doch im Wert herabgesetzt, weil es geschah. Dabei überblickte sie so wenig wie Michael die wahren und tieferen Gründe der Schwurgerichtsangelegenheit. Nur der Tote wär dazu imstand gewesen. Seine kluge, glatte Vollkommenheit hatte schon in den Bühnenschlachten sich nicht mehr als siegreiches Schwert erwiesen, im Kampf gegen Michael hatte sie nach einem Teilerfolg ihm die unanzweifelbarste Niederlage beigebracht. Nach Bramsach ging jedenfalls Hedwig nicht wieder.

Dort aber stehen die Berge, der Himmel ist blau, und die Wälder rauschen, und Knechte und Mägde spielen Komödie und schlagen sich tot auf den Brettern. Aber wenn die Klatschenden den Vorhang in die Höhe treiben, stehen sie wieder auf, verneigen sich und singen und tanzen bis tief in die Nacht.

Das Problem Elsaß-Lothringen

Von einem Elsässer

Am 11. Mai jährte sich zum zweiten Mal der Tag, der mit dem Sturze Poincarés und Millerands in Frankreich jenen merkwürdigen politischen Umschwung einleitete, dessen Folgen in internationaler und nationaler Beziehung und dessen grundlegende Bedeutung für die Entwicklung der Dinge in Elsaß-Lothringen auch heute noch nicht abzusehen sind. Wenn auch das äußere Gesicht der französischen Politik sich für außenstehende Beurteiler nicht so sehr verändert haben mag, als man vielfach annimmt, und zu einem übertriebenen Optimismus gerade in Deutschland, soweit seine Beziehungen zu dem westlichen Nachbarn in Frage kommen, kein Grund vorhanden sein mag — *eins* muß doch wohl über alles Schwankende und Ungewisse der seitherigen französischen Politik und im Verhältnis Deutschlands zu ihr hinweg festgestellt werden: daß die Einsicht in die tiefgehende Verschiebung der Machtverhältnisse zwischen beiden Ländern in Frankreich rasche Fortschritte gemacht hat. Die seither in Paris leitenden Staatsmänner, von Herriot über Painlevé bis Briand haben gewiß kein leichtes Erbe angetreten: aber soweit französische Politiker einer übernationalen und europäischen Einstellung, die in den Jahren vor 1924 so gut wie gänzlich aussetzte, überhaupt fähig sein können, glauben wir sagen zu müssen, daß es an dem beginnenden Versuch einer solchen Neuorientierung nicht gefehlt hat. Dabei beobachten wir, je länger je mehr, einen gewissen Dualismus in den Motiven der französischen Politik, den wir vielleicht am richtigsten auf eine innere Unsicherheit zurückführen dürfen, die sich wieder auf den französischen Nationalcharakter einerseits, auf die Bedürfnisse der weltpolitischen Lage andrerseits zurückdeuten läßt. Nationalisten in einem weiteren Sinne des Wortes sind die Franzosen alle. Geglückte Experimente, die zu einer Erhöhung und Stärkung der nationalen Machtstellung führen können, verschmähen die heutigen führenden Männer in Frankreich im Grundsatz so wenig wie ihre Anhänger. Dafür verleitet sie rein instinktiv der Aktionstrieb, der von jeher, bei geschickteren und weniger geschickten Ministern des französischen Staates, herauszuspüren ist. Und in dieser Beziehung zeigen *alle* dort leitenden Staatsmänner

Digitized by Google

die gleiche Physiognomie. Andrerseits hat man, unter dem Druck der außen- und innenpolitischen Verhältnisse, nach dem Scheitern der Poincaréschen Gewaltpolitik, allmählich gelernt, die Klugheit und die umsichtige Berechnung gegenüber dem Machtdünkel mehr zu Wort kommen zu lassen, und so dürfen wir, sowohl in bezug auf Frankreich selbst wie in bezug auf sein Verhältnis zu den Großmächten, wenn auch nicht so sehr in moralischer so doch in intellektueller Hinsicht von einer gewissen Entspannung der gesamten Verhältnisse reden.

Ohne diese Beobachtungen im einzelnen ausspinnen zu wollen, müssen wir sie doch von Anfang an im Auge behalten, wenn wir die französische Politik in bezug auf Elsaß-Lothringen in diesen letzten Jahren richtig beurteilen wollen. Wir bemerken hier seit 1924, ganz entsprechend der Gesamtlage, zwei Tendenzen, die eine unbestreitbare innere Spannung in das Verhältnis von Paris zum ehemaligen „Reichslande" hineintragen. Als Herriot die Macht übernahm, zeigte er sich in bezug auf Elsaß-Lothringen insofern ganz als Franzose, als er eine Politik des scheinbar Erfolg versprechenden Experimentierens einleitete. Daß ihm dabei kein guter Genius zur Seite stand, haben wir in einem damaligen Artikel der „Deutschen Rundschau"*), der sich auf Herriots kirchenpolitische Neuerungen bezog, zu zeigen versucht. Die Verantwortung für die völlig unzeitgemäße Bedrohung der elsaß-lothringischen Katholiken mit den französischen Laiengesetzen trug weniger der neue Staatschef als seine kartellistischen elsässischen Berater, unter denen nur der Radikalsozialist Oesinger und der Sozialist Georg Weill genannt seien, die nach dem schwer errungenen Sieg der „Linken" in den Maiwahlen allzu schnell Morgenluft witterten. Die rasche und gründliche Reaktion des gesamten elsaß-lothringischen Katholizismus, der anfänglich wenigstens die moralische Unterstützung der Katholiken Innerfrankreichs fand, gab nun den Anstoß zu einer Oppositionsbewegung, die sofort und unvermittelt die gesamte elsaß-lothringische Frage neu aufrollte. Es darf heute daran erinnert werden, daß es damals nicht die erklärten Vertreter des Heimatgedankens waren, vielmehr ein so gut nationalistischer Blockdeputierter wie der Elsässer Dr Pfleger, die am stärksten in die Oppositionstrompete stießen, und daß der Bischof Ruch (l'évêque - soldat) von Straßburg im Kampf gegen den Laienstaat sich zum Führer aufwarf. Herriots „glückliches Experiment" kam schon in den Anfängen zum Scheitern, und die Machtpolitik neuesten Stils mußte sofort auf ein mehr diplomatisches Gebiet zurückgeschoben werden. Freilich wurden Stoß und Gegenstoß gleich mit solcher Gewalt geführt, daß die katholischen Blätter des Landes Herriot mit einem gewissen inneren Recht als den Mann bezeichnen konnten, der die „elsässische Frage erneut im internationalen Sinne aufgestellt" habe.

Probleme von so elementarer Bedeutung bewegen sich, wenn sie erst einmal geweckt sind, etappenweise vorwärts. Von der weltanschaulichen zur politischen Formulierung des elsässischen Problems ist es nur ein Schritt, der dann getan wird, wenn neben der Mißstimmung der kirchlich gerichteten Kreise öffentliche Mißstände noch anderer Art vorhanden sind, insbesondere solche wirtschaftlicher Art. An deren Vorhandensein zweifelte schon vor zwei Jahren im Elsaß kein Mensch, und die geistige Entspannung, die wir oben anerkennend hervorgehoben haben, konnte ihnen auf die Dauer kein Gegengewicht halten. Dazu kam, daß die konsequente Kartellpolitik, deren Vater wieder Herriot war, an dem einen gescheiterten Experiment seiner elsässischen Politik noch kein Genüge fand und der kirchenpolitischen Drohung den stufenweisen Abbau der elsaß-lothringischen Verwaltungseinrichtungen (Commissariat général, Conseil consultatif) auf dem Fuße folgen ließ. Hier, wo nur staatliche Institutionen in Frage kamen, fühlte er sich in noch vollerem Maße zu einer umgestaltenden, von ihm selbst gewiß nicht als destruktiv anerkannten und doch allgemein so empfundenen Neuerung zuständig. Und nun bewegte sich bereits die gesamte gouvernementale Politik im Elsaß auf der schiefen Ebene. Populär war diese Politik nur bei den wenigen Führern des Kartellismus, einem Peirotes, dem sozialistischen

*) S. Deutsche Rundschau, Septemberheft 1924 S. 307—310.

Digitized by Google

Bürgermeister Straßburgs, einem G. Weill, einem Oesinger. Daß diese Gouvernementalen im Elsaß nicht sogleich allen Kredit verloren, das dankten sie im wesentlichen nur den allgemeinen Erwägungen eher moralischer Art, die überhaupt in Frankreich wie im Elsaß den Sieg der „Republikaner" ermöglicht hatten, und der im Vergleich zur Blockpolitik scheinbar weniger schroffen Methodik ihrer parteipolitischen Praxis. Mit großen Gesten und einer einschmeichelnden Rhetorik predigten diese „Volksführer" ihre Ideale von Freiheit und Unvoreingenommenheit in weltanschaulichen und administrativen Fragen — eine Freiheit, welche die Elsässer noch nie an sich selber erfahren hatten — und täuschten durch ihre wohlklingende Phraseologie viele Gutgläubigen im Lande. Daß die Dinge, aus der Nähe betrachtet, sich weniger schön anließen, als die Wortführer der Regierung annahmen, und daß der Abbau aller zuvor mit elsässischem Gleichmut hingenommenen und nie in ihrem für das Volkswohl so bedeutsamen Wert erkannten und anerkannten Sonderrechte (einer Errungenschaft aus deutscher Zeit!) je länger je mehr nachteilig empfunden wurde, störte die Assimilierungseiferer scheinbar gar nicht.

Erst die seit einem Jahr zusehends stärker werdende, von Intellektuellen aus allen Schichten der Bevölkerung geleitete Heimatrechtsbewegung neuesten Datums brachte den breiten Schichten mehr und mehr zum Bewußtsein, was das elsässische Volk in weltanschaulicher wie politischer Beziehung bereits verloren hatte und weiter zu verlieren gewärtig sein mußte. Seither ist es nicht allein die „klerikale" Partei, die sich in die Opposition gedrängt sah. In zunehmendem Maße trat vielmehr an alle Parteien, die einen Boden im heimischen Volkstum hatten, die Pflicht heran, sich innerlich mit dem Gedanken der Vertretung des Heimatgedankens gegenüber den zentralistischen Pariser Tendenzen, die am konsequentesten die Sozialisten vertraten, vertraut zu machen.

Am 11. Mai jährte sich ein mindestens ebenso einschneidendes Ereignis wie der Sturz des Nationalblocks; es war ein Jahr verflossen seit dem Erscheinen der ersten Nummer der Zaberner „Zukunft", jener „unabhängigen Wochenschrift zur Verteidigung der elsaß-lothringischen Heimat- und Volksrechte", die mit ihren von Parteipolitik freien Formulierungen der Forderungen einer nur auf die Interessen und Bedürfnisse des elsaß-lothringischen Volkes gerichteten Politik alle Parteien sehr rasch zwang, ihre bisherige Einstellung zu revidieren, um nicht alle Fühlung mit dem Volke zu verlieren. Die „Zukunft", die von der bisher immer vertuschten Tatsache ausgeht, daß Elsaß-Lothringen innerhalb Frankreichs eine völkische Minderheit darstellt, die um ihrer Vergangenheit und Zukunft willen vom Mehrheitsvolk die Anerkennung dieser Tatsache und die daraus nach den neuen völkerrechtlichen Anschauungen folgenden „Minderheitenrechte" fordern muß, hat damit den in der deutschen Zeit ideell und praktisch mächtig gewordenen Gedanken der Autonomie wieder in die Debatte geworfen und erreicht, daß er in allen Parteien Gärung und Zersetzung erzeugt und in den meisten jetzt schon den völligen Sieg errungen hat. Und nun ist eben in diesen Tagen durch den veröffentlichten Aufruf des am Pfingstmontag gegründeten „Elsaß-Lothringischen Heimatbundes" die klare Forderung einer restlosen Autonomie Elsaß-Lothringens — die eigenes Parlament, eigenes Budget, eigene Legislative und Exekutive, Vorherrschaft der deutschen Muttersprache, Selbstverwaltung durch Landeskinder umschließt — als ein von führenden Persönlichkeiten aller Bekenntnisse, Berufe, Weltanschauungen des Elsaß und Lothringens unterzeichnetes Programm aufgestellt worden, an dem sich niemand mehr von den sog. Führern wird vorbeilavieren können, und zu dem Paris nun in aller Form wird Stellung nehmen müssen. Damit ist Elsaß-Lothringen offen in die vorderste Linie der europäischen nationalen Minderheiten gerückt, die um ihr Lebensrecht kämpfen. Und Frankreich sieht sich vor das Problem einer Minderheitenpolitik gestellt, die seine herrschende wie seine abgedankte Schicht zu offenem Aussprechen ihrer innersten Anschauungen zwingen wird. Darin liegt die weit über den Rahmen Elsaß-Lothringens hinausreichende Bedeutung des Kommenden.

Digitized by Google

Die Gründung Neuweimars

Von

Eduard von Bamberg

Als der Erbgroßherzog Karl Alexander sich den dreißiger Jahren näherte, war er ein ideal und leidlich liberal gesinnter, wenn auch weltunkundiger und unpraktischer Herr, der sich das Ziel setzte, die weimarischen Kunstzustände im Sinne seines Großvaters zu reformieren. Zum Berater und Helfer erkor er sich Franz Liszt, in dem er die große Persönlichkeit sah, als andere, auch Nahestehende nur den Virtuosen bewunderten: „er vereinigt eine Kraft der Intelligenz, eine Ausbildung der Bildung, eine Energie des Willens, eine Eigentümlichkeit der Individualität und einen Seelenadel, wie ich nie etwas ähnliches gesehen habe."[1]) Es gab nichts Menschliches, Geistiges, Künstlerisches, das er nicht zu seinem Vorteile mit ihm besprach, und Liszt vergalt die Zuneigung durch sorgfältiges Eingehen auf seine Ideen. Das Theater war seine erste Liebe gewesen, ganz natürlich, daß er zuerst die bessernde Hand an das einheimische Institut legen wollte, das allmählich zur Mittelmäßigkeit herabgesunken war und an den Bestrebungen der Gegenwart nur geringen Anteil nahm. Das Programm war um so hochfliegender, je weiter es von der Ausführung entfernt war: der Erbgroßherzog verlangte Michel Angelos „chi va dietro a altri, non li passa innanzi" als Motto, und Liszt wünschte „la prérogative des bons exemples". Das war unter der Intendanz des Oberhofmarschalls von Spiegel nicht zu erreichen, doch sollte die Verwaltung des Theaters, das von der Schatulle und Liebhaberei des Hofes abhing, in den Händen eines Hofmannes verbleiben. Der Kammerherr Freiherr Ferdinand von Ziegesar brachte einer Berufung Sympathie entgegen, und für Zuverlässigkeit und Konsequenz, Charakter und Gesinnung glaubte Liszt Bürgschaft übernehmen zu können, wenn er sich den Intendanten auch nur als geschäftsgewandten und verständnisvollen Intermédiaire dachte. Für Drama und Musik forderte er verantwortliche und nicht kleinlich beschränkte Dirigenten, denn alles hänge von der fachmännischen Leitung ab, und ohne feste Ziele und produktive Arbeit sei weder für die Kunst noch das Publikum ein ersprießliches Resultat zu erreichen.

Möglicherweise schwebte ihm als Schauspieldirektor Dingelstedt vor, den er bei Jenny Lutzer, seiner Verlobten, als Verehrer des Musenwitwensitzes kennen gelernt hatte. Die Karriere, die derselbe seitdem durchmaß, war eine beinahe unglaubliche zu nennen. Als er 1843 als Publizist, Erzähler und Kritiker in Wien weilte, hegte er weniger sanguinische Hoffnungen als abenteuerliche Gelüste, bis ihn seine romantische Liebe veranlaßte, dem fahrenden Poeten Valet zu sagen und sich auf den soliden Ehemann einzustellen. Die W. W.-Artikel, die er im Übergang vom nachtwächterlichen Liberalismus zum konservativen Augsburger Standpunkt schrieb, brachten ihm indes so viel Ärger, daß er daran dachte, alle Bande zu zerreißen und nach Amerika auszuwandern— da wurde

1) Am 24. Okt. 1846 an Andersen.

Digitized by Google

er zum Vorleser und Hofbibliothekar des Königs von Württemberg berufen, heiratete die Geliebte und versöhnte sich mit seinen Gegnern. Außer in seinen Gedichtbüchern erschien sein Name regelmäßig in der Augsburger, Kölner und Illustrirten Zeitung sowie in einem Dutzend belletristischer Journale, und als es hieß, er werde einen Orden bekommen und geadelt werden, trat er in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Der Stuttgarter Stellung rasch überdrüssig, richtete er an Liszt die Bitte, ihn für die durch Riemers Tod erledigte Oberbibliothekarstelle zu empfehlen und darüber hinaus an der Verwirklichung seines Lebensprogramms mitzuwirken. „Hier bleibe ich nicht", schrieb er ihm am 30. Dezember 1845, „es ist mir zu gemütlich. Ich muß wieder in den deutschen Norden, wo die Menschen Nerven haben und Blut. Mein Plan ist 1. entweder über Weimar nach Berlin, wenn das möglich ist, oder 2. mit Dir in Weimar, um dort mit Weimarischer Tradition und Hohenzoller Geld die Zeit der „Horen", des „Merkur" in einer guten Revue heraufzubeschwören und mit Hilfe meiner Frau Deine musikalischen Intentionen dort zu fördern, 3. einst einmal das Theater zu übernehmen; es ist just klein genug, um etwas Großes daraus zu machen. Ich bin des Wanderns eigentlich satt; wärest Du es auch, so täten wir am besten, uns in Weimar zu setzen und dort Kunst und Gesellschaft zu reformieren, warum nicht auch gelegentlich ein bißchen den Staat — voilà le grand mot laché." Diese Sätze muß man für später merken; vorläufig hatten sie keine Folge, da der Bibliothekarposten vergeben war und die Theaterpläne erst ins Rollen kamen. Verkehrt war der Appell an die politischen Neigungen Liszts, der sich nach wie vor um die öffentlichen Zustände Weimars nicht kümmerte, richtig dagegen die Rechnung auf das aufdämmernde Ruhebedürfnis. Nachdem die Freundschaft des Erbgroßherzogs dem Wohlwollen der Großfürstin zur Seite getreten war, dachte er ernstlich daran, „sich in Weimar zu verpuppen" und „in dem Vaterland der Ideale Bürgerrecht zu erwerben." Eine Reihe Kunstreisen wollte er noch gemächlich erledigen und zwei Opernpartituren fertigstellen, nach „dem Überschreiten des dramatischen Rubikons" war jedoch eine Rückkehr zum Virtuosentum ausgeschlossen und die Annahme der Weimarischen Musikdirektion beschlossene Sache.

Als im Winter 1846 die Theaterfrage spruchreif wurde, erbat sich Karl Alexander von Liszt Verbesserung seiner Ansichten, deren Einseitigkeit ihm bei der gebundenen Stellung des Thronerben außer Zweifel standen. Spiegel erklärte sich gegenüber den drängenden Anforderungen mit einem Rücktritt einverstanden oder wurde, um mit Öttinger zu sprechen, in den Ruhestand getreten, und so begann mit dem 1. Juli 1847 die Neuweimarische Periode, die eine künstlerische Nachblüte zeitigen und Weimar wieder eine führende Rolle in der Theatergeschichte zuweisen sollte. „Der Großherzog", schrieb Laube, „hat dem Erbgroßherzog das Theater überlassen, einem ganz aufgeklärten, durch Frankreich und England gereisten Mann, der die lebendige Literatur und das strenge Schauspiel zu Ehren bringen will." Und einige Wochen später meint dieser gewiß unbefangene Beurteiler: „ein Mann, der sich durch Namen und Besitz verpflichtet fühlt, den Maecen zu machen, wäre auch etwas. Aber die Einsicht und Begeisterung, welche der Erbgroßherzog mit liebenswürdiger Bescheidenheit und einer bei einem Prinzen ungewöhnlichen Offenheit und Freiheit verbindet, lassen Besseres hoffen." Auch Gutzkow schlägt ähnliche Töne an und hebt dabei die weitgehenden künstlerischen Neigungen Karl Alexanders und seine Freundschaft zu Liszt hervor. „Man erwartet ihn (Liszt) und glaubt, daß er sich am Theater beteiligen wird. Das wären glänzende Aussichten, und um so glänzender, wenn das Schauspiel darunter nicht leidet." War die Ernennung Ziegesars auf seinen Vorschlag zurückzuführen, so ließ er es an Ratschlägen für die ersten Schritte nicht fehlen. Im allgemeinen hielt er [2]) die Lage des Theaters für schwierig, da durch den Glanz außerordentlicher Talente wie der Lind, der Rachel und Rubiris im Publikum

2) Liszt an Karl Alexander, 4. Juni 1847.

Digitized by Google

übertriebene Erwartungen erregt wären; auch in kleineren Verhältnissen sei viel Geld nötig und ein Intendant mit den seltensten Eigenschaften, nämlich Takt, Geschmack, Lebensart, Kenntnissen, Urteil und Energie. Für die Weimarische Oper wäre zu allererst eine Erneuerung des Chors, der unter der Kritik sei, und eine Neubesetzung der ersten jugendlichen Fächer notwendig, auch im Schauspiel müßten die älteren Mitglieder ersetzt und sorgfältigere Einstudierung sowie gewähltere Inszenierung erstrebt werden. Bezüglich der Dichtung sei weise Duldung der modernen Tendenzen und nachsichtige Handhabung der Zensur zu empfehlen, damit junge Talente nicht verschüchtert und gute Ideen nicht verstümmelt würden; auch müsse man den Autoren, die es müde wären, über den Löffel barbiert zu werden, die ehrenvollste und wirksamste Art der Entlohnung, die Tantième, ohne Sparsamkeitsrücksichten und Parteilichkeit gewähren. Vorteilhaft sei es, wenn der Erbgroßherzog Schriftsteller veranlasse, Weimar Premieren zu überlassen oder die Proben bereits akkreditierter Werke persönlich zu leiten, um den Aufführungen größeren Schwung zu geben. Gute Werke gut aufzuführen, sei die Losung, um das Theater auf das Niveau der vier oder fünf anständigen deutschen Kunstanstalten zu erheben, und dazu müsse man der Truppe frisches Leben einflößen und ihr Ehrgefühl spornen. Mit bloßen Absichten und Programmen sei es freilich nicht getan[3]), man müsse sie erfüllen, aber ein verständiger und gewissenhafter Mann wie Ziegesar werde nur dieser Fingerzeige bedürfen, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Mit einem Erlasse an die Mitglieder trat derselbe im August sein Amt an. „Treue, sorgsame Pflege unserer deutschen, so auch der fremden klassischen Werke der Tragödie, des Schauspiels wie des Lustspiels, möglichstes Fernhalten vom Repertoire der neuen und neuesten Erzeugnisse der französischen dramatischen Literatur, welche die deutschen Theater lange Zeit in oft sehr mittelmäßigen Übersetzungen überschütteten, Berücksichtigung der besseren neuesten deutschen Produktionen und baldiges Erscheinen derselben auf hiesiger Bühne, die gänzliche Verbannung des Rollenprivilegiums, sorgfältiger und pünktlicher Besuch der Leseproben“ — diese Sätze wiederholen allerdings nur damals vielfach geäußerte Wünsche, wurden aber eben deshalb außerhalb Weimars hoffnungsfreudig begrüßt. Innerhalb der vier Wände nicht minder, nur daß man dem neuen Chef keine besondere Autorität zutraute. „Der junge Mann, ein weimarisches Landeskind, erst preußischer Leutnant, später Kammerherr bei dem erbgroßherzoglichen Hofe“, schrieb Genast, „spielte sehr hübsch Klavier, ohne gerade Musiker zu sein, hatte oft das Theater besucht und brachte viel Eifer und Liebe für dasselbe mit. Er trat mit Anspruchslosigkeit sein Amt an, da er wohl fühlen mochte, daß ihm zu demselben die nötigen Kenntnisse fehlten. Die Mitglieder kamen ihm mit williger Freundlichkeit entgegen und seine Regisseure standen ihm mit Rat und Tat treulich zur Seite“. Von seinen eigenen Leistungen war er selbst wenig befriedigt und gab wesentlich die Weisungen des Erbgroßherzogs weiter, der mit Goethe sagte: „der Anfang ist in allen Sachen schwer“, aber guten Mutes fortfuhr: „wenn wir auch langsam fortschreiten, so schreiten wir doch fort“ und sich der Bestätigung dieser Wahrnehmung durch die Journalisten freute. „Man hört allgemein“, versicherte Gutzkow am 1. November dem Intendanten, „von dem erneuten Regen und Weben der Weimarer Bühne. Soll ich Ihnen einen Rat geben, so bitte ich, scheuen sie das Experimentieren und zahlreichste Gastieren im Anfang nicht, von einer solchen Umwühlung bleibt doch ein Niederschlag zurück, und sollte es auch nur das Resultat sein, daß, wenn Viele vorgeführt werden, die Vergleichung mit den alten Mitgliedern wegfällt und man nur noch die späteren Neuen mit den früheren Neuen vergleicht; und da wird das Urteil gleich toleranter.“ Gutzkow, der an Exzellenz Spiegel stets als notbedrängter Schriftsteller geschrieben hatte, schlägt Ziegener gegenüber einen mehr kollegialen Ton an, aber gewiß nicht allein, weil er zum dirigierenden Dramaturgen

3) Liszt an Karl Alexander, 15. Okt. 1847.

Digitized by Google

in Dresden aufgerückt war, sondern weil er von dem neuen Manne lebendige Teilnahme am Fortschritt erwartete. Einige Wochen später lobt er die Wiederaufnahme der lange Zeit nicht gegebenen „Emilia Galotti" und „Kabale und Liebe" [4]) als Ehrung poetischer Mannestaten und fügt hinzu, daß die bürgerliche Komödie den besten Vorschub für das schauspielerische Ensemble biete. „In dieser Kunstart, welche von der Betrachtung und Wiedergabe der umgebenden Welt ausgeht, finden sich die verschiedenen Elemente am leichtesten zusammen. Wenn aber die alte Zeit sie mit Vorliebe pflegte, so zeigt das nicht bloß von moralischem Mut, sondern auch von Einsicht in die Aufgaben des Theaters, während man heute in den „Tendenzstücken" Gefahren sieht und amtliche und nicht amtliche Kritik sich verbinden, ihnen das Lebenslicht auszublasen."

Dieser Vorwurf traf die neue Leitung nicht, denn der Erbgroßherzog hatte „Uriel" und „Schiller" vorgemerkt, und als dem genius loci am nächsten stehend eröffnete dieser den Reigen der Neuaufführungen. Im Vorjahre hatte Laube die Haupttheater behufs einer Art Nationalfeier eingeladen, das Stück gleichzeitig am Schillertage oder, wenn sie dafür ein Schillersches Stück gut geben könnten, am Vorabende zum erstenmal aufzuführen. Das sollte Aufsehen erregen, zumal Schiller der allgemeinen Begeisterung sicher und „die gewaltige Rolle des Herzogs" für Charakteristiker ein leckeres Futter sei. „Was der Kühne sich erkühnt, kann der Laube sich erlauben" hatten die literarischen Spatzen gezwitschert, aber ein Erfolg war doch herausgekommen, wie in der Vorrede des Autors nachzulesen ist, und jetzt sollte Weimar seine Unterlassungssünde gutmachen. Schleunig mußte Ziegesar Laube zur Teilnahme an den Vorbereitungen auffordern, und nach seiner, von den Gegnern als Reklame gebrandmarkten Gewohnheit ging er bereitwilligst auf die Sache ein. „Eben habe ich," schrieb er am 26. August 1847, „mit Herrn Genast alle Eigenschaften Ihres Personals durchgesprochen, da kommt Ihr Brief, welcher die Verschiebung der Vorlesung auf den 2. September abends und die zweite gründliche Leseprobe für den 3. September genehmigt. Ich danke für die freundliche Berücksichtigung meines Jagdtages und erlaube mir nur noch ein paar Bemerkungen, auf welche es keiner Antwort bedarf. Erstens ist nach allem, was ich ausfrage, Ihre Anordnung: Herr Winterberger-Koch, Herr Streit-Silberkalb die beste. Es wäre also ein Fehler von mir, Sie darin irre zu machen. Zweitens müssen Sie mir aber eine lebhafte Warnung wegen des Wagner-Schiller gestatten. Sie haben ihn nur im Zimmer gehört, er hat nur bei kleinen Gesellschaften gespielt — Verehrtester, das ist ein großes Wagnis mit der Schillerrolle gerade in Weimar. Obenein ist er von kleiner Mittelgröße neben dem baumlangen Genast. Das ist lebensgefährlich! Knorrs Persönlichkeit ist sehr geeignet, das Publikum kennt ihn, nachhelfen läßt sich, mein entschiedener Rat ginge dahin, ihm die Rolle zu geben. Ist das Stück erst einmal gegeben, dann kann der Neue ohne besondere Gefahr mit solcher Rolle vorgeführt werden. Herr Knorr hat zwar als Melchthal hier (in Leipzig) nichts gemacht und wird folglich auch morgen als Egmont nichts machen, trotzdem bin ich dafür, ihn zuerst und nicht einen Fremden zuerst als Schiller auftreten zu lassen. Vom Standpunkt der Praktik muß ich Sie auf die Gefahr aufmerksam machen; haben Sie trotzdem Proben genug, daß Wagner günstig wirken kann, dann ist meine Warnung überflüssig."

Glücklicherweise wurde diese Schwierigkeit durch einen schleunig nachfolgenden Brief gelöst. „Ein interessanter Fund," schrieb Laube am 30. August, „welcher gleich Alexanders Schwert den ganzen Knoten durchhaut, wenn wir genial genug sind, die vorüberschlüpfende Gelegenheit bei der fliegenden Locke zu ergreifen! Nämlich: kaum habe ich Ihren Brief von gestern gelesen, so wird bei mir gemeldet einer unserer besten deutschen Liebhaber [5]), Herr Dessoir vom Karlsruher Hoftheater, der diesen Sommer

4) Erstere zur Eröffnung der Bühne (18. Sept.), letztere zum Schillertag gegeben.
5) Auch Gutzkow spricht in seinen Rückblicken zum Jahre 1834 von dem „idealischen Liebhaberspieler mit langem schwarzen Haar".

Digitized by Google

in Berlin als Akosta, Othello etc. das größte Furore gemacht[6]) und den Herr von Küstner den Schiller nicht hat spielen lassen, weil Kritik und Publikum einstimmig das Engagement dieses wirklich mit romantischem Reize ausgestatteten Talentes (er ist z. B. ein vortrefflicher Hamlet) forderte, was er (Küstner) aber aus ökonomischen Rücksichten nicht wünscht. Dessoir hat in diesem Augenblick noch beinahe drei Wochen Ferien und kann dieselben — man baut noch in Carlsruhe — leicht verlängert erhalten. Ich erzähle ihm die Situation in Weimar, er ist Feuer und Flamme, gerade in Weimar den Schiller zuerst spielen zu können — Honorarfrage ist dabei eine Nebenfrage — und da sitze ich, Ihnen diese vortreffliche Gelegenheit vorzuschlagen. Er wird einer der besten Schiller in Deutschland sein und so wird dies für Ihre Eröffnung ein literarisches Ereignis. Die schwierigen Punkte sind nun folgende: Kann er noch ein paar andere Rollen oder doch den Schiller mehr als einmal spielen? Kann die Aufführung der Karlsschüler etwas beschleunigt werden, daß er sie erwarten kann? Kann ihm durch Sie von Ihren hohen Herrschaften eine Anfrage nach Carlsruhe, ob er ein wenig über die vorgesteckte Zeit bleiben dürfe, gewährt werden? Er meint, ohne die geringste Säumnis würde man dort, wo noch lange vorzubereiten wäre, die Erlaubnis geben! Was sagen Sie dazu? Leider wird es kaum möglich sein, noch eine Zeile von Ihnen abzuwarten, da Sie diesen Brief erst Donnerstag mittag erhalten werden. Ich muß Dessoir also auf die Gefahr, daß es umsonst sein könnte, Donnerstags mitbringen."

Behendes Ausnutzen der Gelegenheit, scharfes Erfassen der schauspielerischen Individualitäten wie der Neigungen des Publikums, umsichtiges Vorbereiten bei energischem Drängen zum Ziele — mit diesen Eigenschaften trat der passionierte Theatermann, der auch seine Jagdliebhaberei nicht vergaß, dem Weimarischen Intendanten ohne alle Höflichkeitsphrase entgegen. In jeder Zeile spürt man den künftigen Direktor, und wenn man weiter hört, wie sachlich er bei Vorlesung und Proben verfuhr, versteht man, wie ihm bei gleicher Veranlassung der Burgtheaterthron zufallen mußte. „Sein charakteristischer Vortrag gefiel uns ungemein," berichtet Genast. „Er wußte die Figuren seines Zeitgemäldes den Schauspielern zur klarsten Anschauung zu bringen, und diese benutzten seine Winke bei der Darstellung zum großen Vorteil des Ganzen. Er selbst setzte das Stück mit großer Sicherheit in Szene, und mit Vergnügen sah ich, daß er sich auch auf diesem Boden mit Glück bewegte. So war in einem Zeitraum von siebzehn Jahren aus dem talentvollen, geistreichen Jüngling ein tatkräftiger, bedeutender Mann geworden." „Wenn auch das Vormachen nicht besonders geriet," bemerkte Durand in seinem amtlichen Berichte, „so wußte er sich doch durch das Wort verständlich zu machen; er lebte und webte in dem Stücke bis ins kleinste Detail und teilte dem Schauspieler eine Begeisterung und Sicherheit mit, daß man sich in Goethes beste Zeit zurückversetzt glaubte. Genast war ein vortrefflicher Herzog Karl, der nach Laubes Urteil Marr in Leipzig übertraf; auch das Zusammenspiel befriedigte den Verfasser, wenn er aber das Pathos noch natürlicher haben wollte, so glaube ich kaum, daß es der Text zuläßt." Das Stück wurde ohne jeden Strich gegeben und sowohl am 25. September als 2. Oktober mit unendlichem Jubel aufgenommen. „Neben dem Großherzog", erzählte Laube, „hatte das erste Mal der Oldenburger Herr, das zweite Mal der Prinz von Preußen und der Kronprinz von Bayern Platz genommen, welch letzterer sich königlich zu erfreuen schien. Während aber der Großherzog mit dem Kopfe schüttelte, applaudierte der Erbgroßherzog aufs Lebhafteste, und Publicus, nach der Zukunft blickend, immer ärger." Mannesstolz vor Königsthronen, Widerstand gegen die Stumpfheit der Welt: Menschenrecht gegen Herrenrecht, das waren Dinge, die den Weimaranern ans Herz griffen und im Theater ihre Hände in Bewegung setzten, mochten sie im Leben auch die

6) Namentlich begründete Othello, auch in Dessoirs Glanzzeit sein Steckenpferd, den Berliner Erfolg. Vgl. Rötscher, Jahrbuch I, S. 176.

Digitized by Google

„erste Bürgerpflicht" respektieren; wie Posa noch immer überschwänglichen Beifall auslöste, fanden die vormärzlichen Schlagworte ein gleich lautes Echo wie die Verse des Hohenasperger Gefangenen. Dazu war die Schillerschwärmerei seit der Feilbietung des Wohnhauses in der Esplanade so hoch gestiegen, daß niemand auf den Gedanken kam, die Handlung auf historische und psychologische Wahrheit zu prüfen. „Die Rundung der Fabel," schloß Durand, „und die Glätte des Dialogs, der Wechsel der Stimmungen und die Buntheit der Bilder sind theatralische Vorzüge, um derentwillen Goethe ein Stück aufführte, auch wenn es in Stoff und Gehalt unter den „Karlsschülern" stand."

Ludwig Dessoir, der durch Verstandesschärfe und Bildung in den Ruf eines Tüftlers und Gelehrten kam, besaß gleichwohl eine ursprüngliche mimische Kraft, die seinen korrekten Zeichnungen farbiges Leben zuführte. Er verfügte weder über einen schönen und vollen Ton noch sonstige bestechende Äußerlichkeiten, besaß sogar den „lebensgefährlichen Fehler" einer untersetzten Gestalt, und brachte gleichwohl die lange festgehaltenen Liebhaber zu besonderer Wirkung, indem er sie als Charaktere behandelte. Dem deutschen Lieblingsdichter sah er nicht im Entferntesten ähnlich, nur das große Herz gab er ihm wie den überragenden Geist und wußte eine Fülle packender Details aus dem Zusammenhang organisch zu entwickeln. Weniger Glück machte er mit Bolingbroke (Glas Wasser) und Egmont, da andere es ihm an Adel und Eleganz sowie charakteristischer Wiedergabe des Epikuräers und des Sanguinikers zuvortaten; doch kam dort durch Schärfe der Dialektik, hier durch Tiefe der Empfindung die „dramatische Gänsehaut" zustande. Der Schöpfer dieses burlesken Fachausdrucks, H. Th. Rötscher, setzte seine Anstellung in Berlin durch, wo er in Ruhe das Ansehen einer ersten Bühnengröße genoß, während in seiner früheren Gastspielperiode die Gebildeten und Kollegen seine vornehmsten Bewunderer waren. Auch in Weimar hinterließ er viele Verehrer und unter den Schauspielern anhängliche Freunde, während Laube, der allseitig fasziniert hatte, wie ein Meteor den Blicken entschwand. Die knorrige, elegant gekleidete Gestalt zeigte den Burschenschafter und Freiheitsmann, der sich in Paris äußeren Schliff zugelegt hatte, das blasse Gesicht mit den bartumrahmten derben Lippen und der breitwulstigen Nase erinnerte an mongolisches Geblüt, dem feines Lächeln und lebhafter Blick widersprach. Der Erbgroßherzog, der die Männer der Neuzeit mit lebhaftem Interesse verfolgte, brachte ihm die geringste Sympathie entgegen, da ihm der mehr kurländische als schlesische Dialekt, die gesuchte Terminologie und das Schroffe und Bizarre seiner Aperçus ebenso unangenehm berührten wie die Form seiner pickers and stealers, auf die der ausgesprochene Chiromant den höchsten Wert legte.

Das bislang beste Stück Laubes errang in Weimar einen vollen Erfolg, und lange hat es gedauert, bis der Tadel zu Worte kommen konnte; doch hätte ein kundiger Thebaner aus dem Schütteln des Kopfes in der Hofloge ein Nachspiel voraussagen können. „Wer hätte gedacht" schrieb Streit[7]) am 25. Oktober 1847 an Dessoir, „daß diese Zeilen in die nach Mannheim bestimmte Schillerperrücke eingelegt würden und Ihnen die traurige Nachricht brächten, daß die „Karlsschüler" sich auf unserer Bühne nicht mehr tummeln dürfen! Nach Ihrer Abreise hat sich der Hof (d. i. der Großherzog) höchst unzufrieden über die Aufführung eines solchen Stückes geäußert und sich dergleichen Tendenzen zur Darstellung verbeten. Der gute Ziegesar, in dem Wahne, eine neue Aera an unserem Theaterhimmel durch den Schiller heraufzubeschwören, mit deren Wünschelrute ein Peruisches Goldbergwerk entdeckt zu haben, sieht sich jämmerlich getäuscht und soll die Übernahme der Intendanz schon bereuen, auch zur Einsicht gelangt sein, daß er nur zum Spielball einer großartigen Intrige diene. Seine Stellung vis-à-vis der Regie und den Mitgliedern wird auch täglich schwieriger, da bei seiner Unkenntnis im Artistischen der Mängel zu viele erscheinen, jedermann von ihm befragt und zu Rate gezogen wird, und er selbst

7) Die Originale im Besitz des Herrn Prof. Max Dessoir.

Digitized by Google

nicht die moralische Kraft besitzt, das Bessere herauszufinden. Die vermeintliche Stütze des neuen Regimes, ich meine unseren Erbprinzen, der einmal schon im Theater (während der Probe) gewesen ist und jetzt in Ihrer Nähe herumschwärmt, hat wie bekannt keine Charakterfestigkeit und noch weniger Geld, so daß mit Ablauf dieser Saison leicht möglich nochmals ein Behördenwechsel eintreten wird. Was dann kommt, wissen die Götter; möge nur die im Publikum überhand nehmende Gleichgiltigkeit gegen alles, was Theater heißt, unseren guten Großherzog nicht anstecken! Möge ein kunstfähiger determinierter Mann unser Waisenhaus regenerieren, den alten Toback ausrotten, das Trifolium der Regie stürzen! Wegen Anschaffung der Jahrbücher Rötschers[8]) habe ich an sämtliche Kollegen ein Zirkular ergehen lassen, aber, wie zu erwarten, nichts ausgerichtet. Gleichgiltigkeit gegen allen Journalismus und kein Geld! Durand will die Intendanz zur Anschaffung dieses lehrreichen Journals bereden, aber, ich weiß es im voraus, umsonst! Von den vielen Verehrern Ihres Talentes steht hier Eckermann obenan, er läßt Sie herzlich grüßen und wird Ihnen nächstens nicht nur schreiben, sondern auch eine Autographie Goethes verehren. Daß Sie so früh heimkehrten, bedauert man allgemein, da man Sie in anderen Rollen, namentlich als Hamlet, gern gesehen hätte; man tröstet sich mit der Zukunft und der Gewißheit einer Wiederholung Ihres Gastspiels. Ziegesar grüßt auch vielmals und schien sehr geschmeichelt, daß Sie ihn einen über allen Ausdruck liebenswürdigen Intendanten nennen. La Roche in Wien hat keinen Urlaub erhalten; später kommt Wagner und Marr zum Gastspiel. Gewähren Sie mir die dringende Bitte, in Briefwechsel mit Ihnen bleiben zu dürfen, ich sehne mich nach Mitteilungen und Ansichten Anderer über die Kunst, um so mehr, da in unserer Wüste jede geistige Quelle versiecht."

So hatte der erste rauschende Auftakt der neuen Leitung mit einem Fiasko geendet. Wenn Metternich und Friedrich Wilhelm IV. einen Besenstiel überquer hielten, um einer Armee Halt zu gebieten, so versuchte Karl Friedrich durch ein Stirnrunzeln die Revolutionsideen hinanzuhalten. Der Erbgroßherzog war englisch ausgewichen, und Ziegesar mußte Stand halten; es wäre eine hochkomische Szene gewesen, erzählte Liszt, wie Spiegel die Würde seines Auftrags mit persönlichem Ärger vereinte, und der Prügelknabe Worte machte, um pathetisch zu schließen: „Will man Laube verbannen, muß man auch Schiller den Laufpaß geben." „Wenigstens soll man nach der Maxime des hochseligen Großherzogs die göttliche Unverschämtheit der Poeten überwachen, und wo sie ohne Göttlichkeit auftritt, wie bei Herrn Laube, energisch dreinfahren." „Darüber denkt der Erbgroßherzog anders." „Und wird bald wieder anders denken." Daß man dem Thronerben Unbeständigkeit zutraute, beruhte auf den Unterlassungssünden, die er bei der Vielseitigkeit seiner künstlerischen Interessen beging, später von Liszt oft genug darum getadelt. Bei der Theaterreform dachte er indeß nicht ans Zurückweichen und fuhr fort, Ziegesar den Nacken zu steifen, daß er dem Repertoire Modernität, Deutschheit und Vielseitigkeit erhielt sowie die in Leipzig angesponnenen Gastspielfäden verfolgte. Daneben rechnete er damit, daß ihm Liszt im neuen Jahre zuhilfe kam, um mit seinen musikalischen Spenden die Mutter zu erquicken, den Vater zu versöhnen und auf das Publikum erzieherisch einzuwirken. Diese Verhältnisse blieben dem Schauspieler Streit unbekannt, der auch mit seinen Geldansprüchen an den Erbgroßherzog über das Ziel schoß, da der Regent fortgesetzt den Aufwand des Theaters bestritt. „Welch ein Unterschied zwischen Ihrem Dorado (Karlsruhe) und unserem mit Jammer statt mit Jamben gepflasterten Ilmathen!" fuhr jener am 2. Februar 1848 an Dessoir fort. „Sie müssen mir in unseren Tempel folgen, zu unserem herzensguten, aber bornierten Intendanten, zu den drei Gewaltigen,

8) Von 1847 an heftweise erscheinend, wollte das Jahrbuch für dramatische Kunst und Literatur, die gesamten Theaterinteressen im modernen Geiste fördern, brachte es aber nur auf drei Jahrgänge; alle ernsthaften Dramaturgien damaliger Zeit fristeten ein kümmerliches Dasein.

Digitized by Google

dem gescheuten, aber matten Durand, dem Podagristen Genast und dem Staberl Seidel, dessen Frau im „Glas Wasser" sich selbst übertraf. Diese Allianz triumphiert, Ziegesar ist Puppe; der Erbgroßherzog, von dessen Aegide so viel gesprochen wurde, tut nichts und hat nichts getan, da mit dem bloßen Kommandieren nicht zu heilen ist. Gott erhalte meinen Papa Großherzog, der hat ein Herz, gibt doch Geld, wenn auch nicht hinreichend. Der Nachfolger hat beides nicht. Eine Lichtseite hat die jetzige Verwaltung, die Reichhaltigkeit des Repertoires. Außer den Karlsschülern, der Wiederholung des Wallenstein, Tell etc., neu Valentine, der Zerrissene, der Weg durchs Fenster, Kabale und Liebe, Macbeth, der höfliche Mann, Friedrich mit der gebissenen Wange[9]), Minister und Seidenhändler kommen in diesem Monat, der alte Magister, Dorf und Stadt und Akosta (für Wagner) aufs Repertoire. In „Minister und Seidenhändler" hat Marr sehr gefallen, als Benjamin in der „Valentine" wenig. Ein intelligenter Mann, aber lieber trocken Brot mit Wasser, als unter seiner Regie Austern mit Champagner. Die Regie zitterte vor einem Engagement, aber Marr und unsere Verhältnisse! Mord und Todschlag gäbe es, ja ich wäre der erste, der die Waffe ergriffe. Im „Seidenhändler" habe ich mich auf eigenen und Ziegesars Wunsch als Intrigant versucht; es ist gegangen, die Rolle ist nur zu undankbar. Durand war dagegen und stimmte für Winterberger, der in seiner Schwachheit ein gewaltiger Gegner von Ihnen ist. Hier muß man Kammerjungfern heiraten![10]) Wohlbrück leidet seit mehreren Wochen an der Leber; in der Zwischenzeit trat er einmal auf, und das Publikum empfing ihn rauschend. In der Leseprobe von Akosta habe ich Ihrer sehr gedacht und bei der Gelegenheit Ziegesar Ihre Empfehlung überbracht; er hat mich jedenfalls verstanden, und wenn nicht andere unterminieren, so sehen wir Sie hier in dieser Rolle, die Ihnen so schön zusagt. Das Stück ist vortrefflich bis auf den letzten Akt und den fatalen theatralischen Pistolenknall. Bei Ihren bevorstehenden Gastspielen mache ich auf den „Landgrafen Friedrich" als Benefizstück aufmerksam; es gibt kein besseres Kassenstück, und die Rolle ist gut."

Wenn auch im Reiche die Bezüge nicht voll verstanden wurden und die bedeutsame schauspielerische Mitwirkung des Autors fehlte, gehörte Nestroy seit dem Lumpacivagabundus, der auch in Weimar drastisch gewirkt hatte, zu den Notabilitäten der Bühne. Merkwürdigerweise wählte man jetzt nicht den kürzlich erschienenen „Unbedeutenden", sein bestes, eigenartigstes Stück und noch dazu in edlerer Richtung, sondern den „Zerrissenen" von 1844, trotz des französischen Ursprungs auch ein ächtes Kind seines geistvollen Vaters, das aber „senza offender la morale" nicht gegeben werden konnte und durch stillose Darstellung arg litt. Dagegen wirkte Scribes „Der Weg durchs Fenster" mit seinem zierlichen Dialog und hübschen Späßen nachhaltiger, als der läppische Vorwurf erwarten ließ; vor den Fabrikarbeitern „N. d. F." zeichnete sich W. Friedrich (Riese) durch flüssiges Deutsch und annehmbare Umdichtung aus. Ein Originallustspiel, wie L. Feldmann seine Stücke nennen durfte, war damals ein weißer Rabe, doch wurde „Ein höflicher Mann" mit seinen possenhaften Einfällen und geringer Komposition durch Benedixens „Eigensinn" überholt, der die alte Anekdote vom Korbmacher und seiner Frau bühnengewandt variierte und an Stelle der früheren Nachspiele gute Dienste leistete. Bemerkenswerterweise erschienen von den stehenden Vorstellungen Hinko, der jetzt mit seiner Wilhelm-Kunst-Rolle selbst von Birch-freundlicher Seite als Effektstück bezeichnet wurde, Goldoni-Schröders Diener zweier Herren, der das wunderbare Gemisch von Einfalt und Klugheit, Truffaldino genannt, dreiundfünfzig Jahre lang zur Schau gestellt hatte, und Schillers Macbethbearbeitung zum letzten Male auf der Bühne. Zwar gab es immer noch Leute, welche die Umgestaltung des Pförtners und der Hexen für nebensächlich und die „schöne" Sprache für ausschlaggebend erachteten, doch hatte die historische

9) Von Alexander Rost, mit Ouverture von Stör.
10) Wie Winterberger getan hatte.

Digitized by Google

Bildung ihnen bereits den Vorsprung abgewonnen; der weiche und psychologisch farblose Macbeth Genasts war darum noch lange nicht der Letzte seines Stammes. Dann folgte als zweiter dramatischer Höhepunkt Freytags „Valentine" (6. November), der von Leipzig ein großer Ruf vorausging. Man fand die Hauptcharaktere bis auf die Gefühlsüberreizung konsequent und modern, die Situation dagegen romanhaft und die Zigeuner- und Indianerwelt samt dem Hofe des Duodezstaates karikiert; nur der geistvolle und gewandte Dialog zeigte einen echten Dichter an und der aktuelle Vorwurf stellte eine Hoffnung für die Zukunft dar. Schließlich erzielte die Oper Gustav Schmidts „Prinz Eugen, der edle Ritter" (20. November) einen ganz ungewöhnlichen Erfolg, der den Ruf des Verfassers, der auch die erste Aufführung selbst leitete, bei seinen Landsleuten für alle Zeit befestigte.[11]) Durch das Freiligrathsche Gedicht veranlaßt, hatte er mit Hilfe seines Freundes Alexander Rost ein volkstümliches Textbuch geschrieben, dem eine charakteristisch instrumentierte Partitur mit gemütlichen Melodien, originell erfunden und sorgfältig ausgeführt, zur Seite trat.

Nach diesen verheißungsvollen Anfängen absolvierte Josef Wagner, der sich seit seiner Übersiedlung aus Pest überraschend glücklich entwickelt hatte, ein sensationelles Gastspiel. Damals achtundzwanzig Jahre alt, bot er mit seiner hohen, jugendlich geschmeidigen Gestalt, dem edlen Antlitz von italienischem Teint, dem blauschwarzen, bis zu den Schultern fallenden Haare und dem großen dunkle Augen ein Bild idealer Schönheit. Dazu würdevolle Bewegungen, ein markiges, in allen Chorden gleichmäßiges Organ und eine ausdrucksvolle Mimik, kurz, er war einer von den seltenen Schauspielern, die schon durch die Naturmittel für sich einnehmen. Als er nach Leipzig kam, wollte man Maßlosigkeit und einen Ansatz zum Solospiel bemerken, indeß trat ihm Marr so wirksam entgegen, daß man bald umgekehrt das Maß seiner Leidenschaft pries, um so bemerkenswerter, als er von innerem Feuer verzehrt wurde und der Garderobier ihm nach einer explosiven Szene sofort in Leinentücher packen mußte. Auch lyrischen Stimmungen wurde er gerecht und gab die Melancholie ergreifend wieder, konnte dagegen verstandesmäßige Züge nicht meistern, besaß weder Humor noch Verwandlungsfähigkeit und ließ in Konversationsrollen zu wünschen übrig. Hamlet (19. Dez.) büßte also von vornherein mit Humor, Ironie, Satire und Darstellung einen Teil seines Charakters ein, während man Melancholie und Affekt genial nennen durfte. Der in Gram versunkene und verzweifelnd aufschreiende Prinz bot eine ächt tragische Exposition; beim Erscheinen des Geistes setzte die Erschütterung sehr stark ein, und der Versuch, über die Ausführung des furchtbaren Gebots Klarheit zu gewinnen, ging in halben Wahnsinn über. Schade, daß sich der wehmütige Ton beim Empfang der Jugendfreunde nach der Entdeckung ihres Vorhabens nicht wesentlich änderte; noch unhaltbarer waren die Aussprachen mit Polonius, und erst mit dem Erscheinen der Schauspieler fand sich Wagner wieder zurecht. Wie Feuer floß ihm die Erzählung von dem wilden Pyrrhus von den Lippen, und wenn er erschöpft in den Sessel sank und Marr in Leipzig die Erzählung bis zur Siedehitze fortführte, ward er in Schmerz aufgelöst und trocknete sich mit dem Mantelsaume die quellenden Thränen. Den Rest der Szene erledigte er hastig, um zum Monologe zu gelangen: bricht in Schluchzen aus, tobt gegen den Mörder, verspottet sich in krankhaftem Gelächter und endet in jähem Aufschrei. Den dritten Höhepunkt seiner Auffassung bildete die Szene mit Ophelien, deren Abwanderung in das feindliche Lager seinen Jammer voll

11) Als Sohn eines Großherzogl. Kriegskassierers am 1. Sept. 1816 in Weimar geboren, genoß er den Unterricht Töpfers, Eberweins und Hummels sowie nach Abschluß des juristischen Studiums die Unterweisung Lobes, Mendelssohns und Hauptmanns. Als Kapellmeister wirkte er in Brünn (1841—44), Würzburg (1845), Wiesbaden (1849—50), Frankfurt (1851—61), Leipzig (1864—1876), Darmstadt (1876—1880), leistete allen Richtungen wertvolle Dienste, vor allem aber Wagners Musikdrama. Als Komponist blieb er in „Weibertreue", „La Réole" und „Alibi" der Schaffensweise seines Erstlings treu.

Digitized by Google

machte; stückweise schien ihm das Herz zu brechen und die Zerstörung des edlen Geistes vollzog sich vor aller Augen. In der Schauspielszene verletzte das beständige Vordrängen der Empfindung, am Ende trat er dem König wie ein Rasender in den Weg und schleuderte ihm, lebhaft gestikulierend und bis zum Ausgang rückwärts gehend, seine Schmähreden ins Gesicht. Laube verteidigte[12]) dieses offene Zusammentreffen der Gegensätze auf der Höhe der dramatischen Bewegung, aus dem die Entsendung Hamlets nach England resultiere, während Genast mit Rücksicht auf die wieder zurückflutende Erregung Hamlets und den auch ohne direkten Angriff erklärlichen Plan des Königs mit Recht Wolffs Verhalten vorzog, der dem Gegner mit vorgebeugtem Körper nachblickte, um tanzend und singend seinen Triumph zu genießen. Dafür gestaltete sich die Klosettszene zu einem weiteren Meisterstück, indem die elementare Leidenschaft explodierte und der Ringkampf mit der Mutter einen übermenschlichen Charakter annahm. Die Melancholie, zu der die Erscheinung des Geistes überleitete, blieb für den Rest der herrschende Grundton, die aufzuckenden Erregungen zeigten einen milderen Charakter und der Schluß verlief weihevoll.

Wagner und Emil Devrient hatten beide, jeder nach seiner Individualität, den Wolffschen Hamlet mit seiner Melancholie und reichen Naturanlage weiter gebildet, doch ging jener mit dem Affekt über Vorgänger und Genossen hinaus und gab den Weimaranern zum ersten Male einen Begriff von der ganzen Größe Shakespeares. Keine weitere Rolle reichte an die Höhe dieses Hamlet heran, wenn auch Egmont (21. Dez.) keinen geringen Erfolg erzielte. Die graziöse Erscheinung, degagierte Haltung, schlichte Liebenswürdigkeit, die bei Emil Devrient wie eine Offenbarung wirkte, besaß er nicht, war aber Dessoir als schmucker Liebhaber und (in der Albaszene) als glänzender Held über, und die Elegie des Schlußakts besaß ihre besondere Note. Endlich führte er Gutzkows „Uriel Akosta" zum Siege (4. März 1848) und entfesselte Beifallsstürme, wie sie in Weimar zu den Seltenheiten gehörten; seine edlen Bewegungen kamen dem vornehmen spanischen Juden und ernsten Denker entgegen und den Liebhaber und Schwärmer erklärte er aus seinem leidenschaftlichen Temperamente. Der letzte Gastspieler der Saison war Heinrich Marr, der Oberregisseur des Leipziger Stadttheaters, dem der Ruf eines hervorragenden Charakterspielers der alten Schule vorausging. Daß er nach seiner Gewohnheit auch auf den Weimarischen Proben wetterte und rumorte, haben wir von Streit gehört, der in seiner ungewohnten Intrigantenrolle soviel Rüffel einstecken mußte, daß er der allgemeinen Furcht vor Engagement des Gastes bewegliche Worte gab, eine um so pikantere Erscheinung, als Marr wirklich nach vier Jahren zur Regenerierung des Waisenhauses berufen wurde. Der seltene Verstand, die eiserne Konsequenz und der jugendfrische Enthusiasmus, die den Komödiantenschulmeister, wie er sich nannte, auszeichneten, waren auch seinen Darstellungen eigen. „Seine Gestalten haben alle festen Kern", schrieb Schönbach, „sie wanken und schwanken nicht, man kann sich förmlich an sie anlehnen, und doch ist in leisen, aber scharfen Zügen ein Hintergrund angedeutet, der zum Nachdenken auffordert. Ein reicher Vorrat an psychologischen Farbentönen gestattet ihm, in Wendungen, Verbindungen und Übergängen lebendig zu kolorieren, nur der ächte Humor und die Tiefe des Gefühls ist ihm versagt, so daß die gemütlichen, humoristischen, phantasiereichen und dämonischen Charaktere außer seiner Sphäre liegen. Dagegen gelingen ihm die schleichenden Intrigants und kühlen Bösewichter, die Männer des stählernen Verstandes, bornierte und feinkomische Kavaliere fast durchweg bis zur Vollendung; klar, konsequent und bühnengerecht ist er immer, auch wo er einen Gegenstand nicht erschöpft, geschieht das aber, dann gibt es künstlerische Kabinettstücke." Dieses Lob kam seinem Graf Rantzau in „Minister und Seidenhändler" zu, einem von ihm bearbeiteten Stück Scribes, das die vielbenutzte Struenseegeschichte keineswegs kunstvoll behandelt, aber mit feinen und geistreichen Zügen dem Schauspieler in die Hände arbeitet. Der aristokratische Diplomat

12) Kritiken ed. Weilen I. p. 125.

Digitized by Google

nach Talleyrands Vorbild, in Gang und Ton, Blick und Bewegung selbstbewußte Überlegenheit, nachlässig mit Dose und Stock spielend und ein faunisches Lächeln auf den Lippen war ein harmonisch ausgearbeitetes Charakterbild mit Einzelheiten, der Wirklichkeit abgestohlen, wie Benjamin (24. Jan.) ein würdiger Nachfahre aus dem Geschlecht Muley Hassans. Shylock und Lamoignon folgten in einem Monat (26. und 28. März), letzterer eine Lieblingsrolle Marrs mit vorbildlichem jeu mixte, ersterer fern von aller Tragik, mit nicht geringer aktiver Komik. Später, als der Hamburger Senat dem auf das Lustspiel angewiesenen Thaliatheater das Stück verbot (1858), forderte der beleidigte Shakespeareenthusiast von Freytag, Gervinus, Gutzkow, Laube, Rötscher und Julian Schmidt Gutachten ein und stimmte für einen Aufsatz in Josef Klemms Monatsschrift[13]) der dem Possenshylock das Recht bestritt, sich als Vertreter seines geknechteten Stammes auszugeben. Auch Davison pflichtete ihm im Prinzipe bei: „Es braucht nur einmal gesagt zu werden, daß Shakespeare in der Exposition die barocke Art darstellen wollte, wie ein Jude der Neuzeit zu der mythischen Fleischausschneiderei kommen konnte, um Shylocks Charakter als Karikatur und den ganzen Handel als Possenmotiv anzuerkennen. Die Wirkungen von Jessikas Flucht und Tubals Hiobsposten setzen diese Haltung fort, und das Gerichtsverfahren beschließt sie in nicht mißzuverstehender Weise, und dennoch behaupte ich, hat Ludwig Devrient mit seiner Umdichtung recht. Ob es ein Fehler ist, daß Shylock an die Bedrückungen seines Volkes erinnert, lasse ich dahingestellt; jedenfalls bilden dieselben ein so bitterböses Blatt in der Weltgeschichte, daß selbst ein moralisch häßlicher Mensch des allgemeinen Mitleids sicher ist, sobald ein großer Dichter seine Herzensergießungen gestaltet. Objektiv betrachtet, wird er glimpflich genug behandelt, aber „the poor man is wronged"; solche Gewalt übt die Poesie, und die Darsteller, die ihr folgen, haben noch immer aus Dreck Gold gemacht." Marr, der historisch betrachtet, an Iffland anknüpfte, hat dagegen mit seiner korrekten Wiedergabe nie mehr als einen Achtungserfolg erzielt und wurde hier in Weimar durch den Schatten Ludwig Devrients besiegt.

So kam Ziegesar über die ersten Schwierigkeiten hinweg, indem er nach dem Ratschlage Gutzkows die besten gleichzeitigen Stücke und bedeutende Gastspieler heranzog; und als er mit seinem Latein zu Ende war, trat Liszt glücklich auf den Plan, um sein letztes Vierteljahrspensum aufzuarbeiten. Denn daß er von der nächsten Saison ab als „Hofkapellmeister im außerordentlichen Dienst" d. h. ohne Verpflichtung und Sold eines Beamten nach freier Wahl die Musikverhältnisse dirigieren sollte, war nunmehr feststehende Tatsache. Da er den realen Verhältnissen nicht blind gegenüberstand, muß der Drang nach produktivem Schaffen übermächtig gewesen sein; alle Welt wunderte sich, daß ein Künstler von europäischem Rufe, der fürstliche Ehren genoß, sich in einem Duodezresidenzchen festsetzen wollte, und selbst die, welche etwas von seinen Plänen ahnten, fanden die Wahl hinsichtlich Milieu und Hilfsmittel zweifelhaft. „Weimar" sang sein späterer Leibpoet, Hoffmann von Fallersleben, „ist eine kleine Stadt, die ein Theater und viele Vereine hat, drei Droschken, zwei Zeitungen und ein Sonntagsblatt, und wenns manches auch nicht hat, noch vieles in Sicht hat: Gasbeleuchtung, um einigermaßen zu erhellen die krummen Straßen, besseres Pflaster, um bei Sonnenschein nicht zu brechen Arm und Bein." Übrigens hat der Meister sich selbst über die blinden Laternen und die Löcher im Straßenpflaster weidlich lustig gemacht und das Bonmot über eine Neuvermählte auf seinen neuen Wohnsitz angewandt: qu'au physique elle est laide et qu'au moral n'a pas le sou. Gelegentlich warnte er die Künstler, daß es hier keine brillanten Ressourcen gebe, und wiederholte ihnen die Klagen einheimischer Kollegen, daß das Publikum, das die Kunstsinnigkeit als Erbstück von den Vätern her zu besitzen glaube, für die Musik nicht viel übrig habe. Auf Schwierigkeiten und Hindernisse war er gefaßt, verließ

13) Monatsschrift für Theater und Musik 1858 p. 574 ff.

Digitized by Google

sich aber auf Goethes Wort von der Keimfähigkeit des geweihten Bodens und das Wohlwollen wie die Idealität des Hofes, dem er auch zutraute, alle notwendige Hilfe zu gewähren, die mit Geld erkauft werden könne.

Über seine Ziele hat er sich später gelegentlich ausgesprochen, so daß sie mit Worten aus seinen Briefen umschrieben werden können. Zuerst wollte er der Fürstin Wittgenstein, deren Ehre unter infamen Verfolgungen zu leiden hatte, ein Asyl bieten und die delikate Behandlung, die seine persönlichen Verhältnisse hier von Hof und Publikum, eine vorübergehende Trübung abgerechnet, erfuhren, hätte er anderswo kaum gefunden. Jenes „außerordentliche Prachtexemplar von Seele, Geist und Verstand" übte auf seine Komposition den nachhaltigsten Einfluß, und diese „ohne albernen Dünkel", „ohne Eitelkeit, über die ich längst hinaus bin", mit Fleiß und Beharrlichkeit zu betreiben, dazu bot das Retiro beste Gelegenheit. Erfinden und Empfinden sei in der Kunst nicht so gar vom Übel, und die symphonische Dichtung die notwendige Form für seine künstlerischen Erlebnisse; weil er aber die bedeutsame Periode von Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Rossini und Meyerbeer miterlebt hatte, glaubte er in Idee und Form volle Freiheit für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Hätte er sich den Epigonen anschließen wollen, würde er infolge seiner früheren Beziehungen Ansehen und Vorteile in Fülle genossen haben; aber seine Überzeugung war zu ehrlich, sein Glaube an Zukunft der Kunst zu glühend, um auf die Tradition als alleinseligmachendes Mittel zu schwören. „Den Wellen des Meeres ist vorgeschrieben, bis hierher und nicht weiter, aber der Geist wehet, wo er will, und die Kunst unserer Tage hat ebenso ihr Wort zu sprechen, wie die vorhergehender Jahrhunderte." Neben der produktiven Arbeit, die er für den Glanz des Virtuosentums eintauschte, wollte er aber auch eine Idee realisieren, die er schon 1837 in einem Briefe an George Sand ausgesprochen hatte, der Musik eine Stätte zu schaffen, an der ihre Jünger, unbeengt durch geschäftliche Interessen und akademische Überlieferungen, die Kräfte entfalten nnd durch tüchtige Interpretation ihrer Werke auf die Mitwelt einwirken könnten. Für die Oper hieß das, Künstler und Publikum aus der Routine einer zufälligen Verbindung von Poesie und Musik, Sanges- und Schauspielkunst zum Musikdrama erheben, nachdem Richard Wagner auf organischem Wege zum Gesamtkunstwerk vorgeschritten war. „Der bewunderungswürdige Zwillingsgenius", der irdische Gott mit ich weiß nicht wieviel Köpfen und Händen, der Dichter, Komponist, Dramaturg, Dekorateur, Maschinist, Kapellmeister und Schulmeister", der Deutschland zur höchsten Kunstregion erheben werde, war die Leuchte, der er mit edler Leidenschaft folgte, und im Verein mit ihm wollte er eine Musikperiode heraufführen, wie sie Goethe und Schiller auf dem Gebiete der Poesie geschaffen hatten. Er wollte in Aufführung Wagnerscher Werke die Initiative ergreifen, und von der Stadt Karl Augusts sollte die neue herrliche Welt aufgehen, die, von ihm lange gesucht und geträumt, den Maßstab der Mittelmäßigkeit zu Schanden machen und die Begeisterung des kommenden Geschlechtes entflammen würde.

Natürlich, daß er nicht mit der Türe ins Haus fiel und die erste Zeit im alten Fahrwasser segelte. Nach dem Hofkonzert vom 2. Febr. 1848 debutierte er am 16. Febr. in Flotows „Martha", die nach der Wiener Premiere vom November 1847 rasch herausgebracht und die Festoper für den Geburtstag der Großherzogin bilden sollte. Die Vorliebe der hohen Frau für die französische Musik rechtfertigte die Wahl, und lachend variierte Liszt das Wort des ungarischen Dieners eines anglisierenden Grafen, daß er solchen Urengländer in London nicht gefunden habe. Das hielt ihn nicht ab, umständliche Proben zu veranstalten, sogar dem Regisseur zur Seite zu treten, um ein Abbild der französischen Spieloper zu gewinnen, die hier kaum jemals versucht worden war. Kapellmeister Chelard schüttete sich vor Lachen über die Übergriffe des Kollegen, dessen Battutaführung ihm nicht minder dilettantisch erschien, aber die Kapelle bewunderte das Feuer, mit dem Liszt alle auf und unter der Bühne aufpeitschte und gewann für den „Steuermann, nicht Ruderknecht" immer mehr Verständnis. Wenn später — nach Liszts Rücktritt — Bülow

Digitized by Google

einmal gastweise dirigierte, nahm das Orchester ein verändertes Aussehen an: dasselbe geschah jetzt mit dem ganzen Opernkörper unter der neuen Leitung. Da die Großherzogin fast täglich Lehrstunden beanspruchte und der Hof den frischen Glanz vom Publikum ausgiebig bewundert wünschte, ward Liszt von Arbeit erdrückt; nach Wiederholung der „Martha" dirigierte er die zweite Aufführung vom „Prinz Eugen" vor noch vollerem Hause, den Balkon ausgenommen, der selbst zum Besten eines Schillermuseums nur mit sieben Personen besetzt war. Anfangs März folgte ein Konzert zum Besten des Hofkapellwitwenfonds, in dem er nur als Dirigent auftrat, denn nach der russischen Reise hatte er gelobt, das Publikum nicht mehr mit seinen zehn Fingern zu ennuyieren; und an einem Weimarischen Festtage wollte er keinen Anlaß zu kritischen Streitereien geben. Im übrigen waren große Taten nicht mehr zu vollführen, und er begnügte sich, mit Fidelio den Grundstein des neuen Repertoires zu legen (21. März); auch reiste er nicht ab, ohne Vorschläge über Personalveränderungen in Oper und Kapelle zu machen, von denen die wichtigste sofort zur Ausführung gelangte. Eduard Genast, der — für heute kaum zu glauben — zwanzig Jahre das Baritonfach mit Streckung nach oben und unten samt den ersten Heldenväterrollen vertreten, den Opernregisseurposten sachverständig ausgefüllt und in allen Kunstfragen erfolgreich mitgeraten hatte, war immer reicher im Schauspiel beschäftigt worden, je mehr seine Singstimme nachließ. Hier war ein Ersatz geboten, und Liszts Wahl fiel auf Fedor von Milde, der, ihm von Wien aus bekannt, zur Zeit im Potsdamer Theater durch seine schöne Stimme und musikalische Bildung Aufsehen erregte. Ende der Saison trat er seine neue Stellung an und ist sechsunddreißig Jahre die Hauptstütze der Opernreform und nach altem Muster eine Utilité des Schauspiels gewesen, die wichtigste Erwerbung des Hoftheaters in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, ein Künstler von solidester Schule und idealer Gesinnung.

„Niemand wird auf den Gedanken kommen," begrüßte Gutzkow den Intendanten zum Osterfeste, „daß Sie Ihr Theater auf neue Füße gestellt haben, so glatt rollt sich der Mechanismus ab, und so schöne Resultate haben Sie zu verzeichnen. Ich denke, Ihr Herr Erbgroßherzog wird zufrieden sein, und wenn Liszt erst mit seinem Projekte herauskommt, werden Sie das Ohr von ganz Deutschland füllen. Nur vergessen Sie darüber das Schauspiel nicht, das, in der Tradition begründet, ein fester Besitz Weimars bleiben muß. Das Wort des Fürsten, Liszts Universalität und Ihr künstlerisches Gewissen bürgen uns, daß es auch fernerhin von der Stadt Karl Augusts heißen mag: „wie Bethlehem in Juda, klein und groß — so geringfügig an Umfang wie bewandert in allen Künsten, bei aller kleinen Besetzung in Oper und Drama gleich leistungsfähig und tonangebend an künstlerischen Ideen und sachgemäßen Neuerungen!"

Der Wilderer

Erzählung

von

Martha Roegner

Barry hieß der Wilderer. Seine Mutter war eine Bernhardinerhündin, sein Vater ein großer, zottiger Schäferhund, dem sah er ähnlich. Gut gebaut, schlank und hochbeinig, von einer wunderbaren Schwungkraft der Muskeln, mit einem schönen, schmalen Kopf, einem furchtbaren Gebiß und einer exquisiten Nase. Aber das schönste an ihm waren die Augen, große, tiefliegende Raubtieraugen von intensiver Leuchtkraft, düster und drohend.

Digitized by Google

Liebenswürdig war er nicht, auch nicht in seiner Jugend. Er verhielt sich ziemlich ablehnend gegen Mensch und Tier, auch mit seinesgleichen gab er sich nicht ab. Kleine Hunde fürchteten ihn und gingen ihm im Bogen aus dem Wege. Versuchte ein großer eine Annäherung, so gab er im freundlichen Falle einen kurzen, leisen Murrton, im feindlichen lüftete er nur ein wenig seinen Eckzahn — dann ging das Brüderlein mit harmlosem Gesicht rasch davon, als hätte es nichts von ihm gewollt.

Barry konnte sein Herz nicht teilen, und er hatte es schon in seiner frühen Jugend verschenkt. Es war ein heißes Herz, aber all seine Glut war auf ein einziges Wesen gerichtet, das war Kurt Borrmann, des Apothekers Sohn im kleinen Städtchen. Der hatte ihn zu seinem zwölften Geburtstag geschenkt bekommen, erst drei Monate alt, und hatte ihn „erzogen". Kurt war nicht gerade ein pädagogisches Talent, er war heiter, liebenswürdig, leichtsinnig und gedankenlos — in allem Barrys Gegensatz, und vielleicht war es deshalb, daß Barry ihn so sehr liebte. Er begleitete ihn früh zur Schule, machte einen kleinen Spaziergang, kam heim und legte sich vor dem Kamin zu einem kurzen Morgenschläfchen nieder, aber fünf Minuten vor zehn Uhr erhob er sich, begehrte hinaus und war Punkt zehn zur großen Pause an der Schule. Dann ging er bummeln, und wenn Kurt um ein Uhr aus dem Tor der Schule trat, so saß Barry da und wartete, und es gab Tag für Tag dieselbe herzinnige Begrüßung. Für den Rest des Tages waren sie unzertrennlich, streiften durch Feld und Flur, oder wenn Kurt pauken mußte, so lag Barry ihm zur Seite und ließ ihn auch dann kaum aus den Augen, wenn er zu schlafen schien.

Jungenbesuch liebte er nicht sehr. Gab es irgend einen Wortwechsel, so erhob sich Barry mit großen finsternen Augen, Zank oder gar Rauferei durfte es in seiner Gegenwart nicht geben, und Kurts Kameraden mußten auch mit Worten vorsichtig sein, sonst stand Barry plötzlich vor ihnen auf und hob ein wenig die Oberlippe.

Nicht die leiseste Gemütsregung des Jungen entging ihm. War Kurt in gedrückter Stimmung, so legte er ihm den Kopf aufs Knie und sah ihm unverwandt mit düster glimmenden Augen ins Gesicht. Kurt dachte nicht den zehnten Teil soviel über Barry nach wie dieser über ihn — er wäre sehr überrascht gewesen, wenn er gewußt hätte, wie genau Barry ihn kannte.

Als Barry erwachsen war, wunderte er sich über manches. Da stand das Herrchen wintertags auf dem dünnen Eis und trampelte, bis Barry ihn am Rockzipfel faßte und mit sanfter Gewalt hinwegzog. Und an einem Sommertag saß er mit Kameraden im Boot und schaukelte, bis das Boot kippte und alle im Wasser lagen; das hatte Barry vorausgesehen, und es war gut, daß er dabei war, denn einer der Jungen konnte nicht schwimmen, und Barry mußte ihn retten helfen.

Ein andermal waren sie beim Oberförster im Hof Ratten schießen, da stellte sich Kurt an die Wand, hielt sein Taschenbürstchen hoch und schrie seinem Freunde zu: „Nun zeig, was du kannst — schieß das Bürstel entzwei!" Oberförsters Paul war ein guter Schütze und legte an, aber da richtete sich sachte Barry vor ihm auf und drückte die Waffe beiseite — hinterher erst murrte er drohend. Die Jungen tauschten die Rollen: aber sieh, Barry erlaubte auch seinem Herrn diesen Sport nicht. Den Jungen war des Hundes Verhalten ein guter Spaß, doch Barry verursachten diese Dinge tiefes Bedenken. Aber sie taten seiner Liebe keinen Abbruch.

Digitized by Google

Schwer erträglich dagegen war es ihm, wenn Kurt ihn in schlechter Laune beiseite schob, übel anfuhr oder tagelang kaum beachtete. Dann lag er in seiner Ecke und kaute an seinem Kummer — er fühlte den Schmerz in seiner Seele wie eine brennende Wunde, so schlimm, daß er nicht fressen konnte. Und Kurt bemerkte das niemals — er merkte es auch nicht, wenn Barry krank war. Barry zürnte ihm, er konnte es nicht begreifen, ihm entging ja nicht die kleinste Verstimmung seines Herrn, welcher Art sie auch war. Aber wenn Kurt dann zu ihm trat, heiter seinen Kopf zwischen die Hände nahm und zärtlich schüttelte, so strömte es ihm plötzlich glühend heiß zum Herzen, und er war so erschüttert, daß er nichts Besseres zu tun wußte, als seinem Herrn inbrünstig die Hände zu lecken.

Eines Tages gingen sie zusammen durch die Felder, da sprang vor ihnen ein Hase auf, und Kurts Hand fuhr hoch und wies die Fährte: „Barry, faß!" Er hatte nur sehen wollen, wer von den beiden schneller war, aber in dieser Sekunde hatte er mit einer Handbewegung Barrys Schicksal in verhängnisvolle Bahnen gelenkt und sich selbst um den besten Freund seines Lebens gebracht. Barry konnte den Hasen nicht erreichen, aber er ärgerte sich den ganzen Abend darüber, und nachts träumten ihm wunderliche Dinge.

Als er am nächsten Morgen dem Herrchen am Schulhause ade gesagt hatte, schlenderte er unschlüssig durch die Straßen bis hinaus vor die letzten Häuser, da tat er sich nieder und schaute in tiefem Nachdenken in die freie Weite. Er dachte jetzt nicht an den Hasen, sondern an die Träume in der Nacht. Wälder hatten ihn umfangen, wie er noch keine gesehen, Wild ging vor ihm auf, wie es gar keines gab — und da waren andere seinesgleichen bei ihm — einer — er konnte sich nicht mehr klar erinnern, es verschwand alles in einem Nebel. Er strengte sich an, um den Nebel zu durchdringen, er wollte den einen sehen, aber vergeblich. Da verfiel er in ein waches Träumen — und nun war der andere da, der Jagdgenosse.

Nach einer Weile stand er auf und ging unruhig hin und her, ihm war, die großen Wälder müßten doch irgendwo zu finden sein. Er begann die Landstraße hinauszutrotten, erst zögernd, dann immer rascher, zuletzt sauste er in gestrecktem Galopp querfeldein — es war wie ein Rausch über ihn gekommen.

Wieder fuhr ein Hase auf, und er schoß hinterdrein. Die Jagd führte ihn weit fort, auch dieser Lampe war schneller als er, und er mußte keuchend mit hängender Zunge die Verfolgung aufgeben.

Aber nun begann er zu stöbern. Ein Rebhuhn burrte auf — hei! das würde er kriegen! Es schien lahm zu sein, flatterte mit ängstlichem Zirepp immer dicht vor ihm her, aber wenn er zuschnappte, burrte es wieder fort — er wußte nicht, daß er dicht an der Rebhuhnmutter mit ihren zehn Kinderlein vorbeigerannt war, und daß ihn der Vater nun immer weiter fortlockte, bis er plötzlich auf- und davonschwirrte und in einem Feldgehölz verschwand. Dort stöberte Barry wieder Hasen auf, aber zu kriegen waren sie auch nicht.

Als es heute zehn Uhr geläutet hatte, war große Verwunderung in der Schule: Kurt Borrmanns Barry war nicht da. Aber um eins saß er vor der Schule mit pumpenden Flanken, mit lang hängender Zunge keuchend. Kurt Borrmann schalt ihn, und er drehte mit schuldbewußtem Blick den Kopf hin und her. Aber er bereute nichts.

Am nächsten Tage bedachte er sich die Sache. Er ging nicht ins Feld. Er legte sich vor einer hübschen Gartenvilla auf die Lauer. „Major v. Bering"

Digitized by Google

stand auf dem Schild der Haustür — aber den meinte er nicht. Er wartete fast den ganzen Morgen umsonst, es war fast ein Uhr, als die Haustür sich öffnete und ein schönes, großes Windspiel auf die Straße lief. Da erhob sich Barry mit einem Ruck und sah den Kameraden bedeutungsvoll an. Dieser stand wie erstarrt. Barry war gefürchtet im ganzen Städtchen, aber wenn er einmal ausnahmsweise einen Kollegen seiner Aufmerksamkeit würdigte, so wurde das stets als Auszeichnung betrachtet, und er wußte das gut. Er sah auch jetzt: das Windspiel war freudig erschrocken, es sah ihn erwartungsvoll an und wedelte unsicher ein wenig mit dem Schwanz. Er schritt würdevoll näher, begann es zu beschnüffeln, als sei es ihm nur um die Bekanntschaft zu tun, das Windspiel erwiderte die Höflichkeit etwas zaghaft, dann stand Barry seitwärts, guckte an dem Kameraden vorbei, schniefte leise und bellte halblaut kurz auf. Kein Mensch hätte das für eine wesentliche Mitteilung halten können, aber das Windspiel gab ein paar kurze, freudige Laute — ei ja, es hatte begriffen und war gern bereit — und dann trottete Barry würdevoll zur Schule.

Das Windspiel wartete am nächsten Morgen an seinem Fenster, und als Barry erschien, begehrte es heftig hinaus. Einträchtig trabten die Kameraden in die Felder hinaus, und das Windspiel wurde regelrecht auf den Stand angestellt: Barry wies ihm ein Feldgebüsch an, da versteckte es sich und steckte nur manchmal die Nase heraus, Barry aber spürte vorsichtig im großen Kreise das Feld ab, bis er einen Hasen auftrieb und dem Gebüsch zujagte, da sauste das Windspiel los, und der arme Lampe war bald erwischt, ein gelles Angstgequäk, dann hing er dem Windspiel tot im Rachen, und es brachte die Beute triumphierend dem Genossen. Sie zogen sich in ein Gebüsch zurück und berauschten sich beide zum ersten Male in ihrem Leben an warmem Blut und Fleisch — da war's um sie geschehen. Mitten im Beißen, Schlürfen und Schlingen dämmerte Barry wieder die Erinnerung an seine Träume — die seltsamen Wälder schienen ihm nun gar nicht mehr so fern und unwirklich.

Aber der Major war ein besserer Hundepädagoge als Barrys Herrchen. Er beobachtete die Sache, ging den Hunden nach und entdeckte alles. Das Windspiel erhielt eine tüchtige Lektion — d. h. erst daheim, an Ort und Stelle erlaubte es Barry nicht — und dem Apotheker wurde die Sache mitgeteilt.

Am Morgen danach band Kurt dem Rädelsführer einen großen Knüppel ans Halsband, aber er war sehr zärtlich dabei und versicherte Barry, daß er's sehr ungern täte und auch nur unter Zwang — Gott, was gingen ihn denn fremder Leute Hasen und Rebhühner an! Mochte Barry davon fangen, soviel er Lust hatte — er war doch ein mordsmäßig gescheiter Hund! Barry verstand dies alles sehr gut, und er fügte sich mit Anstand ins Unvermeidliche. Aber er ging auf kürzestem Wege zur Gartenvilla, und hier zeigte sich's, daß er die Sachlage völlig durchschaute, denn er legte sich im Gebüsch versteckt auf die Lauer. Nicht lange, so erschien der Kamerad, und sie verzogen sich eilig.

Der Knüppel war übel — Barry konnte kaum damit laufen — wie sollte er stöbern? Der Major erfuhr es erst geraume Zeit später, denn die Hunde waren höllisch auf ihrer Hut, rannten weit und wechselten stets ihr Gebiet, und er mußte lange spüren, bis er sie erwischte: da sah er sie zusammen durch die Felder schnüffeln, d. h. Barry schnüffelte, und das Windspiel trug den Knüppel zwischen den Zähnen. Und als ein Hase auffuhr, ließ es den Knüppel fahren und sauste hinterdrein.

Digitized by Google

Das Windspiel bekam jetzt den Maulkorb, aber es kam von seinen Ausgängen ohne Maulkorb zurück. Nun wurde es meist eingesperrt, und der Major war wütend. Auch Barry wurde an die Kette gelegt, worüber sein Herr so empört war wie er selber. Nachts schlief Barry bei seinem Herrn in einem Zimmer zu ebener Erde, dessen Fenster auf Gärten hinausgingen, und Kurt hatte nichts dagegen, daß Barry sich nächtlicherweise etwas austobte. Die Zäune waren ihm kein Hindernis.

Er fand die nächtlichen Fahrten herrlich und gewann einen neuen Bundesgenossen in einem kleinen Dackel, welcher von der ihm widerfahrenen Ehre so durchdrungen war wie das Windspiel und sich zu jeder Schandtat freudig bereit erklärte. Wieviel sie begingen, das verbarg die Nacht, aber einiges kam ans Tageslicht.

Auf dem nächsten Dorfe hatte ein Besitzer einen Kaninchenstall im Freien stehen, ringsum feste, starke Wandung und nur oben ein Futterloch, das durch ein aufgelegtes, steinbeschwertes Brett verschlossen war. Aus dem Stalle verschwanden nacheinander sechs Kaninchen, jede Nacht eins, während die andern unversehrt blieben — also konnte es nicht der Marder sein. Der Besitzer hatte nun das Brett an einem Ende festgenagelt und mit Rasen bedeckt, aber die Kaninchen verschwanden doch. Endlich legte der Mann sich auf die Lauer, und gegen Morgen erschienen Barry und sein Raubgesell. Ersterer räumte Rasen und Steine ab, klemmte das Brett ab und ließ den Dackel hineinspringen, dieser präsentierte ihm bald darauf ein Kaninchen, sprang mit seiner Hilfe wieder heraus, und sie entwischten eilig mit ihrem Raube. Und nun erschien der Besitzer in der Apotheke und verlangte Schadenersatz.

Und dies war nicht der letzte Ärger, den Kurt hatte. Aber Ärger liebte er nicht. Eines Tages hatten sie einen Besuch von auswärts, dem stach der schöne Hund in die Augen, er wollte ihn gerne mitnehmen, und Kurt verkaufte ihn schnell entschlossen; er brachte ihn selbst an die Bahn, und Barry kam weit fort aus dieser Gegend.

Er saß allein im Hundewagen und starrte ratlos. Was war vorgegangen? Der Wagen ratterte und ratterte, und ihm wurde himmelangst. Stunden vergingen, er konnte gut beurteilen, wie weit er jetzt von der Heimat entfernt war. Dann holte ihn der fremde Gast heraus und nahm ihn mit in ein fremdes Haus unter fremde Menschen. Er wurde sehr freundlich aufgenommen, aber ihre Liebkosungen waren ihm nicht sympathisch, und sie gingen ihn ja nichts an. Er hatte weder für die neuen Menschen noch für die neue Umgebung einen Blick, nahm kein Futter an und lag schweigend, mit finsteren Augen ins Leere starrend. Sein Herr hatte ihn freiwillig fortgegeben — für immer, so viel war ihm klar.

Um Mitternacht stand er leise auf, seine Flanken flogen, sein offenes Maul zitterte heftig, er war daran, in ein furchtbares Heulen auszubrechen, aber er schloß den Rachen wieder und bezwang sich. Denn sein Jammer war gemischt mit einer tiefen Verbitterung gegen seinen Herrn, und nun war er zu stolz, um zu heulen. Aber er war elend im Innersten, und die ganze Welt war ihm verhaßt.

Sein Zustand änderte sich nicht, er fraß fast nichts, kam selten aus seinem Winkel heraus und war nach ein paar Wochen nur noch Haut und Knochen. Sein neuer Herr führte ihn an der Leine aus, und als er fürchten mußte, ihn zu verlieren, ließ er ihn frei laufen. Da war Barry alsbald verschwunden.

Er trottete in mäßigem Schritt, denn er war sehr schwach und elend. Er

Digitized by Google

strebte auf kürzestem Wege heim, aber er war nicht glücklich. Er liebte nur ein Geschöpf in dieser Welt, dieses aber mit nie versagender Glut, Innigkeit und Treue. Und dies Geschöpf hatte ihn fortgeschoben, leicht und sorglos, hatte ihn verbannt für immer. Er fühlte sich verraten von diesem einzigen Wesen, und mußte ihm doch nach, ob er wollte oder nicht. Er wurde den dumpfen Schmerz nicht los, aber er mußte diesen Weg gehen.

Vier Jahre lang war Kurt Borrmann von dieser Freundschaft umgeben gewesen, eingehüllt in eine Wärme, von deren Kraft er sich nie einen Begriff gemacht hatte, aber nun, da er sie so leichtsinnig aufgegeben hatte, dämmerte ihm eine Ahnung seines Verlustes. Er dachte auch jetzt nicht darüber nach, er fühlte nur eine Leere und Verödung, hatte beständig eine Empfindung inneren Frierens, die ihm sehr unangenehm war. Und unangenehme Dinge schob er immer schnell beiseite — also ging er hin und schaffte sich einen andern Hund an, diesmal einen kleinen Terrier, noch nicht ganz ausgewachsen.

Er schritt eines Tages durch den elterlichen Flur, da glitt ein Schatten zur Tür herein: Barry, der Verstoßene, kaum noch kenntlich, klapperdürr und ruppig. Kurt hätte im Zweifel sein können, ob er's wäre, wenn Barry nicht in ein unbeschreibliches Heulen ausbrechend an ihm hochgegangen wäre. Er hatte in diesem Augenblick alle Unbill und Bitterkeit vergessen, er wußte nur noch seine große, heiße Liebe, wand sich zu Kurts Füßen, winselnd und ächzend, und stieg immer wieder an ihm hoch.

Und nun fühlte sich Kurt unangenehm von seinem Gewissen überrascht, er erwiderte in seiner Ratlosigkeit Barrys Gefühlsausbrüche nur mit halbem Herzen, denn hinter der Tür lärmte der Terrier — Barry war von seiner Gemütsbewegung derart überwältigt, daß er das noch gar nicht beachtet hatte. Aber nun öffnete Kurts Mutter die Tür, und der Terrier stürzte wütend heraus, den fremden Eindringling mit dem ganzen Temperament seiner Rasse verbellend. Barry war plötzlich auf seine Vorderpranken niedergefallen und starrte den Kleinen an, mit einem Schlage war ihm klar, daß dieser nun hier Hausrecht besaß und es gegen ihn, den Ausgestoßenen, brauchte. Der Terrier umtanzte ihn in rasenden Sprüngen, vor Wut schnarchend wie gegen einen üblen Bettler, da senkte sich Barrys Kopf leise tiefer und tiefer gegen den Kleinen, seine blutunterlaufenen Augen ließen ihn nicht mehr los, und das Wutschnauben des Terriers ging in ein Angstgeheul über — Kurts Mutter riß ihn rasch vom Boden auf und trug ihn hinaus.

Kurt stand bleich und regungslos. „Barry" — flüsterte er und streckte zaghaft die Hand aus, da richtete sich das Tier vor ihm auf mit gefletschten Zähnen, am ganzen Körper zitternd, ein leises Schnarchen kam aus seiner Kehle, seine irrsinnigen Augen ließen die des Jungen nicht los, er duckte sich wie zum Sprunge — da schob sich Kurts Vater dazwischen, bleich wie der Junge, und gebot leise: „Mach, daß du wegkommst, rasch!" Kurt drückte sich durch die Stubentür, und sein Vater begann leise dem Hund zuzureden. Aber dieser fletschte auch gegen ihn die Zähne, nur einen Augenblick, dann schien er ihn plötzlich vergessen zu haben. Er fiel zusammen und sah nun aus, als ob er am Verenden sei. Noch immer zitterte er am ganzen Körper, er lag halbaufgerichtet und schlenkerte den Kopf unsicher hin und her, seine Blicke gingen ins Unbestimmte, und aus seiner Brust kam manchmal ein leises Stöhnen.

Digitized by Google

Kurts Mutter kam herbeigelaufen und schob ihm eine Schüssel Milch unter die Schnauze, aber er bemerkte es gar nicht. Sein Kopf sank, bis die Schnauze die Milch berührte, da fuhr er ein wenig auf, schlenkerte den Kopf zur Seite mit einem Ausdruck des Ekels, stellte sich mühselig auf die Füße und schritt taumelnd zur Tür hinaus.

Abends lag er in einem Kornfeld und wollte sterben. Aber ein Hamster lief ihm dicht vor's Maul, und er hatte ihn zwischen den Zähnen zerknirscht, ehe er wußte, wie ihm geschah.

Keines Menschen Hand hat ihn mehr berührt. Er lief einsam durch Wälder und Fluren, lernte lauern und schleichen, nahm das Rebhuhn vom Neste und den Hasen aus dem Lager, überraschte das Reh im Bett und nahm auch mit Mäusen und Maulwürfen vorlieb. Und hatte er darauf keinen Appetit, so ging er am hellen Tage in die Dörfer und holte sich, was sein Herz begehrte. Jagdgenossen brauchte er nicht mehr, und sie rochen nach Menschen.

Haßte er Menschen? Er verachtete sie.

Die Bauern hielten ihn für einen Wolf und wagten nicht allein durch die Wälder zu gehen, denn er ging keinem aus dem Wege. Aber die Leute im grünen Rock bekamen ihn nie zu sehen, er kannte sie gut und spottete ihrer, ließ ihre Eisen und Giftbrocken unberührt und wechselte häufig sein Gebiet; er lief weit durch die Welt und grub sich sein Lager immer wieder in anderen Wäldern. In immer tieferen Einsamkeiten. Je ferner von Menschen, desto ruhiger wurde er, desto leiser redete sein Herzeleid.

Aber es schwieg nie. Die eine einzige Liebe war ganz tot für ihn. Aber dieses menschenkluge Geschöpf war der höchsten Liebe fähig, einer höheren Liebe, als irgendein Mensch seiner Welt zu fühlen und zu geben vermocht hatte — wie kann ein solches Geschöpf ohne Liebe leben?

Er jagte rastlos, bis er todmüde war, und dann schlief er tief und fest.

Die hellen Sommertage gingen auf und unter, die Felder wurden kahl, die Büsche und Bäume begannen in den Farben des Herbstes zu leuchten, da schritt er an einem schönen Abend durch ernsten Föhrenwald. Durch die rotgoldenen Stämme brach gleißendes Licht, ein starker, warmer Sturm brauste durch die Wipfel, darüber blaute wolkenlose Himmelstiefe. Wie hatte Barry sonst solchen Sturm geliebt! Er schritt ernst und gemessen zwischen den schlanken, roten Säulen und den grauen Felsblöcken hin, dem Waldrande zu. Er kam auf einen Felsenvorsprung hinaus, da tat er sich nieder und hielt Ausschau.

Rings um ihn und unter ihm flammten die Birken, Buchen und Ebereschen gelb, rot und violett wie loderndes Feuer, dahinter dehnte sich das weite, stille Land im goldenen Abendschein, hinter ihm in den Wäldern aber wühlte und rauschte der Sturm. Nun kam der Winter bald. Er fürchtete sich nicht davor. Aber er hatte letzte Nacht von einer schönen, warmen Stube geträumt mit weichen Fellen und Teppichen und weißen Vorgängen — und einer schönen, sanften Frau darin, die zu lieben wußte. Nie hatte er je diese Stube und diese Frau gesehen. Nie hatte er je einen Menschen gekannt, der zu lieben wußte.

Er sah nicht das Bild, das vor ihm war, er schaute in ein unbekanntes Land, und seine ernsten Augen waren voll tiefer Schwermut.

War seine große Liebe ganz vergeudet und verloren? Nein, es gab Augen, die sie gesehen hatten, und die vergaßen sie nie. Davon wußte er nichts.

Digitized by Google

Aber er wußte, daß er todeinsam war. Hatte sein heißes Herz ganz umsonst geklopft?

Hinter ihm im Wald gingen Schritte. Er hörte sie nicht im Sturmesrauschen. Ein junger Mensch im grünen Rock trat aus den Stämmen und sah ihn liegen, legte an und schoß — er traf Barry hinters Ohr, und sein Kopf fiel herunter, ehe er's knallen hörte.

Hatte sein heißes Herz umsonst geklopft? Das würde er nun nicht mehr fragen. Keine Liebe, keine Wärme geht je verloren. Nun fragte der Schöpfer nur: Hast du lieben können?

Ja, das hatte Barry gekonnt.

Das Fortleben der altgermanischen Heldenlieder in den Epen des deutschen Mittelalters

Von

Walther Kienast

Unsere altgermanischen Heldensagen, soweit wir überhaupt ihren Ursprung kennen, sind Kinder der Völkerwanderungszeit. Die Stoffe der ältesten — Witege, Ermanarich, Offa — reichen in ihrem historischen Kern bis ins 4. Jahrhundert zurück; die jüngste, die Alboinsage (den zweifelhaften Rother lassen wir beiseite), fällt ins 6. Jahrhundert. Blicken wir auf die uns erhaltenen Heldenlieder und -epen, so kommen wir mit dem Finnsburgfragment, dem Beowulf und dem Hildebrandslied bis ins 8., mit den ältesten Eddagedichten bis ins 9. Jahrhundert hinauf. Den Abschluß bilden die großen mittelhochdeutschen Epen der ausgehenden Stauferzeit und nach ihnen einige vereinzelt stehende Denkmäler: Das junge Hildebrandslied, König Ermenrichs Tod und der Hürnen Seifrid. Unsere Heldensage hat also eine viele Jahrhunderte dauernde Entwicklung durchgemacht; Gedichte der Karolingerzeit etwa zeigen daher ein ganz anderes Gesicht als stoffgleiche aus dem Hochmittelalter. Spätere Generationen schreckten vor der inneren Wildheit der altgermanischen Dichtung zurück, suchten zu mildern und auszugleichen, machten sie zum Spiegel ihrer Sitten und Empfindungen, ihrer Wünsche und Leidenschaften. Das stoffliche Interesse trat mehr in den Vordergrund: Die Sagenmasse wurde vermehrt, teilweise unter Benutzung der Zeitgeschichte; Fabeln, die sich an dieselbe Gestalt knüpften, wurden pragmatisch zu einander in Beziehung gesetzt, zu einer vollständigen Lebensgeschichte zusammengefaßt und genealogisch ausgesponnen. Die alten Helden mußten sich modernes Kostüm gefallen lassen; an die Stelle der Königshalle tritt die Ritterburg, an die der Blutsfreunde und Gefolgsleute ein zahlreiches Aufgebot von Vasallen und Knappen, kurz, das höfische Wesen kommt, wenigstens in den erhaltenen Epen, immer stärker zum Durchbruch. Nicht mehr der innere seelische Konflikt ist der eigentliche Gegenstand; ein buntes Rankenwerk von allerlei wunderbaren Heldentaten und seltsamen Abenteuern legt sich um die schlicht-strengen Fabeln der alten Heldenlieder. Den heroischen Charakter der altgermanischen Poesie suchte man im späteren Mittelalter dem eigenen, romantisch-abenteuerlichen Geschmack anzupassen. Der Grad dieser Umwandlung ist bei den einzelnen Gedichten verschieden; die allgemeine Richtung ist

Digitized by Google

überall dieselbe. Zuweilen brachte die neue Art auch tiefere Begründungen, zartere Gefühlstöne, feinere Einzelzüge. Sieht man auf die Entwicklung der Sagen im ganzen, so ist doch kein Zweifel, daß es sich um Lebensläufe absteigender Linie handelt.

Auch Stil und äußere Form änderten sich. Der Spielmann bewahrte nicht die strenge Kunstübung des Skopes, die seine war lockerer und gröber, weniger stilrein, minder einheitlich in der Stimmung. Die Allitteration wurde durch den Endreim, der unregelmäßig gefüllte Zweitakter durch den viertaktigen Vers ersetzt, der sich immer mehr dem alternierenden Jambentrab näherte, strophische Gliederung wurde allein herrschend, und vor allem: neben und vor das Lied trat das Epos.

Dadurch, daß uns die jüngeren Gestaltungen der Heldensage fast ausschließlich in Epenform überliefert sind, wird ein Vergleich der Sagenstufen verschiedenen Alters sehr erschwert. Es ist ein anderes, ob ein Stoff durch die Jahrhunderte dauernd die Form des kurzen Heldenliedes bewahrte, also stets denselben Stil beibehielt und nur den wechselnden Einflüssen des Zeitgeschmackes und der verschiedenen Begabung etwaiger Um- und Neudichter unterlag; ein anderes, ob der Liedinhalt zum Epos ausgeweitet ward und somit schon durch die Nötigung der Form, durch den Unterschied des breiten Epenstils vom knappen Liedstil, die Fabel durch eine Menge neuer Episoden und Szenen, Personen und Einzelheiten bereichert wurde, die der alten Sage, dem Liedinhalt, gar nicht bekannt waren.

Das Nibelungen„lied", wie wir uns für Nibelungenepos zu sagen leider gewöhnt haben, zeigt das am deutlichsten. Hier ist uns die Ausprägung des Stoffes in Lied und Epos noch nebeneinander erhalten: Die altnordischen Nibelungenlieder der Edda, aus denen wir uns ein ziemlich eingehendes Bild von den verlorenen fränkischen Urdichtungen machen können, auf der einen, das Nibelungenepos auf der anderen Seite. Der Dichter des Epos schuf sein Werk nicht auf Grund der altfränkischen Lieder; diese waren inzwischen verklungen und vergessen. An Stelle des altfränkischen Brunhildenliedes war zu seiner Zeit eine gegen Ende des 12. Jahrhunderts spielmännisch umgebildete und vergröberte Form im Schwange, und das alte Lied vom Burgundenuntergang war in den 1160er Jahren bereits zu einem Epos verarbeitet worden, dem „älteren Epos" oder der „älteren Nibelungen Not". Beide Werke sind uns in der Prosaauflösung der Thidrekssaga (d. i. „Geschichte Dietrichs von Bern") erhalten, einer norwegischen Sagensammlung aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, deren Verfasser Brunhildenlied wie älteres Epos von niedersächsischen Männern — nicht ohne Zutaten, Umgestaltungen und Verluste — übermittelt wurden. Dieses Brunhildenlied des ausgehenden 12. Jahrhunderts bildet die Quelle für Teil I, das ältere Epos die Grundlage für Teil II des Nibelungenliedes. Bei den übrigen mittelhochdeutschen Heldenepen und dem Waltharius sind wir nirgends in der glücklichen Lage, Lied und Epos nebeneinander zu besitzen. Doch sind auch hier ältere Sagenstufen teils überliefert, teils erschließbar.

Es kommt uns im folgenden darauf an, ein lebendiges Bild zu entwerfen von dem, was aus den altgermanischen stabreimenden Liedern im Hochmittelalter wurde, in großen Umrissen zu zeigen, wie sich Stoff, Geist und Form der alten Gedichte teils siegreich behaupteten, teils zu etwas neuem umbildeten.

1.

Das altgermanische Ethos ist an vielen Stellen trefflich bewahrt. Der altgermanische Mensch verlangte Treue nur innerhalb bestimmter Bande, der Sippe, der Blutsfreundschaft, des Dienstverhältnisses. Gegen Fremde war Trug und Hinterlist erlaubt. Im Mittelalter hatte sich unter dem Einfluß des Christentums darüber eine andere Anschauung durchgesetzt, und doch betrügt im Nibelungenlied Siegfrid noch immer Brunhild, ohne daß deshalb ein Makel auf ihn fiele, plant und vollführt Hagen den Meuchelmord und vermehrt dadurch nur seinen Ruhm als unerschütterlich treuer

Digitized by Google

Gefolgsmann. Einzelne Szenen sind wie erratische Blöcke stehen geblieben inmitten jüngeren weicheren Gesteins. So vor allem die gewaltige Horterfragung am Schluß des Nibelungenliedes, die fast ganz wie jetzt, nur statt Kriemhilden Attila in den Mund gelegt, bereits in dem fränkischen Burgundenliede vorhanden war. In der erbarmungslosen Härte und dem unbeugsamen, den übermächtigen Feind noch im letzten Atemzuge verlachenden Trotz, der in diesen wenigen Zeilen hervorbricht, spricht altgermanischer Geist noch im beginnenden 13. Jahrhundert zu einem anders gearteten Geschlecht.

An manchen Stellen gelingt es dem letzten Nibelungendichter sogar, das alte Ethos zu steigern und zu vertiefen. So auch in der Horterfragung. Diese Szene hatte bisher nur die Hortgier als Rachemotiv Kriemhilds betont, jetzt wird auch Siegfrids Tod daneben gerückt: Mit Siegfrids Schwert erschlägt Kriemhild Hagen, „daz truoc mîn holder vriedel, dô ich in jungest sach". Hagen ist im Nibelungenlied der Vasall, nicht mehr der Halbbruder der drei Wormser Könige wie im älteren Epos. Es kommt dadurch ein tieferer Klang in den Auftritt hinein, der getreue Dienstmann nimmt das Geheimnis seines Herren mit ins Grab und läßt diesen so noch im Tode über seine Feindin triumphieren. Es ist nichts mehr von dem kalten Mißtrauen da, das einst Gunther gegen Hagen als den Mitwisser beseelte. Daß die burgundischen Brüder im älteren Epos ihren Halbbruder nicht auslieferten, um damit ihr Leben zu erkaufen, verstand sich von selbst. Daß sie auch für ihren Vasallen so unerschütterlich einstanden, wirkte als begeisterndes Beispiel der Treue des Herren gegen seinen Mannen. Das ältere Epos setzt als gegeben voraus, daß Hagen Siegfrids verwundbare Stelle kennt. Im Nibelungenlied muß Kriemhild selbst dem Mörder ihres Gatten das Geheimnis verraten, sie ist jetzt unwissend mitschuldig an seinem Tode und macht sich darüber quälende Selbstvorwürfe. Auf Rechnung des älteren Epikers kommt die echt heldische Erfindung, daß Rüdeger von seinem Schwiegersohn Giselher mit demselben Schwert erschlagen wird, das er ihm einst als Gastgeschenk gab.

Öfter geschah es, daß das altheidnische Ethos geschwunden ist. Gute Beispiele liefert dafür der Zank der Königinnen im Nibelungenlied und was damit zusammenhängt. Einst, im „alten Sigurdliede" der Edda, wurde Sigurd ermordet, weil er Brunhild betrogen, sie mit einem ihrer unwürdigen Gatten verkuppelt hatte. Jetzt wird dieser Punkt gar nicht mehr berührt. Der Streit der Frauen entbrennt daran, daß Kriemhild ihre Schwägerin vor dem ganzen Hofe „Kebse" schilt, also an einer bloßen Verleumdung. Siegfrid muß sterben, weil er zu seinem Weibe geschwatzt hatte. Das war noch flacher als in dem spielmännischen Brunhildenliede, denn hier enthielt das „Kebse" Wahrheit, hier hatte Siegfrid ihr auf Gunthers Wunsch in der Brautnacht wirklich das Magdtum geraubt. Unmöglich, sich Derartiges in einem stabreimenden Liede zu denken. Der Nibelungendichter hat das, dem strengeren ritterlichen Sittengesetz entsprechend, beseitigt und sich dem alten Liede wieder genähert; in seiner Darstellung tritt Siegfrid die Brunhild rechtzeitig seinem Schwager ab. In anderer Hinsicht hat er einen unedlen Zug seiner Vorlage übernommen: Auch im Epos wird Gunther von der Jungfrau gebunden und an die Wand gehängt, nur sind die drei Nächte hier in eine zusammengezogen. Im Waltharius kommt der Pflichtenkonflikt, in dem sich Hagen befindet — Freundestreue gegen Rachepflicht — nicht zur Geltung, der mönchische Verfasser hatte dafür keinen Sinn. Aus einer Anspielung in Strophe 2344 des Nibelungenliedes (Handschrift B, Ausgabe von Bartsch) und aus den mittelhochdeutschen Waltherbruchstücken wissen wir, daß Hagen von seinem Freunde „viel liebe Verwandten" getötet wurden und er untätig auf seinem Schilde dabei saß. Ekkehard nennt nur Patafrid; daß Hagen mit der Sippenpflicht ringt, deutet er mit keinem Worte an.

Wir sehen: bald setzt sich das neue Denken durch, bald behauptet sich siegreich altgermanischer Geist. „So geht es bei aller überlieferungsstarken Kunst: das Dichtwerk stellt von sich aus seine Ansprüche, es hat ein gewisses Eigenleben; wieviel von der Denkart

Digitized by Google

der jüngeren Zeit hereinsickern kann, hängt vom Zufall ab." (A. Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied, 2. Aufl. 1922, S. 39.)

Es zeichnet die mittelhochdeutschen Epen, daß in ihnen die Treue viel stärker betont wird als in den altgermanischen Liedern. Wolfdietrichs Dienstmannensage ist ganz von der Verherrlichung der beiderseitigen Treue beherrscht, mit Ansätzen zur Übertreibung, wie man sie einem stabreimenden Lied nicht zutrauen kann. In „Dietrichs Flucht" opfert der Berner sein Reich, um das Leben seiner gefangenen Mannen zu retten. Das Hochmittelalter konnte sich gewißlich keinen Iring mehr zum Helden erkiesen.

Zum Teil ist hier der Einfluß des Christentums wirksam. Am stärksten tritt christliches Fühlen gerade beim ältesten unserer Epen hervor, dem Waltharius, wie das bei einem geistlichen Verfasser ja natürlich ist. Walther bittet Gott demütig um Verzeihung, daß er sich in freventlichem Trotze vermaß, alle Franken zu erschlagen. Er dankt ihm (freilich nach vergilischem Muster) für gnädigen Schutz, als er 11 seiner Gegner niedergestreckt hat. Der Ruhm (laus) wird vilis genannt, ein zur Rache aufreizender demens. Von latrones cruenti wird gesprochen. Im Nibelungenlied ist davon viel weniger zu spüren, mit Recht hat Goethe es ein heidnisches Werk genannt. Nur in Äußerlichkeiten wird das Christentum sichtbar, so in den Kirchgängen in Worms und im Hunnenlande, in den Seelenmessen bei Siegfrids Begräbnis oder in dem Kaplan, der bei der Donaufahrt über Bord geworfen wird. Etwas stärker fühlt man das Christliche in der Gudrun und den Wolfdietrichen. Die Anrufungen Gottes, wie sie sich häufig in „Dietrichs Flucht" und „Rabenschlacht" finden, wären auch in einem stabreimenden Gedicht möglich, man denke an das alte Hildebrandslied.

Am stärksten ist im Nibelungenlied christliches Empfinden bei Rüdeger. Erfunden vom Dichter des aus der Thidrekssaga zu erschließenden ersten Dietrichsepos, erhielt seine Gestalt ihre charakteristische Ausprägung doch erst von der Meisterhand des älteren Nibelungenepikers. In seinem Seelenkampf erklingen echt christliche Töne von tiefer Innigkeit, sein Seelenheil ist ihm teuerer als alle irdischen Güter.

Im Verhältnis von Mann zu Weib, in der Darstellung der Liebe, tritt ein weicheres Fühlen hervor. Im angelsächsischen Waldere ist Hildgund ganz Kampfjungfrau, die Walthern zum Kampfe anstachelt. Im Waltharius dagegen hat sie der Dichter nach dem christlich-klassischen Frauenideal umgeschmolzen, in ihr das liebende Weib gezeigt. — Die Hilde, die uns Bragi und Snorri schildern, zeigt den Walkürencharakter noch ausgeprägter als einst Hildgund. Sie verhindert eine Versöhnung zwischen Entführer und Vater, sie geht nachts auf die Walstatt und erweckt die Erschlagenen zu neuem Leben, auf daß sie am Morgen wieder in den Kampf ziehen können. Die Hilde des Gudrunepos läßt sich, durch Horands süßen Gesang bewegt, freiwillig entführen und stiftet in der Verfolgungsschlacht Frieden und Freundschaft zwischen den beiden Parteien. Im „alten Sigurdliede" spielt die Liebe überhaupt noch keine Rolle; Brunhild sinnt auf Rache, weil sie einen ihrer unwürdigen Gatten bekommen und so unfreiwillig ihren Eid gebrochen hat. Die spätere nordische Dichtung, um sie zum Vergleich heranzuziehen, hat das erotische Moment zwischen Sigurd und Brunhild stark betont. Das „kurze Sigurdlied" hat Brunhild zur unglücklich Liebenden gemacht, die es nicht ertragen kann, den Geliebten im Arm einer anderen Frau zu wissen; im „großen Sigurdlied" wird ihre Liebe, die mit psychologisch fein zergliedernder Kunst geschildert ist, erwidert. Das Nibelungenlied weiß von einer Liebe Brunhilds zu Siegfrid nichts, nur eine Stelle, Brunhilds Tränen beim Hochzeitsmahl, läßt vermuten, daß neben dem schon genannten Brunhildliede noch ein anderes existierte, nach dem Brunhild von Liebe zu Siegfrid erfüllt und auf ihre Schwägerin eifersüchtig war. (Daß Brunhild weine, weil Kriemhilde mit einem „Unfreien" verheiratet sei, ist eine unglückliche Erfindung des letzten Nibelungendichters, der sich Brunhilds Klagen nicht mehr zu erklären wußte.) Dafür hat unser Epiker das Erotische an anderen Stellen nicht zu kurz kommen lassen. Siegfrid darf jetzt Kriemhild

Digitized by Google

erst heiraten, nachdem er Gunthern das ersehnte Weib errungen hat, dadurch bot sich die Gelegenheit, ihn einige hundert Strophen länger als minniglichen Bräutigam vorzuführen. Auch die Sinnlichkeit wird stark betont. Das ist in den übrigen mittelhochdeutschen Heldenepen nicht anders. In Hugdietrichs Brautwerbung oder im Wolfdietrich, wenn er die Liebe der Heidenjungfrau verschmäht, geht es manchmal bis zu begehrlicher Lüsternheit. Der altgermanischen Heldendichtung ist sinnliche Liebe fremd, geistige Leidenschaft bestimmt den Verkehr der Geschlechter.

Das Minnigliche, die Frauenverehrung, ist ein Kennzeichen der neuen ritterlich-höfischen Gesellschaft. Sie hat unseren mittelhochdeutschen Epen ihren Stempel aufgedrückt und diese dadurch von den Heldenliedern der germanischen Skope wie ihrer Amtsnachfolger, der mittelalterlichen Spielleute, vielleicht am bezeichnendsten unterschieden. Der neue Geist prägt sich deutlich in manchen Personen aus. Dietrich von Bern, wie ihn das Nibelungenlied vor uns hinstellt, mit seiner wunderbaren, leidverklärten Reife ist eine Schöpfung des letzten Nibelungendichters; die Thidrekssaga kennt dies Bild noch nicht. Ebenso Etzel mit seiner seelischen Zartheit und Feinfühligkeit oder in der Gudrun Herwig von Seeland und Siegfrid von Morland. Diese Verschmelzung heroischer und höfischer Sinnesart war den Spielmannsliedern, ja noch der älteren Nibelunge Not und dem Dietrichsepos (nach Ausweis der Thidrekssaga) fremd.

Noch stärker kommt die ständisch-ritterliche Verfeinerung in allerlei äußerem Aufputz und in der Tilgung alter derbkräftiger Züge zum Ausdruck. Siegfrids elternlose Jugend ist im Nibelungenliede verschwunden, er ist zu einem vornehmen jungen Prinzen aus Niederland geworden. Volker, im älteren Epos noch ein wirklicher Spielmann, wird zum mächtigen Lehnsherren befördert, der sich mit seinen eigenen Rittern ins Hunnenland aufmacht und mit den Fürsten die Lanzen bricht. Die Kämpferpaare am Schluß der Nibelunge Not werden neu geordnet, die burgundischen Könige fallen edleren Gegnern zum Opfer; Gunther nicht mehr Blödelin, sondern Dietrichen, Gernot an Stelle Hildebrands Rüdegern, Giselher dem jungen Wolfhart. Der Backenstreich, den einst Ortlieb dem Hagen versetzte, ist getilgt. Von den Meerweibern verabschiedet sich der Tronjer höflich, während er sie im älteren Epos mitten durchhieb. Daß die Nibelungen bei der Donauüberfahrt mit dem Boote kentern und ins Wasser fallen, daß sie sich später an Feuern ihre nassen Kleider trocknen, schien dem Nibelungendichter für seine Helden nicht geziemend zu sein; er strich diese Szenen. Siegfrid wartet jetzt nach dem Wettlauf zum Quell höflich, bis König Gunther getrunken hat. Er beschmiert sich nicht mehr mit der geschmolzenen Hornhaut des Drachen und bleibt da verwundbar, wohin seine Hände nicht reichen, sondern er badet in seinem Blute und ein Lindenblatt, das auf seinen Rücken fällt, hält das Blut von einem Fleck zwischen den Schulterblättern ab. Dem dichterischen Gesamteindruck sehr abträglich wirken die unendlichen Festlichkeiten, Botenfahrten und Beschreibungen der Gewänder, wie sie sich besonders in Teil I in unerträglicher Langeweile häufen. In den anderen erhaltenen mittelhochdeutschen Heldenepen macht sich im allgemeinen das Höfische ebenso breit wie in Teil I des Nibelungenliedes. Man denke an die Szenen in „Dietrichs Flucht", wie die 1000 Frauen um Gnade für Dietrich bei Ermenrich bitten, oder in der Gudrun die vielen Hochzeiten und Turniere und die ausführliche Beschreibung der Schiffe Hetels und der Geschenke der Hegelinge für Hagen.

Das Rittertum des Hochmittelalters empfand durchaus übernational, es fühlte sich mit den Standesgenossen des Auslandes viel enger verbunden als mit dem Bürger und Bauer der Heimat, auf die es hochmütig herabsah. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der mittelhochdeutschen Heldenepik mit ihrem ritterlich-höfischen Anstrich nationale Gefühle fremd sind. Sie nahm darin denselben Standpunkt ein wie die stabreimenden altgermanischen Heldenlieder. Auch diese hatten, obwohl meist aus großen historischen Völkerkämpfen erwachsen, das Politische völlig abgestreift und sich ganz auf das rein Menschliche eingestellt. Nur sehr gelegentlich schlagen nationale Klänge an unser Ohr.

Digitized by Google

So wenn im altnordischen Hunnenschlachtliede von Freiheit und Vaterland die Rede ist, wenn Offa als Vorkämpfer gegen den Landesfeind gefeiert oder der hadubardische Ingeld zur Rache an den Dänen aufgereizt wird. Ebenso ist es schon eine Besonderheit, daß älteres Epos und Nibelungenlied in den Kämpfen an Etzels Hofe die Hunnen sichtlich als unterlegene, den germanischen Recken nicht gewachsene Krieger schildern. Die entschieden nationaldänische Tendenz, die viele germanische Sagen in Saxos Wiedergabe zeigen (meist mit deutschfeindlicher Spitze), hat erst Saxo selbst hereingebracht, der als glühender Patriot die dänische Großmachtsperiode unter Waldemar I. und Knud VI. miterlebte.

Vom altgermanischen Skop und Skalden galt das Wort: Es soll der Sänger mit dem König gehen. Sie saßen neben dem Hochsitz des Herrschers in der Halle und stritten an seiner Seite in der Schlacht. Eine lange Reihe von Skalden nennt uns die Überlieferung, die ebenso Helden des Schwertes waren wie des Wortes und oft genug die Treue gegen ihren Herren mit dem Leben besiegelten, von Glum Geirason, der an Harald Grafelds Seite bei Fitjar mitfocht, und Einar Skalaglamm, Jarl Hakons Helfer wider die Jomswikinge, bis auf Sighwat Thordarson, der Olaf dem Heiligen Norwegens Krone erringen half, und Thormod Bersason, der vor der Schlacht bei Stiklastadir die Gefolgsmannen durch das Bjarkilied zur Treue anfeuerte und nach dem Fall des geliebten Herrschers im Kampfgetümmel den Tod suchte und fand. Die Spielleute des Mittelalters sind davon durch eine Welt geschieden. Sie konnten die Schlachten nur noch in ihrer Phantasie mitkämpfen, das harte ungebrochene Kriegerbewußtsein fehlt ihnen, und mehr elegische Töne drängen sich vor. Unser letzter Nibelungendichter ist dafür ein gutes Beispiel. Während das alte Atlilied der Edda am Schluß die grimme Rächerin verherrlichte, klingt das Nibelungenlied in schwächliches Klagen und Jammern aus:

„Die liute heten alle jâmer unde nôt.
Mit leide was verendet des küniges hôchgezît.
als ie diu liebe leide zaller jungeste gît."

In „Dietrichs Flucht" und „Rabenschlacht" mit ihren vielen „Owê" herrscht streckenweise eine geradezu weinerliche Stimmung, und in der Gudrun brechen den Recken bei jeder Gelegenheit die Tränen aus. Schlimmer ist es, wenn unedle und plebejisch gemeine Züge sich breit machen; so wenn Brunhilden in der Hochzeitsnacht von Siegfrid das Magdtum geraubt wird — was freilich in unser Epos nicht Eingang gefunden hat —, und sie vorher Gunther drei Nächte lang anpflöckt oder wenn Gerlind über Gudrun schmutzige Verdächtigungen ausschüttet und Ortwin die Schwester, als er sie am Meeresgestade zum ersten Male wiedersieht, fragt, wo ihre Kinder seien, die sie von Hartmut habe. Die niedere gesellschaftliche Stellung des Spielmanns wird hier deutlich. Er bemühte sich, das altheroische und das ritterliche Denken und Fühlen wiederzugeben, aber zuweilen bricht dann doch sein plebejischer Charakter hervor und erinnert daran, daß viele seines Standes gleichzeitig Gaukler und Possenreißer waren.

Nicht nur die Menschen hatten sich gewandelt, auch die äußere Umwelt war eine andere geworden. Die alten, einfachen Verhältnisse sind geschwunden, die prächtig-reiche Kultur des Hochmittelalters ist an ihren Platz getreten. Einst erhub sich der Streit Brunhilds und Kriemhildens, als sie im Rheine badeten und um den höheren Stand in der Strömung stritten. In dem Brunhildenliede, das die Thidreksaga bewahrt hat, bildete die Königshalle mit dem Hochsitz den Hintergrund der Handlung. Im Nibelungenepos endlich beginnt der Hader bei den Ritterspielen und fallen die entscheidenden Scheltworte unter der Kirchtür vor und nach dem Gottesdienst. Ein ebenso bezeichnender Wechsel der Szenerie hat sich im zweiten Teil vollzogen. Einst geschah das „brenna inni" der Burgunden in einer Holzhalle, im älteren Epos und Nibelungenlied dagegen

Digitized by Google

in einem Steinbau — ein Wechsel, der für die Komposition des ganzen Schlußteils wichtige Folgen gehabt hat. Seit den Kreuzzügen trat auch die Fremde, Griechenland und der Orient, in den Gesichtskreis. Man ergötzte sich an der Buntheit der mittelmeerisch-orientalischen Welt, wie sie besonders die Ortnit-Wolfdietrich-Gedichte in kräftigen Farben malen.

2.

Die Gebrüder Grimm dachten sich am Anfang der Entwicklung ein „nationales Urepos", das alle Stoffe der germanischen Heldensage vereinigt und aus dem sich die einzelnen Sagen erst verselbständigt und losgelöst hätten. An dies Gespenst glaubt niemand mehr. Die moderne Forschung lehrt, daß die zyklische Verbindung ursprünglich getrennter Sagen ein Wahrzeichen jüngeren Geschmackes ist. „Dietrichs Flucht" wird durch eine, mehrere tausend Verse umfassende Genealogie eingeleitet, welche die Dietrichssage mit König Rother, Ortnit, Wolfdietrich und Siegfrid verknüpft! In Thidreksaga und „Rabenschlacht" ist Witeche der Sohn Wielands des Schmiedes, Enkel des Wasserriesen Wate. Selbständige Sagen desselben Helden werden verknüpft: So wird die von Siegfrid erlöste Walküre der Brunhild gleichgesetzt und die „Vorverlobung" konstruiert. Im Nibelungenlied wird man dafür keine sicheren Anhaltspunkte entdecken. Man wünschte vollständige Biographien seiner Helden zu haben, nicht eine Vielheit von Siegfrid- oder Starkadsagen, die sich an manchen Stellen widersprachen, sondern eine einzige Siegfrid- oder Starkadsage. Häufig wurden Jugendgeschichten hinzugedichtet, wie für Witeche, Dietleib u. a. in der Thidreksaga, oder für Hagen am Anfang der Gudrun. Mit Vorliebe nahm man auch bekannte Helden in Sagen hinüber, mit denen sie eigentlich nichts zu tun hatten. Schon das zu erschließende baiwarische Lied vom Burgundenuntergang zog Dietrich von Bern hinein, das ältere Epos fügte Rüdeger, Hildebrand und Iring, der letzte Nibelungendichter Wolfhart und Helferich, Irminfrid von Thüringen und Hawart von Dänemark hinzu. In den Bruchstücken des mittelhochdeutschen Waltherepos erscheinen Ortwin von Metz, Volker u. a. Den Preis trägt wie immer, wenn es sich um Geschmacklosigkeiten handelt, Heinrich der Vogler davon. In „Dietrichs Flucht" und „Rabenschlacht" wimmelt es nur so von Statisten mit berühmten Namen: Siegfrid, Gunther, Gernot, Walther, Berchtung, Fruote und viele andere!

Der jüngere Spielmannsgeschmack ging durchaus auf das Viele, die Quantität. Das Unterhaltungsbedürfnis sollte befriedigt werden. Man strebte danach, die Sagenmasse zu vermehren und zu verbreitern. Zu diesem Zwecke zog man gern Ereignisse der Zeitgeschichte, gelegentlich auch einer weiter zurückliegenden Epoche, unter der notwendigen Verkleidung und Ausschmückung in die alten Sagen hinein. Am ausgiebigsten geschah das in den Slavenkämpfen der Thidreksaga, doch sind diese wohl immer auf Spielmannslieder beschränkt geblieben. Bei dem Sachsenkönig Liudeger im Nibelungenlied hat man doch wohl an den Kaiser Lothar von Supplinburg zu denken, und wenn die Dänen mitbesiegt werden, so wird dies eine Anspielung auf die Kämpfe beim Sturz Heinrichs des Löwen sein. In dem Handstreich Gelpfrats gegen die Burgunden spiegelt sich wohl ein Einfall bayrischer Grafen in das Bistum Passau (1199). Hinter Gere und Eckewart in Nibelungenlied Teil I verbergen sich vermutlich die aus einem historischen Liede oder einer Chronik wieder ausgegrabenen Markgrafen der Ottonenzeit.

Oft half man sich noch einfacher mit Doubletten: Aus den in der Vorlage erzählten Ereignissen spann man weitere heraus, die meist ihrem Muster so ähnlich sahen, wie ein Ei dem anderen. Am weitesten geht hierin wieder Heinrich der Vogler mit seinen verdoppelten und verdreifachten Schlachten und Botengängen. Die vermehrte Personenzahl bot dem Epiker häufig Gelegenheit, neue Episoden hinzuzudichten. Die breite Epenform forderte förmlich dazu auf, knappe Andeutungen des Liedes zu umfänglichen Abschnitten auszuwalzen. Hierher gehört im Nibelungenlied etwa der Kampf Blödelins und seiner

Digitized by Google

Hunnen gegen die burgundischen Knechte, der breit erzählte Untergang der Amelungenkrieger, das Massenturnier am Hunnenhof, Vater Siegmunds Rückkehr in sein Niederland usw. Es wurden sogar einigen Epen ganz neue Teile zugedichtet, wie Ortnits und Hugdietrichs Brautfahrt oder die schon erwähnte Jugendgeschichte Hagens in der Gudrun.

Daneben fehlen Streichungen nicht ganz. Auftritte, die aus irgendeinem Grunde dem neuen Geschmacke widerstrebten, mußten fallen. Brunhilds Gestalt hatte schon das dieser Strecke der Thidrekssaga zugrunde liegende Lied verflacht. Der heroische Selbstmord paßte nicht mehr zu ihr, diese große Szene mußte verschwinden. Im Nibelungenepos wurde ein kurzer Auftritt dieses Liedes ausgemerzt, in dem Brunhild die heimkehrenden Mörder aufforderte, Siegfrids Leichnam Kriemhilden ins Bett zu werfen. Der letzte Nibelungendichter drückte Brunhild bewußt gegenüber seiner Hauptheldin. Das fröhliche Gelage der Fürsten in der Nacht nach Siegfrids Morde war für ein zarteres Gefühl zu kraß, es wurde getilgt.

Der neue Spielmannsgeschmack unterscheidet sich durch den Geist des Maßlosen, durch seine Sucht zu Übertreibungen von dem keusch-einfachen Stil der alten Lieder. Das erste Beispiel für die neue Darstellungsart liefern uns, noch außerhalb der Heldensage, jene bekannten Verse der St. Galler Rhetorik. Der Waltharius zeigt sich bereits davon ergriffen, etwa in der Szene, wie an Walthers Schild vier Männer zerren und er fest steht wie eine Eiche, und noch deutlicher in den bizarren Verwundungen am Schluß. Selbst der Nibelungendichter, doch gewiß einer der besten seines Berufes, steigert die Zahlenangaben seiner Vorlagen ins Ausschweifende. Ins Hunnenland ziehen statt tausend jetzt zehntausend Ritter und Knappen, die alle noch mit dem einen Boote übergesetzt werden, und aus Etzels Saal wirft man jetzt nach dem ersten Kampfe 7000 Tote hinaus! In der Gudrun und noch mehr in „Dietrichs Flucht“ und „Rabenschlacht“ nehmen an den Kämpfen auf beiden Seiten unendliche Mengen teil, sind die Zahlen ins Phantastische übertrieben. Die alten Helden werden in den Augen der neuen Zeit zu halben Riesen. Dietrich speit im Kampfe mit Hagen nach der Thidrekssaga Feuer (was sicher auf Rechnung des sächsischen Spielmannes kommt, der dem Sagaschreiber das ältere Nibelungenepos vermittelte), ebenso in der „Rabenschlacht“ bei Witeches Verfolgung, im „Laurin“, wo er so seine Ketten schmelzt, und in anderen Dietrichsepen sonst. Siegfrid entwurzelt im Hürnen Seifrid Teil I und in der Thidrekssaga Bäume, und Brunhild ist in Thidrekssaga und Nibelungenlied, sehr zum Unterschiede von der Schildmaid der Eddalieder, zum Kraftweib geworden.

Die Freude am Romantisch-Abenteuerlichen, am Märchenhaften nimmt überhand und dringt auch in die alten Fabeln ein. Verhältnismäßig frei davon gehalten hat sich unser Nibelungenlied; nur wenn Siegfrid aus seinem Nibelungenreich Ritter gegen Brunhilds Untertanen aufbietet und dort vorher mit dem Riesen und Alberich kämpft, sehen wir das Streben nach solch niederen spielmännischen Wirkungen. Wenn in Thidrekssaga und Hürnen Seifrid Teil I der Schmied Siegfriden nach seinem Drachenkampf eine Rüstung schenkt, so ist darin wohl eine Einwirkung des Starken Hans-Märchens zu erblicken. Hagen von Irland wird von Greifen geraubt und in ihr Nest getragen, Hilde von angeblichen Kaufleuten listig entführt — beides Motive der morgenländischen Erzählungskunst. Gerlinde trägt Züge der bösen Stiefmutter des Märchens. Reich an Märchenmotiven und allerlei romantischen Zügen sind besonders die Wolfdietrichgedichte: Die unerwartete, wunderbare Erlösung der angeschmiedeten Berchtungsöhne durch den verkleideten Pilger; Wolfdietrich als Kind auf der Wiese sitzend und nach den glühenden Augen der ihn beschnüffelnden Wölfe greifend; Berchter und Sabene als guter und böser Ratgeber; das Meerweib, das um Wolfdietrichs Minne wirbt; die rauhe Else, die Wolfdietrich im Walde verzaubert und sich später in die schöne Sigeminne verwandelt; die Heidentochter, die Wolfdietrich, der sie verschmäht, einen Wald und See in den Weg hext; Hugdietrich bei Hildburg im Turm in Frauenkleidung;

Digitized by Google

Alberich als überirdischer Helfer und der unsichtbarmachende Stein in Ortnits Brautwerbung.

Die eigentlichen Spielmannsgedichte lieben derbkomische Wirkungen — man denke an Salomon und Markolf — und auch in der Heldendichtung hat dieser Geschmack Spuren hinterlassen. Wenn Gunther an den Türpfosten gehängt wird, wenn er im Waltharius eine so jämmerliche Rolle spielt, so verspottete der Spielmann absichtlich seine Helden, um die Hörer zu belustigen. Siegfrids Bärenfang bei der Jagd zeigt die feinere Handschrift des Nibelungendichters.

(Schluß folgt.)

Was ist eigentlich das Kino?

Von

Hans Brandenburg

Über das Kino hat man so unendlich viel ästhetisiert und geschwatzt, daß es höchste Zeit ist, in immer größere Begriffsverwirrungen Klarheit zu bringen. Das Leitmotiv all dieses Geredes war das Thema Kino und Kunst. Kino aber hat mit Kunst nicht das Geringste zu tun, das ist sein großer Vorzug und Reiz: es ist ein Stück Leben, Leben mit all seiner Stofflichkeit und seinem Andrang von Stoff, Leben von einer neuen Art und nach eigenen Gesetzen und voll von Schönheiten, die sich nicht definieren lassen und die sich ästhetischen Einsichten und Absichten entziehen. Wenn dieses Leben auch nichts mit Kunst zu tun hat, so soll ihm der Künstler doch nicht grundsätzlich fern bleiben, er muß überall sein, wo sich Leben rührt und wo Volk zusammenströmt, und darf an einer Einrichtung nicht vorübergehen, die in allen Ländern der Welt Tausende und Abertausende in ihren Bann schlägt.

Gewiß gehen Theater und Drama auch in ihren höchsten Formen auf Zirkus, Jahrmarkt, Mimus, Kasperl und rohes Volksvergnügen aller Art zurück. Aber wenn man aus dieser Tatsache hat folgern wollen, daß das Kino ohne weiteres eine gleiche Erscheinung und darum Keim und Substrat unseres künftigen Dramas sei, so ist das ein Trugschluß, den der kluge Mann, welcher ihn zog, gleich selber verbessern mußte, indem er forderte, daß das Kino sich von Photographie und Leinwand löse. Damit jedoch würde es aufhören, Kino zu sein.

Alle jene genannten älteren Volksvergnügungen hingen am lebendigen, gegenwärtigen Menschen, sie beruhten darauf, daß sich Spaßmacher und ernste Darsteller leibhaftig produzierten. Das Kino jedoch ist Leben aus zweiter Hand, reproduziertes, übertragenes, mittelbares Leben, und damit geradezu das Symbol einer Zeit, die mehr und mehr vom Ersatz lebt, die Reproduktionen statt Gemälde an den Wänden hängen hat, die nur noch Bücher über etwas schätzt statt Bücher, die Gestalt und Dichtung und daher selber etwas sind, in der man hundertmal leichter einen Aufsatz über das Sonett als einen Zyklus Sonette zum Druck anbringen kann und deren Romane sogar mit Vorliebe einen berühmten Feldherrn, Philosophen und Künstler zum Helden wählen, also einer Zeit des Reflexes und der Reflexion, des erborgten Lichts, des Nachhalls.

Ich hörte einmal den Vortrag eines berühmten Kinofachmannes und Filmschriftstellers, der mit der Definition begann: „Der Film ist ein Drama aus Raum, Licht und Bewegung." Daran ist jedes Wort falsch. Mit Raum hat der Film nichts zu tun,

Digitized by Google

Raum ist eine dreidimensionale Wirklichkeit, die sich nicht reproduzieren läßt, der Film aber erscheint nur als Projektion, und zwar als Projektion auf eine Fläche. Im Raume lebt das Licht, es lebt nur im Raum, es schafft und modelliert dort Körper und klingt in Farben auseinander und wieder zusammen. Man spricht schon bei Gemälden und erst recht bei Graphiken nur in übertragenem Sinne von Licht, dennoch tut man es mit Recht, denn das Licht ist hier vorhanden als ein erlebtes, gestaltetes, geistig gewordenes Element und ist in den Pinsel oder die Radiernadel und damit in die beseelte und beseelende Hand gedrungen. Das Licht des Films ist nur Schein, nur Illusion, nur photographiertes Licht. Bewegung aber lebt auch nur im Raum, sie ist keine Aufeinanderfolge von Momenten, sondern ein magischer, ununterbrochener und auch gänzlich unzerlegbarer Strom von Kraft. Dagegen beruht die Bewegtheit des Films auf einer blitzschnellen Aneinanderreihung von Einzelphotographien, sie ist die schon vom Sprichwort angezweifelte Hexerei der Geschwindigkeit, sie ist nicht Bewegung, sondern Bilderflucht. Für einen feinen Sinn wird die Kluft zwischen Bewegung und Bilderflucht um so größer, je mehr die Täuschung sie überbrückt, genau wie für ihn der Unterschied zwischen Original und Reproduktion desto quälender wird, je scheinbarer die Ähnlichkeit ist. Sobald man Tänze im Kino sieht, kann man feststellen, daß alle Bewegung zur Tiefe hin und von der Tiefe her verloren geht, da die Tiefendimensionen nicht wirklich vorhanden ist, und daß auch die Magie der Bewegung ausbleibt. Der Film trennt die Gebärde vom Menschen ab, wie das Grammophon die Klänge. Er ist ein Gebärdenspiel in Schwarzweiß als Bilderflucht auf einer Fläche. All seine Leistung beruht nur auf der Benutzung dieser Momente, in denen wohl Auffassungsgabe und Geschmack walten können, die aber darum doch nichts mit Kunst zu tun haben. Auffassungsgabe, scharfen Blick und Geschmack verlangt man ja auch vom Landschafts- und Porträtphotographen, dennoch ist die „Künstlerphotographie" jetzt gottlob ein überwundener Standpunkt.

Aus dem Gesagten erhellt auch schon, daß der Film kein Drama und das Kino kein Theater ist, da Theater und Drama nur auf der Gegenwart des lebendigen Menschen, auf Raum, Bewegung und Wort beruhen. Wenn auf dem Theater in Vollmöller-Reinhardts „Mirakel" ein Muttergottesbild plötzlich lebendig wird, so ist das eine künstlerisch wie auch immer zu bewertende große Wirkung; in der Verfilmung dieser Pantomime aber bleibt die Wirkung schwach, hier müßte die Muttergottes, wenn ein ähnlich starker Eindruck erzielt werden soll, schon mindestens auf einem Aeroplan durch die Decke fliegen. Kein Mensch wäre je auf den Gedanken gekommen, das Kino in Form eines Theaters aufzumachen, den Film in „Akte" einzuteilen und die Bezeichnung „Lichtspieltheater" zu prägen, wenn nicht die Oper die Bühne zu einer Flächenerscheinung lebender Bilder vor verdunkeltem Zuschauerraum, als einen stereometrischen Guckkasten mit hochgezogener Gardine mißbraucht hätte.

Jener vortragende Fachmann wunderte sich darüber, daß unsere Dichter und Schriftsteller trotz aller Anstrengungen so wenig brauchbare Filmmanuskripte liefern. Als wenn es dabei etwas zum Verwundern gäbe! Die Phantasie des Dichters und Schriftstellers arbeitet mit der Sprache und innerhalb der Sprache, während das Filmdenken in Bilderflucht, Pantomime und lebender Photographie eine ganz andere Begabung als die dichterische und literarische ist, eine Begabung, die sich vielleicht am meisten bei Frauen, Kindern und lebhaften Dienstmädchen findet oder die aus den rein technischen Möglichkeiten des Kurbelkastens hervorgeht. So ist denn das Kino mit seinen völlig eigenen Gesetzmäßigkeiten über all jene ideologischen Künstler und Schriftsteller hinweggeschritten, die es „in die Hand bekommen" und die es „veredeln" wollten, und man darf hoffen, daß es sich auch von dem Unfug befreien wird, Romane und Dramen zu verfilmen. Man wollte hochmütig den „Kitsch" beseitigen, aber nicht das Geld, das an ihm klebt. Und wo haben denn die edlen Veredler den überschüssigen Adel ihrer Dramen, Romane und Novellen, daß sie ihn noch abtreten können?

Digitized by Google

Der Film steckt noch in den ersten Anfängen, in den Kinderschuhen, er ist unerschöpflich in seinen Möglichkeiten, er ist eine neue Kunstform — so hört man immer wieder. Allein es gibt Anfänge, die schon ein Ende sind, es gibt Altgeborenes, das niemals Kinderschuhe trägt; nichts erschöpft sich so schnell wie die „unbegrenzten Möglichkeiten", während das Mögliche und Begrenzte unerschöpflich ist, und neue Kunstgattungen gibt es nur in verhältnismäßig frühen Zeiten, denn es ist natürlich, daß die Menschheit die körperlichen und geistigen Gattungen, die ihr gegeben und die gleichsam mit ihr geboren sind, ziemlich bald beisammen hat, daß aber deren Inhalt nie veraltet und ihr Gestaltenwechsel nie ein Ende findet. Sicher ist, daß sich im Film ein bestimmtes Lebensgefühl, eine bestimmte Weltschau unserer Zeit ausspricht, diese ist dann aber überall vorhanden. Und auch sie gibt dem Künstler nur die alten Mittel, unmittelbar von Mensch zu Mensch zu wirken oder durch einen Stoff, den nur seine Hand formt oder ein Werkzeug seiner Hand. Auch die Trickzeichnung, der gezeichnete Film, eine sehr erfreuliche und lustige Erscheinung, ist kein Keim einer neuen Form der bildenden Kunst, denn bildende Kunst ist niemals zeitlich, sondern Ruhe in der Bewegung, fest gewordener Strom der schöpferischen Hand, die keine Projektionsapparate brauchen kann.

Es handelt sich um etwas ganz anderes:

Der uralte Erzähler an der Straßenecke hat sich nach der allgemeinen Verbreitung des Buchdrucks in den Kolportagehändler an der Straßenecke und zuletzt in das sogenannte Lichtspieltheater an der Straßenecke verwandelt. Aber er ist und bleibt, auch in seiner fortschreitenden Entgeistigung, die sich darin zeigt, daß er erst das gesprochene und nun auch das geschriebene Wort verloren hat, der uralte Mimus, der Gestikulierer und Volksunterhalter, der Spaßmacher und Tränenerpresser, der Moritatensänger mit den Wechselbildern, die Jahrmarktbude und sein Explikateur, der Puppen- und Taschenspieler, das Raritäten- und Wachsfigurenkabinett, von jeher nicht nur lehrhaft oder phantastisch, sondern stets beides zugleich; und vor allen Dingen ist das Kino der Geist der Oper, des „lebenden Bildes" mit Musik. Es ist der Mimus in seiner aufs großartigste technisierten Spätform. Es ist das epische und romantische Theater, es übertrifft alle Opernkünste, Kulissenscherze und Ausstattungszauber, es ist akrobatisch und übertrifft alle Akrobatik, es ist naturwissenschaftlich und stellt doch jede anatomische Bude und illustrierte Zeitschrift in den Schatten, es ist das lebendig gewordene Präparat, Leben als fieberhafter Mechanismus, als Apparat und Ersatz. Man glaube nicht, man könne jemals über die ersten Anfänge, die galoppierende Pferde oder rasende Eisenbahnzüge zeigten, im wesentlichen hinauskommen, darin war schon die ganze Realistik und phantastik, die auch in den exzentrischsten amerikanischen Riesenfilmen einzig fesselt, und Phantastisch ist nicht das Phantasiegeborene, sondern gerade das Stoffliche in all seiner Zufälligkeit, die Illusion der Wirklichkeit. Wir erleben fremde Länder und unerhörte Vorgänge, wir lernen Dinge kennen, die wir sonst niemals sehen würden, wir werden in Märchen versetzt, die alle Kausalität aufzulösen scheinen, aber alles bleibt in seinem ewigen Wechsel und seiner jagenden Hetze Ersatz für die Dinge, es kann Geschmack, Raffinement, tollstes Spiel und schwebendste Unwirklichkeit werden, aber sich niemals zur Geistigkeit erlösen. Es ist der bloße wüste und manchmal herrliche Traumesspuk unserer Zeit.

„Wäre es unmöglich, den Film in irgend einer Form zu evolutionieren, so müßte die Erkenntnis dieser Tatsache identisch sein mit der Bankrotterklärung unserer Kunst." Diese Worte hat ein Musiker und Opernkomponist geschrieben. Und in der Tat ist der Film der Bankrott der Oper. Alle szenischen Künste der Oper hat er in sich gesogen und bei weitem übertrumpft, er ist der Beelzebub, der den Teufel aus unserem Theater treibt. Die Musik muß sich wieder auf sich selbst besinnen; die Kinobegleitung genügt durchaus dem vulgären Zweck, den optischen Rausch durch phonetischen zu steigern. Auch allen übrigen Theatern soll das Kino nur gründlich zusetzen, daß deren weniger werden. Die

Digitized by Google

Bühnennovellisten, Psychologen, Knalleffekt- und Telegrammstildichter, die schönen Mädchen, die Stars und Divas und die — in ihrer Art oft recht bedeutenden — pantomimischen Virtuosen sollen immer fleißiger zum Film abwandern. Und dann erhoffen wir noch sehr viel von der Farbenphotographie und Farbenorgel und von der Vereinigung des Films mit Sprech- und Singmaschine, damit wir doch den kompletten Reproduktionsapparat hübsch beisammen haben und Auge und Ohr gleichzeitig recht vollgestopft werden. Dann erst kann eine reinliche Scheidung eintreten zwischen der schicksal-, rang- und seelenlosen Scheinwelt eines technisch-musikalischen Balletts der Bilderflucht und der beseelten Welt des körperlichen, wortbegabten Menschen im Raume und seiner wirklichen Bewegung, die er als ewige Gegenwart, als Wesentlichkeit und Maß erlebt, zwischen der Herrschaft der Möglichkeit, der Willkür und des Zufalls und der Herrschaft der Notwendigkeit, der Ordnung und des Schicksals.

„Die lebenstreueste Beschreibung einer Liebesszene, die großartigst photographierte Gefühlsbewegung, das verbotenste pornographische Bild, kein Text und kein Kino können auf die Nerven des Menschen solch starke Wirkung ausüben wie der Soldat, der Sonntags auf der Bank des Stadtwäldchens seine Liebste küßt," lese ich in einem Aufsatz, der viel lustiger und wahrer ist als die übrigen Abhandlungen über das Kino, die mir vorlagen. Kein gedrucktes Drama hat je das aufgeführte Drama, keine Reproduktion jemals das Leben aus erster Hand auf die Dauer geschlagen. Je mehr das Kino um sich greift, desto stärker ist der Zustrom in die Volksbühnenverbände und Theatergemeinden, und gerade aus solchen Schichten, von denen man meinen sollte, daß sie sich nur für Kino begeistern. Ich behaupte, daß ein Theater als Festbau für das Volk, darin man nichts als die volle Macht des körperlich gegenwärtigen, räumlich bewegten Menschen entfesselt, jeden Wettbewerb des Kinos aushält, und werde es so lange weiter behaupten, bis mich das Mißlingen dieses Versuches vom Gegenteil überzeugt. Aber es ist möglich, daß ich auf diese Probe, auf die es ankäme, vergeblich warten werde.

Die soziologischen Grundlagen des Kinowesens

Von

Karl Demeter

Vor einem Vierteljahrhundert gab es in Deutschland erst zwei ständige Kinotheater, heute zirka 3500, die ganze Erde hat mindestens etwa 30 000 solcher Schaustätten. Schon diese wenigen Zahlen geben einen Begriff von der außerordentlich raschen und breiten Entwicklung des Kinowesens, seitdem es vor 30 Jahren — im buchstäblichen Sinne — das Licht der Welt erblickt hat. Interessanter und anschaulicher ist ein Vergleich der durchschnittlichen Verbreitungsziffer beim Film mit der des Presseerzeugnisses. Eine Zeitung, Zeitschrift oder ein Buch wird meist in einer Auflage von Tausenden oder Zehntausenden, selten von Hunderttausenden Exemplaren gedruckt; und selbst wenn man annimmt, daß jedes dieser Exemplare durchschnittlich von mehreren gelesen wird, so wird die Zahl der Leser eines Buches oder einer Zeitung nur in ganz seltenen Ausnahmefällen die Million erreichen oder gar überschreiten. Ein modernes großes Filmwerk dagegen, wenn es einigermaßen gut einschlägt, wird durchschnittlich von 5 bis 10 Millionen Menschen geschaut. Angesichts dieser Tatsachen muß man sich doch, ob Freund oder Feind des Kinowesens, mit der Frage beschäftigen, worauf denn dieser gewaltige

Digitized by Google

Vorsprung des Films vor dem gedruckten Wort beruht. Denn mit dem banalen und verächtlichen Hinweis auf „Modetorheit", „Massenbewegung", „niedere Schaulust" und dergleichen ist nichts erklärt. Eine Massenbewegung, wie sie die Einbürgerung des Kinowesens zweifellos darstellt und die nun schon seit Jahrzehnten fortwährend sich ausbreitet, muß tiefere Ursachen haben als nur etwa den Modenachahmungstrieb der Masse Mensch; sie muß in der allgemeinen Tendenz des Zeitalters, in der Struktur der modernen Gesellschaft begründet sein, das heißt also im inneren Wesen des modernen Menschen selbst.

Zur Lösung des Rätsels dieser Massenbewegung findet man den Weg am ehesten, wenn man das Augenmerk zunächst darauf richtet, aus welchen gesellschaftlichen Schichten die Masse des Kinopublikums stammt. In den letzten Jahren, seitdem wir Filme, speziell deutsche Filme haben, die wirklich auch einen künstlerisch gebildeten Geschmack befriedigen können, und seitdem ganz groß angelegte Kulturfilme nicht mehr bloß in Schulen, Vereinen und Lehrkursen, sondern gerade auch in den sonst nur Spielfilme bietenden öffentlichen Kinotheatern gezeigt werden, seitdem findet das Kino mehr und mehr auch Anerkennung und Zuspruch von seiten der geistig anspruchsvolleren, der gebildeten, der höheren Schichten der Gesellschaft. Jedoch würden diese Elemente, selbst in einer Millionenstadt, kaum jemals jene vorhin erwähnte riesige Beschauerziffer aufbringen können: Einmal schon wegen ihrer eigenen viel zu geringen Zahl, und dann auch wegen der relativen Seltenheit von künstlerisch-geistig einigermaßen wertvollen Filmen; denn nur solche kommen für jene Kreise im allgemeinen und grundsätzlich in Betracht.

Zahlreicher und für den Besuch der Durchschnittsfilme schon mehr ins Gewicht fallend ist eine andere Gruppe, die teilweise auch schon zu den sogenannten höheren Gesellschaftsschichten zählt. Es ist jene Spezies von Menschen, vorzüglich weiblichen Geschlechts, die rasch und ohne eigentliche persönliche Anstrengung, namentlich durch Krieg und Währungsverfall, zu Reichtum oder doch zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt sind, aber noch nicht die geistige, seelische und sittliche Reife besitzen, um ihre oft allzu reichlich bemessene Erholung und Zerstreuung in edleren Genüssen zu suchen, als sie die trotz allem immer noch flachen Filmerzeugnisse des großen Durchschnitts zu bieten vermögen. Das innerlich hohle, hauptsächlich auf materiellen Erwerb und Genuß eingestellte Leben dieser Menschen ist so der höheren geistig-seelischen Werte bar, daß sie diese nur in vergröberter, oberflächlicher Form begreifen können, andererseits aber doch ein instinktives Sehnen nach einem anderen, inhaltreicheren Leben empfinden; und so wird aus dem Mangel an echtem Gefühl die Sentimentalität, aus dem verdrängten, schlummernden Trieb zu gehaltvollem Tun der Hang zur mehr oder minder großen Sensation. Beides aber bietet gerade der Durchschnittsfilm, sei er deutscher, französischer oder amerikanischer Herkunft.

In einer ähnlichen psychischen Lage wie diese Gruppe von Kinobesuchern befindet sich auch jene, die zweifellos das Hauptkontingent der letzteren stellt, nämlich die Arbeiter und kleineren Angestellten männlichen und weiblichen Geschlechts. Auch diese an Geist und namentlich an Geschmack in der Regel verhältnismäßig wenig gebildet, suchen ja im Kinotheater meist nicht geistige Belehrung oder Kunstgenuß, sondern etwas viel Simpleres, viel Elementareres. Der moderne wirtschaftliche Großbetrieb mit seiner intensiven hocharbeitsteiligen Produktionsmethode schuf und schafft in der Masse der daran Beteiligten einen Seelenzustand, der der beste Boden für die Aufnahme gerade der durchschnittlichen Filmerzeugnisse ist. Durch die Mechanisierung des unübersichtlich gewordenen Arbeitsprozesses einerseits und durch die klassenkämpferische Verhetzung und Verfeindung zwischen Arbeiter und Unternehmer andererseits hat der Arbeiter und häufig auch der Angestellte die innere, persönliche Anteilnahme an seiner Arbeit mehr und mehr verloren und verlernt, ohne sich doch dem materiellen Zwang zu solcher Arbeit entziehen zu können. Dadurch entsteht nun aber in seiner Seele ein unbestimmtes Gefühl

Digitized by Google

von Unbefriedigtheit, Trostlosigkeit und Leere, die seine geistige Spannkraft und Erlebnisfähigkeit außerordentlich abstumpft, zumal da in der Großstadt bedeutendere Gemütseindrücke aus der Sphäre der kosmischen Natur und der Religion nur selten vorkommen und auf dem Lande fast jede geistigere Anregung in der Regel fehlt. Die Reaktion gegen solch dumpfes Einerlei des Tagewerks kann natürlich nicht ausbleiben. Sie führt diese Menschen entweder dem übertriebenen Genuß des Alkohols, wenn nicht noch schlimmeren Rauschmitteln in die Arme, oder aber, vielleicht auch in abwechselnder Kombination mit diesem, in das Kinotheater, besonders in das von mittlerem oder niederem Niveau. Bietet dieses doch den erwünschten und in dunklem Drange ersehnten Gegensatz zu der alltäglichen Eintönigkeit des Daseins: Phantastik, Illusion von Reichtum und Luxus der besitzenden Klassen, Erotik und Exotik.

In ihrer sozialen Lage sind diese beiden zuletzt genannten Kategorien von Kinobesuchern zwar von Grund aus verschieden, aber sie treffen in der Art ihres Vergnügungsbedürfnisses zusammen, weil sie eben ungefähr das gleiche geistige und seelische Niveau haben. Dieser letztere Gesichtspunkt ist gerade für die Erkenntnis der soziologischen Grundlagen des Kinowesens von großem Werte. Darauf wird unten noch näher einzugehen sein. Zuvor sei noch auf ein anderes Moment hingewiesen, das zur Aufhellung der fraglichen Zusammenhänge dient. Das Ergebnis der neuen Volks- und Gewerbezählung von 1925 gibt über die Verteilung der Kinotheater auf die verschiedenen Gegenden des Deutschen Reiches sehr überraschende und bedeutsame Aufschlüsse. Es zeigt sich nämlich, daß es in Süddeutschland nicht nur absolut, sondern auch relativ erheblich weniger Kinotheater gibt, d. h. mit anderen Worten ein erheblich geringerer Kinobesuch und geringeres Kinobedürfnis vorhanden ist als in Norddeutschland. In Süddeutschland, d. h. also in Bayern, Württemberg, Baden und Hessen zusammen, trifft ein Kinotheater auf 21000 Einwohner, in Mittel- und Norddeutschland, also dem übrigen Teil des Reiches, dagegen schon auf 17000 Einwohner. Natürlich gibt es auch hier, namentlich was das norddeutsche Gebiet betrifft, im einzelnen erhebliche Unterschiede, die sich indes leicht und fast restlos durch Gründe äußerlicher Art erklären lassen, auf die ich hier aber um so weniger einzugehen brauche, als sie an dem Gesamtbild nichts Wesentliches ändern und die Schlußfolgerung daraus nicht beeinträchtigen können.

Diese Zahlen bekommen eine ganz bestimmte, charakteristische Bedeutung, wenn man sich die wirtschaftliche bzw. soziale Struktur der betreffenden Gebiete vergegenwärtigt. In Süddeutschland herrscht in Landwirtschaft und Gewerbe im großen und ganzen der Klein- und Mittelbetrieb vor, in Mittel- und Norddeutschland dagegen viel mehr der Großbetrieb, der um viele Grade stärker als jene beiden seinen Charakter und seine innere Dynamik vom modernen Kapitalismus empfängt, aus geographischen, historischen und wohl auch ethnologischen Gründen. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint das Bild der deutschen Kino-Geographie, wenn ich so sagen darf, als eine z. T. bis in Einzelheiten hinein genaue Parallele zu dem der Wirtschaftsgeographie. Mit anderen Worten: Die Verbreitung und Frequenz der Kinotheater ist abhängig von der jeweiligen Verbreitung der kapitalistischen Produktionsweise. Auch ein Vergleich dieser deutschen Verhältnisse mit dem klassischen Lande des modernen Hochkapitalismus, mit den Vereinigten Staaten von Amerika, die die stärkste prozentuale Kinofrequenz der Erde aufzuweisen haben, bestätigt diese Tatsache: den ursächlichen Zusammenhang des Kinowesens mit dem modernen Hochkapitalismus. Und von hier aus fällt nun auch ein bezeichnendes Licht auf die vorhin geschilderten sozialen Kreise, aus denen die weitaus größte Zahl der gewohnheitsmäßigen Kinobesucher stammt. Es sind gerade jene Menschengruppen, die teils als eine selbständige Seitenwirkung, teils als eine direkte Folgeerscheinung aller der komplizierten Kräfte anzusehen sind, die das kapitalistische Wirtschaftssystem hervorgerufen und die spezifisch kapitalistische Wirtschaftsgesinnung gebildet haben.

Digitized by Google

In die Art dieser kapitalistischen ideellen Grundkräfte haben uns ja die Forschungen von Max Weber, Ernst Troeltsch, Werner Sombart und Max Scheler ganz neue und überaus wichtige Einsichten vermittelt. Danach sind jene Grundkräfte auf mannigfache historische, namentlich religionshistorische Entwicklungsreihen zurückzuführen, zuvörderst aber auf eine aprioristische Denkform oder Lebensanschauung, die die Entstehung und den Verlauf auch dieser tatsächlichen geschichtlichen Entwicklungsreihen bestimmt und bedingt hat; das ist der Rationalismus; jene Grundeinstellung des Geistes also, die alles Leben im Hinblick auf ein vernünftiges, praktisches, irdisches Ziel betrachtet und auf dieses Ziel hin zweckmäßig einzurichten strebt. Daraus ergibt sich dann eine besondere Wertschätzung alles Zähl- und Sichtbaren, alles Greif- und Begreifbaren, auf Kosten des Unsichtbaren, Unbegreiflichen, Transzendenten; es entsteht der materialistische Intellektualismus. Zwangsläufig läßt dieser dann eine Verkümmerung der persönlichen, reinen Willensqualität eintreten in bezug auf alle solchen Lebensvorgänge und Erlebniswerte, die mit jenem intellektual erfaßten materiellen Diesseitsziele in keiner näheren Berührung stehen.

Diese Verarmung und Vereinseitigung des Willenslebens beim homo oeconomicus bedeutet aber gegenüber allem Tun und Denken, das außerhalb des als Beruf aufgefaßten wirtschaftlichen Erwerbsstrebens liegt, eine mehr oder weniger starke Minderung der normalen geistigen Konzentrationsfähigkeit. Und von hier aus beginnen wir nun auch erst recht zu verstehen, weshalb sich der Kinematograph bereits wenige Jahre nach seiner Erfindung bis heute einer fast unausgesetzt steigenden Beliebtheit erfreut: Weil er einer im Zeitgeist begründeten seelischen und geistigen Schwäche zu Hilfe kommt, und weil diese Hilfe das gedruckte Wort nicht leistet.

Das Beschauen eines Bildes sowohl wie das Lesen dient der Erweckung und Verknüpfung von Vorstellungen, Eindrücken und Gedanken, und geschieht zunächst vermittels des Auges. Das Wort ist aber nur der mehr oder minder abstrahierende Ausdruck einer Vorstellung oder eines Gedankens, während das Bild diese Vorstellung selbst in concreto ist, d. h. in vollkommener Weise nur das bewegte Bild. Die gewöhnliche Photographie, das einfache Bild, das sogenannte Diapositiv, stellt ja nur einen Augenblick einer Bewegung bzw. eines Vorganges dar, und der Betrachter dieses (Moment-) Bildes ist genötigt und geneigt, die vorhergegangenen und nachfolgenden Bewegungskomplexe sich willkürlich dazuzudenken, so gut seine Phantasie ihn dazu befähigt. Dazu ist aber schon wieder eine kompliziertere Willenskraft notwendig. Dessen bedarf er aber nicht beim Anschauen eines Bewegungskomplexes selbst bzw. des Bildes, dessen Bewegtheit die kinematographische Technik vorzutäuschen vermag. Sowohl das Lesen (und Hören) von Worten und Wortgefügen (Sätzen usw.) wie auch — in etwas geringerem Grade — das Anschauen des leblosen, unbewegten Bildes erfordert also allemal schon eine zusammengesetzte, aktive geistige Tätigkeit, indem der Wille dabei nicht bloß allgemein aufnahmebereit, sondern ununterbrochen in angespannter Aktion bleiben muß, um nach der visuellen (oder akustischen) Wahrnehmung der Worte bzw. des Bildes erst mittelbar den Inhalt dieser Vorstellungsausdrücke bzw. dieser Vorstellungsmomente zu wirklichen Vorstellungen und Vorstellungskomplexen umzuwandeln. Das Beschauen und innerliche Aufnehmen eines bewegten Bildes dagegen ist nur ein mehr passiver Vorgang, indem die visuelle Wahrnehmung des dargestellten Bewegungsbildes unmittelbar den entsprechenden Vorstellungszusammenhang im Geiste des Beschauers hervorruft, falls nur überhaupt die allgemeine Bereitschaft zu solcher Aufnahme vorhanden ist. Eine aktive Willenskonzentration, wie sie die Zurücklegung jenes Umweges, jene Umwandlung des visuellen Buchstabenbildes (bzw. akustischen Lautbildes) und auch jene Ergänzung des einen Momentes zu der wirklichen geistigen Vorstellung erforderlich macht, ist hierbei also nicht notwendig.

Hier geht es nach dem Grundsatz alles rationellen Denkens und rationalistischen

Digitized by Google

Handelns: mit der geringstmöglichen Leistung die größtmögliche Wirkung zu erzielen; hier kommt das Bestreben des menschlichen Organismus nach größter Ökonomie der Kräfte in nahezu vollkommener Weise auf seine Rechnung. Kein Wunder daher, daß der auf rationelle Ökonomie so bedachte homo oeconomicus des kapitalistischen Zeitalters und der kapitalistischen Länder diese Form der Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse mittels des Films so sehr liebt und von ihr verhältnismäßig um so reichlicheren Gebrauch macht, je weniger er durch Schul- und Selbstbildung und durch seine Berufstätigkeit an eigenes Denken und konzentriertes geistiges Arbeiten gewöhnt ist.

Mithin ist die Erfolgschance des Kinowesens in zwei Hauptfaktoren begründet: einerseits in der Eigenart der menschlichen Psyche, die sich nach der Richtung möglichst ausbalancierter Kräfteökonomie äußert und betätigt, andererseits in einer durch den modernen kapitalistischen Großbetrieb in Industrie und Landwirtschaft erzeugten, besonderen Spielart des Vergnügungs- und Anregungsbedürfnisses. Der letztere Faktor ist also räumlich und zeitlich bedingt und kann sich daher wandeln, je nachdem die kapitalistische Wirtschaftsweise und Wirtschaftsgesinnung an Intensität zu- oder abnimmt und je nachdem infolge davon das geistige und seelische Niveau der Massen, die davon am unmittelbarsten betroffen werden, sinkt oder steigt. Wenn nur dieser eine Faktor allein soziologisch von Bedeutung wäre, so müßte die Zukunft des Kinowesens als sehr schwankend und unsicher bezeichnet werden. Indes der andere Grundfaktor, von dem die Rede war, ist — so scheint es wenigstens dem empirischen Blick — nicht an bestimmte Erdräume, nicht an bestimmte Zivilisationen, nicht an eine bestimmte Zeit gebunden, sondern für alle Zeiten und alle Menschen prinzipiell gegeben. Und eben darauf beruht für das Filmwesen, man mag ihm Feind oder Freund sein, die festeste Aussicht auf Dauer und die größte Perspektive. Seine Technik mag sich vervollkommnen, sein gegenständlicher Inhalt mag sich mit Geschmack und Geist der Zeiten und Nationen noch so sehr ändern, aber der Film als solcher, als spezifisches und einfachstes Mittel zur Übertragung irgendwelcher Vorstellungen, wird in Jahrhunderten wohl vom Erdboden nicht mehr verschwinden.

Ja es will scheinen, daß der Film, dieses typische und symptomatische Erzeugnis der modernen Zivilisation, erst im Anfang seiner Siegeslaufbahn steht, wie denn wir Abendländer — im Großen gesehen — erst im Anfang einer neuen Zivilisationsepoche leben. Man kann sich denken, daß dem Film eine ähnliche geschichtliche Rolle zufallen wird wie vor Jahrhunderten der Erfindung des Buchdrucks. Indem dieser an die Stelle der mühsam, langsam und daher kostspielig hergestellten Handschrift das leicht, rasch und verhältnismäßig billig gedruckte Buch setzte, hat er ein technisches Vervielfältigungsverfahren in Anwendung gebracht, das ein bis dahin unerhörtes Tempo und Ausmaß der Verbreitung geistiger Güter ermöglichte und tatsächlich bewerkstelligte, und hat dadurch erst eigentlich die äußere Grundlage für die moderne Kultur und das moderne Geistesleben geschaffen. In ähnlicher Weise nun scheint es dem Film vorbehalten zu sein, den vorwiegend literarischen Charakter, den dieses moderne Geistesleben durch die Erfindung des Buchdrucks bekommen hatte, allmählich wieder umzuschmelzen in der Richtung zu unliterarischer, speziell visueller Erfassung geistiger und auch seelischer Objekte und Tatbestände, gewissermaßen also eine Rückentwicklung anzubahnen. Zwar daß schon die Kinder unserer Kinder das Buch nur noch vom Hörensagen kennen werden, da sie alles auf dem Wege des lebenden Bildes erlernen werden, diese Prophezeiung des Amerikaners Edison dünkt uns doch übertrieben und rechnet offenbar nicht genügend mit der dynamischen Bedeutung der viel älteren, konservativeren Tradition in der Kultur des europäischen Erdteils. Aber die Entwicklungs*tendenz*, die Edison da zum Ausdruck bringen will, scheint ohne Zweifel auch bei uns vorhanden zu sein und sich immer deutlicher kundzugeben.

Allerdings ist es zunächst weniger der landläufige Spielfilm, der als solcher Motor und Transformator der neuen und künftigen Zivilisation in Betracht kommt, als viel-

Digitized by Google

mehr das dem Spielfilm im Kino meist vorangeschickte oder angehängte sogenannte Beiprogramm und vor allem der Lehr- und sogenannte Kulturfilm. Heute bereits gibt es kaum noch ein Wissens- und Forschungsgebiet, in das der Lehrfilm nicht eingedrungen wäre. An den Hochschulen, höheren und Volksschulen ist er eingeführt, in erster Linie bei den naturwissenschaftlichen, mehr und mehr aber auch in den sogenannten geisteswissenschaftlichen Fächern, nicht bloß in Amerika, sondern auch in vielen Staaten Europas wie Deutschland, Frankreich, England u. a.

Die inneren Gründe dafür sind oben schon teilweise dargelegt. Hier kommt aber besonders ein Moment in Betracht, eine besondere Erscheinungsform des dort gekennzeichneten Rationalismus: Der Intellektualismus. Es wird nicht bezweifelt werden, daß in der gegenwärtigen und wohl noch lange währenden Epoche unserer abendländischen Zivilisation — Kultur kann man es füglich nicht nennen — der Verstand eine vorherrschende Stelle in der Gesamtdynamik der geistig-seelischen Kräfte einnimmt. Und demgemäß werden unter allen Sinneseindrücken gerade jene bevorzugt, die uns das Auge vermittelt; denn sie kommen durch ihre klare Abgrenzung von einander, durch die scharfe Gliederung ihrer Teile und durch ihre leichte Prüfbarkeit der kritischen, systematisierenden und analysierenden Tätigkeit des Verstandes viel bereitwilliger und wirkungsvoller entgegen als etwa die Wahrnehmungen des Gehörs, des Tastsinnes, des Geruchs u. a. Daher hat man einmal das Auge geradezu als das Organ des Verstandes bezeichnet. Trotz gelegentlicher und vorübergehender Rückschläge, die dieser Charakter unseres Zeitalters erleiden mag, wird man nicht annehmen können, daß er bald sich wesentlich wandeln werde.

Unter diesem Aspekt und unter Berücksichtigung der erörterten soziologischen Grundlagen scheint es, daß dem Film noch eine lange und wirkungsreiche Zukunft beschieden ist. Ob seine Wirkung letzten Endes, d. h. im großen geschichtlichen Zusammenhang betrachtet, gut oder böse sein wird, wer will darüber urteilen? Kultur, Geschichte, steht jenseits von Gut und Böse.

Wissenschaft und Polartrieb

Machtgier: der Wunsch nach einer letzten Aufteilung selbst unbewohnter und an sich wertloser Land- und Seeflächen des Planeten, und Sportsinn: Ringen um stark angezweifelte und anfechtbare Rekorde (bald unter Anwendung neuester technischer Hilfsmittel, bald unter gewaltsamer Rückgewöhnung an primitive Lebenshaltung) haben das Rennen zu den Polen nach dem Kriege weiterhin gekennzeichnet.

Interessante Wiederbelebungen uralter Verkehrskünste, immerhin wertvolle Erfahrungen bei Benützung allerjüngster Technik (Schutz der Luftschiffhüllen gegen das von den Propellern emporgewirbelte Eis z. B.) unter den ungewöhnlichen Witterungsverhältnissen der Pole waren dabei vielleicht noch der beste Reingewinn für die Wissenschaft, die sonst ziemlich unbefriedigt seitab stand.

„Wissenschaftlich ist die Ausbeute des Unternehmens gleich Null, flugtechnisch ist dagegen ein wichtiger Erfolg erreicht, der wahrscheinlich noch bereitwilliger allgemeine Anerkennung finden würde, wenn Amundsen und seine Leute die Reklametrommel etwas weniger energisch gerührt hätten" ... So schreibt ein Berichterstatter der Frankf. Zeitung zum 18. 5. 26 (Nr. 363) Die „Norge" hat nach einer schönen Sport- und Flugdauerleistung von Kingsbay über Point Barrow die Gegend von Nome bei dem kleinen Handels- und Renntierzuchtflecken Teller erreicht; sie hat dabei vielleicht, was aber

Digitized by Google

unbeweisbar bleibt, den Nordpol überflogen, die Flaggen der Ver. Staaten von Amerika, Italiens und Norwegens ausgeworfen — die man, wenn überhaupt, im Lauf der Zeit, ganz anderswo, als am Nordpol wiederfinden wird. In allen drei Ländern wird es den führenden Männern an Ehren nicht fehlen, soweit sie ihnen nicht schon telegraphisch zuteil geworden sind. Annektiert worden sind die überflogenen Landschaften durch die vorbeugende Sorge des britischen Reichs (Canadas), der Ver. Staaten und der Sowjetbünde ja ohnehin.

71 Flugstunden in polaren Verhältnissen mit ununterbrochener Arbeit und knapper Verpflegung, während des größten Teils der Fahrt in fortwährendem Kampf mit ungünstiger Witterung, vielfach ohne Sicht im tobenden Luftmeer umhergeschleudert und des schließlichen Ausgangs keineswegs gewiß, sind eine Leistung, die den Geführten, Vertrauenden fast noch mehr Ehre macht, als den Führern, die sie in der Öffentlichkeit allein einzuheimsen pflegen.

War der Einsatz, das Wagen von so vielen hochwertigen Menschenleben für das Ergebnis zu rechtfertigen? Wo es sich in einer an ganzen Männern und an Mitteln für große Menschheitszwecke armen, geizigen und kärglichen Zeit vielleicht nicht um einen anderen höheren Ehrgeiz als den rein persönlichen, hartnäckigen und ungewöhnlichen Ehrgeiz einzelner handelt, die natürlich fliegen können, wohin sie wollen, wenn es sich nur um sie allein und ihren eigenen Einsatz handelt?

Seltsam! Ein edlerer, menschlich sympathischer Heroenglanz umflicht die Stirne des nahe vor dem Rettungsdepot niedergebrochenen Scott, als den Ruhm dessen, der ein Sportsziel in der Antarktis und nun in der Arktis erfüllen durfte und seinen Erfolg überlebt hat. Was sonst leicht die Darstellung der Flimmerleinwand mit einem leisen Schein von Talmiwert umflirrt, das entweicht vor der edlen Tragik der bei den Toten aufgefundenen Aufnahmen der Scott-Expedition — aber es zuckt verdächtig um das jüngste Rennen zum Polarziel im Norden. Wer Ohren hat, auf leise Schwingungen der Weltseelenstimmung zu lauschen, der wird vernehmen, daß keine reine Freude, keine rechte Genugtuung die Menschheit über die letzte Leistung ihres Polarsporttriebes erfüllen — bei aller Achtung vor der Willenskraft und der technischen und Sportleistung der Männer, die den Transpolarflug erzwangen. Es fehlt etwas zur inneren Befriedigung; und das liegt wohl mit daran, daß die Wissenschaft gar so leer bei diesem Unternehmen ausgegangen ist, obwohl sie ein paar der wichtigsten Hilfsmittel zur Ermöglichung des Rekords beigesteuert hatte, wie Sonnenkompaß und Flugschiffverbesserung.

Vielleicht bekommen wir noch Fahrtbilder und Aufnahmen, die eine größere Nebennutzung gestatten, als es jetzt den Anschein hat. Aber vielleicht liegt auch der Mehrzahl der beteiligten Sportsleute gar nichts an dem, was die still, gediegen und ernst zu Werk gehende wissenschaftliche Erforschung der Arktis und Antarktis über das denkt, was sie tun, und sie sagt sich: Irgendwoher werden die nötigen Medaillen, Ehren, Festreden, Pressenachrichten schon kommen; wir finden leicht die Menschen, die Bücher über uns schreiben, und pflücken lieber die unreife Frucht, als daß sie etwa für andere bleibe.

Dieses fatale Gefühl werden viele bei aller Achtung vor der technischen und Sportleistung des jüngsten Transpolarfluges nicht los werden; es verrät, wie hoch die Selbstverständlichkeiten der Kriegszeit vor zehn Jahren als ethische Leistungen über vielem stehen, was heute das Ohr der Weltpresse in einem Einheitsklange findet, dem sich nicht ganz echte Untertöne beimengen. Mit dem faustischen Ringen der höchsten, reinsten Wissenschaft um große Erkenntnisziele hat das, was jetzt in der Arktis geschieht, und leider auch das Meiste von dem, was künftig dort geschehen wird, nichts mehr zu tun, oder es wirft diesem Arbeitsfelde bestenfalls noch Nebengewinne zu.

In die Beweggründe teilen sich der Machtwunsch nach den letzten noch freien Räumen der Erde, den möglicherweise darin verborgenen, durch Künste späterer Technik zu hebenden Bodenschätzen, wie in Spitzbergen und Alaska, und der sportliche Reiz, künftigem

Digitized by Google

Wettbewerb unerhörte Vorlagen zu machen, im Munde der Massen zu sein, die zuschauen, wie andere den Hals auf die verwegenste Weise riskieren. Aber das ist der Weg zu den Circenses des alternden Rom, nicht der zur stählenden Massenerziehung, die vordem das frühe Sparta, das frühe Rom groß gemacht hatte.

Und darum sieht es mit Schmerz, wer den Untergang des Abendlandes vermeiden oder doch hinausschieben will, wie einst Marc Aurel den der Antike, bei aller Bewunderung sportlicher und technischer Leistung; er sieht es mit bösen Ahnungen, wenn Machtstreben und Sporttrieb sich in die Poljagd teilen, und die Wissenschaft unbeteiligt, oder als Handlangerin — als Generalsekretär bestenfalls, nicht als Generaldirektor, beim Abschluß des Weltbildes am Nordpol zur Seite steht.

Karl Haushofer.

Entfesselte Luftfahrt

Endlich ist der deutsche Luftverkehr frei, endlich kann die deutsche Industrie für den Luftverkehr bauen, was sie für richtig hält und was der Luftverkehr braucht. Wir sind nicht mehr an eine Höchstgeschwindigkeit von 170 km in der Stunde gebunden, nicht mehr an 4000 Meter erlaubte Höhe, nicht mehr an 600 kg Nutzlast. Es besteht also die Aussicht, daß es nun aufwärts geht. So ging es ja auch nicht mehr weiter. Gepanzerte, bewaffnete und Flugzeuge ohne Führer bleibt uns zu bauen verboten. Betrachtet man die weiter anhaltende militärische Fesselung einmal nicht vom Standpunkt des Soldaten und der militärischen Sicherheit Deutschlands, so bleibt sie trotzalledem betrübend, ein Hemmschuh für die Entwicklung der Industrie, denn der Bauindustrie gehen weiter wertvolle Aufträge verloren, welche die anderen Länder ihren Industrien im Übermaß zuführen können. Mit den ausbleibenden Aufträgen der Heeresverwaltung fehlt für die Industrie der sichere laufende Verdienst, der einzige sichere Abnehmer ist für die deutsche Industrie vorerst nur der deutsche Luftverkehr, die deutsche Lufthansa A. G., ein junges, schwer kämpfendes Unternehmen, das sich naturgemäß stark nach der Decke strecken muß und keinesfalls von heute auf morgen daran gehen kann, ihren Flugzeugpark zu erneuern. Dazu fehlt das Geld. Bauindustrie und Luftverkehr sind aufeinander angewiesen, auf Gedeih und Verderb miteinander verschmolzen. Eine Besserung für die Industrie tritt erst dann ein, wenn sie wieder mit Heeresaufträgen rechnen kann oder wenn es ihr gelingt, die neuen deutschen Erzeugnisse außerhalb der engen „Begriffsbestimmungen" im Ausland abzusetzen. Der Verdienst der Industrie kommt dann automatisch dem Luftverkehr zugute. Wenn also in dem Pariser Abkommen, dessen Ausführungsbestimmungen noch nicht vorliegen, die aber die deutsche Reichsregierung erlassen muß, weil sie der Botschafterkonferenz „garantiert", nicht alle Wünsche erfüllt worden sind, die man hegte, so ist das nicht zu ändern, auf jeden Fall haben unsere Unterhändler das Menschenmögliche durchgedrückt.

Die in der „Deutschen Rundschau" immer wieder betonte militärische Angst besonders Frankreichs vor einem Wiedererwachen einer geheimen deutschen Luftwaffe war so überaus stark, der Widerstand Frankreichs so heftig, daß sich allein aus dieser Erscheinung die überaus lange Verhandlungsdauer in Paris erklärt. Durch das Pariser Abkommen mit der Botschafterkonferenz fallen alle die künstlich errichteten Luftbarrikaden am Rhein. Frankreich hatte mittlerweile doch eingesehen, daß der europäische Luftverkehr die Insel Deutschland auf die Dauer nicht umfliegen kann, daß er sie braucht, daß es also in Frankreichs Interesse schließlich die höchste Zeit war, mit dem Prinzip der Luftbarrikaden im internationalen Verkehr Schluß zu machen. Sehr lehrreich in dieser Beziehung ist das bisherige Lavieren der französischen Luftverkehrsgesellschaft Franco-Roumain auf der Balkanlinie in Richtung Bukarest. Diese Linie, die man

Digitized by Google

weise umzuleiten versuchte, was fehlschlug, geht nun über Nürnberg-Breslau.

Anfang Mai eröffnete die Deutsche LuftHansa ihr Streckennetz und nahm bis Ende des Monats 39 Linien in Betrieb. Man muß es dem Streckenplan lassen, er ist ein großzügiger, kühner Wurf, der aufs Ganze geht. Ganz klar erkennbar ist das große Nord-Süd/Ost-West-Kreuz, an das sich alle anderen Linien als Abzweigungen oder Zubringer heranfinden. Dieses große Luftverkehrskreuz beweist so recht unsere im Herzen Europas als Durchgangsland bedingte Lage. Diese Tatsache allein gibt glückverheißende Aussichten für die Zukunft. Zieht die Kurve des Luftverkehrs bei den Nachbarn kräftig an, gehen wir im verstärktem Maße mit. Außerdem sind wir, wenn die Sache geschickt und weitblickend angefaßt wird, immer in der Lage, der Gesamtentwicklung einen gewissen Impuls zu geben.

Die Nord-Süd-Linie, von den Nordischen Ländern bis an die Alpenkette von Genf nach Osten hinüber bis an die nach dem Balkan führende Diagonale hat wohl im Augenblick noch sekundäres Interesse. An erster Stelle steht die große Ost-West-Linie, die von Moskau über Berlin und Köln bzw. Amsterdam nach London und Paris führt. Die internen Abmachungen mit Belgien und Frankreich sind jetzt perfekt geworden, Frankreich und Deutschland haben die ersten Verkehrsmaschinen hin und her geschickt. Wenn man bedenkt, daß die Entfernung Moskau-London in 17 Stunden geschafft wird, gegenüber einigen 60 Eisenbahnstunden, so sieht man ganz klar, wie sich der Luftverkehr als Sonderklasse des Gesamtverkehrs herausschält. Einmal sind diese Zeitzahlen Ausgangspunkte, zum anderen sind aber auch die Städte wie London, Paris und Moskau ebenfalls nur Punkte auf dem Globus. Geht man in Gedanken einen Schritt weiter, so ist die Verlängerung von Paris zu den nächsten Häfen des Atlantischen Ozeans an der französischen Küste oder der von Spanien eine Selbstverständlichkeit. Eine Linie, die von Berlin über Genf nach Spanien führt ist in Vorbereitung. Von den Küstenplätzen setzt dann automatisch erneut der Flug über den Ozean nach Nord- und Südamerika ein, was ja nach den Erfolgen des deutschen Dornier-Wal unter spanischer Führung sehr aussichtsreich erscheint. Im Osten ist mit der Durchführung der Linie bis Moskau der Luftweg über den Ural hinweg nach dem fernen Osten eröffnet. Der amerikanische Journalist, der die Reise um die Welt in 30 Tagen machen will, der nach Moskau flog, dort in eine andere Maschine umstieg, um sich dem ihm weit vorauseilenden Expreßzug nachbringen zu lassen, wird zum Symbol einer Zukunftsentwicklung. Vielleicht ist auf der anderen Hälfte des Globus der Vorortverkehr nach den Azoren oder den Kapverdischen Inseln, die Übernahme von Eilpost und Eilreisenden von den aus der neuen Welt kommenden Überseedampfern nicht mehr die Phantasie von heute, sondern das Ereignis von morgen.

Eines steht fest: es hat ein gewaltiges Wettrennen auf den internationalen Luftverkehrsstraßen begonnen. Luftpolitik wird auf der Weltkarte getrieben, und das Wort Luftpolitik werden alle Luftfahrt treibenden Völker im Rahmen ihrer Gesamtpolitik in Zukunft größer schreiben als bisher. Jeder strebt nach Luftgeltung. Die endgültige Erschließung des Luftweges nach Indien wird für England eine der brennendsten Fragen der nächsten Zukunft sein. Der Luftweg nach dem fernen Osten stellt ganz Europa vor neue Fragen. Der internationale Luftverkehr wird zu einer Art Luftvölkerbund, gegen den ein Weltpostverein ein kleiner Eckensteher ist. Auf jeden Fall nimmt Deutschland darin keinen schlechten Platz ein, auf unsere Tüchtigkeit und unser Durchhalten in wirtschaftlich schwerer Zeit kommt in der nächsten Zukunft alles an. Aber da können wir ganz beruhigt sein, die Industrie, die uns immer wieder im Kriege in den Stand setzte, uns gegen vielfache Überlegenheit zu behaupten, ist erprobt und bewährt, unsere Leistungen im Kriege sichern uns einen guten Platz in der Zusammenarbeit mit den anderen. Man möchte beinahe behaupten, daß auch die militärischen Fesseln in bezug auf die Luftfahrt einmal fallen müssen. Kommt der Moment, dann erhält die Bauindustrie einen neuen wertvollen Impuls, der wieder dem Verkehr zugute kommt.

Wir haben sieben Jahre eine sehr schlechte Luftpolitik betrieben, wir haben viel aufzuholen. Soll uns das gelingen, so muß die Außenpolitik sich daran gewöhnen, die Luftpolitik nicht bloß als lästiges Anhängsel und Kompensationsobjekt ihrer Politik zu betrachten. Auch da scheint sich Erfreuliches anzubahnen. Der Deutsche Luftfahrt-Verband hat zu seinem Führer den der Luftfahrt mit Herz und Hand ergebenen Reichskanzler a. D. Dr Luther berufen. An die

Digitized by Google

zweite Stelle tritt Oberbürgermeister Dr Jarres und an die dritte Oberstleutnant a. D. Haehnelt. Das ist ein ausgezeichnetes Triumvirat.

Ein Führer wie Luther an der Spitze der deutschen Luftfahrt ist eine Ideallösung. Er bringt auf jeden Fall für die Luftfahrt mit: Energie, weiten Blick für die verschlungenen Pfade der Politik, unverwüstliche Arbeitskraft und das der Luftfahrt verschriebene Herz. Das Wörtchen „Luftpolitik", geboren in der schweren Nachkriegszeit, wird in den nächsten Jahren noch manche Erweiterung erfahren und in vielen Dingen und Fragen richtunggebend sein.

Otto Lehmann.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Deutschtumstagungen Pfingsten 1926

Wer die Berichte über die Tagungen der großen Deutschtumsverbände: Deutscher Schutzbund, Verein für das Deutschtum im Ausland, Ostbund, verfolgt hat, konnte feststellen, daß überall die gleichen, sehr ernsten und wichtigen Fragen im Vordergrund der Erörterung standen: Die Gefahrenlage des deutschen Ostens, die Frage der Siedlung, die Frage der Minderheiten im Deutschen Reiche und die Frage der Bevölkerungsbewegung. Fast überall haben beste Kenner zu diesen Fragen Stellung genommen. An sich ist es durchaus zu begrüßen, daß so weite Kreise mit den Problemen bekannt gemacht worden sind. Nicht zu begreifen aber ist, daß schon bei der Gleichartigkeit der Vorträge nicht eine gemeinsame große Tagung des Deutschtums stattgefunden hat. Sie war geplant; der Plan ist gescheitert. Wir wollen hier nicht untersuchen, wen die Verantwortung dafür trifft. Aber gerade im Namen der Grenz- und Auslanddeutschen, denen unsere Hauptarbeit gilt, darf man erneut die ernste Mahnung aussprechen, alle persönlichen Wünsche gegenüber der Notwendigkeit einer straffen Zusammenfassung der gesamten Deutschtumsarbeit zurückzustellen. Es könnte sonst kommen, daß die deutsche Öffentlichkeit und die Massen der Träger der Deutschtumsarbeit den wahren und sogenannten Führern ihre Ansicht hierüber recht deutlich zu Gemüte führen werden.

Der Deutsche Schutzbund, die Arbeitsgemeinschaft aller Deutschtumsverbände, hatte nach Schlesien geladen. Nach einem Besuch Beuthens fand die eigentliche Tagung in Glatz, der alten Festung, statt.

Es war in jeder Beziehung richtig, daß den Teilnehmern gleichsam am lebenden Objekt die Lage des deutschen Südostens vorgeführt wurde. Die Stadt Beuthen unter Führung ihres ebenso tatkräftigen und weitblickenden wie liebenswürdigen Oberbürgermeisters Dr Knackrick hatte es sich nicht nehmen lassen, in einer wahrhaft wohltuenden Weise die Deutschen aus aller Welt, die mit dem Schutzbund nach Beuthen kamen, aufzunehmen und zu begrüßen. Die Stunden in Beuthen werden nicht nur deshalb den Teilnehmern unvergeßlich sein, sondern alle haben einen so erschütternden Begriff von dem Irrsinn der Regelung der oberschlesischen Hoheitsfrage erhalten, daß die Überzeugung hiervon als fester Bewußtseinsbestandteil sie in Zukunft begleiten wird. Man fragt sich erneut in größter Bestürzung, wie es möglich gewesen ist, daß rein politische Haß- und Gierinteressen es vermocht haben, eine Entscheidung von geradezu gigantischem Wahnsinn durchzusetzen bei Vertretern von Ländern, die immerhin noch Anspruch darauf erheben, ein bescheidenes Maß von Vernunft als Regierungsprinzip anzuerkennen. Auf diesen Blättern ist oft genug davon gehandelt worden, welches Unrecht an Oberschlesien geschehen ist[1]), wie in einem der höchst ent-

1) Wir verweisen erneut auf die vorbildlichen, vom Magistrat der Stadt Beuthen herausgegebenen Schriften: „Beuthen O.-S., Monographien deutscher Städte", herausgegeben von Erwin Stein, Berlin-Friedenau, Deutscher Kommunalverlag und „Beuthen O.-S., Die Schädigung der Stadt durch die Grenzziehung und ihre Bedeutung als deutscher Wirtschafts- und Kulturfaktor im Osten". Ein Bildwerk, herausgegeben vom Verkehrs- und Wirtschaftsamt der Stadt Beuthen. Breslau, Graß, Barth & Co. Vgl. „Deutsche Rundschau", Aprilheft 1926, S. 67 f.

Digitized by Google

wickelten Industriegebiete der Welt brutal die wichtigsten Lebensadern: Eisenbahn, Straßen, Wasser- und Elektrizitätszuführungen, zerschnitten und zerrissen worden sind, so daß weder der Teil jenseits, noch der Teil diesseits der Grenze im wahren Sinne lebensfähig ist. Es liegt aber doch so, daß wir nur dringend raten können, daß jeder Einzelne durch Augenschein sich diese Tatsachen einprägen sollte. Erst dann wird er in der Lage sein, die Stimmung unserer Brüder in Oberschlesien ganz zu verstehen. Eine Stimmung, die freilich in dem Berichte des Oberpräsidenten von Oppeln Proske auf der Schutzbundtagung in Glatz wohl kaum zum Ausdruck gekommen sein dürfte.

Andererseits aber nahm auch jeder Teilnehmer einen starken Eindruck mit von dem ungebrochenen Mut und der Tatkraft, mit der das deutsch gebliebene Oberschlesien daran gegangen ist, die furchtbaren Wunden wenigstens notdürftig zu heilen. Ohne dem wäre auch das deutsch gebliebene Schlesien so verkümmert, wie es Ostoberschlesien unter der polnischen Mißwirtschaft hat erleben müssen.

Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß es auch im Zuge der gesamten Lage des deutschen Ostens sehr klar an Ort und Stelle wird, daß Oberschlesien und der ganze deutsche Osten für uns alle im Reiche nicht nur eine politische Frage ist. Es steht außer Zweifel, daß durch geeignete wirtschaftliche, soziale und kulturelle Maßnahmen, bei denen allerdings eine kleinliche Bürokratie restlos ausgeschaltet werden müßte, die Frage sich von selber lösen wird, vorausgesetzt, daß die Bevölkerung einmal wirklich in Freiheit entscheiden darf. Wenn Preußen unter dem Druck des Reiches sich entschließen würde, von den Unsummen, die es für nicht immer ganz klare Zwecke ausgibt, größere Posten zur wirtschaftlichen und sozialen Besserstellung der Arbeiter in Oberschlesien und im deutschen Osten zu verwenden, so daß in menschlichen und den allem Deutschtum leider sehr eng gezogenen möglichen Grenzen Mustergültiges geleistet würde, und gleichzeitig für Schul- und Kulturaufgaben alles Erdenkliche zu tun, so wird die Sehnsucht der zwangsweise draußen gebliebenen Bevölkerung die lächerlichen Grenzsteine in absehbarer Zeit einfach über den Haufen werfen. Wir hören so viel, daß auch Führer der Sozialdemokratie Fragen des Deutschtums mit großer Geste als ihre Herzensangelegenheit in Anspruch nehmen. Hier könnten sie beweisen, wie ernst es ihnen damit ist. Wenn die oberschlesische Bevölkerung, vor allen Dingen die Berg- und Hüttenarbeiter, Verbesserungen ihrer Lage erfahren würde, müßten die sozialistischen Führer dafür Sorge tragen, daß der grenzdeutsche Gedanke auch bei ihren Anhängern in anderen Industriegebieten, vor allem im Ruhrgebiet, so lebendig und stark werde, daß man nicht aus Vorrechten für die zumeist Bedrohten in den Grenzgebieten Lohnerhöhungen und Besserungen für das gesamte Reich ableiten wollte. Aber wer möchte an solche Möglichkeiten glauben, der die Billigkeit sozialistischer Worte und das Versagen in praktischer Arbeit kennt?

Von Oberschlesien ging die Fahrt nach Glatz. Die Bevölkerung in manchen Orten, die man berührte, ließ es sich nicht nehmen, die Schutzbundteilnehmer auf der Durchfahrt festlich zu begrüßen.

In Glatz veranstaltete der Deutsche Schutzbund, getreu seinen in langjähriger Arbeit gewonnenen Grundsätzen, eine Tagung, die bis zum Rande mit Arbeit angefüllt war und auf der zu Festen und lauten Kundgebungen kein Raum blieb. Und das wollen wir ihm erneut danken. Nachdem in einem grundlegenden Vortrag von Geheimrat Volz-Leipzig die Gefahrenlage des deutschen Südostens[2]) allen Teilnehmern zum Bewußtsein gebracht war, eine Lage, begründet durch den polnischen Andrang auf der Front und die Bedrohung durch die Tschechen im Rücken, und Prof. Aubin-Halle über die deutsche Siedlung im großschlesischen Raum unterrichtet hatte, folgten an allgemeinen Referaten Vorträge von Pastor Schmidt-Wodder über den gesamtdeutschen Gedanken in seiner politischen Auswirkung auf die Deutschen des geschlossenen Gebietes und die Deutschen der Siedlungsinseln, von Dr M. H. Boehm über die Frage der „Vereinigten Staaten von Europa“ und den großdeutschen Gedanken, von Dr Hammacher-Köln über rheinische Selbsthilfe und von Dr von Loesch, der in seinem großen Schlußwort zu den Ergebnissen der Tagung und zu der Frage

2) In dem April-Maiheft der Zeitschrift „Volk und Reich“, das Ostdeutschland, im besonderen Schlesien gewidmet ist, wird ein klares Bild, unterstützt durch sehr einprägsame Karten, von dieser Gefahrenlage gegeben.

Digitized by Google

„Paneuropa" vom grenz- und auslanddeutschen Standpunkt aus Stellung nahm.

Zwischendurch tagten Ausschüsse, welche die Teilnehmer in angespanntester Arbeit festhielten.

In dem bevölkerungs- und siedlungspolitischen Ausschuß sprach der Berliner Universitätsprofessor Grotjahn über „Europäische Bevölkerungsprobleme im 19. und 20. Jahrhundert", Dr Maaß über „den Anteil der Ostdeutschen am Bevölkerungszuwachs in Mittel- und Westdeutschland", die Vorsitzende des Ausschusses, Frau Scheffen-Döring über „die Stellung der Frau zur bevölkerungspolitischen Frage im Siedlungsproblem. Dr Harmsen gab eine „Kritik der französischen und deutschen bevölkerungspolitischen Maßnahmen". Von den als Ergebnis dieser Arbeiten gefaßten Entschließungen sei nachstehend das Wichtigste aufgeführt:

1. Die wissenschaftliche Erforschung des bevölkerungspolitischen Problems ist mit allen Mitteln zu fördern. Es handelt sich darum, die Erscheinung des Geburtenrückganges genau zu verfolgen, da er das entscheidende Symptom für das Schwinden des Willens zur völkischen Selbstbehauptung ist und seine Folgeerscheinungen in der Entwicklung des deutschen Siedlungsraumes von entscheidenster Bedeutung sind.

2. Die bevölkerungspolitischen Gesichtspunkte sind in die volkspolitische Arbeit einzugliedern und besonders zu betonen. Hier stehen wir vor einer nationalen und ethischen Erziehungsaufgabe größten Ausmaßes, für die Verständnis und Grundlage erst durch eine umfassende Aufklärungsarbeit sowohl im Reich als auch bei den deutschen Volksteilen draußen geschaffen werden muß.

Die großschlesische Frage wurde in einem gesonderten Ausschuß behandelt.

Größte Bedeutung kommt den Sitzungen des Autonomieausschusses zu. Es gelang in intensivster Arbeit, in lebhafter Rede und Widerrede, die Frage, die von unabsehbarer Wichtigkeit für die gesamte deutsche Reichspolitik ist, in weitgehendem Maße zu klären.[3]) Es steht zu hoffen, daß die Entschließung Allgemeingut werde, daß möglichst bald die Einsetzung eines mit weitgehender Selbständigkeit ausgestatteten Ausschusses erfolgt, der unter engster Zusammenarbeit mit Reich und Parlament eine Denkschrift auszuarbeiten hat, in der die zur Lösung dieser Frage unerläßlichen Notwendigkeiten klar formuliert werden sollen. Den ersten Platz in diesem Ausschuß müssen die geistig schöpferischen Kräfte haben, welche diese Fragen in ihrer ganzen Schwere und Wichtigkeit und in ihren großen außenpolitischen Zusammenhängen klar erkannt haben. Die Regelung der Frage muß durch das Reich erfolgen. Vertreter gewisser Landesbehörden bewiesen leider auch in Glatz, daß die Grenzen administrativen Denkens noch enger sind, als sie selbst der behördlichen Gedankengängen ohnehin mißtrauisch Gegenüberstehende gemeinhin annimmt.

Es sei dem Schutzbund aufrichtig gedankt, daß er seine diesjährige Tagung unmittelbar in die praktischen, brennenden Probleme der Deutschtumspolitik stellte. Seine dringende Mahnung, die Frage der Ostsiedlung, über die schließlich ja völlige Einmütigkeit bei allen Behörden und Parteien seit Monaten besteht, ohne daß bisher ein praktisches Ergebnis erzielt ist, endlich mit dem erforderlichen Ernste und der allein heilsamen Großzügigkeit zu erledigen muß gehört werden.

Wir wollen uns versagen, hier wiederum das hohe Lied deutscher Schutzbundarbeit zu singen. Es möge der Hinweis genügen, daß die Leitung des Schutzbundes erneut bewiesen hat, daß sie es versteht, allen Kreisen des Deutschtums im Reiche wie draußen die wahre Lage, und das kann nur heißen: die ganze Größe der Gefährdung unseres Volkes — denn wir sind Deutsche — erneut vor Augen zu führen und die Fragen zu zeigen, an deren praktische Bewältigung ohne Verzug zu schreiten ist.

Im Glatzer Heimatmuseum befindet sich eine Tafel des Amtsschulzen von Lewin bei Glatz mit folgender Inschrift:

Warnigung.
Hier dient zur Nachricht Jedermann
Fürst, Graf, Baron und Edelmann,
Auch Bürger, Bauer und Bettelmann,
Und wer nur irgend lesen kann,
Der richte sich genau danach:
Drei Schritt vom Leibe!

3) Zu der Frage ist bisher nur sehr wenig Literatur erschienen. Wir verweisen auf den Aufsatz von Martin Daxelt: „Die Rechtsverhältnisse der fremden Minderheiten in Deutschland" (Archiv für Politik und Geschichte 1926, Heft 4/5) und die sehr gute Materialsammlung von Dr Fritz Wertheimer: „Deutschland, die Minderheiten und der Völkerbund" (Berlin 1926, C. Heymann).

Digitized by Google

Wir wollen diese köstliche Inschrift der Vergessenheit entreißen und uns den Standpunkt zu eigen machen, der auf dem sudetendeutschen Abend in Glatz zum Ausdruck kam: daß sich diese Warnung auch alle die gesagt sein lassen sollen, die sich gegen die Deutschtumsarbeit stemmen, drinnen und draußen.

An den Tagungen der anderen Deutschtumsverbände konnte der Berichterstatter nicht teilnehmen. Den vorliegenden Meldungen nach sollen sie gleichfalls einen durchaus befriedigenden Verlauf genommen haben.

R. P.

* * *

An neuer grenz- und auslanddeutscher Literatur erscheinen besonders wichtig Heft 4 und 5 der „Schriften des Institutes für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien", herausgegeben von Wilhelm Winkler, enthaltend „Deutschsüdtirol", drei Vorträge von Hans Voltelini, Alfred Verdroß, Wilhelm Winkler, mit einem Anhang von Walter Steinhauser (Leipzig, Franz Deuticke), deren Kenntnis unbedingt verbreitet werden sollte. Ferner „Die auslanddeutsche Presse", Sonderheft der Zeitschrift „Ostland" (Hermannstadt, Ostland-Verlag), das erstmalig eine Orientierung hierüber bringt. Das Heft enthält folgende Aufsätze: „Was wir von unserer auslanddeutschen Presse verlangen" von Dr Richard Csaki, Hermannstadt. „Deutsche Minderheitenpresse und Deutsches Reich" von Dr Karl Schiemann, Riga. „Unsere Presse als Kulturmittel" von Emil Neugeboren, Kronstadt. „Zielpunkte auslanddeutscher Preßpolitik" von Dr Paul Rohrbach, Berlin. „Minderheitsnation und Staatsnation" von Hermann Plattner, Hermannstadt. „Unser Beruf" von Gotthold Starke, Bromberg. „Vom Pressewesen des Sudetendeutschtums" von Dr Fritz Hassold, Prag. „Feuilleton, Beilagen und Kunstkritik" von Dr Konrad Nußbächer, Hermannstadt. Rundschau: „Auslanddeutscher Pressedienst und reichsdeutsche Presse". — „Führende deutsche Zeitungen im Ostland". — „Auslanddeutsche Journalisten". D. R.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des großen Krieges

XX.

Der schwungvolle deutsche Angriff auf Verdun bald nach Jahresbeginn 1916, auch die Anstrengungen der Österreicher gegen Italien hatten über die Angriffsabsichten der Mittelmächte die Entente belehrt. Sie verdoppelten deshalb im Jahre 1916 ihre Anstrengungen die Fronten der Gegner zu zrrbrechen. Das ganze Jahr tobte fast ununterbrochen die Schlacht, stellenweise anschwellend und dann wieder nachlassend, aber die gewaltige Spannung gab kaum nach.

Rußland hatte nach seiner Niederlage im Sommer 1915, abgesehen von einzelnem Bedrängen der Österreicher sich übrigens das verflossene Jahr hindurch nur wenig an den Kämpfen beteiligt. Ob die Aufforderungen seiner Bundesgenossen 1916 dringlicher geworden, das Verlangen, durch eine kräftige Offensive Truppen Deutschlands von der Westfront nach Osten abzuziehen, um die Durchbruchsversuche der Engländer und Franzosen zu erleichtern, eine Rolle gespielt hat, ist nicht ganz klar, im besonderen nicht das Ergebnis der Ententeberatungen um die Jahreswende 1915/16. Zu klaren Entscheidungen scheint es nicht gekommen zu sein. Obschon an der Vorbereitung des russischen Heeres für entscheidende Kämpfe, an einer Wiederherstellung des stark mitgenommenen Heeres noch mancherlei fehlte, namentlich hinsichtlich der Bewaffnung und Munitionsausrüstung, begann Anfang Juni auf der langen Front von Riga bis zum Dnjester Rußland heftige Angriffe.

Nördlich der Pripjet-Sümpfe bis zur Ostsee konnten sie im Juli 1916 eine starke Überlegenheit an Zahl entwickeln, nämlich 1,59 Millionen Streitbarer gegen 0,59 Millionen, darunter 30000 Österreicher und 0,56 Millionen Deutscher. Südlich der Pripjet-Sümpfe standen 0,486 Mill. Verbündete — darunter nur 30 000 Deutsche — gegen 0,65 Millionen Russen. Wenn auch

Digitized by Google

im Laufe des Sommers einige Truppenverschiebungen bei beiden Parteien eintraten, blieb doch die russische Überlegenheit gegen die hauptsächlich deutsche Front nördlich des Pripjet-Sumpfgebiets eine sehr bedeutende, während den Österreichern nicht erheblich stärkere Kräfte entgegentraten, als sie selbst zur Stelle hatten. Trotz dieses Zahlenverhältnisses konnten die Russen aber der deutschen Front gegenüber keinen Erfolg erringen. Sie wurden überall trotz brutalster Mittel, mit denen sie ihre Massen vorwärts trieben, schwer geschädigt abgewiesen, und wenn sie an einzelnen Stellen kleine Vorteile errungen hatten, konnten ihnen diese wieder abgenommen werden.

Unter den Gesichtspunkten, die zu dem Feldzugsplan der deutschen Obersten Heeresleitung für 1916 maßgebend gewesen waren, hatte auch die begründete Hoffnung mitgesprochen, daß nach den schweren Schlägen gegen die Russen im Jahre 1915 und 1916 der Doppelmonarchie möglich sein müßte, ihren Frontabschnitt von den Pripjetsümpfen bis zum Dnjester selbst gegen eine feindliche Überlegenheit zu sichern. Notwendig war nur, daß der deutschen Warnung nachgegeben würde, keine den Krieg unmöglich entscheidende Nebenoperationen zu unternehmen. Diese Erwartung sollte sich aber nicht erfüllen. Falkenhayn hatte die österreichische Widerstandsfähigkeit überschätzt. In den ersten Junitagen brach vor allem bei Lutzk, am Styr und am Stochod über die österreichische 4. Armee das Verhängnis herein. Sie wurde von den Russen überrannt, verlor die Hälfte ihres Bestandes, und, was übrig blieb, war in einer wenig kampffreudigen Verfassung. Auch weiter südlich verliefen die Gefechte für die Österreicher ungünstig, es mußte im Laufe der nächsten Monate dem Gegner vor allem die ganze Bukowina überlassen werden. Die große Brussilowoffensive — unter dieser Bezeichnung werden diese Kämpfe an der russischen Front zusammengefaßt — hatte im österreichisch-ungarischen Heere eine schwere Krisis hervorgebracht. Nicht allein im rein militärischen Sinne, sondern noch mehr dadurch, daß sie der immer wieder hinausgeschobenen, vertagten Absicht Rumäniens, auf die Seite der scheinbar siegreichen Russen zu treten, frischen Antrieb gab.

Österreich hatte unter dem Druck der Niederlage an der russischen Front alsbald seine italienische Offensive eingestellt, aber die dadurch verfügbaren Kräfte genügten nicht, um die Lage im Osten wiederherzustellen oder auch nur vor weiterem Zusammenbruch zu bewahren. Also mußte notgedrungen, und so schwer dadurch die deutschen Interessen berührt wurden, Deutschland einspringen. Einige Divisionen konnten aus der Front nördlich des Pripjet locker gemacht werden. Aber die Westfront mußte ebenfalls abgeben, obschon der Kampf um Verdun starke Kräfte forderte und eine Offensive größten Stils seitens der Entente als unmittelbar bevorstehend erkannt war. Der Gedanke, die Durchbruchsabsichten der Engländer und Franzosen mit einem kraftvollen Gegenangriff zu unterbinden und die Ablenkungskämpfe bei Verdun dadurch zu ergänzen, mußte ausscheiden, weil der Osten die dazu nötigen Kräfte, namentlich auch die erforderliche Munition verschlang.

Den Einbruch der Russen bei Lutzk abzufangen, die Front zum Stehen zu bringen gelang zwar mit Hilfe der deutschen Verstärkungen, aber schon Ende Juni begann das an der Westfront zusammengezogene Unwetter in Form der mehrmonatigen Materialschlacht an der Somme sich zu entladen. Über den Beginn des Durchbruchsversuchs hatten zwischen den Oberbefehlshabern der Entente mehrere Verhandlungen stattgefunden. Der Marschall Haig hatte das weitere Hinausschieben des Angriffs befürwortet, weil die Vorbereitungen noch nicht weit genug gediehen waren. Joffre neigte ebenfalls der weiteren Verlegung des Angriffstermins, der zum 15. Juni festgesetzt war, zu. Aber die den Italienern drohenden Schwierigkeiten, die Kämpfe mit denen die Deutschen vor Verdun die Franzosen bedrängten, so zwar, daß es fraglich erschien, ob die Festung, mindestens das ganze rechte (westliche) Maasufer dem deutschen Ansturm nicht schließlich erliegen würde, zwangen dazu, den Durchbruchsversuch so früh wie möglich anzusetzen. Die Franzosen waren allerdings durch die Kämpfe im Maasgebiet so geschwächt, daß sie nicht in der erhofften Stärke von 39 Divisionen auftreten konnten. Deshalb mußte die Angriffsfront erheblich verkürzt werden. Daß das auf den Ausgang der schweren Kämpfe von Einfluß gewesen, kann als erwiesen gelten.

Die nicht klar in alle Einzelheiten Blickenden und die hauptsächlich auf die offiziellen Heeresberichte der Entente angewiesenen Beobachter mußten annehmen, daß es im Hochsommer um die Lage der Mittelmächte schlimm bestellt wäre, ja daß sie vor einem

Digitized by Google

völligen Zusammenbruch stünden. Namentlich die Lage an der Somme schien nach den ersten von den Engländer und Franzosen erfochtenen Erfolgen bei der gewaltigen Überlegenheit an Menschen, namentlich aber an Material im hohen Grade bedenklich. Es gewann den Anschein, als ob es nur noch eines kleinen Anstoßes bedürfen würde, die Schale des Sieges endgültig auf die Seite der Entente zum Ausschlag zu bringen. Damit entstand auch die Frage, ob der nach der Marneschlacht im September 1914 zur Leitung der Operationen berufene General v. Falkenhayn noch der geeignete Mann wäre, an der Spitze der deutschen Obersten Heeresleitung zu verbleiben.

Bekanntlich wurde Falkenhayn abberufen und Hindenburg-Ludendorff mit der Obersten Heeresleitung betraut. Die neue Oberste Heeresleitung stellte die allmählich zwecklos gewordenen und unnötige Blutopfer fordernden Dauerangriffe vor Verdun endgültig ein, um sich zunächst der Abwehr der ununterbrochenen Angriffe an der Somme zu erwehren. Warm wurden die Sieger von Tannenberg vom Heere begrüßt. Das Hindenburg-Programm, das unserer steten Munitionsnot steuern sollte, wurde erfreut aufgenommen, und ein neuer frischer Geist erfüllte die Truppen.

General a. D. v. Zwehl †.

Der Schreiber dieser Zeilen, der Kgl. Preuß. General der Infanterie a. D. Hans v. Zwehl, ist am 28. Mai 1926 gestorben. Seit langen Jahren Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau" erklärte er sich nach dem Tode des Generals v. Freytag-Loringhoven bereit, die regelmäßigen Berichte zum Gedenken des Großen Krieges in der „Deutschen Rundschau" zu übernehmen. Wir verlieren in ihm einen Mitarbeiter von gründlicher militärischer und wissenschaftlicher Bildung, dessen Verlust wir lebhaft beklagen. Sein Andenken wird in der „Deutschen Rundschau" stets in Ehren fortleben.

Die Schriftleitung.

Literarische Rundschau

Dem deutschen Volke

Diese Widmung hätte Georg Dehio, der große deutsche Kunstgelehrte, mit Fug und Recht seiner einzigartigen „Geschichte der deutschen Kunst"*) voransetzen dürfen. Denn wenn je ein wissenschaftliches Werk nationaler Dienst im besten und höchsten Sinne gewesen ist, so ist es diese schönste und reifste Frucht eines unermüdlich tätigen und gesegneten Lebens. Die Fertigstellung des großen Werkes hat unter der Ungunst der letzten Jahre empfindlich gelitten. Ob es durch mehr Großzügigkeit früher hätte herausgestellt werden können, bleibe jetzt ununtersucht, da nun das Werk fertig vorliegt und Allgemeingut geworden ist, als schönste Gabe zum 70. Geburtstag des Verfassers.

Dehio hat die Grundsätze, nach denen er am Werke war, in der Einleitung zum ersten Bande klar herausgearbeitet. Sein Werk ist eine Geschichte des deutschen Volkes im Spiegel der Kunst. Er hat nicht gefragt: Was erfahren wir durch die Deutschen über das Wesen der Kunst? Diese Fragestellung lehnt er ab. Sein Thema war: Was offenbart uns die Kunst vom Wesen der Deutschen?

Dehios Werk ist eine einzige Anleitung zur Selbsterkenntnis der deutschen Seele. In der Kunst finden wir, richtig verstanden, immer uns selber wieder. Und der innere Zusammenhang in den einzelnen Phasen der deutschen Geschichte tritt nirgends klarer hervor als in den wesentlichsten geistigen Kraftäußerungen: in den Kunstwerken. So müssen und können wir von Herzen gerne darauf verzichten, von Dehio zu hören, ob die einzelnen Phasen in der deutschen Kunst (Gotik oder Romanik oder Renaissance) besser gewesen

*) Geschichte der deutschen Kunst von Georg Dehio, 3 Bände Text, 3 Bände Abbildungen. Berlin, W. de Gruyter.

Digitized by Google

seien als die anderen. Aber immer können wir das Vergleichsurteil ziehen, in welcher der einzelnen Perioden die geistige Leistung des deutschen Volkes höher oder niedriger stand.

Das umfangreiche Werk gliedert sich in 9 Bücher. Das 1. Buch umfaßt das deutsche Altertum bis zur karolingischen Kunst; Buch 2 die früh- und mittelromanische Baukunst, die Malerei des 10. und 12. Jahrhunderts, die Bildhauerkunst und das Kunstgewerbe der gleichen Zeit; Buch 3 die Baukunst vom Ende des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, die Bildhauerkunst, die Malerei und das Kunstgewerbe der gleichen Zeit; Buch 4 die Baukunst, die Denkmäler, die darstellenden Künste von 1250—1400; Buch 5 das 15. Jahrhundert in der Baukunst, in der darstellenden Kunst, im Bilddruck und Kunstgewerbe; Buch 6 die Burg und die Stadt; Buch 7 die Zeit Albrecht Dürers, Grünewalds und der Romantiker, Augsburg, die Holbeins, den Klassizismus und die Bildhauerkunst dieser Zeit; Buch 8 die darstellenden Künste im Zeitalter der Nach- und Gegenreformation, die Baukunst der Renaissance und des Frühbarock; Buch 9 die Architektur des Barock und die Baukunst in den einzelnen Landschaften, ebenso wie die darstellenden Künste der Zeit.

Der Abbildungen 1. Band bringt in sehr guten Wiedergaben die Zeugnisse von der Völkerwanderung bis zum hohen Mittelalter; Band 2 die kirchliche Baukunst, die Kirchenausstattung, das Kunstgewerbe, die Bildhauerkunst, die Malerei, die Graphik, die weltliche Baukunst bis zum 15. Jahrhundert; Band 3 die Bildnisse aus der Zeit der Renaissance, Dürers, Grünewalds, der Straßburger Künstler, Altdorfers, Cranachs, der Augsburger, Holbeins d. J., Penczs, Behams, Aldegrevers, Elsheimers, der Bildhauer des 16. Jahrhunderts, der Architektur der Renaissance und des Barock und der darstellenden Künste des Barock.

In die klare und oft kühle Luft der Betrachtungsweise Dehios, ohne die so wesentliche und tiefe Erkenntnisse undenkbar sind, wird immer wieder das als Unterton spürbar, was sein Werk zu den Höchstleistungen deutschen Geistes erhebt: das Mitschwingen und Mitzittern eines bis in die Tiefen entzündeten, lauteren und reinen deutschen Herzens. Wir möchten glauben, das Dehios „Geschichte der deutschen Kunst" zu den unentbehrlichsten Büchern gehört, die auch jeder für das Deutschtum Kämpfende sein eigen nennen sollte. Am Schlusse stehe der Satz, der des Verfassers und des Werkes Wesen wohl am besten kennzeichnet: „Es besteht nur eine einzige Bedingung, unter welcher Kunst unmöglich ist: das Vorwalten einer Gesinnung, die den Wert der Dinge allein an ihrer Nützlichkeit abmißt."

D. R.

Der Kulturhistoriker Eduard Fuchs

Unter diesem Titel läßt der Verlag Albert Langen, München, eine Schrift erscheinen, die eine Dankesgabe sein soll an seinen Autor und zu gleicher Zeit ein Gedenkblatt, daß seit 20 Jahren das wissenschaftliche Schaffen von Eduard Fuchs bei Albert Langen eine Heimat gefunden hat. Nicht nur der Verlag, sondern die gesamte deutsche Öffentlichkeit hat durchaus Anlaß, rückblickend erneut auf das Schaffen von Eduard Fuchs hinzuweisen. Wenn wir nur die Titel der von ihm bei Albert Langen erschienenen Werke aneinanderreihen, so ergeben sie eine Lebensleistung, auf die er mit berechtigtem Stolz zurückblicken darf: „Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart" (3 Bände), „Die Karikatur der europäischen Völker" (2 Bände), „Die Frau in der Karikatur", „Die Juden in der Karikatur", „Der Weltkrieg in der Karikatur" (bisher der 1. Band erschienen), „Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit" (zusammen mit Alfred Kind) und endlich „Honoré Daumier", „Gavarni" und „Kultur- und Kunstdokumente" (Tang-Plastik, Dachreiter, Die deutsche Fayence-Kultur).

Es kommt hinzu, daß auf zwei Gebieten Fuchs der wissenschaftlichen Forschung vollständiges Neuland erobert hat. Die Karikatur war vor ihm niemals geschichtlich behandelt worden und ihre Quellen waren nicht erschlossen für die Erkenntnis des Wesentlichen. Denn nirgends schärfer und klarer als in ihr, als durch die schärfste Linse, die dem menschlichen Blick möglich ist, schälen sich gerade aus der Verzerrung und Über-

Digitized by Google

zeichnung die eigentlichen bestimmenden Linien heraus.

Wir hatten wohl von großen Gelehrten Sittengeschichten des alten Rom und Griechenlands, die jeder Prüfung standhielten, nicht aber solche der Zeit, die uns doch wesentlich näher liegt. Es ist fast nicht zu begreifen, wie es einem Einzelnen möglich gewesen ist, diese Fülle von Material zusammenzutragen, und gleichzeitig, wie es ihm möglich war, die Überfülle des Materials gegliedert zu ordnen. Das kann nur einer, der die lebendigen, wahren Zusammenhänge allen Geschehens zu tiefst erkannt hat. Wenn gelegentlich die unheilbar Prüden sich gegen Fuchs gewandt haben, weil er Dinge auszusprechen wagte, die ihrer Art von Beginn der Geschichte der Menschheit an unbequem waren, so bedeutet das garnichts. Menschen gesunder Vernunft werden Fuchs stets lebhaften Dank wissen, daß er es ihnen ermöglicht, an der Hand von einwandfreien Dokumenten erneut die Relativität aller menschlichen Dinge festzustellen. Und daß eine Sittengeschichte bei der Gebrechlichkeit aller menschlichen Einrichtungen in erster Linie eine Geschichte der Unsitte und Unmoral sein muß, liegt auf der Hand. Aber darüber mit ernsthaften Leuten zu reden, ist unnötig.

Wir möchten nur herausheben, daß gerade unsere Zeit den Fuchsschen Arbeiten unendlich viel entnehmen kann. Wer den Weltkrieg und seine Vorbereitung mit wachen Augen mitgemacht hat, wer erlebt hat, daß die Mittel des Krieges in der Nachkriegszeit — von einer Friedenszeit kann man ja doch nicht sprechen — in unverminderter Schärfe angewandt werden, und wer aus dem Vergleich der größten Greueltaten der gesamten Menschheitsgeschichte mit denen unserer Tage feststellen muß, daß sich höchstens die Methoden, nicht aber der Grad der Grausamkeit geändert haben, der wird sich dankbar aus Fuchs Zusammenstellungen bestätigen lassen, daß die Sittengeschichte hierfür die vollgültige Erklärung gibt. Denn wenn alles relativ ist, eines ist konstant: die Summe der menschlichen Torheit und Gemeinheit, nur die Form, in der sie auftreten, ändert sich. Aber auch in einem Zweiten geben die Fuchsschen Werke Erkenntnis: Wir haben zweifellos eine Änderung des weiblichen Schönheitsideals — für wie lange wohl? — erlebt. Aus seiner Sittengeschichte können wir ähnliche Änderungen in allen Zeitaltern verfolgen und werden daher vorübergehende Dinge nicht tragisch nehmen, sondern mit lächelnder Skepsis betrachten.

Eigentlich gibt es doch nur einen Maßstab, der uns zur Dankbarkeit gegenüber anderen verpflichten kann: das ist, wenn sie die Grenzen und die Reichweite unserer geistigen Erkenntnis erweitern. Und in diesem Sinne grüßen wir den hochverdienten Forscher, der das in vorbildlicher Weise geleistet hat und stets ein tapferer Kämpfer gegen jede Art konventioneller Lüge und gegen jede zweckbestimmte Moral gewesen ist. D. R.

Gottfried Keller, der Klassiker

Immer wieder will es uns, die wir noch zu des Meisters Lebzeiten seinen lebendigen Ruhm miterleben durften, wunderbar erscheinen, daß er schon zu den Klassikern gerechnet werden soll. Von seinen Werken liegen viele, zum Teil sehr schöne und auch den Anforderungen strenger Kritik standhaltende Ausgaben vor. Jetzt aber soll der letzte Baustein gelegt werden in der großen Ausgabe von „Gottfried Kellers sämtlichen Werken", auf Grund des Nachlasses herausgegeben von Jonas Fränkel, dem Literarhistoriker der Universität Bern (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch). Diese Ausgabe — und das mag ein Beweis für ihre Wichtigkeit und ihre Sonderstellung sein — ist von der Verwaltung des Gottfried Kellerschen Nachlasses autorisiert, und die in der Ausgabe erstmalig zur Veröffentlichung gelangenden Teile des Nachlasses stehen nur dieser Ausgabe zur Verfügung. Der Plan der Ausgabe gliedert sich folgendermaßen: Die erste Abteilung (Band 1—12) werden die „Gesammelten Werke"), die noch von des Dichters Hand betreut worden sind, bilden. In der zweiten Abteilung werden die Schöpfungen und Zeugnisse des dichterischen Mühens, vor allem auch die Dichtungen, die vor des Meisters Auge keine endgültige Gnade gefunden haben, aufgenommen mit den ersten Fassungen, die später verworfen wurden (Band 13 bis 22). Die letzte Abteilung (Band 25 bis 26) endlich soll die Briefe Kellers bringen, die dem Plan nach auch alle wichtigen Gegenbriefe aufnehmen wird. Doch darüber kann erst gesprochen werden, wenn

Digitized by Google

die Gesamtausgabe vorliegt. Bisher sind erschienen Band 3—6 „Der grüne Heinrich" und Band 16—19 „Der Grüne Heinrich, Erste Fassung". Der Apparat, der in Band 6 und Band 19 angefügt ist, zeugt, wie es bei Jonas Fränkel nicht anders zu erwarten ist, von einer vorbildlichen wissenschaftlichen Genauigkeit und Gründlichkeit. Sowohl die Geschichte der Dichtung selbst wie die ihrer verschiedenen Ausgaben, der von 1854/55, 1879/80, 1884 und endlich der Ausgabe letzter Hand, werden mit Lesarten und kritischen Bemerkungen trefflich dargestellt. Hier gibt es Überraschungen, auch solche lustiger Art, so wie Keller sich auf die Jagd begibt in den Korrekturbogen auf das unselige Wort „derselbe". Schöne Proben von Urhandschrift und korrigierten Druckbogen sind beigefügt und eine ausgezeichnete vergleichende Tabelle (Band 19). Soweit wir heute schon urteilen dürfen, hat Jonas Fränkel der Forderung vollauf genügt, daß wissenschaftliche Arbeit für einen Dichter nicht töten, sondern lebendig machen soll. Zu erwähnen bleibt, daß Druck und Papier sehr gut sind. Man hat eine schöne klare Fraktur gewählt. Das Signet auf den Halbleinenbänden ist nach der Keller-Medaille von Böcklin in Holz geschnitten. Die Einbandzeichnung stammt von Paul Renner. Die schönen Bände, die besonders nach Vorliegen der langen Reihe der ganzen Ausgabe wirksam sein müssen, erscheinen als eine Zierde für jede Bibliothek. R. P.

Der lebendige Bismarck

Von der großen sogenannten Friedrichsruher Ausgabe „Bismarck. Die gesammelten Werke" (Berlin, Otto Stollberg & Co., Verlag für Politik und Wirtschaft) ist Band 8 der Gesamtausgabe erschienen, der den zweiten Band der Abteilung „Gespräche" bildet. Er umfaßt die Gespräche von 1871 bis zur Entlassung Bismarcks. Er ist bearbeitet von dem Professor der neueren Geschichte an der Universität Heidelberg, Dr Willy Andreas, dessen vorbildliche, langjährige Arbeit wir ihm kaum genügend danken können. Als besonders wesentlich mag gelten, daß eine große Zahl bisher unbekannter und ungedruckter Gespräche aufgenommen werden konnte. So die Originalgespräche der Frau des württembergischen Gesandten von Spitzemberg, ebenso die Zugänglichmachung der Aufzeichnungen des Hamburger Arztes Dr Eduard Cohen, der Bismarck eine Zeitlang in Friedrichsruh behandelt hat. Auch ein Brief des Herrn von Kardorff über eine Unterredung mit Bismarck bringt wesentliches Material. Die Lektüre dieses Bandes ist, abgesehen von den wertvollen geschichtlichen Aufschlüssen, ein reiner Genuß, so daß man den schweren Band, der 724 Seiten umfaßt, nur ungern aus der Hand legt, weil er vom Anfang bis zum Ende fesselt. Auch wir möchten uns das von dem Herausgeber halb verschämt und in seiner Bescheidenheit angeführte Wort eines Historikers zu eigen machen, daß nämlich die ganze, zu einer ungeheuren Lawine angeschwollene Literatur über Bismarck an lebendigem Wert nicht entfernt an die gesammelten Gespräche heranreiche, die gerade in ihrer Zusammenstellung es ermöglichen, manchmal von Tag zu Tag verfolgen zu können, welche Pläne, Sorgen und Gedanken den Altreichskanzler beschäftigt haben. Es steht zu wünschen, daß von der großen Friedrichsruher Ausgabe möglichst bald weitere Bände erscheinen können. Denn gerade Bismarcks Gesammelte Werke erscheinen uns für den Historiker wie für den Laien in der gegenwärtigen Zeit in vollständiger Ausgabe besonders notwendig. R. P.

Zur Reise

Zwei neue Bände Baedeker liegen vor: „Württemberg", umfassend Württemberg, Hohenzollern, Schwäbische Alb, Bodensee und den Württembergischen Schwarzwald, mit 25 Karten und 42 Plänen und Grundrissen, und „Südbayern", umfassend München, Oberbayern, Allgäu, Oberinntal mit Innsbruck und Salzburg, mit 26 Karten, 25 Plänen und 3 Panoramen (Leipzig 1925, Karl Baedeker). Von dem letzteren Führer

Digitized by Google

liegt die 37. Auflage vor. Diese Feststellung mag genügen. Denn die neuen der roten Bücher, der treuesten Reisebegleiter, zu erwähnen, heißt immer noch sie loben und dringend empfehlen.

Der Plan eines künstlerischen Reiseführers ist verwirklicht in dem „Auto-Bummel", von dem uns der dritte Band der ersten Abteilung (Auto-Bummel durch Deutschland) Süddeutschland III vorliegt: „Auto-Bummel durch Baden-Württemberg" mit 150 Bildern von Johannes Thiel (Tegernsee, Dr Julius Schröder). Der Plan rechtfertigt sich selbst, und man darf ihn als gelungen bezeichnen. Denn neben den kurzen sachlichen Angaben über alles Wissens- und Sehenswerte in den auf einer kundig zusammengestellten Autofahrt zu berührenden Orten sind sehr hübsche, reizvolle farbige Bilder beigegeben, bei denen die verschiedensten Künstler mitgearbeitet haben. Der ganze Führer, der in einem bequemen Format in biegsamem Umschlag erscheint, hat irgendwo den Begriff der Autoeleganz, und man könnte sich denken, daß man nach einer schönen Fahrt einer reizenden Begleiterin als bestes Andenken an die Fahrt ihn übergeben möchte. Weitere Bände, auch Auto-Bummel durch die Alpen, Italien und England sind geplant.

In diesem Zusammenhang erwähnen wir die Serie 2 der „Farbigen Radierungen aus dem Riesengebirge" von Friedrich Iwan, die 10 Kunstpostkarten umfaßt und sicherlich zum Besuch des Riesengebirges anregen wird (Bad Warmbrunn, Max Leipelt). Besucher des Riesengebirges sollten jedoch grundsätzlich nicht versäumen, über den Kamm auf die sudetendeutsche Seite zu gehen, um immer wieder unseren so schwer bedrängten Brüdern zu zeigen, daß wir sie in jeder Weise unterstützen möchten.

Von dem hier schon angezeigten schweizer Werk „1001 Schweizer Bild" von S. A. Schnegg (Stuttgart, Verlag Natur und Kunst, E. Bez & Co.) liegen uns Lieferung 5 bis 8 vor. Wieder sieht man mit wahrem Genuß die ganz hervorragenden Bilder in ausgezeichneter Reproduktion. Wir erwähnten schon, daß die besten schweizer Federn für den Text bemüht worden sind.

O. R.

Aus dem Berliner Musikleben

Bis zum Ende der Spielzeit herrschte, vor allem in der Städtischen Oper, reges Leben; aber auch die Staatsoper hat noch kurz vor Toresschluß eine Première herausgebracht.

„Katja Kabanowa" von Janacek erlebte ihre Erstaufführung in Charlottenburg. An „Jenufa", das frühere Werk des Komponisten reicht sie an Erfindung und leidenschaftlicher Bewegtheit nicht heran; man bemerkt im ganzen Stücke, daß der tschechische Tonsetzer in einem bereits abgeklärten Alter steht. Schöne Motive finden sich in großer Anzahl; bereits der Anfang des Vorspiels bringt das „Katja"-Motiv, ein stark empfundenes Thema der tiefen Holzbläser, und das glöckchengeschmückte Abreisemotiv des Gatten: Aber in den ersten Szenen, die auch dramatisch ohne großes Interesse sind, zerflattern die musikalischen Gedanken, bei allem Reiz einzelner Klangkombinationen und rhythmischer Feinheiten. Erst gegen Ende des ersten Bildes, mit Katjas Auftritt konzentriert sich die Erfindung wieder, um dann während des zweiten Bildes in Katjas großer Szene mit dem Geständnis ihrer Sehnsucht eine hinreißende Kraft zu gewinnen. Die musikdramatische Charakteristik Katjas und ihrer Gegenspielerin Barbara, der Pflegetochter des Hauses, sind von überzeugender Eindringlichkeit, enttäuschend dagegen in musikalischer Hinsicht die literarisch ausgezeichnete Figur der Schwiegermutter Maria, deren starrer und unheimlicher Konservativismus in der Darstellung Marie Schulz-Dornburgs vortrefflich zum Ausdruck gebracht wurde. Den Höhepunkt der Oper bildet der Akt der beiden Rendez-vous, des tragischen und des lustigen Liebespaares; die Munterkeit Barbaras und ihres Liebsten Wanja äußert sich in einem sehr russischen Strophenliedchen einfachster Struktur von ungewöhnlichem Klangreiz. Die Tragischen sind weniger gut bedacht; vor allem der Liebhaber Boris ist musikalisch und dramatisch

Digitized by Google

ein recht langweiliger Geselle, dem ein Funken des „Jenufa"-Temperamentes unbedingt von Nutzen wäre. Der Gewitterakt mit Katjas Beichte hat schöne Einzelheiten, kommt aber vor allzuvielen deklamatorischen Versuchen, aus denen die Unmöglichkeit von Worten wie „Elektrizität" in der Oper klar wird, nicht zur Wirkung. Dem Tode Katjas in der Wolga geht ein letzter Gesang der Heldin vorauf, der sich noch einmal zur Erschütterung zusammenrafft; hauptsächlich aber bekam der Schluß seine Erhabenheit durch das sehr schöne Bühnenbild, das eine weite Wolgalandschaft um eine Krümmung des Flusses gelagert zeigt und räumliche Ausdehnung mit tiefen Farben sehr glücklich vereint.

Anny Helm (Katja) war stimmlich von großer Fülle; Elsa Jülich de Vogt verlieh der Barbara Frische und Grazie. Stefan Zweig leitete die Aufführung mit Umsicht.

Als letzte Neueinstudierung der Saison wurde, wohl zur Feier des fünfzigsten Bühnenjubiläums, „Fatinitza" von Suppé gewählt. Kann man eine fünfzigjährige Operette noch hören, sind wir nicht durch Lehar und Künneke, durch die Blues und Jimmys, schließlich durch den Jazz zu sehr an kräftigere Kost gewöhnt? Man kann sogar sehr gut; und das Fehlen der amerikanischen Negerrythmen tut für ein paar Stunden dem Ohr recht wohl. Der Text, mit seiner Vorahnung des „Rosenkavalier"-Stoffes — der, von einer Sängerin dargestellte, als Mädchen verkleidete Jüngling — hat seine Meriten; und es ist nur zu loben, daß man ihn nicht mit zeitgemäßen Einlagen up to date gebracht hat. Die beiden alten Schlager bewährten auch heute noch ihre Lebenskraft; „Oh Fatinitza, was hast du alles durchgemacht" und vor allem „Vorwärts mit frischem Mut", jedem Berliner von klein auf vertraut als „Du bist verrückt, mein Kind", zündeten mit alter Stärke. Aber auch die opernmäßigen Nummern, wie das entzückende Frauensextett im Haremsakt, und das Duett Wladimir — Lydia mit seiner Vorwegnahme der „Wer hat uns getraut" — Stelle aus dem „Zigeunerbaron" haben noch nichts von ihrer Frische eingebüßt. Sehr angenehm ist die dezente Orchesterbehandlung; in der Partitur stecken viele Feinheiten. Marie Schulz-Dornburg bewies ihre große Wandlungsfähigkeit und hervorragende schauspielerische Begabung in der Titelrolle, Eduard Kandl ließ seinem Humor als Graf Timofei erst im letzten Akt freien Lauf, und Margret Pfahl-Wallerstein war eine sehr reizende und stimmlich gute Lydia, deren Auftrittskostüm ein Lob für sich verdient. Die Bühnenbilder waren, wie erfreulicherweise in der Städtischen Oper stets, von bester szenischer Wirkung. Man freute sich der Walzer und Polkas, und vergaß bei den alten Melodien nicht ungern die schärfere Luft unserer Zeit für ein paar von guter Laune erfüllte Stunden.

Fritz Stiedry dirigierte in der Städtischen Oper als Gast die „Walküre"; seit seinem Weggang von der Staatsoper begrüßten wir ihn zum erstenmal wieder am Pult in Berlin. Er ist reifer und großzügiger geworden, steht vollkommen über der Sache und beherrscht das Orchester mit intensivster Wirkungskraft. Er ist eine sehr glückliche Mischung von Intellekt und Temperament; die Durchdenkung wird nie trocken, und der Schwung nie hemmungslos. Er gehört unbedingt in die erste Reihe der prominenten Dirigenten; es wäre gut, wenn ihn Berlin aufs neue an sich zu fesseln vermöchte.

Die Vorstellung war im Ganzen hervorragend. Rode ist ein Wotan von seltener Überlegenheit, und jener sonderbar schmerzlichen Ironie, die in der komplizierten Figur eine häufig vernachlässigte Rolle spielt. Nur eine Kleinigkeit als Beispiel: die verlorene Handbewegung Rodes zu den Worten „(Loge) der schweifend nun verschwand". Stimmlich ist er bezwingend. Von Frau Wildbrunn ist nichts neues zu ihrem Lobe zu sagen; Frau Stückgold sang den ersten Akt ein wenig konzertmäßig — aber es klang herrlich. Herr Graarud schonte sich etwas, wird aber ein richtiger Heldentenor. Ganz besonders ist die Fricka Frau Olzewskas zu rühmen; die Noblesse ihres Spieles und ihres Gesanges standen auf gleicher Höhe. Wundervoll waren ihre Handbewegungen; man sieht auf den deutschen Bühnen so selten gute Gesten, daß ein so wenig häufiger Fall verzeichnet werden muß. Das Orchester folgte Stiedry besonders im Walkürenritt mit vollster Hingabe an jede Nuance.

Die Novität der Staatsoper heißt „Der Dieb des Glücks" und ist von Bernhard Schuster. Den Text verfaßte der Bruder des Komponisten, Richard Schuster. Es ist eine „parodistische" Oper; auf der Bühne herrscht indessen weniger Parodie, als reine Clownerie, die auf die Dauer reichlich eintönig wird. Das parodistische Element wird im Orchester durch einen abgehackten Stil,

Digitized by Google

sozusagen durch taktweises komponieren dargestellt, und mit außergewöhnlichen Klangmischungen unterstrichen. Diese sind zwar zum Teil recht amüsant und geschickt gemacht, haben aber ihre Vorbilder in den Straußschen Partituren; eine allzu reichliche Verwendung des Xylophons ist störend. Vor allem ist der Mangel jeglicher Linie unerträglich; das Ohr kommt keinen Augenblick zur Ruhe, bis am Schluß des ersten Aktes der erste Ansatz zu einer Melodieführung bei den Worten des Tenorhelden „Aller Frauen Blume" auftaucht, um bald wieder zu verschwinden. Im zweiten Aufzug, in einer Art Liebesszene, bemüht sich der Komponist um musikalische Zusammenhänge, kommt aber auch nicht über die Strauß-Manier der langgezogenen Gesangstöne zu einer „gefühlvollen" Violinmelodie hinaus. Das Glanzstück des Ganzen, die Romanze von Nix und Nöck läßt ein wenig aufatmen; sie scheint besser, als sie ist, da man nach dem ewigen Abbrechen jedes musikalischen Gedankens schon dankbar für ein paar ununterbrochene Tonsätze ist. Es ist eine alte Weisheit: hat man sehr lange nur Schwadronspferde gesehen, hält man leicht einen Sellingplater für einen Derbysieger. Das Gelungenste scheint mir der wirklich parodistische Marsch am Ende des zweiten Aktes zu sein. Der Textgedanke ist mager; und im Verein mit der zerstückelten und gequälten Diktion, die sich wieder einmal den Salome-Herodes zum Vorbild genommen hat, ist der Eindruck ganz und gar humorlos. Die „komischen" Chöre klingen im Verein mit dem Orchesteraufwand, der unaufhörlich getrieben wird, als ob blutrünstige Menschenfresser sich bekriegten. Musikalische Parodie und Ironie ist auch ohne fieberhaft arbeitendes Orchester und schneidende Kakophonien denkbar — heiliger Mozart! Begnadeter Rossini!

An alle Komponisten eine herzliche und dringende Bitte: wäre es möglich, einmal eine Partitur ohne gestopfte Trompeten in jedem dritten Takt zu schreiben? Man kann sie nicht mehr hören!

Anton Mayer.

Politische Rundschau

Die seit dem Genfer Kongreß im März dieses Jahres latente Krise im Völkerbund scheint allmählich einer Lösung entgegenzugehen. Brasilien erklärt, sich zurückziehen zu wollen, gibt also weitere Bemühungen um einen ständigen Ratssitz auf. Seine Niederlage bedeutet gleichzeitig einen schweren Prestigeverlust für Frankreich, das seine Zusagen nicht halten konnte. Spanien scheint sich gleichfalls vom Völkerbund zurückziehen zu wollen. Wenn es seine Ansprüche nicht durchsetzen konnte, so mag es sich bei England bedanken. Das deutsche Reich ist bei den ganzen diplomatischen Intriguen unbeteiligt gewesen und hat seine passive Haltung nicht aufgegeben. Der bisherige Verlauf der Ereignisse hat der deutschen Politik Recht gegeben, die ihren Erfolg allerdings der Entschiedenheit verdankt, mit der auf die zugesagten Vorbedingungen für den deutschen Völkerbundseintritt immer wieder hingewiesen wurde. Man kann jetzt wohl annehmen, daß das Reich im Herbst in den Völkerbund eintreten wird. Allerdings dürfte das Interesse Deutschlands geringer werden, wenn durch Austritt anderer Staaten der Völkerbund nur mehr eine europäische Angelegenheit wird.

Genf hat sich in den letzten Wochen nicht gerade beliebt gemacht. Die Abrüstungskomödie hat ein internationales Gelächter hervorgerufen. Den Hauptakteuren wird bald ein besseres Programm einfallen müssen. Es sollen die kritischen Beobachter aus Amerika gewesen sein, die für die Unterhaltung über Sanierungsfragen einer immer mehr notleidenden Währung Material gesammelt haben. Wir können diesen Herren nur zustimmen, wenn sie sich bitter über die im Benesch-Geiste gehaltenen Reden äußern. Denn ehe nicht der europäische Militarismus zerschlagen ist, wird eine Beruhigung von Dauer in Europa nicht zu erzielen sein. Über die bei der Abrüstungsvorkonferenz behandelten Definitionen viele Worte zu verlieren, ist nicht nötig. Ihr Sinn ist doch nur negativ. Es wird allerdings der

Digitized by Google

Zeitpunkt kommen, wo es unsere Sache sein wird, die Sitzungsprotokolle dieser Konferenz herauszuholen, wenn wir es nämlich für richtig befinden werden, auf der Erfüllung der Abrüstungsbestimmungen des Versailler Diktates durch die Gegenseite zu bestehen.

Der Zwischenfall gelegentlich der Matteottifeier hat Genf sehr geschadet. Italien schlägt jetzt Wien als Sitz des Völkerbundes vor. In Ungarn würde man sicher nicht abgeneigt sein, diesem Vorschlag zuzustimmen, um so wenigstens äußerlich eine Genugtuung für die unerhörte Beleidigung des Grafen Bethlen zu erhalten.

Die letzte Tagung des Völkerbundsrates war für England ein großer Erfolg. Brachte sie doch, abgesehen von der diplomatischen Niederlage Frankreichs, eine Lösung der Mossulfrage in englischem Sinne. Die Türkei hat dem starken Druck Englands nachgeben müssen; die hier früher behandelte Drohung Italiens hat viel dazu beigetragen, Angora weich zu stimmen. Innerlich wird die Zwangslösung in der Türkei allerdings nie anerkannt werden, und zu gegebener Zeit dürfte das Mossulpetroleum mit zu Brandfackeln verwandt werden, die der Islam in die ihm verhaßten britischen Besitzungen schleudern wird. Er fühlt sich heute noch zu schwach. Aber seine Kräfte wachsen, wie erst kürzlich wieder der Ausgang der Wahlen in Ägypten gezeigt hat. Ein zur richtigen Zeit erschienenes englisches Kriegsschiff hat als stärkstes Druckmittel Großbritannien noch einmal Sieger bleiben lassen. Doch konnte die Welt wieder einen Blick hinter die Szene tun und mit Erstaunen feststellen, welche gewaltigen Kräfte sich in Islam gegen das englische Imperium entwickeln. Im Orient geht die Vorbereitung einer Volksbewegung langsam. In ihrer unheimlichen, dauernden, unterirdischen Entwicklung aber liegt das Gefährliche. Vorerst sind die Waffen stumpf, sie werden eines Tages gegen England gezückt werden.

Um die Gunst der islamitischen Völker ringt augenblicklich wieder Englands ständiger Gegenspieler Frankreich. Dem Franzosen liegt die Geste, er beherrscht sie meisterhaft. Die Schutzhaft Ab del Krims ist ein beredtes Beispiel dafür. Wenn auch die Rifstämme noch nicht befriedet sind, neue Opfer notwendig sein werden, um Ruhe in Marokko zu halten, vorläufig hat Frankreich durch seine Geste viel an Einfluß und Prestige gewonnen. Es fühlt sich stark genug, um mit Spanien allein die schwebenden Fragen zu regeln. Mit auffallender Ängstlichkeit ist man bedacht, Italien vom Konferenztisch fernzuhalten. Ob es auf die Dauer gelingen wird, scheint zweifelhaft zu sein, denn die England durch Säbelrasseln in der Türkei geleisteten Dienste wird sich Mussolini noch bezahlen lassen. Und wie schöne Kompensationsobjekte bieten sich, wenn man von Nordafrika spricht.

Bleibt Frankreich in seinen inneren Schwierigkeiten — und vorläufig scheint eine rasche Sanierung nicht bevorzustehen — so wird der italienische Druck im Mittelmeerraum in Paris noch recht unangenehm empfunden werden.

Die Entwicklung der französischen Finanzkrise scheint sich nach den gleichen Gesetzen der Zwangsläufigkeit zu vollziehen wie früher bei uns. Nur besteht ein grundlegender Unterschied, auf den man immer wieder hinweisen muß. Deutschland wurde durch die Gewaltpolitik Frankreichs zum Weißbluten gebracht, während Frankreich selbst nach gewonnenem Kriege mit einem unendlichen Kolonialreichtum ausgestattet, mit den besten inneren Produktionsbedingungen aus eigener Schuld immer mehr in einen Währungsverfall geraten ist, dessen letzte Ursachen in einer krankhaften Sucht der begüterten Kreise liegen dürften, die Bezahlung der Kriegskosten durch direkte Steuern und größte Sparsamkeit auf allen Gebieten, auch auf dem der Rüstungen, so lange wie möglich hinauszuschieben. So hat man das von einigen Phantasten als glänzende Erfindung beobachtete Glücksrad der Inflation angedreht. Die Gewinner werden allerdings fremde Spekulanten sein, und das Volk wird in bitterer Enttäuschung erwachen, wenn die Kriegsschulden im Innern — die berühmten bonds de la défense nationale — als eitel Papier mit Ziffern darauf im Winde zerflattern und die Vermögenssubstanz der vielen kleinen Sparer, die letzten Endes die Finanzkraft des Landes ausmachten, vergeudet ist. Woher die Lösung kommen soll, ist noch nicht abzusehen. Aber die Stabilisierung der französischen und belgischen Franken ist ein internationales Problem geworden, dessen Regelung für Frankreich sicher nicht ohne große Opfer eines Tages erfolgen muß, soll nicht das Chaos in Paris eintreten.

Daß bei den mehr als verworrenen Verhältnissen in Elsaß-Lothringen spontan und als gewaltige Volksbewegung der Drang

Digitized by Google

nach Autonomie nun offen zutage getreten ist, kann niemand wundern. Mit brutaler Unterdrückung ist die Bewegung nicht zu beseitigen oder abzutöten. So haben wir heute schon wieder eine elsaß-lothringische Frage, die bei gutem Willen in Frankreich nicht schwer zu lösen wäre.

Deutschland treibt eine aufrichtige Politik der Entspannung. Sie wurde von Briand gleichfalls befolgt. Der gegebene Boden, wo diese Politik ihre letzten Ausläufer finden sollte, ist Elsaß-Lothringen. Wenn man sich in Paris zu der provinziellen Autonomie der Grenzgebiete entschließen würde, so hätte man eine ideale neutrale Zone zwischen beiden Ländern, die eine Vermittlerrolle spielen könnte, wie man sie sich besser nicht denken kann. Eine Geste Frankreichs in diesem Sinne wäre eine Tat, deren Tragweite heute noch gar nicht abzusehen ist. Höchstens in London würde man sie erkennen und richtig einschätzen. Denn ein deutsch-französischer Block wäre die natürliche Folge. Aber eine Betrauung Poincarés mit dem elsässischen Referat würde alles zerstören.

Bei den französischen Vasallen in Europa herrscht Unruhe und innerer Zwist. Polen ist seit der eben begonnenen Herrschaft Pilsudskis nur noch tiefer in die Krise geraten. Der Auflösungsprozeß geht weiter. Wir möchten wieder darauf hinweisen, daß die internationale Sanierungsaktion bald vorbereitet werden müßte, soll nicht Moskau seine Grenzen bis zur Weichsel vorschieben. Daran haben weder wir noch die anderen europäischen Staaten ein Interesse.

Die Tschechoslowakei befindet sich ebenfalls in einer schweren inneren Krise. Die tschechischen Parteien haben einige deutsche Gruppen herangezogen, um neue Agrarzölle einzuführen, die der notleidenden Landwirtschaft neues Leben einhauchen sollen, ein Mittel, das ganz ungeeignet ist. Das Tschechenvolk, das gegen internationales Recht und Gesetz seine Gewaltpolitik gegen das Deutschtum fortsetzt, scheint angesichts der leeren Kassen nun den offenen Terror einführen zu wollen. Man nennt das dort Faszismus. Die tschechische Bewegung hat gar nichts damit zu tun. Sie ist nichts anderes als eine neue Methode, die Sudeten-Deutschen zu berauben, also eine Art nationalistischer Kommunismus. Wenn seine Herrschaft verpufft ist, tritt dann der asiatische Bolschewismus die Erbschaft an. Auch die Tschecho-Slowakei wird nur zu retten sein, wenn ein internationales Sanierungssyndikat dem Land seine natürliche Existenzgrundlage gibt, alle auf Unrecht aufgebauten Ansprüche beseitigt und dann die Währung hält. Lange darf man mit diesen Maßnahmen nicht warten, um ein ähnliches Blutvergießen in Prag wie in Warschau zu verhindern. Die Tschechen selbst aber sollten möglichst rasch den Vergleich mit dem gesamten Deutschtum suchen, sonst wird ihr Land bald in Trümmer gehen; sie hätten dazu um so mehr Veranlassung, als seit dem Abschluß des Berliner Vertrages in Europa eine ganz neue Lage entstanden ist.

Die jüngste Tagung der kleinen Entente zeigt dies deutlich. Polen und Rumänien möchten eine Rückendeckung gegen Rußland, Jugoslawien hat daran kein Interesse. Es ist immerhin interessant festzustellen, daß in einer maßgebenden Zeitung Belgrads vorgeschlagen wurde, man sollte sich mit Deutschland verständigen, um den Weg nach Rußland frei zu machen. Wir sind bereit, mit Jugoslawien zu einer entsprechenden Zusammenarbeit zu kommen. Will Belgrad einen tragbaren Ausgleich mit uns, so werden wir die ersten sein, die Freundschaft halten. Allerdings müßte erst der Vertrag über die sogenannte kleine Entente abgelaufen sein. Ob dieses Furchtgebilde noch Lebenskraft besitzt, erscheint nach dem plötzlichen Abbruch der Verhandlungen in Veldes, dem sonderbaren amtlichen Kommunique und der diplomatischen Erkrankung König Alexanders immerhin fraglich. Öffnet uns Belgrad nach einem Abkommen über die Anschlußfrage das Fenster zur Adria, so werden wir ihm die Früchte seines Landes in einem Umfange abnehmen, daß Jugoslawien eines der reichsten Bauernländer der Welt wird. Warum sollen wir unseren Einfuhrüberschuß aus Übersee beziehen, wenn wir aus Nachbarländern dafür tragfähige politische Verbindungen eintauschen?

Gegenüber Italien herrscht in Jugoslawien ziemlich starkes Mißtrauen. Man ist vor Überraschungen nie so recht sicher und betrachtet mit Vorsicht die italienischen Versuche, über Albanien noch tiefer in den Balkan einzudringen. Hier liegen Konfliktsmöglichkeiten, die der Beachtung wert sind.

Während so am Kontinent zu den alten neue Schwierigkeiten hinzutreten, bemüht sich England zu einer Konsolidierung seiner inneren Lage zu kommen. Der Generalstreik ist zusammengebrochen, der Kampf geht nun durch den Bergarbeiterstreik weiter. Er

Digitized by Google

kostet England schwere wirtschaftliche Verluste, dürfte aber schließlich zu einer wirtschaftlichen Konsolidierung führen, die sich alsbald in einer neuen Erstarkung der Ausfuhr geltend machen wird. Die Konservativen sind Herren der Situation und werden es noch lange bleiben. Der Streit innerhalb der liberalen Partei tritt bei dieser Lage stark in den Hintergrund. Beachtenswert sind die Angriffe gegen den Außenminister. Man könnte fast meinen, daß sein Amt neu besetzt werden wird, wenn nach der Septembertagung des Völkerbundes die Locarno-Verträge in Kraft getreten sind. Dann wären jedenfalls die Grundlagen für eine aktivere Außenpolitik gegen manche Freunde auf dem Kontinent gegeben.

In Südamerika hat man inzwischen eine Lösung der Tacua-Arica-Frage durch eine Volksabstimmung bzw. eine schiedsgerichtliche Regelung versucht. Es scheint bei einem Versuch geblieben zu sein, wenn die Pressenachrichten zutreffend sind.

Im fernen Osten ist eine entscheidende Wendung in der chinesischen Entwicklung nicht festzustellen. Der Einfluß Rußlands ist weiter zurückgedrängt worden. Die Stimmung gegenüber England hat sich nicht gebessert. Ein Zusammenstoß des Vertreters Chinas mit dem englischen Delegierten auf der Opiumkonferenz in Genf hat auch den Außenstehenden klar gezeigt, daß das chinesische Volk nicht gerade für England schwärmt. Andererseits soll auch die energische Zurückweisung der Unverschämtheiten Karachans durch die Chinesen nicht unbeachtet bleiben.

Japan hält sich in großen Fragen zurück und betreibt in Stillen die Rüstung gegen Amerika. Martellus.

Literarische Notizen

Martin Luther, Gestalt und Symbol. Von Gerhard Ritter. München, F. Bruckmann A. G.

Ritters Lutherbuch ist keine geschichtliche Einzeldarstellung im landesüblichen Sinne. Der Verfasser ist erfüllt von der Überzeugung, daß geschichtliche Besinnung allein vermag, uns über unsere Stellung in der Gegenwart aufzuklären und unserm Wollen innerhalb der nun einmal von geschichtlichen Wirkungen in unübersehbarer Fülle und Verflechtung durchgehends bestimmten Welt eine feste Richtung zu geben. Nicht nur im Sinne linearer, von Punkt zu Punkt fortschreitender Verursächlichung, nicht nur in Gestalt stets aus überkommenen Keimen sich entfaltender Neugebilde wandelt „in dem Heute schon das Morgen", sondern der Verlauf des Ganzen scheint sich in Spiralwindungen zu vollziehen, die uns, jeweils in andrer Höhenlage, wieder bei demselben Punkte unsrer Existenz anlangen lassen, auf dem wir schon einmal standen. Nur daß wir vielleicht heute aus der vollen Breite unseres nationalen Daseins, aus dem Ganzen unseres Schicksals uns die letzten Bestimmungen und Zielrichtungen, die Fragen und Zweifel, die Abgründe und Niederlagen zusammensuchen müssen, die einmal bei einem ungeheuren Repräsentanten unseres Volkes wie Martin Luther (Ritter erinnert auch mehrmals in eindrucksvollster Weise an Bismarck) sich mächtig zusammenballten auf dem äußerlich begrenzten, innerlich unendlichen Boden der menschlichen Persönlichkeit. So wird Luthers „Gestalt" ihm zum „Symbol" des Deutschen mit der (aus seiner unseligen geographischen Mittelstellung folgenden) politischen und vor allem mit seiner innerlichen Problematik, die ihn immer wieder von den schwierigen Aufgaben des äußeren, zumal des politischen Lebens ablenkt und ihm seinen Kampfplatz auf einem ganz andern Boden zuweist. Nicht im tatsächlichen Einzelverlauf, aber in kennzeichnenden Wendungen spiegelt Luthers Entwicklung den Leidensgang unseres Volkes bis in die jüngste Vergangenheit hinein: ein mächtiges nationales Pathos, das sich von Phrase so fern hält wie von übler Sentimentalität, durchströmt die ganze Darstellung, vereint mit heißestem Werben um ein Verständnis der Persönlichkeit Luthers aus ihrem tiefsten Kern. Ritter begnügt sich hier mit keiner rohen Phänomenologie. Er schließt sich nicht vornehm ab von den Ergebnissen der geschichtlichen und theologischen Forschung, um auf Grund eines mehr oder weniger genialen Aperçu die Gestalt des Reformators ins Blaue hineinzustellen: insofern erscheint seine Darstellung vielleicht nicht „modern", aber sie ist über das „Moderne" längst hinausgedrungen. Ritter mutet seinen Lesern eine gründliche Kenntnis der gesicherten

Digitized by Google

Daten über Luthers Lebensgang und die Geschichte der Reformation zu, revidiert die übliche Legende an allen entscheidenden Punkten mit einschneidender Kritik auf Grund eigener und fremder Forschung, rückt damit die bestimmenden Züge des Gesamtbildes energisch zurecht, macht aber das Bild dann immer wieder transparent; in dem Entwicklungsgang Luthers und seines Werkes kreuzen sich immer wieder die großen welt- und geistesgeschichtlichen Bewegungen seiner Zeit. Weiterhin erweisen diese sich wieder als zeitlich bestimmte und gefärbte Symbole ewiger Strömungen und Gegensätzlichkeiten des deutschen Menschen oder des Geistesmenschen von deutscher Prägung. Auf der Zwischenstufe sozusagen bewegt sich Ritter mit der vollen Freiheit des begnadeten Historikers: ganz „nebenher" gelingen ihm scharf umrissene, sehr persönlich gesehene und doch im schönsten Sinne „treffende" Bilder von Ulrich von Hutten und Philipp Melanchthon, von Karlstadt und Thomas Münzer, von Miltitz und vor allem von Zwingli, dessen Marburger Kampfgespräch mit Luther sich unversehens zu einer wahrhaft dramatischen Darstellung eines unausgleichbaren Charakter- und Weltanschauungsgegensatzes auswächst. Von dramatischer Spannung ist, wie Luthers Leben und wie die Geschichte der Reformation, so die ganze Darstellung Ritters erfüllt, im ganzen aber herrscht doch, wozu der Gegenstand nur zu sehr herausfordert, der große Fluß eines tragischen Epos vor. Luther ist eben nicht der dramatische Held, der in immer wiederholtem Ringen die in ihm gärenden und in seiner Stellung zur Außenwelt sich objektivierenden Spannungen bis zu einem letzten mächtigen Endkampf steigert auf Gedeih und Verderb: er lernt sich schließlich von der Welt scheiden, gibt von seinen früheren Stellungen und Grundsätzen vieles preis und unterstellt das eigene Werk der immer mißtrauisch von ihm betrachteten, in ihrem eigensten Ethos nie verstandenen Staatsgewalt, um das Letzte, das Innerlichste zu retten: jenes tiefste Verhältnis der Seele zur Gottheit, von dem aus denn alles Einzelne unter gewaltige ethische Forderungen gerückt, das Ganze der Außenwelt aber nicht zu einem „Gottesstaate" gestaltet werden kann, weil die Welt eben mehr ist als eine Summe von Einzelheiten und weil sie in ihrem eigensten Gefüge und ihren innewohnenden Gesetzlichkeiten und Strebungen nicht von Grund aus umgestaltet werden kann, ohne ihr Gepräge als „Welt" zu verlieren. Luthers „Absinken" vom Reformator zum „Gründer der evangelischen Landeskirche" ist uns oft genug dargestellt worden, bald mit polterndem Eifer, bald mit süßlichem Bedauern, auch wohl mit übel angebrachter Verkleisterung der Risse und Schroffen dieses wahrhaft mythischen Gesamtbildes. Anders bei Ritter: Zweierlei hebt seine Darstellung gerade dieses Abschnittes aus der Flut der Lutherschriften heraus: einmal der Nachweis, daß Luther in allem, was er tat, ablehnte und zuließ, bei allen Unverständlichkeiten im einzelnen sich selbst im Innersten immer treu blieb; ferner, was damit innig zusammenhängt, daß er bis zuletzt der vulkanische, problematische Mensch geblieben ist, in dem ungeheure Energien jeden Augenblick auf Entladung harrten. So ist uns Luther, wie ihn Ritter uns sehen lehrt, in der Gesamtheit seines Wesens wieder viel mehr als die Summe aller der Wirkungen, die unmittelbar oder mittelbar von ihm ausgingen: so erfaßt, lebt er in uns allen auf als eine unzerstörbare Entelechie, die jeden Augenblick bereit ist, in dem Protestanten von heute geistig-seelische, vor allem religiöse Funken zu entfachen, ohne daß einer von uns hoffen dürfte, an die ungeheure Glut und Zündkraft des Mannes von Wittenberg heranzureichen. Es ist kein „Mythus", der uns hier vorgetragen wird, fesselnd durch die originelle und folgerecht durchgeführte persönliche „Einstellung" des Verfassers, sondern ein Stück neubelebter geschichtlicher Wahrheit, wie sie nur durch selbstlose, hingebende deutsche Gelehrtenarbeit errungen werden konnte. Der geistigen Zeugung fehlte es denn auch nicht an den künstlerischen Formkräften, die, unmittelbar aus der Sache selbst hervorwachsend, das Gesamtbild erstehen ließen als die unserer Zeit, unserer heutigen leidenden Deutschheit gemäße Ausgestaltung des Passionsweges und der inneren, unzerstörbaren Herrlichkeit des deutschen Reformators und der deutschen Reformation.

Robert Petsch.

Weltgeschichte der neuesten Zeit 1890 bis 1925, herausgegeben von Prof. Dr Paul Herre, 2 Bände. Berlin, Ullstein.

Die Weltgeschichte der neuesten Zeit soll „Ullsteins Weltgeschichte", welche von Prof. Dr J. von Pflugk-Harttung vor zehn Jahren herausgab, fortsetzen. Sie ist nach dem gleichen Rezept gemacht. Man hat den Stoff (Herre sagt: „Entstehung, Verlauf und Aus-

Digitized by Google

gang des Weltkrieges)" in Abschnitte aufgeteilt und für diese nach passenden Verfassern gesucht. Es ist müßig, darüber zu rechten, ob etwas Großes und in sich Geschlossenes durch ein solches Verfahren zustande gebracht werden kann, da jeder, der es wagen würde, über so breite Wissensflächen zu schreiben (moderne Weltgeschichte und Weltwirtschaft!), bei unserer Spezialisierung der Wissenschaften so in Gefahr käme, als ein „Spengler" über die Achsel angesehen zu werden, selbst wenn er es vermöchte. Da die Zeit drängte, lag wohl ein anderes Verfahren außerhalb des Bereiches der Möglichkeiten des Verlages. Herre zog sich nicht ungeschickt aus der mißlichen Lage; er suchte dem Buche dadurch Einheitlichkeit zu geben, daß er Rahmenarbeit leistete und die wichtigsten, das Ganze zusammenhaltenden Kapitel schrieb: Die Einleitung, das erste Kapitel: Staatensystem und Hohe Politik im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, das vierte: Staatensystem und große Politik im Jahrzehnt vor dem Weltkrieg, den ersten Abschnitt des fünften: der Weltkrieg, nämlich: den Ausbruch und endlich das Schlußkapitel: die Nachkriegszeit, welches Waffenstillstand, die Friedensverträge und ihre Folgen darstellt. Bis zur Wahl Hindenburgs 1925! Fix, was? Aber doch wohl etwas zu rasch gearbeitet; man fühlt das Drängen des Setzers. 27 von 827 Seiten sind nur den sieben schicksalsschweren Unheilsjahren seit dem November 1918 gewidmet, während jedes der vorhergehenden 38 Jahre durchschnittlich mehr als 40 Seiten zuerteilt erhielt. In dieser Rechnung sind freilich auch die Darstellungen der einzelnen Völker in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg (2. Kapitel) enthalten, die den breitesten Raum einnehmen, die Weltwirtschaft in den Jahrzehnten um 1900 und die Kriegsschilderung selbst. Auch hat Herre selbst mit Hand angelegt (Abschnitte Italien und die Pyrenäischen Länder), während er für die übrigen 14 Abschnitte dieses zweiten Kapitels treffliche Fachgenossen zu finden wußte, z. T. die besten Kräfte aus allen politischen Lagern. Überhaupt ist — soweit Stichproben heute schon ein sicheres Urteil erlauben — die gerade für Sammelwerke so notwendige, ... sagen wir Überparteilichkeit (Objektivität gibt es nicht, Neutralität wäre ein kränkendes Lob) scheinbar peinlich gewahrt.

Die einzelnen Völker in den Jahrzehnten vor dem Weltkriege sind von verschiedenen Bearbeitern dargestellt, ebenso wie die Weltwirtschaft um 1900 und verschiedene Abschnitte des Kapitels: Der Weltkrieg. Als Verfasser seien — ohne daß damit eine Zensur erteilt werden soll — nur genannt: Felix Rachfahl: Deutschland; Paul Oßwald: Die Niederlande und Belgien; Joachim Kühn: Frankreich; Felix Salomon: England; Hötzsch: Rußland, Südeuropa und Vorderasien; Otto Franke: Ostasien; Bonn: Die Vereinigten Staaten; Paul Arndt: Weltwirtschaft; General Groener: Der Landkrieg; Admiral Hollweg: Der Seekrieg; Martin Spahn: Der politische Verlauf. Man sieht also, daß Männer aller Lager dem Herausgeber die Mitarbeit nicht versagten.

Nun noch ein paar Worte zu den Tafeln. Der zweite Band schließt mit einem statistischen Atlas von 8 Tafeln mit erklärenden Deckblättern, welche Rudolf Barm in Hamburg auf Grund amtlicher Veröffentlichungen und Statistiken angesehener Gesellschaften zusammenstellte. Man kann nicht sagen, daß sie durchweg übermäßig anschaulich sind. Mit Ausnahme einer Tafel, die den Bevölkerungszuwachs und die Berufsangehörigkeit Amerikas, Englands, Frankreichs und Deutschlands zwischen 1870 und 1911 darstellt. Im übrigen verfügt das Buch über einen reichen Schmuck an Tafeln und Textbildern, welche Karten, Bilder, Örtlichkeiten, Karikaturen und Dokumente wiedergeben. Während der Buchschmuck selbst, z. B. die laufenden Kapitelüberschriften, mit wenig Liebe durchgeführt ist, kann die Auswahl der übrigen Beigaben nur als äußerst geschickt bezeichnet werden. Der Zweibundvertrag von 1879, Bismarcks Entlassungsgesuch und die Abdankungsurkunde Kaiser Wilhelms II. werden überall Interesse finden. Die Darstellungen der Landesgemeinde von Glarus und der freien Appenzeller Bauern auf dem Kirchplatz in Trogen sind Muster guter politischer Bilder. Weniger gelungen sind die Karten und Skizzen. Darin liegt nicht die Stärke des Hauses Ullstein. Man müßte mit dem gleichen Reproduktionsverfahren wesentlich bessere Wirkungen erzielen können. v. Loesch.

Reise in Polen. Von Alfred Döblin. Berlin 1926, S. Fischer.

Döblins Buch mag den Nichteingeweihten an vielen Stellen gleichsam exotisch anmuten. Eine neue, fremde Welt, eine Mischung von Ost und West, aber keines von beiden ganz. Viele dichterisch geschaute Bilder, formgewordene Momente. Döblin wollte das neu-

Digitized by Google

erweckte Polen sehen, das Volk, das nun in „seinem eigenen Hause sitzt." Enthusiasmus für den neuerrichteten Staat führte ihn hierher. Er wurde, was ihm sichtlich Genugtuung bereitet, zumeist fein und freundlich empfangen, so besonders in Warschau. Wie denn anders? Einem federführenden Fremden gegenüber gehört es sich so! Döblin hat vieles (nicht alles) gesehen und an manches Gesehene ein richtiges Urteil geknüpft. Er spricht von dem heimlichen und offenen Krieg, der zwischen Polen und Ukrainern währt (S. 206), dem permanenten Kriegszustand, der zwischen Polen und Litauen besteht (131), von dem Haß, den Polen auf Deutschland bewahrt (41), von den „in der fehlenden Gleichberechtigung gleichberechtigten Deutschen und Juden" (326). Den Gründen dieser Phänomene geht er tiefer nicht nach. Ein Redakteur in Warschau warnte ihn: „Hören Sie nicht auf die Minoritäten. Sie bemängeln alles." (206.) Aber: Man soll sie billig hören beede! Des Verfassers Behauptung: „Der alte Schlachtschiz sei ausgerottet" (30) ist, sofern es auf das Wesentliche ankommt, irrig. „Der feudale Mann des Liberum veto" ist zwar nicht mehr, aber seine Privilegien hat sich in einem anderen Gewand die „Staatsnation" zugeeignet in ihrer Beziehung zu den nationalen Minderheiten, die — ein Drittel der Gesamtbevölkerung — sie als Bürger zweiter und dritter Güte ansieht, als Untertanen etwa, bestenfalls als „Gäste" im Gegensatz zu den „Wirten". Döblin führt die Äußerungen eines „sehr klugen, sehr nüchternen national-polnischen Politikers" an (S. 58). „Keiner denkt daran" — sagte ihm dieser — „das nationale Leben und die Kulturgüter eines Volkes zu verkümmern. Wir wissen sowohl, was Unterdrückung ist, als auch, was der Effekt von Unterdrückung ist. Die Nationalitäten wollen wir durchaus sich entwickeln lassen". Das ist sicher schön gedacht, schön gesagt und auch in der Verfassung verbürgt. Ein Durchreisender notiert solche Äußerung mit Befriedigung. Allein die fleischgewordene Auswirkung dieser Behauptung in Leben und Alltag zu sehen, hat Döblin keine Zeit gehabt und wohl auch keine Gelegenheit. Humane Worte sind billige Ware und von berauschendem Klang. „Unser uns überliefertes Losungswort ist Freiheit und Brüderlichkeit der Völker" — es ist bislang nichts mehr als Wort geblieben. Der Andersvölkige fühlt es gar zu sehr, daß er als minderwertig gewertet und demnach behandelt wird; man nimmt ihn als Fremden und flößt ihm das bittere Gefühl des Fremdseins im eigenen Lande ein. „Fremdsein im eigenen Lande ist das Gräßlichste, was es gibt", bemerkt Döblin. Und an einer anderen Stelle ergänzt er diese Bemerkung dahin, daß Wegebauen und Ameliorisierung der Sümpfe die Bedrückung der mitwohnenden Nationen nicht rechtfertigen noch erleichtern. Um einige Fragen geht Döblin herum — („Wer hungert im Lande und wer ist satt? Was sind hier politische Verbrechen? Wer steckt und wieviele stecken wegen politischer Verbrechen im Gefängnis?") (S. 50). Es ist zu bedauern, daß er sie unbeantwortet gelassen. In bezug auf die Ukrainer nimmt er fürlieb mit der Behauptung eines nationalpolnischen Politikers, der diesem Volksstamm nationales Bewußtsein abspricht, was grundfalsch ist. In und um Lodz spricht Döblin von den Deutschen, ihren Schulen, Theatern, Vereinen. Er stellt die Tatsache fest, daß die Reichen dieser Stadt rasch assimilieren, während die Armen dem Deutschtum treu bleiben. Um Warschau, Wilna und Lemberg spricht er von den Juden, den einzigen, mit denen er sich hier in deutscher Sprache verständigen konnte. Mit besonderem Entzücken aber ergeht er sich über die Warschauer Restaurants, wo das Essen als „Festlichkeit mit Musik" behandelt wird. Das ist ein gut beobachteter Zug. In der Tat: in Warschau haben sie viel Sinn fürs Tafeln, jedenfalls mehr als fürs Wirtschaften, mehr als für die große Not, die sich erschreckend breit gemacht, hinter deren Ursachen aber Döblin nicht gesehen hat. In den letzten vier Monaten gab es in Lodz allein 913 Selbstmordfälle, deren Ursache zumeist äußerste Not war. Die Warschauer „Festlichkeiten mit Musik" waren nicht jedem zuträglich. Von der „Konstitution des 3. Mai" spricht er mit einer Emphase, die beweist, daß er ihren Vollinhalt nicht kennt und vom Bauernführer Witos in einer Art, wie wenn es Cincinnatus wäre . . . Nun, Döblin weiß es eben nicht. Sein Buch ist eines Literaten Reise in Polen, aber noch lange kein Buch über Polen. Der geschundene Steuerzahler, der absolvierte Gymnasiast, dem die Universität im eigenen Lande verschlossen ist, hätte dem Bilde deutlichere Farben gegeben als Theater, Kinos, Museen und die Aussagen „eines sehr klugen, sehr nüchternen nationalpolnischen Politikers." Auch die Legionen der Arbeitslosen hätten ihn belehrt, daß die „Festlichkeiten mit Musik" in Warschau

Digitized by Google

bislang auf fremde Kosten gefeiert wurden, auf die Kosten all derer, die an den Bettelstab gebracht worden sind. Solche groß aufgemachten Schriften eines verantwortungslosen Literaten können nur Unheil stiften.

Warschau M. Albin.

Russische Philosophie. Von E. v. Radloff. Breslau, Hirt, Jedermanns Bücherei.

Wieder ein Band der Jedermannsbücherei, der weiten Kreisen neuen Bildungsstoff zuführt. Russische Philosophie, gibt es das eigentlich? Jedenfalls nicht in dem Sinn, wie es deutsche Philosophie gibt. Freie Geistesäußerung wurde nur zu oft staatlich unterdrückt, wie auch eben der Verfasser erzählt, daß eine idealistische Philosophie in Sowjetrußland untersagt ist. Also es gilt noch immer das vom Verfasser angeführte Wort des Ministers der Volksaufklärung Schischkow, das er am Anfang des 19. Jahrhunderts aussprach: „Der Nutzen der Philosophie ist zweifelhaft, ihr Schaden dagegen durchaus möglich." Die russischen Philosophen haben, wie es auch aus diesen Büchern hervorgeht, alle mehr oder weniger ein stärkeres Gefühlsmoment, als suche da mehr die Seele, als der Verstand nach der Wahrheit. Es handelt sich meist um den Sinn der Welt, um Religionsphilosophie, um Auseinandersetzung ethischer Fragen. Auch Tolstoi ist den Philosophen hier eingeordnet, obgleich ja im Grunde seine Glaubensbücher in ihrem Ringen und Stammeln um Gott oft ergreifend, aber nicht eigentlich philosophisch sind. Als Philosoph ist Tolstoi schwach, Dostojewski ist der ungleich stärkere Philosoph als er. Am interessantesten sind die Abschnitte über Solowjew und über die Brüder Trubetzkoi, auch die Zusammenfassung. Das Buch ist gut orientierend, klar geschrieben und erfüllt seinen Zweck, indem es zur Beschäftigung mit diesem neuen russischen Ausdrucksgebiet anregt.

Theophile von Bodisco.

Abendland und Morgenland. Landschaft — Rasse — Kultur zweier Welten. Von Ewald Banse. Braunschweig 1926, Georg Westermann.

Zehn Seiten einleitender Text stehen fast 240 großen Abbildungsseiten gegenüber, von denen etwa 80 das Abendland, 120 das Morgenland in meist ganzseitigen Bildern sehr anschaulich darstellen. Für den gebildeten Laien, der sich an den schönen, wenn auch bisweilen einseitig ausgewählten Bildern und den erläuternden Unterschriften erfreuen und aus ihnen Belehrung in gutem Sinne schöpfen kann. (Auch der Fachmann wird das Buch begrüßen, wenn er auch oft im Register genaue Angaben über die Örtlichkeiten der Aufnahmen, meist sind es gute Photographien, vermißt.)

Der Autor hält sich von knalligen Effekten freilich nicht frei. Oder wie soll man es bezeichnen, wenn er die morgenländische Bilderreihe mit einer Wüstenlandschaft einleitet, welche Skelettreste eines Kameles zeigt? Darunter steht kinoartig lapidar: „Das Morgenland. Ödenei und Verfall kennzeichnen den Orient. Kamelskelett im Wüstensand an der Karawanenstraße." Die weitaus meisten der morgenländischen Bilder sind in der französischen Besitzung in Nordafrika aufgenommen. Tripolis, Syrien, die armenischen Reiche und Afghanistan fehlen fast ganz. Der Gegensatz zwischen der Wüstenstadt Afrikas und dem türkischen Typus ist gut herausgearbeitet. Der abendländische Abschnitt zeigt vorwiegend deutsche und skandinavische Aufnahmen, Frankreich und Italien sind stiefmütterlich behandelt, wenn auch Süditalien, im Gegensatz zu Spanien, nicht völlig fortgeblieben ist. Doch wollen wir gerade darüber mit Banse, in Anerkennung der Übergangsstellung der mittelmeerischen Länder, nicht rechten, vielmehr unsere Befriedigung über die gelungene Auswahl der abendländischen Bilder aussprechen.

Weniger allgemeine Zustimmung dürften die Einleitungsworte finden. Die feine Landschaftsanalyse wird man gern hinnehmen. Aber Sätze, wie der folgende, werden, selbst wenn man zugibt, daß der Zusammenhang sie abmildert, Widerspruch herausfordern müssen: „Es gibt gute und es gibt schlechte Rassen. Die guten, d. h. die schöpferischen, sind die hellen, insbesondere die nordische oder germanische; die schlechten d. h. nur empfangenden Rassen, sind die farbigen, am meisten die schwarze." Ist das heute schon einigermaßen einwandfrei wissenschaftlich festgestellt? Oder sind das nicht vielmehr Wunschbilder? Dafür aber ist diese Einleitung amüsant und anregend. Was man von gelehrten Büchern meist nicht sagen kann. v. Loesch.

Das Leben des Obersten Christian Ludwig August Reichsfreiherrn von und zu Massenbach. Von Ludolf Gott-

Digitized by Google

schalk von dem Knesebeck. Reihe „Mann und Werk". Leipzig, Bausteln-Verlag.

Massenbach war 1806 Chef des preußischen Generalstabes; der glänzende Theoretiker und berühmte Friedenssoldat versagte in der Praxis und hatte daher am Zusammenbruch des Staates großen Anteil. Nach den Freiheitskriegen wurde er Demagoge — wem fallen nicht Vergleiche mit unserer Zeit ein? — und kämpfte gegen die „Reaktion" in der württembergischen Ständeversammlung. Durch seine auf die deutsche Einigkeit hinzielenden Ideen erregte er Aufsehen, doch fehlte ihm die Kraft der Konsequenz, seine Gedanken in entsprechende Taten umzusetzen. Bemerkenswert sind seine Versuche, durch den preußischen König bloßstellende Memoiren, zu denen er zurückbehaltene amtliche Schriftstücke benutzte, Geld zu machen. Während er durch allerlei Kniffe sich dem Prozeß, dem alle übrigen 1806 versagenden Offiziere unterworfen wurden, zu entziehen gewußt hatte (1815 wurden die unvollendeten Verfahren niedergeschlagen) ereilte ihn 1818 doch das Schicksal wegen einer mit diesen Memoiren versuchten Erpressung am König von Preußen. Massenbach wurde zu langjähriger Festungshaft verurteilt. Wir empfehlen dies Buch als Beitrag zur Zeitgeschichte. v. L.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Addamiano. — Il Rinascimento in Francia Pietro Ronsard (1524—1585), VIII & 560 S. Palermo 1925, Remo Sandron.

Ackerknecht. — Die Erzväter der europäischen Philosophie von Erwin Ackerknecht. 43 S. Stettin 1925, Bücherei und Bildungspflege.

Allendorff. — Kommentar zum Angestelltenversicherungsgesetz in der Fassung vom 28. Juli 1925 von Dr Franz Allendorff. 755 S. Berlin 1925, Industrieverlag Spaeth & Linde.

Almanach der Ostdeutschen Monatshefte auf das Jahr 1926. Herausgeber: Carl Lange. 180 S. Berlin 1925, Georg Stilke.

Altmann. — Leben und Werke eines Schauspielers von Georg Altmann. 275 S. Berlin, Ullstein-Verlag.

Amalthea-Almanach 1926. — 160 S. Mit 8 Abbildungen. Wien 1925, Amalthea-Verlag.

Amerikanische Lyrik. — Übersetzt von Toni Harten-Haencke, eingeleitet von Dr Fr. Schönemann. 108 S. München 1925, George D. W. Callwey.

Anderson. — Der arme Weiße. Amerikanischer Roman von Sherwood Anderson. 400 S. Leipzig 1925, Insel-Verlag.

Andres. — Grundlagen des Rechts im Saargebiet von Oberlandesgerichtsrat Otto Andres. 114 S. Berlin 1926, Ferd. Dümmler.

Anet. — Lydia Sergijewna. Roman von Claude Anet. 340 S. Leipzig, Weller & Co. (geh. 5.— M., Ganzl. 7.— M.).

Anker Larsen. — Martha und Maria. Roman von J. Anker Larsen. 445 S. Zürich, Grethlein & Co.

Ariadne. — Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft. 150 S. München 1925, Verlag der Nietzsche-Gesellschaft.

Arnac. — Im Tollhaus der Freude. 242 S. München 1926, Allgemeine Verlagsanstalt.

Arnet. — Emanuel. Roman von Edwin Arnet. 172 S. Zürich 1925, Orell Füßli.

Arnim. — Die Gleichen. Ein Schauspiel von Achim von Arnim. Bearbeitet von Gustav Grund. 156 S. Berlin 1925, Bühnenvolksbund (brosch. 3,30 M., geb. 4,20 M.).

Atti della Società Piemontese di Archeologia e Belle Arti Vol. Decimo Fasc. 2°. Forino, Fratelli Bocca, Librai di S. M. Milano-Roma 1925.

Aus der Werkstatt. — Ein Tätigkeitsbericht des Verlages Hugo Schmidt, München 1912, 1924/25. 370 S. mit 6 mehrfarbigen und 155 einfarbigen Abbildungen. (1,50 M.)

Auslandsstudien. — Herausgegeben vom Arbeitsausschuß zur Förderung des Auslandsstudiums an der Albertus-Universität zu Königsberg. 1. Bd.: Die romanischen Völker. 150 S. Königsberg i. Pr. 1925, Gräfe u. Unzer.

Digitized by Google

Auto-Bummel durch Baden-Württemberg. — Mit 150 Bildern von Johannes Thiel. 104 S. Tegernsee, Dr Julius Schröder, Verlag.

Azpeitúa. — Die Erbschaft. Drama von Antonio Azpeitúa. Ins Deutsche übertragen von Wilhelm Esten. 118 S. Berlin 1925, Bühnenvolksbund (brosch. 2,70 M., geb. 3,30 M.).

Bab. — Richard Dehmel. Die Geschichte eines Lebenswerkes von Julius Bab. 432 S. 7 Bildnisse, 1 Faksimile. Leipzig 1926, H. Haessel, Verlag (brosch. 8,— M., Leinen 11,— M.).

Bacon. — Von irdischen Dingen. Eine Auswahl aus den Essays von Lord Bacon. 103 S. Tübingen, Rainer Wunderlich.

Bartelmann. — Sportliches Rudern. Vom Lehrling bis zum Meister von Georg Bartelmann. 74 S. Oldenburg 1925, Gerhard Stalling.

Barthel. — Philosophie des Eros von Ernst Barthel. 197 S. München 1926, Ernst Reinhardt.

Batzer. — Im grünen Wagen. Von lauter kleinen Dingen und ein paar Menschen. VIII u. 296 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. (5,50 M.).

Baudouin. — Psychologie der Suggestion und Autosuggestion von Charles Baudouin 452 S. Dresden 1926, Sibyllen-Verlag.

Bauer. — Weib und Liebe. Studie über das Liebesleben des Weibes von Dr Bernhard A. Bauer. XXVIII u. 636 S. Wien, Wilhelm Braumüller (brosch. 15,50 M., geb. 18,— M.).

Bauten der Arbeit und des Verkehrs. Aus deutscher Gegenwart. Blaue Bücher. Königstein 1925, Langewiesche.

Bechstein. — Feodor Streit. Ein Kämpfer für Einheit und Freiheit 1848—1859—1866 von Konrad Bechstein. 62 S. Coburg 1925, A. Roßteutscher.

Becker. — Jan van Werth. Ein vaterländisches Spiel von Michel Becker. 88 S. Berlin 1925, Bühnenvolksbund (geb. 1,80 M.).

Beckmann. — Von Stehmännchen und Gründingen von Johanna Beckmann. Elberfeld, Bergland-Verlag.

Berger. — Heimgefunden. Roman von J. N. Berger. 205 S. Hannover 1925, Hans Hübner (geb. 5,50 M.).

Bergmann. — Die heiligen Reiher. Gedichte von Hilda Bergmann. 127 S. Wien I, Paul Knepler. Verlag.

Bergmann. — Die Frau und der Sport von Dr W. Bergmann. 152 S. Oldenburg 1925, G. Stalling.

Bergmann. — Einführung in die Philosophie. I. Bd. Erkenntnisproblem. 128 S. II. Bd. Weltproblem. 120 S. Breslau 1926, Ferdinand Hirt (3,50 M.).

Beringer. — Scheffel, der Zeichner und Maler von Jos. August Beringer. Mit 4 Bilderbeigaben. 40 S. Karlsruhe 1925, Armin Gräff.

Betsch. — Der Chinese von Roland Betsch. 43 S. München, Kösel u. Pustet.

Bismarck. — Die gesammelten Werke. Gespräche, herausgegeben und bearbeitet von Dr Willy Andreas. Zweiter Band der Abteilung Gespräche: Bis zur Entlassung Bismarcks. XIX u. 724 S. Berlin, Verlag f. Politik u. Wirtschaft.

Bittmann. — Werken und Wirken. Erinnerungen aus Industrie und Staatsdienst von Karl Bittmann. 261 S. II. Bd. Karlsruhe i. B. 1925, C. F. Müller.

Blunck. — Streit mit den Göttern. Roman von H. F. Blunck. 283 S. München 1926, Georg Müller.

Blunck. — Von klugen Frauen und Füchsen. Märchen von der Niederelbe. Neue Folge von Hans Friedrich Blunck. 260 S. Jena 1926, Eugen Diederichs.

Böhme. — Der Tanz der Zukunft von Fritz Böhme. 55 S. München, Delphin-Verlag.

Bojer. — Der große Hunger. Roman von Johan Bojer. Herausgegeben von J. Sandmeier. 278 S. München 1925, C. H. Beck.

Borg. — Wie ich um die Erde schwamm von Arne Borg, übersetzt aus dem Schwedischen von Dr Willy Meisl. 227 S. Oldenburg 1925, G. Stalling.

Bourfeind. — Begegnung. Gedichte von Paul Bourfeind. 64 S. Köln 1924, Stromer-Verlag

Boy-Ed. — Aus alten und neuen Tagen. Novellen von Ida Boy-Ed. 314 S. Stuttgart 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Bozi-Sartorius. — Die deutsche Wirtschaft. Ein Handbuch zum Aufbau von Dr A. Bozi u. Otto Sartorius. 528 S. Berlin 1926, Reimar Hobbing.

Brandenburg. — Sommer-Sonette von Hans Brandenburg. 54 S. Leipzig 1925, H. Haessel.

v. Brandt. — Geheimnisvolle Nächte. Roman von Luise von Brandt. 164 S. Berlin 1925, Pyramidenverlag (2,50 M., eleg. geb. 3,50 M.).

Braun. — Das innere Leben. Gedichte von Felix Braun. 114 S. Leipzig 1926, Insel-Verlag.

Braun u. Breitenberg. — Feind im Land. Ein Buch von deutscher Not und deutschem Heldentum im Kampfe an der Ruhr 1923. Von Ludwig Braun und Rudolf Breitenberg. 216 S. Berlin 1925, Herm. Paetel.

Brentano. — Ponce de Leon. Ein Lustspiel von Clemens Brentano, bearbeitet von Gustav Grund. 187 S. Berlin 1925, Bühnenvolksbund (brosch. 3,30 M., geb. 4,20 M.).

Digitized by Google

Breucker. — Ludwig Richter und Goethe von Dr Fritz Breucker. 63 S. Mit 53 Abbildungen. Berlin 1926, B. G. Teubner (kart. 3,— M.).

Brües. — Seydlitz in Kalkar. Ein kleines Spiel in fünf Aufzügen von Otto Brües. 92 S. Berlin 1925, Bühnenvolksbund (geb. 1,80 M.).

Brulez. — Holländische Philosophie von Lucien Brulenz. 132 S. Breslau 1926, Ferdinand Hirt (3,50 M.).

Bruns. — In sinkender Sonne. Gedichte von Margarete Bruns. 61 S. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Bruns. — Garten der Ghaselen. Gedichte von Max Bruns. 192 S. Minden i. W., J. C. C. Bruns (brosch. 4,50 M., geb. 6,50 M.).

Bücher der Bildung. — Schiller, Gestalt und Gedanke. — Das Schönste vom Rousseau. München, Albert Langen.

Bühler. — Die Hohenstaufen. Nach zeitgenössischen Quellen von Johannes Bühler, 587 S. Mit 16 Bildtafeln. Leipzig 1925. Insel-Verlag.

Bühnenvertragsrecht. Mit kurzen Erläuterungen herausgegeben von Dr Arthur Rosenmeyer und Dr Gustav Aßmann. 152 S. Berlin 1926, Otto Liebmann.

Bühnenvolksbund. — 11 Spiele von Marie Schilder und Margarete Cordes. Berlin 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Bukh. — Gymnastik im Bild von Niels Bukh. Oldenburg, Gerhard Stalling.

Burdach. — Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes von Konrad Burdach. I/2. 282 S. Halle a. Saale 1925, Max Niemeyer (brosch. 14,— M., Ganzln. 16,50 M.).

Burdett-Burchard. — Seelenschicksale von Gertrud Burdett-Burchard. 112 S. Hamburg, Volkswacht-Verlag (kart. 2,— M., Ganzln. 3,— M.).

Burckhardt. — Gedichte von Jacob Burckhardt. 165 S. Basel 1926, Bemo Schwabe & Co.

Burckhardt. — Ursprünge menschlicher Weltanschauung. Eine Rede von Dr Georg Burckhardt. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr (1,20 M.).

Büttner. — Gedichte, Gesichte, Gerichte. Dichtungen von Hans Büttner. Riga, Eigen-Verlag.

Carstens. — Der Untergang des Sozialismus von O. H. Carstens. 88 S. Berlin 1926, Otto Elsner.

Carus. — Psyche von C. G. Carus. Ausgewählt und eingeleitet von Ludwig Klages. 319 S. Jena 1926, Eugen Diederichs.

Chor um Schmidtbonn. — Zum 50. Geburtstag Wilh. Schmidtbonns am 6. Febr. von Herbert Sackel herausgegeben. 76 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Christaller. — Der Spielmann Gottes. Drei Novellen von Helene Christaller. 166 S. Basel 1925, Friedrich Reinhardt (brosch. 3,— M., geb. 4,50 M.).

Cleff. — Das Weltgeheimnis unserer Seele von Friedr. Cleff. 32 S. Celle 1926, K. Lahmann.

Dahmen. — Lehren über Kunst und Weltanschauung im Kreise um Stefan George von Hans Dahmen. 70 S. Marburg a. L. 1926, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Das deutsche Meer. — Ein Bilderbuch mit 100 Bildern, Geleitwort und Bildertext von Hans Much. 95 S. Dachau b. München, Einhorn-Verlag.

Das Zeichen des Menschensohnes. — Am Firmament. I. Buch: Und große Zeichen werden sein. Verfasser Paul Lerch. Selbstverlag des Verfassers (60 Pf.).

Demangeon. — Das Britische Weltreich. Eine kolonialgeographische Studie von Albert Demangeon. Deutsche Übertragung von Paul Fohr. 362 S. Berlin 1926, Kurt Vowinckel.

Dessau. — Geschichte der römischen Kaiserzeit von Hermann Dessau. 400 S. Berlin 1926, Weidmannsche Buchhandlung.

Deutsche Bildhauer um 1900. — Blaue Bücher. Königstein 1925, Langewiesche.

Deutsche Gaue in Polen. — 1. Heft: Die deutsche Sprachinsel Bielitz-Biala. 82 S. Plauen i. V. 1923, Das Junge Volk.

Deutsche Politik. — Ein völkisches Handbuch. 18. Teil: Die öffentliche Meinung und ihre Beherrschung von Paul Baecker, Walther Schulz Dr E. v. Lehe. 44 S. Frankfurt a. M., Englert u. Schloßer, 9. Lieferung.

—. — Ein völkisches Handbuch: Die weltpolitische Lage von Dr Otto Hoetzsch. 24 S. Frankfurt a. M. 1925, Englert u. Schloßer, 10. Lieferung.

—. — Ein völkisches Handbuch. 14. Teil: Die Juden im deutschen öffentlichen Leben von Friedr. Koepp. 20 S. Frankfurt a. M. 1925, Englert & Schloßer, 11. Lieferung.

—. — Ein völkisches Handbuch. 11. Teil: Staat und Kirche von Dr Otto Dibelius. 24 S. Frankfurt a. M. 1925, Englert & Schloßer, 12. Lieferung.

Deutscher Jahrweiler 1926. — Mit Sprüchen von Friedr. von Logau. Offenbach a. M., Wilhelm Gerstung.

Deutsches Jahrbuch für Niederländisch-Indien 1925. Zusammengestellt von Dr jur. F. A. Schöppel. Batavia VIII, 260 S. Weltevreden, G. Kolff & Co.

Deutschland in den Kolonien. — Ein Buch deutscher Tat und deutschen Rechtes. 157 S. Berlin, Otto Stollberg & Co.

Digitized by Google

Deutschland und der Völkerbund. — Herausgegeben von der deutschen Liga für Völkerbund. 216 S. Berlin 1926, Reimar Hobbing.

Deutschsüdtirol (Schriften des Instituts für Statistik). — Drei Vorträge von Hans Voltelini, Alfred Verdroß, Wilhelm Winkler. I. Bd. 90 S., II. Bd. 48 S. Leipzig 1925, Franz Deuticke.

Diederichs, Eugen. — Deutsche Volkheit. Stilzel der Kobold des Böhmerwaldes von Hans Wetzlik. — Die Sagen vom Berggeist Rübezahl von Wilh. Erich Peuckert. — Bun wilde Keerls in'n Brook. Neue plattdeutsche Märchen von Hans Freerk Blunck.

Die juristische Literatur der Sowjet-Union. Entwicklung und Biogtaphie. 236 S. Berlin, R. L. Prager.

Diehl-Mombert. — Arbeiter und Maschine von Karl Diehl und Paul Mombert. 213 S.

Dienz. — Die Passion Zehn. Originalholzschnitte von Hermann Dienz. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde.

Dietrich. — Der Schelm von Bergen. Bühnenspiel von Herwarth Dietrich. 62 S. Plauen i. V., Franz Neupert G. m. b. H.

Dobbermann. — Die deutsche Schule im ehemals preußischen Teilgebiet Polens. Herausgegeben von Paul Dobbermann. 186 S. Posen 1925, Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen.

Donauer. — Das Münster. Drama von Friedrich Donauer. 164 S. Berlin 1925, Bühnenvolksbund (brosch. 3,30 M., geb. 4,20 M.).

Douraadt. — Gedichte von Jan Donraadt. VI, 115 S. Amsterdam 1925, J. M. Meulenhoff.

Dörp. — Frauen und Mutter wir rufen Euch. Eine konservative Verteidigung des aktiven und passiven Frauenwahlrechts von Peter Dörp. 39 S. Berlin 1926, Karl Winckler.

Drach. — Die redenden Künste von Dr phil. Erich Drach. 151 S. Leipzig 1926, Quelle & Meyer (geb. 1,80 M.).

Dreyfuß u. Mayer. — Recht und Politik im Fall Rechenbach. 521 S. Berlin 1925, Ernst Rowohlt.

Dumas. — Der Arzt von Java. Ein phantastischer Roman von Alexander Dumas. Aus dem Französischen übertragen von Friedrich Wencker. 266 S. Berlin 1925, Otto Mieth.

Ebbell. — Nordwärts. Abenteuer aus vier Jahrhunderten von Bendix Ebbell. 274 S. Leipzig 1925, Gg. Merseburger.

Ebermayer. — Sieg des Lebens. Roman von Erich Ebermayer. 308 S. Leipzig, Ernst Oldenbourg.

Ebert jr. — Der deutsche Arbeiter in der Wirtschaft von Fritz Ebert jr. 32 S. Berlin-Hessewinkel 1925, Verlag der Neuen Gesellschaft G. m. b. H.

Ebert-Stockinger. — Elternsünden. Ein Beitrag zur Erziehung der Eltern von Clara Ebert-Stockinger. 130 S. Dresden 1926, Emil Pahl.

Ebhardt. — Der gute Ton in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Buchschmuck v. Else Wenz-Viëtor, neubearbeitet von Martha v. Zobeltitz. 582 S. Leipzig, J. Klinkhardt.

Ebhardt. — Deutsche Burgen als Zeugen deutscher Geschichte von Bodo Ebhardt. 332 S. Berlin, Fr. Zillessen.

Eckart-Ratgeber. — Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart. Erstes Jahr. 165 S. u. 35 S. Berlin 1926, Eckart-Verlag (2,75 M.).

Ecker. — Die Reform der Lehrerbildung in ihrem Zusammenhange mit der Volkskultur von Eduard Ecker. 86 S. Ludwigshafen-Rh., Pfalzdruckerei.

Elkan. — Spanien. Gesehen von einem Künstler. Mit 32 Federzeichnungen des Verfassers. 211 S. München, Delphin-Verlag.

El-Mawerdi. — Le Droit du Califat Introduction, traduction de l'arabe et notes du Comte Léon Ostrorog. 183 S. Paris 1925, Editions Leroux.

Emerson, Ralph Waldow. — Die Weisheit des Lebensmuts. Eine Auswahl von Paul Satmann. 100 S. Stuttgart, Ernst Fried. Moritz.

Engelmann. — New Guide to Pompeii by Wilhelm Engelmann. 220 S. Leipzig 1925, Wilhelm Engelmann (geh. 3,— M., geb. 5,— M.).

Erdmann. — Schamlose Politiker. Ein Beitrag zur Naturgeschichte sozialdemokratischer Feme von Karl Erdmann. 63 S. Berlin 1926, Karl Erdmann.

l'Ermite. — Die alte Jungfer. Roman von Pierre l'Ermite, deutsch von Johann Poltéra. 232 S. Freiburg 1925, Herder & Co (4,50 M.).

Ernst. — Das wahre Gesicht der Swaantje. Ein Wort für Hermann Löns von Carl Ernst. 47 S. Magdeburg 1925, Eulenspiegel-Verlag.

Fabrizius. — Die deutschen Corps. Eine historische Darstellung von Wilhelm Fabrizius. 2. Lieferung. Frankfurt, Verlag der Deutschen Corpszeitung.

—.— Die deutschen Corps. Eine historische Darstellung von Wilhelm Fabrizius. 3. Lieferung. Frankfurt, Verlag der Deutschen Corpszeitung.

—.— Die deutschen Corps. Eine historische Darstellung von Wilhelm Fabrizius. 4. Lieferung. Frankfurt, Verlag der Deutschen Corpszeitung.

Digitized by Google

Fabrizius. — Die deutschen Corps. Eine historische Darstellung von Wilhelm Fabrizius. 5. Lieferung. Frankfurt, Verlag der Deutschen Corpszeitung.

Fahsel. — Die Überwindung des Pessimismus. Eine Auseinandersetzung mit Arthur Schopenhauer von Helmut Fahsel, Kaplan. 86 S. Freiburg i. Br., Herder & Co. (2,— M.).

Falke. — Marienlegenden. Nach alten Vorlagen erzählt von Konrad Falke. 103 S. Zürich 1926, Rascher & Co.

Federer. — Regina Lob. Aus den Papieren eines Arztes. Erzählung von Heinrich Federer. 322 S. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Feiten. — Unser Lieben Frauen Rosengarten. Ein Krippenspiel von Josef Feiten. 48 S. Berlin 1926, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Fendrich. — Was ist des Deutschen Vaterland. Roman von Anton Fendrich. 317 S. Stuttgart, Dieck & Co. (geh. 5,— M., Ganzlein. 7,50 M., Halbl. 10,— M.).

Fichte, Johann Gottlieb. — Politische Fragmente. Neu herausgegeben und eingeleitet von Reinhard Strecker. XXXVI u. 128 S. Leipzig 1925, Verlag von Felix Meiner.

Ludwig-Finckh-Buch. — 162 S. Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt.

Fischer. — Komm Welt. Gedichte von Richard Fischer. 130 S. Dresden 1926, Pandora-Verlag.

Fleischer. — Absturz. Novelle von Victor Fleischer. 74 S. Frankfurt a. M. 1925, Rütten & Loenning (geb. 3,— M.).

Fleischmann. — Die Einwirkung auswärtiger Gewalten auf die deutsche Reichsverfassung von Dr Max Fleischmann. 36 S. Halle a. Saale 1925, Max Niemeyer Verlag (1,60 M.).

Fleck. — Mit S. M. S. „Seeadler" in der deutschen Südsee 1899—1900 von Max Fleck. 140 S. Leipzig, Koehler & Amelang.

Fleuron. — Waldkäuze. Ein Geschichtenkranz von Svend Fleuron. 166 S. Jena 1926, Eugen Diederichs.

Flur. — Wie wohnt man im Eigenhause billiger als zur Miete? von F. Flur. 160 S. Mit 225 Abbildungen. Wiesbaden, Heimkultur-Verlagsgesellschaft. (3,60 M.).

Foerster. — Der deutsche Zusammenbruch 1918. Von Oberstleutnant a. D. Wolfgang Foerster. Berlin 1925, R. Eisenschmidt (2,— M.).

Frank. — An der Landstraße. Erzählung von Leonhard Frank. 105 S. Berlin 1925, Ernst Rowohlt.

—.— Die Schicksalsbrücke. Drei Erzählungen von Leonhard Frank. 109 S. Berlin 1925, Ernst Rowohlt.

—.— Im letzten Wagen. Novelle von Leonhard Frank. 94 S. Berlin 1925, Ernst Rowohlt.

Frankenberg. — Die Bettler. Schauspiel von Alex von Frankenberg. 168 S. Berlin 1925, Bühnenvolksbund (brosch. 3,30 M., geb. 4,20 M.).

Freytag Gustav. — Bilder aus der deutschen Vergangenheit in einem Bande auf das Wesentliche beschränkt herausgegeben von Kurt Schmidt, mit über 100 Kleinbildern nach alten Vorlagen von Fritz Ulrich. 350 S. Königstein 1926, Karl Robert Langewiesche.

—. — Soll und Haben. Roman von Gustav Freytag. Bd. 1: 725 S. Bd. 2 518 S. Reichenberg, Gebrüder Stiepel.

Friedrich. — Der Hauslehrer. Roman einer Liebe von Paul Friedrich. 328 S. München-Grünwald, Jos. Schweyer.

Friedrich. — Grabbe. Der Roman seines Lebens von Paul Friedrich Grabbe. 205 S. Berlin 1925, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Fuchs. Lieb Vaterland. Lieder, Sprüche und Balladen von Friedrich W. Fuchs. 80 S. Barmen, E. Biermann.

Funk. — Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik von Philipp Funk. 212 S. München 1925, Kösel & Pustet.

Furche-Almanach auf das Jahr 1926. Mit 64 Autorenbildnissen. 190 S. Berlin, Furche-Verlag.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Professor Valdemar Vedel, Kopenhagen. — Georg Britting, München. — Professor Dr Eduard v. Bamberg, Schloß Braunshardt. — Martha Roegner, Niederschreiberhau. — Dr Walther Kienast, Berlin. — Hans Brandenburg, München. — Reichsarchivrat Dr Karl Demeter, Potsdam. — Professor Dr Karl Haushofer, München. — Major a. D. Otto Lehmann, Berlin.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Sammlung für Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Erhaltung des Grenz- und Auslanddeutschtums ist eine Schicksalsfrage des deutschen Volkes und des deutschen Staates. Der deutsche Staat ist heute nicht mehr in der Lage, den Schutz des Außendeutschtums von sich aus wirksam durchzuführen. Das Grenz- und Auslanddeutschtum ist daher mehr denn je auf die **freiwillige Unterstützung des einzelnen deutschen Volksgenossen im Reiche angewiesen.** Von der Anteilnahme, die das Reichsdeutschtum an der grenz- und auslanddeutschen Abwehrarbeit nimmt, hängt es also im wesentlichen ab, ob und wie lange das unterdrückte Deutschtum draußen (sei es in Deutsch-Südtirol, in der Tschechoslowakei, in Polen, in Nordschleswig, in Eupen-Malmedy, in Südslawien, in den baltischen Staaten und in Übersee) als deutsches Volkstum durchhält und sich behauptet.

Der **Deutsche Schutzbund** hat nunmehr von dem preußischen Staatskommissar für die Regelung der Wohlfahrtspflege durch Verfügung vom 19. 5. 26. K. W. Nr. 501/26 die Genehmigung zur **öffentlichen Geldsammlung für das Grenz- und Auslanddeutschtum** erhalten. Der Deutsche Schutzbund, der in der Pfingstwoche unter Teilnahme der hervorragendsten Führer des Grenz- und Auslanddeutschtums seine diesjährige Bundestagung in Schlesien abgehalten hat, wurde im Jahre 1919 als Kopfstelle für die gesamtdeutsche Schutzbundarbeit gegründet und vereinigt heute 121 große Verbände in sich. Die Volksabstimmungen, welche die Friedensdiktate in Schleswig, Ost- und Westpreußen, in Oberschlesien und Kärnten vorschrieben, machten ihn weitesten Kreisen bekannt. Im Schutzbund konzentriert sich die grenz- und auslanddeutsche Arbeit, ob es sich um einzelne kulturelle, wirtschaftliche, wissenschaftliche und propagandistische Maßregeln, um Schulungswochen, Pressearbeit im In- und Ausland und Grenzsiedlung oder um Austausch und Zusammenfassung der Kräfte und Erfahrungen handelt. Schutzbundziel ist der **Zusammenschluß aller im weitesten Sinne für das Deutschtum in den Grenzlanden und im Auslande tätigen Körperschaften zur Pflege des Gemeinschaftsgefühls zwischen allen Deutschen, zum Schutze gefährdeter Volksgenossen ohne Unterschied der Religion und unter Zurückstellung aller parteipolitischen und Klassengegensätze.** In der Schutzbundarbeit finden sich alle Parteien, wird Volksgemeinschaft praktisch verwirklicht.

Die Sammlung des Deutschen Schutzbundes besitzt für die Erhaltung des deutschen Volkstums und des deutschen Volksbodens in und jenseits der augenblicklichen Staatsgrenzen eine **außerordentliche Bedeutung. Hilfe tut not!** Jedem deutschen Volsgenossen im Reich erwächst die Pflicht, nach seinen Kräften dem Grenz- und Auslanddeutschtum in seinem schweren Existenzkampf zu helfen.

Auf die Bedeutung der Schutzbundarbeit hat die „Deutsche Rundschau" immer wieder mit stärkstem Nachdruck hingewiesen. Wir halten es für unsere Pflicht, die Geldsammlung zu unterstützen, und erklären uns bereit, Zahlungen, über die wir öffentlich quittieren werden, für den Deutschen Schutzbund zu sammeln. Einzahlungen sind zu richten an die

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Postscheckkonto Berlin 59501 oder

Bankhaus Gebr. Röchling, Berlin W 8, Mohrenstr. 62, für Konto Deutsche Rundschau G.m.b.H.

mit Hinzufügung auf dem Zahlungsabschnitt: Sammlung für Grenz- und Auslanddeutschtum des Deutschen Schutzbundes.

Wir bitten unsere Leser um eifrige Unterstützung.

Berlin W 30 — Deutsche Rundschau G.m.b.H

Digitized by Google

DARMSTÄDTER UND NATIONALBANK

KOMMANDITGESELLSCHAFT AUF AKTIEN

Kapital und Reserven 100 Millionen Reichsmark

FILIALE LEIPZIG, Dittrichring 21, Ecke Bosestr.

Telegrammadresse: Danatbank Fernsprech-Anschlüsse: Sammel-Nr. 72421

6 Depositenkassen

Eröffnung von provisions- und spesenfreien Depositenkonten unter Aushändigung von Depositenkontobüchern

Einbanddecken für die Deutsche Rundschau

wieder vorrätig!

In Material und Farbe sind sie den alten Einbänden angepaßt, in der künstlerischen Durchführung wurde dem modernen Geschmacke Rechnung getragen.

Die Decken sind **aus bestem Leinen** gearbeitet und mit **Goldeindruck** versehen.

Die Einbanddecke, für 3 Hefte berechnet, kostet **1,50 M.**

Wir bitten rechtzeitig zu bestellen.

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 50.

Wendepunkt-Verlag · Zürich

Wendepunkt-Bücher:

Nr. 1. **Früchtespeisen und Rohgemüse,** 3. Aufl. kart. RM. 0,80

Nr. 2. **Ernährungslehre,** 2. Auflage geb. RM. 3,50, brosch. RM. 2,—

Nr. 3. **Wickel in der häuslichen Krankenpflege** kart. RM. 0,80

Nr. 4. **Muttermilchwertige Fruchtmilch für Säuglinge,** soeben erschienen . . . kart. RM. 0,80

Alice Bircher, **Speisezettel und Kochrezepte,** 5. Auflage . . . geb. RM. 2,50, brosch. RM. 1,50

Unsere Zeitschrift

„Der Wendepunkt im Leben und im Leiden"

Herausgegeben von

Dr. med. M. Bircher-Benner

Einzelheft . . . . . RM. 0,90
Halbjahresbezug . . . . . RM. 5,—
Ganzjahresbezug . . . . . RM. 8,50
zuzügl. Porto

Probehefte der Zeitschrift auf Wunsch unberechnet!

Zu beziehen durch Lühe & Co., Leipzig, Breitkopfstraße 9, sowie alle anderen Buchhandlungen und den Verlag

Digitized by Google

DIE KREATUR

EINE ZEITSCHRIFT
VIERMAL IM JAHR ERSCHEINEND

HERAUSGEGEBEN VON
MARTIN BUBER, VIKTOR VON WEIZSÄCKER
UND JOSEPH WITTIG

★

Aus dem Inhalt des ersten Heftes
(FRÜHLING 1926)

Franz Rosenzweig: Die Schrift und das Wort
W. Iwanow und M. O. Gerschenson:
Briefwechsel von zwei Zimmerwinkeln
Rudolf Ehrenberg: Glaube und Bildung
Martin Buber: Das Erzieherische
Eugen Rosenstock: Lehrer oder Führer?
Viktor von Weizsäcker: Der Arzt und der Kranke
Wilhelm Michel: Gestalten der Angst
Joseph Wittig: Das Volk von Neusorge
Florens Christian Rang: Das Reich
Alfons Paquet: Florens

★

Preis des etwa 120 Quartseiten umfassenden Heftes: Rm. 3.50, Jahresabonnement: Rm. 12.–

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER
BERLIN

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Digitized by Google

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

SEP 7 1926

52. Jahrgang August 1926

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Digitized by Google

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes RM. 2,—

Jahresbezug RM. 21,— Vierteljährlich RM. 5,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 30, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1924 by Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis

Reinhold Seeberg. Gedanken über die Zukunft Europas 91
Georg von der Vring. Der Tod des Adrian Dehls. Novelle 106
Valentin Haecker. Davos als klimatologische Forschungsstätte 129
Konrad Wandel. Georg Jenatsch Ermordung nach dem Churer Verhörprotokoll vom 25. Januar 1639 und bei C. F. Meyer 137
Paul Fechter. Kunst, Können, Handwerk 141
Anton Mayer. Die Betrachtung von Kunstwerken 150
Walther Kienast. Das Fortleben der altgermanischen Heldenlieder in den Epen des deutschen Mittelalters II. 156
Friedrich Schönemann. Die staatsbürgerliche Erziehung in den Vereinigten Staaten 164
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum
Deutsches Schulwesen im ehemals preußischen Teilgebiet Polen . . . 168
Édouard Dujardin. Die französische Literatur der Gegenwart:
Die Kommenden 171
Politische Rundschau 177

[illegible] ...ien sind diesem Hefte ... ...gt:

... & Sohn, ...

...erlin.

... empfehle

fre... ...usche Rundsch...

Digitized by Google

Gedanken über die Zukunft Europas

Von

Reinhold Seeberg

Europa ist demokratisiert. Von der Wolga bis nach Gibraltar und von den Bergen Schottlands bis zum Goldenen Horn ist das demokratische Prinzip anerkannt und sind ihm gemäß die Verfassungen der Länder gestaltet worden. Ein weltgeschichtlicher Prozeß ist zum Ziele gelangt.

Was bedeutet das? Die Völker Europas regieren sich selbst durch die von ihnen erwählten Parlamentarier. Alle Mitglieder dieser Völker sind freie Persönlichkeiten, und alle sind einander gleich hinsichtlich ihrer Teilnahme an der Staatsleitung. Jedem wird die Möglichkeit geboten, sein Glück zu suchen und zu finden, und indem er für sein Glück arbeitet, schafft und fördert er zugleich das Gesamtglück. Aber mehr noch, der freie Staatsbürger dient auch dem Wohl aller übrigen Völker und ihrer freien Bürger. Bei dieser Gleichheit aller Europäer und der Gleichheit ihrer Grundanschauungen steht nichts im Wege, daß die Völker sich zu den „Vereinigten Staaten Europas" verbinden und dadurch für immer Kriege und Hader ein Ende finden. So sagt man.

Nun besteht aber mit den alten Staaten auch eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen und Kräfte fort, welche ein nationales Selbstbewußtsein hervorrufen bei Siegern wie Besiegten. Es ist daher begreiflich, daß dies Selbstbewußtsein nach dem großen Kriege in stärkster Weise die Gemüter bewegt. Die nationale Idee hat eine große Zahl neuer Staaten hervorgebracht, und sie ist als Grund der Verkürzung alter Staaten um sehr erhebliche Landesteile mit Emphase geltend gemacht worden. Neben dem Demokratismus erhebt sich also ein zweites großes politisches Prinzip. Es ist der Nationalismus.

Der Nationalismus ist zugleich mit dem Demokratismus in den letzten anderthalb Jahrhunderten emporgewachsen. Er hat auf das Tiefste die innere wie die äußere Geschichte der großen Nationen wie auch der kleineren Völkerschaften bestimmt. Er hat sich dann in dem großen Kriege als eine ungeheure Macht bewährt. Kann man da erwarten, daß er mit einem Male sang- und klanglos vor der Demokratie verschwinden wird? Wie wenig hieran zu denken ist, zeigt die Leidenschaftlichkeit der nationalen Stimmungen bei fast allen Völkern Europas. Nicht minder aber läßt sich beobachten, daß auch auf dem Boden des Orients allenthalben die nationale Idee aufkommt. Wer das nicht sieht, oder meint, es mit gehässigen

Digitized by Google

Phrasen abtun zu dürfen, der beweist nur, daß er das Leben der Gegenwart nicht zu durchschauen vermag.

Man mag über Mussolini urteilen, wie man will. Es steht außer Zweifel, daß er mit genialem Blick die Macht der nationalen Idee erfaßt und vermöge dieser Demokratismus und Parlamentarismus zu Boden getreten hat. Eine geschichtliche Tatsache von höchstem Interesse tritt damit vor unser Auge: der Nationalismus kann sich mit dem Liberalismus vertragen, man denke an die „Nationalliberalen." Die konsequente Demokratie und der positiv durchgeführte Nationalismus schließen einander aus. Die Demokratie geht aus von dem Einzelnen und seiner Wohlfahrt, der Nationalismus von dem Volk und seinen Zielen. Jene erblickt in der Wirtschaft allein unser Schicksal, dieser denkt vor allem an den starken Willen zur Erhaltung des Volkes, auf Grund der ihm von der Natur gegebenen und von der Geschichte geprägten Kräfte. Begeisterung, Hingabe, Opferfreudigkeit charakterisieren den echten Nationalismus, der sich als eine große Gesamtbewegung des Volkes scharf unterscheidet von der sektenartigen Einbildung, als wären nur die Menschen des eigenen Blutes volle Menschen. In dieser Bewegung gewinnen die großen Gestalten unserer Geschichte wieder Leben, die alten Ideale wachen wieder auf, und die Phantasie des Volkes entnimmt ihnen Formen und Farben für ihre Zukunftsbilder.

Je mehr der Sinn und das Blut der Völker hiervon in Wallung versetzt werden, desto mehr wollen sie ihr Wesen in der Welt durchsetzen. Indem das eigne Volk sich zu höchster Höhe erheben soll, wird es die übrigen Völker zu beeinflussen und zu leiten trachten. Das ist der imperialistische Zug, der fast immer bei größeren Völkern die Entfaltung des Nationalismus begleitet. Man vergegenwärtige sich nur das Italien Mussolinis. Man braucht bei dem Worte Imperialismus nicht gleich an wilde Eroberungspläne unreifer Geister zu denken. Es ist zunächst nur das Phantasiebild von dem Erfolge der eigenen Tüchtigkeit in der weiten Welt.

Aber neben dem Demokratismus und dem Nationalismus ist noch ein drittes Prinzip im politischen Leben der Gegenwart wirksam. Dies dritte Prinzip ist in Westeuropa und so auch bei uns in Deutschland gefesselt durch den Demokratismus, wie schon der Name Sozialdemokratie es zeigt. In dieser Verbindung wirkt sich das Prinzip aus in immer neuen Forderungen zugunsten der Arbeiterschaft, und der Demokratismus hilft dabei mit, durch die Gewinnung der parlamentarischen Mehrheit zur Durchsetzung dieser Forderungen und zum Erweis ihrer Gerechtigkeit. Aber dieser Weg ist unsicher, und er führt nur langsam oder gar nicht zum Ziel. Es stehen zu viele praktische und reale Tatsachen des Wirtschafts- und Staatslebens vor dem Ziel. Wir brauchen davon nicht weiter zu reden, denn das dritte politische Prinzip stellt sich bekanntlich in voller Klarheit und durch keinerlei Konzessionen an die Wirklichkeit beengt, in dem Kommunismus der russischen Sowjetstaaten dar. Die Grundlage bildet der marxistische Gedanke, daß den Arbeitern allein der Ertrag der von ihnen produzierten Güter zusteht. Ist dieses Dogma aber das Recht, so folgt daraus, daß wer die Macht dazu hat, dieses Recht durchführen soll. So erklärt sich dann die wundersame Tatsache, daß eine kleine Minderheit des Volkes, welche sich auf die Macht der ihr angehörenden Armee stützt, Inhaberin aller Gewalt im Staate ist. Sie allein gibt die Gesetze und verwaltet den Staat, sie allein verfügt über die Presse und die Schule. Alle übrigen Bürger sind lediglich durch Gewalt niedergehaltene Objekte dieser

Digitized by Google

regierenden Gruppe. Alle religiösen oder sonstigen idealistischen Gedanken werden unterdrückt. Dem Volke versucht man die plattesten materialistischen Theorien einzuhämmern. Die Jugend trachtet man durch die Gewährung schrankenloser Freiheit gegenüber allen bisherigen Autoritäten und sittlichen Grundsätzen zu gewinnen, sowie durch die lockende Möglichkeit in die Herrscherkaste aufgenommen zu werden. Dazu tritt die Verkündigung des sieghaften Fortschrittes der eigenen Sache, die systematische Verhöhnung aller sonstigen Anschauungen, sowie die Ausmalung des irdischen Paradieses, zu dem diese Ordnung sicher führen werde. Wenn erst alle die Wahrheit erkannt haben werden, wird es der strengen Zucht von heute nicht mehr bedürfen, dann werden alle wirklich frei sein, wozu ihnen zur Zeit nur die Möglichkeit geboten werden kann.

Ein merkwürdiges Gebilde! Eine geringe Zahl von Führern einer kleinen Minorität herrscht mit unbeschränkter Gewalt über ein großes Volk. Im Namen der Demokratie ist eine kleine Auslese von Arbeitern und Bauern zur Aristokratie geworden, aus denen ein Häuflein regierender Oligarchen hervorgeht. Im Namen der Freiheit und der Gleichheit wird die enorme Mehrzahl eines Volkes aller politischen Rechte beraubt. Die innere Kraft der Wahrheit wird verherrlicht, aber in der Wirklichkeit setzt man sie mit allen Mitteln der Tyrannei durch. Dazu, daß Zustände dieser Art entstehen und Bestand haben, gehört einerseits der ganze Glaubensfanatismus des Slaven, andererseits seine grenzenlose Apathie. Man fühlt sich, wenn man diese Gedanken in ihrem Zusammenhang überlegt, an die Anfänge der Staatenbildung erinnert und begegnet dann doch wieder mit Staunen dem Raffinement moderner Theorien und aufgeklärter Schlagworte. Man wundert sich daher auch nicht darüber, daß ein starker imperialistischer Zug den Bolschewismus kennzeichnet. In zäher Agitation versucht er bekanntlich in West und Ost Boden zu gewinnen.

Wir haben die drei großen politischen Richtungen, die unsere Gegenwart beherrschen und von deren Entwicklung und Erfolg unsere Zukunft abhängt, zu kennzeichnen versucht. Alle sonstigen Gegensätze, die unsere Parteien mit ihren Programmen aufweisen, erscheinen klein gegenüber diesen Richtungen. Aber auch unsere internationalen Aussichten hängen auf das engste mit der Zukunft dieser Richtungen zusammen, wie sich ohne weiteres ergibt. Es lohnt sich daher, den Möglichkeiten nachzudenken, über welche diese drei Richtungen zu ihrer Durchsetzung verfügen.

Am sichersten scheint der Demokratismus dazustehen. Ihn schützt der Panzer der Selbstverständlichkeit in der breiten Masse. Das gilt von den Ländern, die ihn seit lange besitzen ebenso, wie von denen, die ihn erst vor kurzem erworben haben. Bei letzteren kommt noch das starke Gefühl vom Wert des neuerworbenen Gutes hinzu, samt dem Ressentiment gegen frühere Zustände und der freilich unbestimmten und immer unbestimmter werdenden Hoffnung auf neue glückliche Zeiten. Hieraus begreift es sich, daß sonst wohl nirgends in Europa die Begeisterung für die Demokratie so ehrlich sein dürfte wie in weiten Kreisen Deutschlands. Während daher in den meisten anderen Ländern der Nationalismus samt dem Imperialismus sich irgendwie mit der demokratischen Idee verbunden hat, stehen beide in Deutschland im schroffen Gegensatz zueinander. Man bezichtigt den Nationalismus einer reaktionären und unsozialen Gesinnung, eines groben Klassenegoismus. Die viel berufenen „Errungenschaften" der Revolution würden durch ihn preisgegeben,

Digitized by Google

der „Geist von Locarno" gefährdet und vor allem neue Kriege unvermeidlich. Dieser letzte Punkt ist es besonders, welcher der Demokratie in weiten Kreisen als Stützpunkt dient. Sie allein vermöge den Frieden zu garantieren und die internationalen Beziehungen zum Glück unseres Volkes zu gestalten. Man schwärmt für den Internationalismus und versteht es nicht, warum seine Segnungen Deutschland nicht zu Teil werden, nachdem es sich doch demokratisiert hat und alle Forderungen der Gegner zu erfüllen bereit ist. Aus Furcht um des Nationalismus willen des Imperialismus beschuldigt zu werden, läßt man sich einen Internationalismus in Form des Servilismus gefallen.

Es wäre ungerecht, bei alle dem die wirklich vorhandene Ohnmacht und Notlage unseres Volkes zu übersehen, und es wäre in dieser Lage frevelhaft, mit dem Gedanken neuer Kriege zu spielen. Das braucht nicht erst gesagt zu werden, zumal kein Verständiger so denken und handeln wird. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß der Demokratismus in seiner bürgerlichen, wie in seiner sozialistischen Gestalt in immer größeren Kreisen unseres Volkes seines Einflusses und seines Ansehens verlustig geht. Die Demokratie ist die Regierungsform des Dilettantismus. Sie ist zudem orientiert an dem Glücksverlangen der einzelnen Stände und Personen des Volkes. Aus diesem Grunde zerfällt der leitende Parlamentarismus in lauter Interessentengruppen, denen der Blick für das Ganze fehlt und deren Vertreter im „Kuhhandel" mit den anderen Parteien oder mit der Regierung für ihre Auftraggeber so viel wie möglich herauszuschlagen sich bemühen. Eine engherzige und bornierte Auffassung der Politik ist die Folge hiervon. Man verlernt, den Blick auf die großen Ziele des ganzen Volkes und seine geschichtliche Lage und Stellung zu richten. Dafür wendet sich die Aufmerksamkeit den einzelnen besonderen Interessen der Partei und ihrer Wähler zu. Es ist natürlich, daß in diesen Bemühungen etwas Ansteckendes liegt. Aber je weiter sie sich ausbreiten, desto stärker wird die Enttäuschung bei Vielen. Nicht nur weil bloß Wenigen ihre Wünsche erfüllt werden können, sondern auch weil dem engstirnigen Materialismus der Interessenpolitik immer noch eine mächtige Strömung des nationalen Selbstbewußtseins und der Begeisterung für das Vaterland entgegensteht. Das sind nicht nur Köder für den Fischzug bei den Wahlen, nicht nur Erinnerungen alter Leute an die „gute, alte Zeit", nicht nur Phrasen junger Streber. Nein, in den verschiedenen Kreisen des Volkes, zumal bei der Jugend, begegnet uns dies Empfinden, mag es noch so tastend und ungeschickt ausgedrückt werden. Nicht minder stark aber ist auch bei den kommunistisch angehauchten Gruppen der Zweifel an der Demokratie und dem Parlamentarismus. Es ist für jede Richtung ein gefährlicher Moment, wenn sie sich „durchgesetzt" hat. Jetzt werden alle ihre Verheißungen zu Wechseln, die präsentiert werden — und wehe, wenn die Deckung fehlt!

Das ist die Lage des Demokratismus in der Gegenwart. Er herrscht, und es ist auf absehbare Zeit, in Deutschland wenigstens, kaum zu erwarten, daß er rund und glatt abgetan wird, oder daß eine ganz neue Verfassung an seine Stelle tritt. Der Demokratismus ist selbstverständlich geworden, und das will viel sagen. Aber seine Mißerfolge — wirkliche wie scheinbare, vermeidliche wie unvermeidliche — werden immer schärfer beobachtet. Eine sehr starke Strömung in dem Volke widerstrebt ihr in heißer, oder auch in kalter Leidenschaft. Wieder anderen sind Parlamentismus und Demokratie gleichgültig geworden. Die Begeisterung für sie ist immer deutlicher im Abebben begriffen. Das alles gibt zu denken. Als Dogma

Digitized by Google

ist die Demokratie zunächst bei uns gesichert. Aber diese Sicherheit ist gefährlich, denn Dogmen rufen allmählich in den selbständigen Geistern Kritik und Widerspruch hervor. Und gerade wider die besonders geliebten Dogmen der Väter pflegt sich der Widerspruch der Söhne am lebhaftesten zu kehren. Es ist für die Demokratie bei uns verhängnisvoll geworden, daß sie zu wenig gelernt und nichts vergessen hatte. Sie blieb dadurch auf ihre alten Kreise beschränkt, und es ist ihr nicht gelungen, zum inneren Erlebnis der anders gerichteten Teile des Volkes zu werden. Es hat keinen Zweck dem nachzudenken, ob im Hinblick auf unsere geschichtlichen Traditionen und unsere politische Bildung eine andere Kombination möglich gewesen wäre. Aber so viel scheint klar zu sein, daß der Demokratismus als einheitliches, das ganze Volk durchdringendes Prinzip nur so wirksam werden könnte, daß auch der nationalen Idee durch ihn Rechnung getragen würde. Daß das an sich wenigstens eine praktische Möglichkeit wäre, zeigt der oft maßgebende Einfluß des Nationalismus in andern demokratisch verfaßten Völkern.

Wenden wir uns jetzt dem Nationalismus selbst zu. Auch er ist zur Zeit eine Welterscheinung. Selbst die Juden, die aus leicht verständlichen Gründen der demokratischen Gleichheit von Mensch und Mensch das Wort redeten, haben sich dieser starken nationalen Tendenz auch in öffentlichen Bekenntnissen nicht entziehen können. Der Kern des Nationalismus ist natürlich nicht als die Absicht zu bestimmen, von heute auf morgen die Grenzen des alten Deutschland wieder zu gewinnen, die Fürsten zurückzurufen und die alte Verfassung wiederherzustellen. Wenn junge phantasiereiche Menschen diese oder ähnliche Wendungen brauchen, um ihre Ideale anschaulich auszudrücken, so hat das nicht viel zu bedeuten, denn jedes politische Ideal wird erst durch die Verbindung mit den verfügbaren Mitteln zu einem ernsthaft zu nehmenden Ziel, und jede Verfassung gibt selbst die Wege zu ihrer legalen Veränderung an. Der Nationalismus ist daher an und für sich weder utopistisch noch revolutionär. Es gehört zu den bösartigen, die innerpolitische Sphäre vergiftenden Parteimitteln, wenn derartiges den Nationalen bei uns — und nur bei uns — immer wieder nachgesagt wird. Der Nationalismus ist wirklich etwas ganz anderes als eine schleichende Verschwörung oder „finstere Reaktion", wie erhitzte und ängstliche Parteileute es darstellen, ähnlich etwa, wie einst die Tat von Sand zum Anlaß genommen wurde, die ganze deutsche Studentenbewegung als eine Verschwörung anzusehen.

Der Nationalismus findet auch keineswegs seinen wesentlichen Ausdruck in dem Rassenantisemitismus, der ihm hier und da beigemengt ist. Es ist ein materialistischer Gedanke, daß Blut und Samen allein über das Wesen des Menschen entscheiden, so daß also etwa der „Arier" allein ein anständiger, guter und brauchbarer Mensch werden kann. Es ist etwas ganz anderes, wenn der Nationalismus jedem Volke eine besondere Eigenart und Anlage zuspricht und verlangt, daß das Volksleben diesen entsprechend geleitet und gestaltet werde. Das will nicht sagen, daß die natürlichen Anlagen der Individuen alles sind, sondern es faßt vor allem in sich, daß die geistige Eigenart eines Volkes, wie sie über dem Erleben seiner Geschichte und gemäß seinen Anlagen entstanden ist, erhalten und fortgebildet werde. Hierbei ist es natürlich immer die Frage, wie groß das geschichtliche Erbe eines Volkes ist und wie tief es dem Volksgeist sich eingeprägt hat. Der nationale Sinn wurzelt in einem alten Kulturvolk mit einer reichen Geschichte und mit unauslöschlichen geistigen Erinnerungen, natürlich viel tiefer, als in den kleinen Völkern,

Digitized by Google

die im Bewußtsein ihrer Blutsgemeinschaft erst eine besondere Kultur und Geschichte zu schaffen sich anschicken. Hier wird freilich das neu entbundene nationale Selbstgefühl jugendlicher, leidenschaftlicher und unmittelbarer auftreten als bei den großen Nationen, in deren Geschichte mancherlei Fäden eingesponnen sind und bei denen daher das nationale Empfinden in die Problematik des gesamten öffentlichen Lebens hereingezogen und mit ihr belastet ist.

Trotzdem haben die alten, noch nicht greisenhafter Schwäche verfallenen, Völker ein sichereres nationales Erbgut, als die chauvinistisch erregten neuen Staaten. Es kann freilich die nationale Tendenz bei ihren zeitweilig zurückgedrängt werden durch einen aus der Not geborenen Wirtschaftsmaterialismus, und es kann wohl auch aussehen, als ob neue demokratische Errungenschaften völlig die Führung in der breiten Masse an sich gerissen haben. Und doch ist es einfach undenkbar, daß ein lebendiges Volk die großen Gestalten und Taten der Vorfahren, ihre Ideen und Ideale auf die Dauer nur als etwas, was einmal war, ohne innere Beteiligung fremd und kalt anschaut. Im Innersten des Volkes lebt und webt viel zu viel von diesem Erbe der Vergangenheit. Es beeinflußt unwillkürlich das Denken und das Wollen, so daß in dem, was heute ist, sich in dauernder Lebenskraft vergegenwärtigt, was einst gewesen. Der Geist unserer Großen und die vielen Kleinen, die in ihm gelebt, ist nicht mit den Leibern begraben, sondern er bewegt und erhebt unsern eigenen Geist.

So ist es und so soll es sein, denn wir leben in einer geschichtlichen Entwicklung. Geschichte ist Erhaltung der geistigen Energie durch beständige Umbildung. National zu denken und zu wollen ist daher nicht eine beliebige Forderung aufgeregter Leute, sondern es ist das naturgemäße Denken und Wollen. Es kann zeitweilig zurückgedrängt werden, aber es bricht, so lange ein Volk nicht kraftlosem Greisentum verfallen ist, immer wieder hervor. Die Kriegszeit wie die auf sie folgenden Jahre haben uns dies auch für Deutschland bestätigt. Ich glaube nicht, daß wir in den nächsten Jahrzehnten bei uns einen Niedergang des Nationalismus erleben werden. Der demokratische Internationalismus und Pazifismus finden eigentlich nur in Deutschland, und hier nur in einem sehr kleinen Kreise, ernsthaften Glauben. Überall sonst sind Nationalismus und selbst Imperialismus Voraussetzungen des politischen Denkens und Handelns. Der komische Glaube, daß dies alles nur im Gegensatz zum deutschen Nationalismus entstanden sei, ist bei uns, wenigstens bei allen Urteilsfähigen, rapid im Schwinden begriffen. Man erkennt, daß es sich hierbei nur um einen suggestiven Kniff zur Begründung der „Schuldlüge" handelt. Das Vorbild fast aller übrigen Staaten wirkt zudem unwillkürlich auf unser Volk ein. Vor allem aber führt der Versailler Friedensvertrag, dies Dokument eines vor Haß wahnwitzig gewordenen Siegerimperialismus, dem deutschen Nationalismus unausgesetzt neue Anhänger zu. Wenn große deutsche Landesteile mutwillig und sinnlos vom Vaterlande abgerissen werden, wenn durch endlose Jahre fremde Truppen sich auf unserem Boden breit machen, wenn unerschwingliche Tribute die Not in allen Kreisen unseres Volkes zum täglichen Gast machen und jeden Aufschwung größeren Stiles auf allen Lebensgebieten verhindern, wenn Deutsche in all den geraubten Gebieten mit Füßen getreten werden, so muß in den stumpfesten Geistern und in den borniertesten Egoisten allmählich der Haß wider unsere Bedrücker und die Liebe zu dem Vaterlande aufflammen. Gerade alle die niederträchtigen Maßnahmen zur Unterdrückung des deutschen Nationalis-

Digitized by Google

mus, dienen zu seiner Erweckung und Stärkung. So wenig der Nationalismus der „Sieger" von sich aus den Wahnsinn von Versailles aufheben wird, so wenig wird der deutsche Nationalismus ihn auf die Dauer ertragen. Unwandelbare Gesetze der Geschichte kommen hierin zum Ausdruck. Versailles hat keinen Frieden gebracht — das ist das Furchtbarste an der Tragödie des großen Krieges —, sondern es hat den Haß und den Krieg verewigt. Man scheut sich in der Regel, das auszusprechen, und doch wissen es alle, denn die seitherige europäische Politik — vor allem Frankreichs — läßt es auch dem Blinden sichtbar werden. Die unfruchtbare und krankhafte Aufregung, welche die Politik Europas beherrscht, ist nichts anderes als der Fluch der bösen Tat.

Aus den angeführten Gründen ist es kaum zweifelhaft, daß der Nationalismus bei den Völkern Europas und so auch bei uns sich erhalten und steigern, vielleicht aber auch sich läutern und vertiefen wird. Etwas Elementares und Erdhaftes haftet ihm immer an. Es ist daher verhältnismäßig leicht, ihn zur Leidenschaftlichkeit zu treiben. Aber so wenig die Politik der Leidenschaft entraten kann, so gefährlich kann sie ihr auch werden. Soll sie etwas erreichen, so muß sie zum klaren und festen Willen werden, der arbeiten und schaffen lernt. Dazu bedarf es aber der Leitung und Zügelung des Willens durch die kühle und nüchterne Vernunft. Das Augenmaß für das Wirkliche und Mögliche muß erworben und angewandt werden. Und dabei muß es zur sicheren Gewohnheit werden, in allen Verhältnissen sich irgendwie aktiv zur Erreichung wirklicher Ziele zu betätigen. Der wirkliche Idealismus ist immer zugleich Aktivismus. Nicht immer kann man in der Politik große Schritte machen, dann soll man die kleinen nicht verachten. Nicht immer ist die große Heerstraße gangbar, dann soll man die Axt brauchen, um sich durch das Gestrüpp Nebenwege zu bahnen. Je edler eine Leidenschaft, desto näher liegt der Grundsatz „alles oder nichts". Aber er führt in der Praxis nur zu oft zum Ausscheiden aus dem Spiel, oder in den unfruchtbaren Schmollwinkel. Man tröstet sich dann damit, seine „Grundsätze gewahrt" zu haben. Das klingt edel, aber es ist zumeist förderlicher, auch nur in etwas seine Grundsätze durchzuführen. Aufbewahrte Grundsätze, die nie praktisch erprobt werden, versteinern zu leicht, oder sie werden zu bloßen Phrasen. Es kann selbst die Niederlage in dem politischen Kampf für die Sache fruchtbarer sein, als das Ausweichen vor dem Kampf. Zumal die Wähler pflegen für letzteres wenig Verständnis zu haben. Und was nützen die schönsten Programme der Partei, wenn die Wähler ihr untreu werden?

Die Gefahr, die in Deutschland wenigstens den Nationalismus bedroht, besteht nicht in der geistigen Übermacht seiner Gegner, sondern in der Neigung so mancher seiner Anhänger, ihn als bloße Ideologie zu behandeln. Das führt dann entweder zu reaktionären Träumen oder zu schönen Zukunftsbildern. Dadurch kann natürlich die demokratische Selbstzufriedenheit in heilsamer Weise beschränkt werden. Aber zu positiven Wirkungen wird der Nationalismus doch nur gelangen, wenn er in dem Rahmen der heute nun einmal herrschenden demokratischen Verfassung aktiv mitarbeitet. Diesen politischen Aktivismus sollen die Wähler von den parlamentarischen Vertretern verlangen. Er ist in der Presse in den Vordergrund zu rücken, wie es ja vielfach schon geschieht. Vor allem aber ist die Jugend darüber aufzuklären, daß ihre an Geschichte und Literatur erworbene Begeisterung sich nicht nur in himmelhohen Idealen erweisen soll, sondern daß die Verwirklichung dieser nur durch ihre Anwendung auf alle konkreten Probleme des politischen und sozialen

Digitized by Google

Lebens gefördert werden kann. Hierzu gehört eine kräftige sittliche persönliche Selbstzucht, fleißige Arbeit zum Verständnis dieser Probleme, sowie eine allmähliche Übung in der Technik des politischen Kampfes. Das ist für die national gesinnte Jugend mindestens ebenso wichtig, wie Sport oder Kampfspiel. Der Nationalismus muß konsequent politisiert werden, wenn er das leisten soll, wozu die Kräfte in ihm stecken. Man mag von einer allgemeinen Parlamentsmüdigkeit reden, trotzdem wäre für den, welcher in dem politischen Leben Ziele verwirklichen will, nichts so verhängnisvoll, als Interesselosigkeit oder bloße Passivität gegenüber der parlamentarischen Arbeit. So werden wir urteilen müssen, daß die Chancen des Nationalismus bei uns keineswegs ungünstig stehen. Er wird seine Stellung neben dem Demokratismus behaupten und befestigen in dem Maße, als er sich allseitig auf politische Aktivität einstellt und dadurch der Gefahr der Ideologie entgeht. Inwieweit er hierbei seine Endziele erreichen wird, bzw. wie sich diese im Rahmen einer aktiven Politik innerhalb der gegebenen Möglichkeiten gestalten werden, vermag natürlich niemand vorauszusagen. Die schwerste Gefahr, die dem Nationalismus als selbständiger politischer Richtung drohen könnte, wäre die, daß er von dem Demokratismus aufgesogen würde. Allein bei der sonderbaren Angst der beiden Flügel unseres Demokratismus vor ausgesprochen nationalen Gedanken und Zielen, liegt diese Gefahr noch in weitem Felde. —

Fast eher könnte man daran denken, daß eine Zeit kommen könnte, da der Bolschewismus den ganzen Aufbau der europäischen Kulturvölker zerbricht und darüber wie die westliche Demokratie, so auch der Nationalismus als politisches Prinzip in Stücke gingen. In den meisten Ländern Europas, wie auch in Asien besteht eine energische bolschewistische Agitation, und sie ist nicht fruchtlos. Die west- und mitteleuropäischen Menschen, die zum blinden Glauben an den Marxismus erzogen sind, hören, daß der demokratisierte Marxismus, wie er in Westeuropa sich durchzusetzen versucht, freilich das versprochene Paradies nicht zu schaffen vermag, daß aber der ganze, restlos durchgeführte Marxismus das Ziel sichere, wie das Beispiel der Sowjetstaaten es beweise. Man kann sich angesichts des eingewurzelten marxistischen Glaubensbekenntnisses nicht darüber wundern, daß Demokratie wie Sozialdemokratie bei nicht ganz wenigen ihren Glanz verlieren vor dem roten Sowjetstern. Das, was den Massen eigentlich vorschwebte, war die Diktatur des Proletariates, eine völlige Umkehrung aller Verhältnisse: die Letzten werden die Ersten und die Ersten die Letzten, wenn man sie nicht überhaupt verschwinden läßt. Und das scheint doch in Rußland verwirklicht zu sein! Allein dem steht gegenüber, daß der Demokratismus mit Einschluß der Sozialdemokratie sich mit größter Schärfe wider den Bolschewismus erklärt und daß die Erkenntnis von der Unausführbarkeit und Unfruchtbarkeit des Marxismus immer weiter sich ausbreitet. Selbst in Rußland hat sich der Marxismus nicht allseitig durchführen lassen. Von den vier Hauptpunkten des Programms ist die Diktatur des Proletariats wenigstens scheinbar durchgeführt. Das Gleiche kann bis zu einem gewissen Grade von der Freiheit der Völker mit dem Recht, die eigene Sprache auch in allen offiziellen Verhandlungen zu brauchen, gesagt werden. Von der Verpflichtung aller zur Handarbeit, hat man längst absehen müssen. Der Hauptpunkt, die Aufhebung des Privateigentums, ist zwar durchgeführt, aber doch auch, angesichts der praktischen Verhältnisse, mehrfach eingeschränkt. Aber auch, wenn man diese und andere Lücken kennt, bleibt noch genug übrig, um die Begehrlichkeit

Digitized by Google

der Massen aufzustacheln. Daß in Wirklichkeit, statt des versprochenen Paradieses eine furchtbare wirtschaftliche Notlage und bei Vielen bitterstes Elend herrschen, das erfahren die Massen in der Fremde nicht, oder es wird als bloßes Durchgangsstadium beschönigt.

Es kann daher nicht als unwahrscheinlich bezeichnet werden, daß ein guter Teil der sozialdemokratischen Wähler in den verschiedenen Ländern in Zukunft kommunistisch wählen wird. Aber auch wenn man diese Möglichkeit zugesteht, ist damit der Sieg des Kommunismus über den Demokratismus nichts weniger als gesichert. Man darf vor allem nicht vergessen, daß die Kulturverhältnisse des Westens andere sind, wie die des russischen Reiches. Zunächst ist wieder an die starke Erschütterung zu erinnern, welche in Folge der wirtschaftlichen wie auch der politischen Erfahrungen der jüngsten Zeit der Marxismus bei allen Denkenden erfahren hat. Der Sozialismus ist immer stärker demokratisiert und entrevolutioniert worden. Man meint, innerhalb des demokratischen Systems die wesentlichen Forderungen für die Handarbeiter erreichen zu können. Die wirtschaftlichen und sozialen Nöte Rußlands dienen als Abschreckungsmittel vor dem Kommunismus. Dazu kommt der Glanz, den der Demokratismus in den in Frage kommenden Kreisen, trotz allem, besitzt. Das zeigt sich etwa auch in der leidenschaftlichen Bekämpfung der Diktatur Mussolinis. Dazu kommt die immer stärker werdende Abneigung wider die blutigen Kämpfe, die von der Einführung des Kommunismus unabtrennbar wären. Nicht minder spricht mit, daß der sozialdemokratische Internationalismus einen Austausch und eine gegenseitige Beeinflussung der Stimmungen und Neigungen der sozialistischen Führer der verschiedenen Länder in sich schließt und zur Zeit wenigstens die antikommunistische Strömung dadurch an Geschlossenheit zunimmt, und in dem Maße, als der Kommunismus an Boden gewönne, immer mehr zunehmen würde. Dazu tritt endlich die Machtstellung des Sozialismus innerhalb des demokratischen Staatswesens und, im Zusammenhang damit, eine gesteigerte Erkenntnis der unersetzlichen Kräfte der geschichtlich gewordenen Kultur und Bildung für das Volksganze, die dem Bolschewismus zum Opfer fallen müßten und allenfalls nur in Museen konserviert werden könnten. Schließlich ist, trotz der Zerrissenheit der heutigen Völker in Parteien, in allen Kreisen dieser Völker doch eine gewisse geistige Grundströmung vorhanden, die freilich in den Tageskämpfen kaum merkbar wird, aber doch die letzten Entschlüsse und Wendungen mitbestimmt. Das ist auch hinsichtlich der Stellungnahme zu dem Bolschewismus bei allen Völkern von West- und Mitteleuropa mit in Anschlag zu bringen. Die reine Unvernunft setzt sich nie auf die Dauer durch, freilich auch nicht die reine Vernunft.

Daß die breiten Volksmassen die dargelegten Erwägungen kaum mit Bewußtsein mitmachen werden, ist ziemlich selbstverständlich. Ebenso unterliegt keinem Zweifel, daß begabte Führer sie zu den gefährlichsten und aussichtslosesten Unternehmungen fortreißen können. Finden sich derartige Persönlichkeiten, so kann die Zukunft auch bei uns revolutionäre Putsche bringen, unter der Leitung des Sowjetsterns. Aber die wirklichen Führernaturen von den Ausmaßen eines Mussolini oder eines Lenin, haben immer ein intuitives Verständnis für das sachlich Mögliche und das gerade ist es, was die Massen dauernd an sie fesselt. Ob in einer Lage wie der gekennzeichneten große Führer sich in unseren Ländern für den Bolschewismus einsetzen würden, ist ebenso fraglich, wie daß sie ein nachhaltiges Echo im Volke

Digitized by Google

— das etwas ganz anderes ist als der Janhagel — finden würden. Weder die Einstellung der Demokratie noch die des Nationalismus würde ihnen entgegen kommen. Die Diktatur des Proletariates, die natürlich eingeführt würde, dürfte daher schnell zusammenbrechen. Ein Bund von Demokratie und Bolschewismus ist schlechterdings undenkbar, da beide in ihrem tiefsten Kern einander entgegengesetzt sind. Ein Kompromiß zwischen beiden würde zu endlosen Zwistigkeiten führen und so gut wie sicher bei uns mit der Auffaugung des Kommunismus endigen.

Ist nun aber der Demokratismus trotz allem der beatus possidens in dem gegenwärtigen politischen Leben und stehen Nationalismus und Kommunismus innerlich in demselben scharfen Gegensatz zu ihm, so kann man wohl auf die Frage kommen, ob dieser Gegensatz die beiden nicht auch positiv einander annähern könnte? Das soziale Element im Kommunismus schüfe keinen unüberbrückbaren Gegensatz, denn der Nationalismus ist an sich durchaus sozial gerichtet, wenigstens bei uns Deutschen. Ebensowenig bildet die Forderung einer zeitweiligen Diktatur ein unüberwindliches Hindernis, denn bei umfassenden Umwälzungen ist die Diktatur die einzig mögliche Garantie für Ordnung und Ruhe. Aber selbst wenn man sich vorstellen könnte, daß zeitweilig im Kampf um die staatliche Macht die beiden Antipoden sich zusammenfinden, so könnte diese Kombination keine Dauer haben. Man könnte zu ihren Gunsten etwas sagen, daß doch so Rechts und Links in dem neu zu errichtenden Staatswesen zu ihrem Rechte kämen und daß gerade die Schärfe des Gegensatzes zwischen beiden alle demokratischen Elemente zur Entscheidung für die eine oder die andere Seite nötigen würden. So, kann man sagen, könnte dann der Volkswille teils für, teils wider die beiden miteinander ringenden Tendenzen entscheiden. Aber diese ganze Kombination ist eine politische Unmöglichkeit. Eine Diktatur ohne einheitliche Richtung ist ein Widerspruch in sich selbst. Und zwei Richtungen, die den Demokratismus bekämpfen, können unmöglich sich dadurch miteinander abfinden, daß sie ihn wiederherstellen. Eine Kombination dieser Art wäre daher nichts anderes, als ein wohlbereiteter Selbstmord beider Partner. Dazu kommt, daß jeder von beiden sich immer noch eher mit dem bekämpften Demokratismus, als miteinander abfände.

Das Wesen großer geschichtlicher Strömungen kommt nicht nur darin zum Ausdruck, was sie negieren, sondern kräftiger und deutlicher in ihren positiven Gedanken und Zielen, um derentwillen sie ja erst ihre Negation aussprechen. Man kann die nämliche Sache negieren und dabei etwas ganz Verschiedenes meinen, je nach dem positiven Grunde zu der Verneinung. Das gilt auch von dem Verhältnis, das Nationalismus und Kommunismus zu dem Demokratismus einnehmen. Der gemeinsame Gegensatz besagt hier nichts hinsichtlich einer positiven Verständigung, auch nur in dem bescheidenen Grade, der zu gemeinsamer politischer Arbeit nötig wäre. Der Nationalismus ist durch und durch geschichtlich orientiert. Für ihn ist das Volk eine sich organisch entfaltende Einheit, die sich in einem reich abgestuften System von verschiedenen Lebensfunktionen darstellt. Der Kommunismus dagegen setzt alle Einzelnen nach Bestimmung und Aufgabe einander gleich. Wenn er die nationalen Rechte wahrt, so geschieht das nicht in der Erkenntnis ihrer Bedeutung, sondern in der Annahme ihrer völligen Belanglosigkeit. Der Nationalismus will eine Regierung, die den einheitlichen Volkswillen verkörpert und heranbildet. Der Kommunismus steht und fällt mit der Diktatur der Handarbeiter. Der Nationalismus hält bei seiner starken Neigung zu ausgleichender

Digitized by Google

sozialer Gerechtigkeit doch unbedingt fest an der Freiheit der Persönlichkeit und damit auch an dem Privateigentum. Der Kommunismus sieht in blindem Dogmatismus die Aufhebung des Privateigentums für den Grundpfeiler in dem Zukunftsstaat an und zerstört so die Grundlage aller Freiheit und die Entwicklung der menschlichen Kultur. Der Nationalismus hat Gabe wie Aufgabe an dem Erbe der Väter, der Kommunismus verachtet die Väter wie ihre Arbeit und will im naiven Dogmatismus der Halbbildung, von heute auf morgen eine neue Welt bauen. Der Nationalismus kennt Ideale, hat Religion und bewegt sich auf dem Boden der geschichtlich erprobten Gesinnungsethik. Der Kommunismus ist grundsätzlich materialistisch, ein fanatischer Feind jeder Religion, ein Verfechter der rein politisch orientierten Interessenmoral.

Das sind nicht nur logische Spannungen, die sich aus der Einseitigkeit aller menschlichen Erkenntnis verstehen, die neue Einsicht übertreibt und dadurch die entgegengesetzte Einseitigkeit hervorruft. Zwischen dem Ja und Nein, um das es sich hier handelt, ist keine positive Beziehung möglich und daher auch an eine schließlich zu erzwingende Synthese nicht zu denken. Hier stehen zwei Weltanschauungen in einem nicht zu lösenden Gegensatz zueinander. Der Sieg der einen bedeutet den Untergang der andern, denn auch die notgedrungene Annahme dieses oder des andern Punktes von einer oder der andern Seite würde weder einen wirklichen Ausgleich, noch auch nur die Möglichkeit eines Zusammenwirkens hervorbringen. Wenn daher der Nationalismus und der Kommunismus die stärksten Elemente in dem politischen Leben Europas zu sein scheinen, so weist das für die Zukunft auf schwere innen- und außenpolitische Kämpfe hin. Und diese Prognose gewinnt in dem Maße an Gewißheit, als der in Rede stehende Gegensatz hüben und drüben nicht nur durch politische Anschauungen oder allgemeine Kulturtendenzen bedingt ist, sondern letzlich auf einem tiefen religiösen Gegensatz beruht. Wir haben absichtlich diesen Gesichtspunkt im Hintergrund gelassen, um nicht aus dem rein politischen Gesichtskreis herausgedrängt zu werden. Man wird vielleicht hier den Einwand erheben, daß die religiösen Anschauungen in den europäischen Völkern einerseits ganz und gar in das Privatleben zurückgedrängt worden sind, andrerseits so sehr durch die wissenschaftliche Kritik in einen kraftlosen und blassen Idealismus aufgelöst worden sind, daß man von einer Beeinflussung des praktischen Willens der Völker durch religiöse Motive nicht im Ernst reden dürfe. Man kann sich darauf beziehen, daß selbst das russische Volk, in dem doch die Religion eine wirksame Macht zu sein schien, sich willenlos dem sowjetistischen Atheismus gebeugt habe. Wie könne man im aufgeklärten Westen im Ernst auf politische Wirkungen der Religion hoffen?

Aber so überzeugend derartige Urteile für den ersten Moment klingen mögen, so starke Gegengründe erheben sich bei nüchterner Überlegung wider sie. Mag immerhin die Religion vielfach zur „Privatsache" geworden sein, so ist damit doch nicht ausgeschlossen, daß die Menschen für ihre Entscheidungen und ihre Urteile auch religiöse Motive in Wirkung setzen, ist doch jede wirkliche Entscheidung immer ein persönlicher oder privater Vorgang. Die Religion ist ja überhaupt nicht eine Summe von Kenntnissen, die durch andere höhere Erkenntnisse schwinden, sondern sie ist eine innere Notwendigkeit des Geisteslebens, die trotz aller Verstandesbedenken sich immer wieder in ihm geltend macht. Der Mensch kann sie zeitweilig bei Seite schieben, sie bricht doch wieder hervor, wenn auch in dem sinnlosesten

Digitized by Google

Aberglauben oder in der fanatischen Unterwerfung unter gewisse unbeweisbare „Prinzipien". Völliger Mangel an Religion bedeutete immer geistigen Defekt des betreffenden Menschen. Das mag bei einzelnen Individuen vorkommen, und andere mögen zeitweilig derartigen Suggestionen unterliegen. Man wird es aber nie für ganze Völker in längerer Zeitdauer annehmen dürfen. Hierbei ist weiter zu beachten, daß Völker wie Individuen den Wert des Bestandes ihres geistigen Eigentums oft erst dann ganz erfassen, wenn es ihnen genommen werden soll. Weite Kreise unserer Gesellschaft, die kein bewußt christliches Leben führen und zu der Kirche keine andere Beziehung als eine durch keinerlei Sachkunde ausgezeichnete Kritik haben, würden sofort einmütig Widerspruch erheben, wenn die Religionslosigkeit zur öffentlichen Forderung gemacht würde. Geschichtliche Tradition, persönliche Erinnerungen und vor allem eine gewisse innere Beziehung zur Religion kommen darin zum Ausdruck. Ebenso wird man, zumal in Zeiten allgemeiner Not und stark gesteigerter sozialer Interessen, die Bedeutung der Religion in dem öffentlichen Leben wieder klar erkennen, beruht doch die soziale Idee und der Ernst zu ihrer Lösung letzlich auf christlich-religiösen Motiven. Wer überhaupt geschichtlich zu denken vermag, wird das Christentum als einen maßgebenden Faktor in den europäischen Kulturkreisen werten, dessen Fortwirken daher als nationale Forderung anzusehen ist. Gerade in Deutschland betont die nationale Bewegung zur Zeit wieder energisch die Bedeutung des Christentums für die Geschicke des Vaterlandes und dem entspricht es, daß in manchen Gruppen der Bevölkerung, zumal auch bei der Jugend, eine Neubelebung des religiösen Verständnisses sich anbahnt. Wenn dabei hier und da das Christentum speziell germanische Formen erhalten soll, so sind die hierbei zutage tretenden Auswüchse und Übertreibungen, für die große Gesamtrichtung, die uns beschäftigt, belanglos.

Sobald also der Nationalismus konsequent durchdacht und durchgeführt wird, ergibt sich ganz von selbst eine positive Stellung zu der christlichen Religion. Auf die Art- und Gradunterschiede, die sich hierbei, je nach dem nationalen Temperament und der geschichtlichen Entwicklung der Völker, herausstellen, brauchen wir nicht einzugehen. Uns ist es genug an dem Resultat, daß der Nationalismus, auch durch seine Anerkennung der Bedeutung des Christentums für das Volksleben, in unversöhnlichen Gegensatz zu der kommunistischen Weltanschauung tritt. Nicht minder aber ergibt sich, daß Christentum und Kirche mit Recht von unserem Nationalismus als starke Stützen seiner Bestrebungen angesehen werden. In dem Maße, als einerseits die Kirche in der neuen Lage ihren Einfluß auf das Volksleben wieder zu gewinnen trachten muß und andrerseits der Nationalismus immer mehr genötigt sein wird, alle Kräfte zum Kampf heranzuziehen, wird dieses Verhältnis immer enger und fruchtbarer werden. Schärfer blickende Politiker klagen nicht ganz selten über die politische Direktionslosigkeit des deutschen Protestantismus und über die Verständnislosigkeit der nationalen Bewegung für die Bedeutung der Kirche. Hier liegen in der Tat auf beiden Seiten Mißstände vor, deren völlige Beseitigung vielleicht erst in der nächsten Generation zu erwarten ist. Daß Derartiges nur mit größter Vorsicht in die Wege geleitet werden kann, ist einleuchtend. Aber nicht minder dürfte es sicher sein, daß, wenn einst die Gegensätze sich so zuspitzen werden, wie wir es angenommen haben, der Nationalismus und das Christentum, mit allen seinen Konfessionen und Denominationen sich einander immer mehr nähern werden. Eine national empfindende Christenheit und ein

Digitized by Google

christlich denkender Nationalismus — das wäre das Bollwerk wider den bolschewistischen Kommunismus, das standhalten könnte. Man mag derartiges heute für unmöglich halten. Aber die Not lehrt nicht nur beten, wie das Sprichwort sagt, sie lehrt auch das Unmögliche möglich machen. Sonst freilich droht uns „der Untergang des Abendlandes".

Wir haben uns daran gewöhnt, den Bolschewismus als eine geschichtliche Eintagsfliege leicht zu nehmen. Die Kenner Rußlands urteilen anders, und auch ein flüchtiger Aufenthalt in Rußland bestätigt ihr Urteil. Soviel scheint sicher zu sein, daß uns in West- und Mitteleuropa der Bolschewismus noch viel mehr zu schaffen machen wird, als die Meisten es heute wahr haben wollen. Man wird sagen, das sei doch nur Zukunftsmusik. Gewiß, aber diese Zukunft braucht deshalb doch nicht in eschatologischer Ferne zu liegen, sondern sie kann uns bereits ganz nahe sein. Es ist daher vielleicht nützlich, statt über die politischen Parteien und ihr Recht oder Unrecht zu reden, oder statt über den Dawesvertrag und Völkerbund sich den Kopf zu zerbrechen, einmal die Frage nach den letzten Werdeprinzipien des politischen Lebens Europas und den in ihr enthaltenen Möglichkeiten zu erwägen. Das konnte hier nur in kurzen Andeutungen geschehen. Vielleicht lohnt es sich doch, ihnen nachzudenken, denn die letzten Bewegungsprinzipien bedingen auch das konkrete Einzelgeschehen, so andersartig es sich zunächst darstellen mag.

Die Ideen des Demokratismus herrschen heute in Europa. Die Einheit Europas beruht auf ihnen. Die von ihm gebotenen Formen sind die einzigen politischen Wirkungsmöglichkeiten. Man kann sie für verkehrt halten, aber Verfassung und Stimmung der Völker tragen sie. Man möchte die Ruhe, die dadurch garantiert zu sein scheint, den gequälten Völkern Europas gönnen. Die Melodie „Freiheit und Gleichheit" verklärt vielen den Alltag, ist sie doch selbstverständlich geworden. Aber die Melodie wird vom Brausen des Sturmes übertönt und gierig lecken die Wogen an dem vermeintlich gesicherten Eiland, Stück um Stück von seinen Gestaden losreißend. Von zwei Richtungen kommen sie, grimmig aneinander prallend. Aber dadurch wird die Gefahr für das Eiland nur größer. Allerdings, um ohne Gleichnis fortzufahren, scheint den Demokraten die Möglichkeit zu bleiben, die beiden Gegner dadurch in Schach zu halten, daß sie sich bald auf den einen, bald auf den andern stützen, oder bald mehr das Demokratische, bald mehr das Sozialistische betonen. Aber diese Möglichkeit ist angesichts der Schärfe der Gegensätze kaum als eine konkrete anzusehen. Dann bleibt nichts anderes übrig, als daß die beiden triebkräftigen Tendenzen miteinander um den entscheidenden Einfluß ringen. Dieser Kampf wird grundsätzlich in den Formen der Demokratie geführt werden, aber sehr bald wird die Diktatur in Tätigkeit treten, es sei von links oder von rechts. Die Partei wird siegen, welcher schließlich die heutigen Demokraten aller Färbungen zufallen. Man wird dabei natürlich den demokratischen Formen Rechnung tragen, wie es einerseits Mussolini, andrerseits Lenin auch getan haben. Aber diese Formen würden, so oder anders, Inhalte und Tendenzen in sich bergen, welche der Demokratie an sich völlig fremd sind. Nur uns Deutschen, die vielfach naiv genug sind, es für demokratisch zu halten, wenn man der eigens für Deutschland präparierten Formel „Demokratie schließt Nationalismus und Imperialismus aus", treuherzig glaubt, erscheint das als undenkbar, während auf romanischem und angelsächsischem Boden Nationalismus wie Imperialismus kräftig vordringen, ohne daß man sich des Widerspruches zu den demokratischen Grundideen bewußt

Digitized by Google

würde. Das bedeutet aber, daß diese immer mehr als bloße Kulissen im politischen Spiel benutzt werden, oder der verhängnisvolle konstruktive Dogmatismus der Demokratie praktisch zurückgestellt wird, wie es Mussolini dann im großen Stile durchgeführt hat.

Wir haben erkannt, daß die Chancen unter den beiden treibenden politischen Grundströmungen für den Nationalismus allseitig günstiger liegen als für den Kommunismus. Der Nationalismus ist einmal fast überall schon am Werk, das Leben der Völker trägt ihn, er vermag weit eher als der Kommunismus die wirtschaftlichen Aufgaben der Zeit zu ergreifen, und er steht auch den sozialen Tendenzen der Zeit im Rahmen einer nationalen Gesamtkultur nahe genug, um sich die Geschicke und den Bedarf des Proletariates angelegen sein zu lassen. Und zwar ist das nicht nur in der praktischen Notwendigkeit begründet, sondern auch in seinem Interesse an einem einheitlichen Kulturstreben der Nation.

Nehmen wir nun aber an, daß der Nationalismus sich wirklich überall durchsetzte, so wäre eine unentrinnbare Folge, daß die Grenzen der Staaten nicht nach der zufälligen Konstellation der politischen Machtverhältnisse abgesteckt werden dürften, sondern nach der nationalen Herkunft und der mit ihr gegebenen Kulturtendenz der Bevölkerung. Daß wir Deutsche nach dem willkürlichen und unsachlichen Versailler Friedensdiktat hieran besonders interessiert sind, ist jedermann ohne weiteres klar und findet auch außerhalb Deutschlands wachsendes Verständnis. Nun verbindet sich aber mit dem Nationalismus leicht der Imperialismus. Dawider ist nichts einzuwenden, solange der Imperialismus wirklich national bleibt oder die, der Bedeutung und Kraft der Nation entsprechende, Stellung in dem Leben der Völker beansprucht und erstrebt. Die Sache liegt aber ganz anders, wenn eine Nation ihre äußere Machtstellung dadurch zu sichern sucht, daß sie die benachbarten Völker durch die willkürlichsten Mittel um die naturgemäßen Grenzen bringt, ihre Entfaltung zu hemmen sucht oder sie zu dauernder Verkrüppelung verurteilt. Hier wird der Nationalismus aus einem der Natur wie dem Geist entsprechenden Fortschrittsprinzip, für das eigene Volk wie die ganze Welt, zu einem Prinzip des Stillstandes und damit des Rückschrittes verfälscht. So verstanden ist dann freilich der Imperialismus eine Schädigung des Lebens der Völker. Dazu kommt, daß derartige Bestrebungen eine ständige Bedrohung des Weltfriedens in sich enthalten. Wenn der Völkerbund einst lernen sollte im Geist unseres großen Kant, dem er ja Namen wie Ideeen verdankt, zu denken und zu handeln, so könnte er durch eine, dem Nationalprinzip entsprechende Revision der Versailler Bestimmungen, künftigen Kriegen vorbeugen. Der Nationalismus soll daher nie in chauvinistische Bedrückung anderer Völker verfallen.

Das gilt im Großen, aber es sollte, je einheitlicher und fester stabilisiert ein nationales Staatswesen dasteht, auch Anwendung finden auf fremde Volkssplitter, etwa in Grenzprovinzen. Je tiefer sich die nationale Idee in den Völkern Europas durchgesetzt hat, desto tiefer wurzelt naturgemäß auch das nationale Gefühl in den Einzelpersonen, und es ist auch verständlich, daß sich das am lebhaftesten in den Grenzländern zeigt. Solange man in früheren Zeiten bei solchen Volkssplittern die Eigenart in Sprache und Bildung schonte, gab es keine erbitternden Konflikte mit den Völkern, in deren politischen Bereich sie gehörten. Man denke etwa an die baltischen Deutschen der früheren Zeit oder an das alte Elsaß. Seit dagegen mit Gewalt die Entnationalisierung solcher Kreise durchgeführt werden soll, geht

Digitized by Google

das Gespenst der Irredenta um in der Welt. Ist nun wirklich für einen großen Staat etwas damit gewonnen, daß ein paar tausend Menschen mehr, widerwillig seine Sprache reden und durch den Zwang in der inneren Ablehnung des fremden Volkstums nur bestärkt werden? Man wird diese Frage kaum bejahen dürfen. Wenn das betreffende Volk die geistige Kraft dazu hat, wird es solche Gastvölker allmählich in sich aufsaugen. Mangelt es ihm an dieser Kraft, so wird durch derartige Gewaltsamkeiten nicht nur wenig erreicht werden, sondern auch der Haß des Volkes erweckt werden, zu dem diese Fremdlinge innerlich gehören. Das „Prestige" mag so gefördert werden, sachlich wird zumeist das Gegenteil des Gewünschten erreicht. Der Nationalismus ist eine viel zu gewaltige Sache, als daß er durch derartige Kleinlichkeiten diskreditiert werden dürfte. Es ist immerhin zu beachten, daß die russischen Sowjetstaaten allen einzelnen Völkern in dem Riesenreiche ihre Eigenart belassen haben. Sie haben damit eine wesentliche Schwierigkeit, welche ihnen entgegenstand, zu überwinden gewußt.

Die Zukunft ist immer dunkel. Ungeahntes mag in ihrem Schoße ruhen. Je mehr man an das Einzelne und Konkrete denkt, desto undurchdringlicher wird das Dunkel. Und doch ist in jeder Gegenwart die Zukunft schon enthalten. Sie regt sich unter uns und auch in uns, und wir alle sind Organe zu ihrer Herstellung. Je mehr wir frei von allen Vorurteilen und die Wünsche zügelnd, letzte Motive und übergreifende Kräfte in der Gegenwart zu schauen trachten, desto lebhafter wird die Ahnung von dem, was kommen wird. So ist auch dieser Blick in die Zukunft Europas gemeint. Wir sprechen von dem, was kommen wird, weil es schon da ist. Das Bild, das wir schauten, ist kein Bild stillen Friedens, wachsenden Wohlstandes, endlicher Völkerversöhnung „Arbeit, Brot und Friede." Wir sahen heißes Ringen von geistigen Prinzipien, welche die Gegenwart zu beherrschen sich anschicken. Diese Prinzipien werden schwere Erschütterungen in dem innerpolitischen Leben der Völker hervorrufen, und sie werden auch in erhöhtem Maße Gegensätze zwischen Volk und Volk schaffen. Ob das in den Formen von Revolutionen und Kriegen geschehen wird oder in scharfen Geistesgegensätzen und entfesselten Parteileidenschaften — das weiß niemand. Aber alle Gegensätze sind Zeugnisse des Lebens, und daher streben sie zur Einheit. Vernunft und Unvernunft, Einsicht und bloßer Dogmatismus, der gute und der böse Wille, ergeben sich aus den Notwendigkeiten des Lebens, und sie müssen daher auch im Leben münden. Unter den großen politischen Motiven schien uns der Nationalismus das stärkste zu sein. Das Leben, das uns vorschwebt, wird sich, wenn wir recht sehen, unter seinem Zeichen aus den mannigfachen Gegensätzen emporringen. Das heißt nicht, daß sich ein politisches Programm von heute abzugslos verwirklichen wird. Die Geschichte nimmt alles, was Lebenskraft hat — und wäre es auch nur die Kraft der Negation — in ihre Epochen auf. Daher sind sie unendlich vielseitig und mannigfaltig, stecken doch alle Keimzellen für ungeahnte weitere Zukunft in ihr.

Fragt man schließlich, was wir in solcher Lage tun sollen, so lautet die Antwort: Glauben an den Sieg der Wahrheit und des Guten und demgemäß handeln, ein jeder in seinem Beruf und nach seinen Gaben. Die Politik ist nicht nur eine Aufgabe für Parlamentarier und die von ihnen erwählten Minister. Sie soll uns vielmehr alle im Denken wie im Wollen beschäftigen, denn es geht bei ihr um die Zukunft unseres Volkes, und mehr noch, um die Zukunft Europas.

Digitized by Google

Der Tod des Adrian Dehls

Erforscht und überliefert von seinem Neffen J. D. Dehls

Novelle

von

Georg von der Vring

Wenn der Schreiber dieser Geschichte es für nötig erachtet, ein kleines, doch getreues Selbstbildnis seinen Zeilen voranzustellen, so möge es ihm nicht verübelt werden. Er tut es in der Erwägung, daß es ihm im Laufe des Schreibens weder möglich noch schicklich erscheinen möchte, sich selber zu malen und der Ausspiegelungen eigener Gefühle Erwähnung zu tun. Überdies zeigt ihn seine Erzählung als einen Menschen, in den für jene Zeit ein heldischer Geist auf Borg gefahren, und ein solcher wird eher geneigt sein, sein Porträt vorzustellen, als ein Held aus Eigenem. Ich sah 1843 etwa so aus: Mittelgroß, schlank; dunkles Haar mit Neigung zu früher Glatze (die ich beim Schreiben dieser Zeilen wie einen mäßigen Kürbis dem Licht der Petroleumlampe darbiete); Kopfform vielleicht nicht übel, doch mit zu großem Hinterbau; Stirn schon faltig; Augen braun (für Frauen stechend); Nase gerade und großflügelig; Oberlippe lang und rasiert, Unterlippe vorgeschoben; Kinn nach meiner Meinung sehr schön, darunter nach damaliger Mode eine Haarbürste, von Farbe rötlichbraun; Gesichtsfarbe zu gelb.

Dies Selbstbildnis ist gezeichnet nach einer Aufnahme aus jener Zeit. Ich glaube, daß es damals Leute gab, die häßlicher waren als ich, aber auch solche, die schöner — die wahre Ausdeutung eines Gesichts aber ist schwierig und spricht einzig das Herz.

* * *

Ich kann nicht sagen, daß mir mein Onkel Adrian, solange er lebte, sonderlich nahe gestanden hätte, obwohl ich nach dem frühen Hinscheiden meiner Eltern sechs Jahre in seinem kinderlosen Hause verbracht habe, in Obhut der Tante, einer zarten, immer kränkelnden Frau, deren Wesen nichts als Kälte verbreitete, deren eisige Hand zu berühren ich Abneigung trug. Der Onkel war unzweifelhaft ein fester und tatkräftiger Mann, der unserer Stadt sehr wertvolle Dienste geleistet hat. So ist er Jahre hindurch der robuste Verfechter des Hafenprojektes gewesen, das er nach allerlei Widrigkeiten in die Tat umzusetzen wußte. Bei Abschluß

Digitized by Google

dieses Werkes wurde ihm vom Herzog das Verdienstkreuz verliehen, das der Onkel, soviel ich weiß, nie getragen hat. Mit einer Ausnahme: auf einer Photographie nämlich, die er auf Wunsch der Tante in Bremen herstellen ließ. Diese Aufnahme ist in meinen Händen. Sie gibt den Onkel nicht übel wieder — seine entschlossene Haltung, seine breite männliche Nase, sein herrisches Kinn, seine ein wenig nach außen gedrückten Kniee. Nur eins ist durch die Schuld des Photographen verfälscht worden, die Augen, die dieser verständnislose Künstler (wenn man ihn so nennen darf) mit seinem Retouchierstift einfach geschwärzt hat — zu meinem Ärger, denn die Augen Onkel Adrians waren das Eigenartigste an ihm. Diese Augen waren blau, hellblau, hart und stechend, sie verrieten eine starke Leidenschaftlichkeit, Unberechenbarkeit, Sprunghaftigkeit. In den Augen lag das, was mich meinem Onkel nie nahe kommen ließ, sie waren geradezu — fanatisch, ich konnte sie nicht anblicken, ohne Unbehagen zu empfinden. Ich bin ein ruhiger Mensch und liebe nicht diese Löwennaturen, die gerade dann losspringen, wenn man sie gleichmütig glaubt, und deren Leben in manchen Zeiten mit „Lebenssucht" bezeichnet werden kann.

Onkel Adrian kannte die ganze Welt. Früh rannte er seinen Eltern fort. Er war Goldgräber in Alaska, stellte Biberfallen am Mackenzie. Nach 10 Jahren kehrte er gebändigt zurück. Zum Erstaunen unsrer Stadt durchlief er dann die Lehre, die Bauschule, ohne sich das geringste zuschulden kommen zu lassen. Mit 40 Jahren war er einer unsrer angesehensten Bürger — gegen seine Arbeiter forsch, aber gerecht, gegen Widersacher eisenhart. Von großer Körperkraft, schwamm er spielend über die Weser, die bei uns genau einen Kilometer breit ist und ziemlich starke Strömung hat. Noch eins: Wein trank er nie.

Wenn ich mich übrigens soeben einen ruhigen Menschen genannt habe, so muß ich diese Bezeichnung dahin einschränken, daß ich es zumeist bin, daß es meine Grundstimmung ist, ein wenig allein, sozusagen „hinterm Zaun" zu leben. Es mag erwähnenswert sein, daß ich unverheiratet bin — bei meinem Alter von 65 Jahren ein arges Übel — dafür jedoch einen recht heiteren Verkehr mit sechs sehr schönen, teils von Übersee stammenden — Pfeifen pflege.

Ich verzeichne mein Pfeifendasein „hinterm Zaun" aus einem ganz bestimmten Grunde. In meinem Leben gab es nämlich eine Zeit, in der ich nicht ruhig war, sondern geradezu ein Draufgänger. Allerdings war ich damals jung, doch das war nicht, oder doch bei weitem nicht allein die Ursache solcher völligen Umkehrung meines Wesens. Manchmal gehe ich sogar so weit, mir auszumalen, Onkel Adrian habe in mir gespenstert. Denn er war es ja, der mein damaliges „Aufflammen" zustande brachte, wenigstens sein Tod, oder vielmehr die ganz rätselhafte Art seines Todes. Zu der Zeit, als Onkel Adrian tot aufgefunden wurde, war ich als Assessor am Landgericht unsrer Hauptstadt tätig. Ich kam erst am Tage des Begräbnisses herüber, hinein in diese ganz versteinerte Bürgerschaft und erfuhr das wenige, was alle wußten. Ich erfuhr natürlich auch alle Legenden, die sich sofort um diesen unerhörten Tod gesponnen hatten.

Die nackten Tatsachen seien kurz berichtet:

Onkel Adrian wurde am 17. September (1842) morgens um 6 Uhr von dem Steuermann eines norwegischen Gaffelschoners als Leiche aus dem Hafen gezogen, nachdem er am Abend vorher kurz nach neun Uhr durch ein fünfzehnjähriges Arbeiterkind in das Haus einer Sterbenden gerufen worden war, das er nach

Digitized by Google

dem Ableben der Frau um Mitternacht wieder verlassen hatte. Eine ärztliche Untersuchung der Leiche des Onkel Adrian ergab, daß sie eine beträchtliche Verletzung der rechten Hälfte der Schädeldecke aufwies, die, wie der Hausarzt des Onkels, Dr. Körnlein, sich ausdrückte, „ebensogut auf einen Sturz auf eine scharfe Kante wie auf einen Schlag mit einem ebensolchen Gegenstand hinzudeuten scheine". Auf diese Weise helfen sich die Füchse und ihre Verwandten und behalten dann auch, Gottes Vorsehung entsprechend, am Ende recht. Auch der Hausarzt Onkel Adrians hat Recht behalten.

Übrigens fehlten aus den Kleidern die Brieftasche mit etwas Geld und die Uhr.

Ich begab mich nach dem Begräbnis, das meine große Unruhe noch gesteigert hatte, nach dem Hause der verstorbenen Ome — unter welchem Namen sie in unserer Stadt bekannt war —, deren Begräbnis eine Stunde eher stattgefunden hatte. Da ich die Tür verschlossen fand, überquerte ich die Straße und trat in ein weißgetünchtes, recht sauberes Haus, in der Absicht, mit dem fünfzehnjährigen Mädchen zu sprechen, welches den Onkel an das Sterbebett der Ome gerufen hatte.

Eine lange, magere Frau, offenbar die Mutter des Kindes, ließ mich sehr unwillig ein. Die Fünfzehnjährige, ein blondes und ebenfalls großes und mageres Mädchen mit einem violetten Muttermal auf der einen Gesichtshälfte , saß am Fenster und nahm Granat aus. Sobald sie mich erblickte, fielen ihre eine Unmenge Tränen auf die Granathülsen, wobei sie, ohne aufzusehen, ihre Arbeit unterbrach. Zum Sprechen vermochte ich sie nicht zu bringen. Dafür redete die Mutter auf eine so unsinnige Art, daß ich ärgerlich wieder fortging.

Es ist nur natürlich, daß mich der Tod des Onkels in dem ganzen Jahre, das ich bis zu meiner Anstellung noch in der Hauptstadt verbrachte, lebhaft beschäftigte. Mit dem Sterben seiner außerordentlich wilden Augen schien in mir etwas verändert und verschoben zu sein. Es war ja auch ganz unerhört, diese lebenssüchtigen Augen ohne Altern und langsames Milderwerden gewaltsam ausgelöscht zu wissen. Es war „dort" ein scharfer Bruch entstanden, der — gefährlich, es zu sagen — mich fortgesetzt irgendwie berührte. Kurz, meine ich: Onkel Adrian hatte auch nach seinem Tode noch die Macht über mich, meinen Kopf samt Nasenspitze und Kinnbürste auf die Akten zu drücken und zu sagen:

„Es muß noch allerhand geschehen — schlafe nur nicht ein! Denn, daß ich in den Hafen, den ich selber erbaut habe, so zufällig hineinfallen — und wenn schon — darin ertrinken könnte, das ist Unsinn, bar und klar!" Und so blieb ich denn wach.

* * *

Im Sommer 1843 bekam ich endlich meine staatliche Anstellung und wurde, nicht ohne mein Betreiben, zum Amtmann meiner Vaterstadt ernannt. Ich fand dort allerlei liegengebliebene Arbeiten vor, die zunächst meine ganze Zeit in Anspruch nahmen, so daß ich den Onkel eine ganze Weile — nicht vergaß, sondern warten ließ.

Es mag vier Wochen nach meinem Amtsantritt gewesen sein, als ich eines Morgens über einen alten grüngestrichenen Wandschrank kam, der eine Sammlung von Beweismaterial älterer Straffachen enthielt. Unvergeßlich ist mir, wie dieser

Digitized by Google

kleine, ganz gewöhnliche Schlüssel in meiner Hand lag, als ich ihn drehte. Zunächst sah ich lauter Dinge, die in Schränken gleicher Bestimmung sich immer finden, wie Totschläger, eine Perücke, ein Bund Schlüssel, Zeug, Briefe und ähnliche Zettel, und anderes mehr. Dann aber fand ich die Schuhsohlen.

Doch waren es nicht die Schuhsohlen, die mich zunächst interessierten, sondern eine darauf liegende kleine Zeichnung, eine Orientierungsskizze von unserm Hafen, offenbar von der Hand des Onkels. Ich muß hier bemerken, daß der Grundriß unseres Hafens ungefähr die Form eines länglichen Pfeifenkopfes hat, wobei die Schleuse an der Kopfmündung zu denken wäre. So hatte ihn Onkel Adrian auch gezeichnet, mit vier, fünf groben Strichen, sachlich und klar. Eins aber fesselte mich an der Zeichnung, es war ein Kreuz, das der Onkel mitten in die Hafenfläche gesetzt hatte, ein wenig unter die Mitte, etwa dort, wo bei dem nahezu ausgebrannten Pfeifenkopf das Feuer stecken würde. Nur dies Kreuz. Als ich das Blatt umwandte, stand dort ebenfalls ein Kreuz, unter diesem aber die Erklärung. Sie lautete, mit den hitzig verschnörkelten Dehlsschen Buchstaben geschrieben: Hier wurden bei den Ausgrabungsarbeiten des Hafens am 4. Mai 1835 zwei menschliche Gerippe, zwei Paar Ledersohlen, und einige Stückchen grünes Seidentuch gefunden. Eingeliefert durch Adrian Dehls, Baumeister.

Die Notiz selber hat mich erst später interessiert. Was mir aber plötzlich ein eisiges Gefühl durch die Glieder jagte, war der Gedanke, daß der Onkel genau an der bekreuzten Stelle tot aufgefunden — daß er somit, da der Hafen keine Strömung hat, an derselben Stelle ertrunken, oder, bereits tot, ins Wasser geworfen war. Dieser Gedanke, winzig genug, um Untersuchungen daran anzuknüpfen, war wiederum aufregend genug, mich gänzlich in seinen Bann zu ziehen.

* * *

Was die Schuhsohlen und den Seidenstoff betrifft, so bildeten sie das karge Beweismaterial für den Fall Gordon, der seit genau 8 Jahren bei uns der Aufklärung — entgegenschlief. Um irgend etwas für den „Fall Dehls" zu tun, schien es mir wichtig, mich genau mit dem Fall Gordon bekannt zu machen.

Ich verzeichne folgendes:

Im Jahre 1825 traf über Bremen ein englischer Detektiv bei uns ein, der die Spur zweier im Vorjahre verschwundener Landsleute verfolgte. Das Ehepaar Gordon hatte nach seinen Angaben die Elb- und Weserstädte bereist, um Geschäfte in Kaffee abzuschließen und zugleich Geld einzuziehen. Der Detektiv hatte ihrer Spur durch sechs Orte folgen können, in unserer Stadt verlor er sie. Nach längerem völlig erfolglosem Forschen kehrte er nach England zurück. Es scheint, daß dies Ereignis damals bei uns kaum beachtet wurde.

Nun findet also am 4. Mai 1835 der Baumeister Adrian Dehls bei der Ausschachtung des Hafenbeckens zwei menschliche Gerippe, zwei paar Schuhsohlen (die nach ihrem Schnitt unverkennbar in England gemacht sind) und einige Fetzen grünen Seidenstoff. Merkmal des größeren Gerippes: eine Verdickung in der Mitte des rechten Oberschenkelknochens, deutlich von einem früheren Knochenbruch herrührend. Auf eine Anfrage in England kommt die Erklärung: Der vermißte Herr Gordon habe tatsächlich in jungen Jahren beim Sturz aus der Marsrahe einen Bruch des rechten Oberschenkels erlitten. — Tiefe der Fundstelle etwa ein

Digitized by Google

Meter, darüber vermorschte Bretter, Geld, Ringe oder sonstige Schmucksachen wurden nicht gefunden. Von England erfolgte nichts. Bei uns schlief man ohnehin.

An diesem Tage, wo ich in den Besitz der Orientierungsskizze gelangte, begann ich meine Kombinationen. Es mag recht gewagt erscheinen, daß ich auf die Zeichnung hin den Mörder des Onkels mit dem der Gorden identifizierte. Ich dachte ganz simpel: So weit hat die Intelligenz des Mörders gereicht, den Onkel zu töten (was vielleicht kein so leichtes Ding war!), dazu aber, ihn anderswo als im Hafen an der einmal bewährten Stelle — einzugraben, nicht. Als die Besinnung kam, im Boot, war es zu spät. Immerhin konnte, wenn der Onkel „ertrunken" war, die Schädelwunde sehr wohl auf einen Sturz gegen einen Böschungsring oder eine Bootkante deuten, was Onkels Hausarzt, ein in Ehren grau gewordener Schwätzer, denn ja auch prompt feststellte. Auch der Umstand, daß die Leiche nicht beschwert und dadurch versenkt wurde, schien mir meinen Gedankengang zu bestätigen, denn dieser oder diese Mörder wollten ja — graben, und so war wohl außer den Rudern nur ein Spaten im Boot.

Heute ist mir allerdings, als dürfe ich so Gewagtes nicht schreiben, ohne es durch eine gleichzeitige Meldung von meinem Erfolg in ein günstiges Licht zu setzen. Doch ich fürchte mich nicht. Es ging hier um ganz andere Dinge als um die juristische Reputation eines kleinen Amtmannes mit einer Kinnbürste, die allerhand versprach.

Anfang September gelang es mir, einen jungen rühmlichst bekannten Arzt aus Hamburg herüber zu bekommen, den ich unserer Gesellschaft als einen Studienfreund vorstellte. Indem ich irgendeine gleichgültige Vornahme an der Leiche des Onkels zur Kenntnis gab, erhielt ich die Erlaubnis, das Grab zu öffnen.

Wir wählten eine regnerische Abendstunde. Es war ein gar zu harter Gedanke für mich, den Onkel halbverfallen sehen zu müssen. Deshalb ließ ich den Arzt allein an die Gruft treten, blieb seitab und besah mir eine Epheuwand, an der runde wie zackige Blattformen von Tropfen getroffen wurden. Als der Arzt zurückkam, sagte er mir lächelnd:

„Der Rücken eines Beiles — Ihr Hausarzt ist ein Trottel! Aber Ihr Onkel ist ein Satan, liegt da, die Augen offen. Ein bißchen voll Sand, aber — offen. Mehr gelb als grün und mit einem Ausdruck, als ob er durchaus nicht die Absicht habe, sich mit der Erde zu vermischen."

Ich sagte: „Er ist auch noch nicht tot."

Er fragte: „Haben Sie irgendeine Spur?"

Ich antwortete: „Er bringt mich auf eine."

Dann fragte ich noch, ob der Beilhieb sofort tödlich gewirkt haben könne. — Ja.

Der Entscheid des Arztes traf mir gerade ins Herz, denn mitten in meinem Kranz gemalter Kombinationen stand plötzlich ein festes Wort der Gewißheit, in der hitzigen Oehlschen Handschrift hingesetzt, aus dem Maule einer Feuerblume hängend, etwa so fixiert: „Endlich glaubst du mir!" oder „Sei kein Dummkopf!" oder „Ich werde dir eine Spur zeigen".

* * *

Tage und Wochen gingen hin. Ich wußte, daß Onkel Adrian mit dem Rücken eines Beiles erschlagen wurde und sah keinen Menschen ohne Mißtrauen an.

Digitized by Google

Im Traum war ich sogar selber einmal der, welcher das Beil erhob. Ich überlegte mir nun folgendes: Warum wird der Onkel von jenem Unbekannten nicht sogleich erschlagen, nachdem er den Leichenfund gemacht hat? — Antwort: Er ist damals ungefährlich, durch die Zeitung hat auch die ganze Stadt erfahren, was der Onkel wußte. Sieben Jahre später, und zwar in jener Nacht, in der er zur Ome geholt worden ist, ermordet man ihn. An diesem Zeitpunkt ist er also gefährlich geworden — an einen Raubmord glaubte ich nicht — und zwar dadurch, daß er „dort" etwas erfahren hat, bestimmt über den Mord an Gordon und Frau. Weshalb aber wird gerade Adrian Dehls gerufen? — Antwort: Weil sein Name im Zusammenhang mit dem Fund in die Zeitung gekommen ist und vielleicht auch, weil er als aufrecht und furchtlos gilt. (Was für Räubergeschichten gingen nicht über ihn durch unsere Stadt!) Nächste Frage: Welches ist das nun begrabene Geheimnis der Ome? —

Über ihre Person erfuhr ich, daß sie, früh verwitwet, allzeit eine freundliche, ein wenig schüchterne Frau gewesen sei, die ein redliches Leben voll harter Arbeit gehabt habe.

Hier begannen die Rätsel.

Einstweilen begab ich mich wieder zur Arbeiterfrau, um die schweigsame Tochter noch einmal zu verhören. Da ich nun als Amtmann kam, wurde ich weit freundlicher empfangen als beim ersten Besuch, bekam sogar einen Stuhl. Die Frau aber hatte sich scheinbar durch all diese Legenden, die unsre Stadt von einem Ende zum andern durchschwirrten, ganz verwirren lassen und wollte wissen, daß der Mörder ein ausländischer Steuermann und geflohen sei. Das Mädchen mit dem violetten Mal, das anwesend war und wieder einen Berg von Granat auszunehmen hatte, weinte diesmal nicht. Ich fragte sie:

„War jemand in der Nähe dieser Häuser, als du den Baumeister zur Ome hineinführtest?"

„So gib dem Herrn Amtmann eine Antwort, Blaubacke", zürnte die Frau. Das Mädchen schüttelte den Kopf, daß zwei Haarsträhnen wie helle Stäbe vor ihr schmales Gesicht fielen.

„Auch nicht früher oder später?" forschte ich weiter.

Wieder verneinte das Mädchen.

„Und hat Ome dir nicht gesagt, weshalb du den Baumeister holen solltest?" Kopfschütteln.

„Warst du an der Tür, als der Baumeister fortging?"

Das Mädchen sah auf, schob sich die Haarstäbchen hinter die Ohren und schien sich zu besinnen. Dann schüttelte sie abermals den Kopf.

„Hörtest du nicht, nach welcher Richtung er ging?"

Wieder Nachdenken, wobei sich ihr Gesicht plötzlich dunkelrot färbte.

Die Mutter rief wütend:

„Sage es doch, du Ungekochte! Ging er zur Planke oder nicht?"

Da brach das Kind in ein trocknes Schluchzen aus und rief kläglich: „Der Herr Jesus wird seinen Mund auftun, weil doch der meine nicht klug ist!"

Ich sah die Frau an. Sie deutete mit dem Finger gegen ihre Stirn und flüsterte:

„Sie ist ein Windei, Herr Amtmann."

* * *

Digitized by Google

In dieser Zeit heftiger innerer Spannung gewann ich einen Freund, den treuesten meines an Freunden nicht armen Lebens, Gamle Isberg, den norwegischen Steuermann. Ich gestehe, daß ich anfangs auch auf ihn meinen Verdacht richtete, denn Isberg war es gewesen, der damals die Leiche Onkel Adrians als erster gesichtet — 6 Ruderlängen vom Steuer seines Schoners — und sie dann auch geborgen hatte. In diesem Herbst kam das Schiff wieder zu uns, hatte Holz geladen und ankerte fast an derselben Stelle wie im Vorjahre.

Ich ging einfach zu ihm, mit versteckten Gedanken, und fand — einen Freund. Gamle ist jetzt lange verheiratet und hat drei Töchterchen, welche niedliche Zipfelmützen tragen, wie ich auf einer Photographie von 1858 sehe — ach, Gamle ist in diesem Augenblick vielleicht schon Großvater. Lange habe ich nichts mehr von ihm gehört. Damals aber war er 24 Jahre alt, braunäugig und braunhaarig, ein tollguter Junge und Liebhaber von Gedichten, was in jener Zeit bei der seefahrenden Jugend nicht selten vorkam. Und dann hatte er den ins Herz treffenden Sprechton der Norweger.

Ich aber war im Zerbrechen, Adrian Dehls drückte mir kurzerhand den Schädel ein — nachts aber rächte ich mich mit dem Beile und schlug zu, bis seine Augen eine glimmend apfelsinengelbe Farbe annahmen. Beim Erwachen war mein erster Gedanke: Blaubacke. Ist Blaubacke ein „Windei"? Oder will es die Frau nur glauben machen? — Ist sie aber ein normal denkendes Geschöpf — warum spricht sie nicht? — Und warum sagt sie dann selber „— weil doch der meine nicht klug ist"? —

Nördlich vom Arbeiterhause, etwa 50 Schritte entfernt, begleitet den Dungenweg zur Rechten eine Planke, die ein wenig über die dann einsetzende Wegbiegung hinausreicht. Die Häuser hören hier auf, links und rechts liegen die kleinen Gärten der Arbeiter und Fischer. Hinter dieser geteerten Planke stand ich manchen Oktoberabend bis in die Nacht hinein. Ins Haus der Arbeiterfrau ging ich nicht. Die Planke hatte genau an der Biegung ein großes Astloch, durch das ich jeden Vorübergehenden und bei genügendem Licht auch das Arbeiterhaus beobachten konnte. Es lag mir daran, zu erfahren, ob die Frau Besuch bekomme.

Ich hatte keinen Erfolg, und da ein solcher in diesen Nächten, wo der Mond erst spät aufging, kaum zu erwarten war, so erwog ich schon, meinen Beobachtungsposten vorerst aufzugeben, als eines Nachts sofort nach meiner Rückkehr vom Dungenweg eine Scheibe meines Stubenfensters zerklirrte und zugleich auf meinem Tische ein bezettelter Pfeil lag. Auf dem Zettel las ich die mit grob verstellter Schrift gemalten Worte: Isberg ist ohne Falsch.

Welch eine Freude! — das erste Zeichen von meinem Feinde! Adrian Dehls war zum erstenmal mit mir zufrieden — doch ohne mein Verdienst. Man will meine Richtung irgendwie ablenken, dachte ich — aber von wo fort? — Und wohin? — Will man Mißtrauen gegen Isberg in mir erregen? — Jedenfalls aber, sagte ich mir weiter — weshalb der Pfeilbrief, wenn ich auf gänzlich falscher Fährte bin?! — Ich werde wieder zum Dungenweg gehen.

Nachdem ich mir am folgenden Tage eine sehr schöne Pistole gekauft hatte, besuchte ich Isberg, bei dem ich seit einer Woche nicht gewesen war. O, Gamle hatte sich soeben in das schönste Mädchen der Stadt verliebt, Fräulein Adelaide Schraat, die Nichte unseres norwegischen Konsuls. Ich fand ihn stürmisch damit

Digitized by Google

beschäftigt, Adelaides Album mit einer Zeichnung zu verzieren. Ich glaube, es war eine Urne, man erkannte es übrigens nicht genau.

„Vergiß deine schwarzen Gedanken, Bruder", sagte er. „Wenn ich nur Tusche hätte!"

Ich versprach, ihm rote und grüne Tusche zu besorgen.

Plötzlich sah ich auf seinem Tische die Uhr des Onkel Adrian liegen. Sie lag ganz nahe an meiner Hand, tickte heftig, ich hatte sie bisher angesehen, ohne sie zu erkennen. Jetzt aber erkannte ich sie, auf dem Zifferblatt war ein Walfisch abgebildet — wie oft war ich einst zu diesem Walfisch geschlichen, der Wasserwolken emporspie! Mein Herz schlug hart, aber ich bezwang mich.

Dann, leichthin:

„Deine Uhr ist schön."

„Nicht wahr!" sang der Norweger.

„Ein Geschenk?"

„Ja — von dir, nicht wahr!" rief Gamle lustig und sah mich an.

Ich schüttelte den Kopf.

„Es ist Adrian Dehls Uhr."

Isberg ward bleich und rief:

„Bruder, seit gestern abend liegt diese Uhr hier samt Schlüssel und Kette —"

„Ich weiß", unterbrach ich ihn und erzählte mein Erlebnis mit dem Pfeile. Da griff er meine Hand und versprach, meine Sache zu der seinen zu machen.

Bereits an demselben Abend saßen wir hinter meiner Planke, im Rücken herbstlich riechende Beerensträucher, Spinnenfäden im Gesicht. In der vollkommenen Stille der Nacht hörten wir das leise Gejage der Feldmäuse. Es wurde sehr dunkel. Auf dem Dungenweg blieb es still. Einmal flüsterte Gamle:

„Wirst du mir glauben, daß Adelaide der Königin Christine gleicht?"

„Ich weiß es nicht," gab ich zur Antwort, „außer den Mäuschen höre ich nichts".

Erst weit über Mitternacht entschlossen wir uns zum Aufbruch. Ich bestand darauf, noch am Arbeiterhause vorbeizugehen. Es war so finster, daß ich gegen die Regentonne rannte. Gleich dahinter mußte die Frau stehen, denn ihre weinerliche Stimme fragte nun:

„Seid ihr es?"

„Ja, der Amtmann", antwortete ich, bereute es aber sofort.

Die Frau blieb stumm. Da kam jemand an der Planke hergelaufen, leichte hurtige Schritte. Es war die Tochter, Blaubacke. Die Frau hatte die Haustür geöffnet, so daß wir im Licht standen. Das Mädchen aber rannte an uns vorbei in die Küche, ich glaubte sie schluchzen zu hören. Die Mutter rief ihr nach, die Türklinke in der Hand, das kümmerliche Profil beleuchtet:

„Die Kerle wollen dir was, Blaubacke?" Sie wandte sich her und erklärte uns: „Hören Sie, meine Herren, die Kerle sehen im Dunkeln nicht ihren Fehler und wollen ihr was — bildet sich ein Mädchen je so Dummes ein!"

„Welche Kerle"? fragte ich.

„Es waren mal Kerle hier vorbeigekommen, natürlich mit wackeliger Krone, vielleicht weiß Gott woher —"

Wir grüßten und entfernten uns rasch in Richtung der Planke.

„Es war in der vorigen Woche", sagte die Frau hinter uns drein.

Digitized by Google

Wir gelangten zur Wegbiegung, trafen aber niemand. Ganz tot lagen die Ländereien und einzelnen elenden Hütten in dem Monde, der soeben über der Stadt erschienen war.

* * *

Ach — dachte ich oft — daß sich Isberg auf diese Art verlieben muß und gar in einer solchen Zeit, wo mir jeder Tag kostbar ist! Ich zürnte sogar Adelaide und ihrem Onkel, weil sie mir durch ihre vielen Abendeinladungen meinen Kameraden allzuoft entführten. Waren seine sehnigen Fäuste in der Nähe, so fühlte ich mich sicher. Er aber vergaß mich fast über dem holden Wesen, das er liebte.

Adelaide Schraat war damals 18 Jahre alt und unstreitig das schönste Mädchen unserer Stadt. Es fällt mir nicht ein, ihre Person zu schildern, weil ich es nicht kann. Auch ist für mich so hohe Schönheit etwas Beängstigendes, sind so schön verschattete Augen unerreichbare Kostbarkeiten und in so reiner Anmut getragene Locken von einem Reiz — nicht aus dieser Welt. Wenn sich das Oval ihre Kopfes vorneigte, ihr dunkles Haar über das abgegrenzte schöne Rot der Wangen fiel, und sie dann aus dieser Stellung ihren großäugigen Blick erhob, so schien darin etwas unendlich Reines zu schmelzen.

Übrigens war Adelaide der sicherste Mensch, den ich kannte. Sie stand damals im Mittelpunkt unserer recht anspruchsvollen Gesellschaft, doch ruhte ihr Zauber in ihr selbst: sie war heiter, witzig und ein wenig abenteuerlich. Es wurde natürlich von fast allen Müttern, die Töchter hatten, ungünstig über sie geurteilt. Sie wußte es, machte entzückende Scherze darüber.

Ihre Eltern waren lange tot, ihr Onkel eine Ruine — so wohnte sie bei einer Ruine und hätte einen Rappen reiten müssen. Ich selber sah sie mehrmals im Traum einen Rappen reiten, obwohl ich, wie ich glaube, nie in sie verliebt war.

Gamles Liebe aber war seine erste und heilige, war Gesang. Fortgesetzt plauderte er mir von Adelaide, der ich an nichts als an Adrian Dehls Angelegenheit zu denken hatte, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, gerügt zu werden. Ich lief dem Freunde oft davon, wenn ich ihn so sehr verzaubert sah, und plötzlich empfand, wie er diesen Zauber weiterzupflanzen bestrebt sei.

Gamle spaziert in des Konsuls Garten an der Weser auf und ab. Adelaide erblickt ihn vom Fenster aus, nimmt eine Arbeit, läßt ihn warten. Gamle schlendert zwischen Steinfiguren hin, fühlt sich daheim. Vor hinreißendem Glück läßt er sich den winzigen Strahl des Springbrunnens ins Gesicht fahren, wobei er auf dem Rasen hockt. Adelaide wirft ihre Arbeit fort, stößt den Fensterflügel auf und ruft:

„Gamle Isberg, niemals werde ich Sie heiraten, nie, nie!!"

Ihr Haar und die kreisrunden Ohrringe dahinter schwanken von ihrem Lachen.

Gamle:

„Und wenn ich ein Scharfrichter wäre wie mein Vater?"

„Nie! Nie! Zeichnen Sie mir lieber einen kleinen Hund ins Album, dem Wasser gegen die Nase spritzt."

„Adelaide — schön —"

„Was soll schön sein? Nie, sage ich!"

„Schön sind Sie —"

Gamle hebt beteuernd seine Hände. Das Fenster schließt sich.

Digitized by Google

Gamle gewinnt Adelaides Herz vielleicht nicht so bald. Es macht Schwierigkeiten, er sieht es ein, bleibt aber munter über den Wolken. —

Was Konsul Schraat anlangt, so lag er seit Monaten krank und verließ selten das Bett. Im September sah ich ihn einmal im Garten. Ich fand meine Kindheitseindrücke bestätigt: flüchtig ähnelte er dem großen Napoleon, wenn man von dem zurückgekämmten weißen Haupthaar absah. Damals sagte er zu mir, indem er sich schweratmend auf einen chinesischen Bambusstock stützte:

„Das ist ja ein Dehlsscher Mund, den Sie da haben!"

„Ja," antwortete ich ihm, „bloß schon schlechte Zähne, Herr Konsul." Worauf er lachte.

* * *

Während mein Freund eifrig weinlaubumrankte Urnen tuschte, die Adelaide um so entzückender fand, je weniger sie den Maler ernst nahm, während beide sich ein wenig in die Augen sahen, Gamle mit Feuer und Adelaide mit Witz — war ich nicht müßig und bezog manchen Abend meinen Posten am Dungenweg. Ich ging den Weg bis zur Planke nun nicht mehr über die Straße, sondern durch die Gärten, die um diese Stunde schon verlassen lagen, und in denen ich von meiner Kinderzeit her jeden Pfad kannte. Hier nun beobachtete ich — es war am 16. Oktober und ein wenig Mond — einen mittelgroßen Mann mit einer Pudelmütze, die er auf seemännische Art auf dem Ohre trug. Dieser Mann ging dreimal an der Planke hin und zurück. Danach weiter bis an die Regentonne, wo ich ihn als dunklen Fleck stehen sah. Nach einer Weile verschwand er, nur das dunkle Rund der Tonne war noch zu sehen. Flugs verließ ich mein Versteck, schlich über die Straße zum Hause der Ome, trat dort in den Gang hinter eine Pumpe. Ich hielt den kalten Pumpenschwengel in meinen heißen Händen fest, um ihn nicht versehentlich zu berühren. Es war sehr still, irgendwo aus den Gärten erscholl das mißtönige Liebesspiel zweier Katzen.

Das vordere Fenster der Arbeiterwohnung war erleuchtet und mit einer dicken Decke verhängt. Stimmen hörte ich nicht. Eine kleine Zeit verstrich.

Ich mußte mehr wagen — so ging ich vorsichtig über die Straße auf das Fenster zu, immer gewärtig, die daneben befindliche Tür sich öffnen zu sehen.

Jetzt stand ich am Fenster und spähte durch einen Riß der Fransendecke. Der Mann mit der Pudelmütze saß mir genau gegenüber. Vor ihm auf dem Tisch stand eine Kerze und flackerte. Neben dieser Kerze lag seine gewaltige Rechte. Ich suchte sein Gesicht zu erkennen, doch das Kerzenlicht sprang darüber hin und beleuchtete von Sekunde zu Sekunde andere Teile: einmal glänzte die Nase auf, dann machtvoll ein kupferfarbener Bart, der den ganzen Hals bedeckte — aus so dicken Haaren, daß sie wie Rillen aufglänzten. Von den Augen sah ich nichts außer Lichterfunken, die dann und wann ungewiß glitzerten. Das strahlende Kerzenlicht verdeckte ihn. Plötzlich trat die Frau vor das Licht und hob eine Flasche, goß etwas ein. Da ging neben mir die Tür auf und heraus trat — Blaubacke. Sofort hatte sie mich erblickt, stieß einen kleinen Schrei aus und verschwand wieder ins Haus. Ich sah ihren Schatten durch die Stube gehen, der Rothärtige und die Frau verharrten in ihrer Stellung. Danach stellte diese die Flasche neben die Hand des andern und trat ein wenig seitwärts. Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß ich handeln müsse. Ich griff noch einmal in meine Tasche an die geladene und gesicherte

Digitized by Google

Pistole, schlich fort, kehrte festen Schrittes zurück und drückte die Klinke. Die Tür war verschlossen. Ich pochte mehrmals. Dann wurde geöffnet, und Blaubacke ließ mich ein.

Wie war es nur, daß sie flüchtig meine Hand drückte und verschwand? — Ich stand im Dunkeln, fand ein vierkantiges Stück Eisen und drückte es mit dem kurzen Gedanken: Ganz ohne Plan!

Die Tür ging auf. Neben der Kerze stand immer noch die Frau am Tisch und wandte in gespannter Aufmerksamkeit ihre kleinen Augen her. Der Platz am Tisch war leer. Ich schloß die Tür hinter mir.

„Den besten Stuhl, Herr Amtmann"! rief die Frau und wies auf den Lehnstuhl, der soeben verlassen worden war. Ich setzte mich, denn etwas wie Adrian Dehls Stimme blies mir ins Ohr: Setze dich ruhig auf den angewärmten Stuhl.

Tote haben es immerhin leicht, sich über Lebende zu belustigen. Indessen zitterten die langen Finger der Frau wie elektrisiert über der Wachstuchdecke, sie tasteten von einer Ecke des Tisches zu der anderen, rastlos und ungehorsam. Ich sprach ein paar Worte über mein spätes Kommen. Die Frau rief:

„Ich bitte Sie, wir leben einsam, sind dumme Leute, lesen keine Zeitung, dumm geboren, nichts zugelernt, ungelehrig, wie man einen Gast mit Schnaps —"

Sie brach ab, lauschte, ihre Augenbrauen strebten bis an den Haaransatz. Draußen, vielleicht im Gang, sagte die Stimme des Mädchens:

„Geh doch jetzt, der Amtmann ist auch gegangen! Geh doch fort!"

„Es ist keiner da, Herr Amtmann," sagte die Frau und neigte ihr Gesicht über den Tisch, „das liebe Kind hat einen Fehler im Kopfe, sie sahen bereits ihre Backe. Beachten Sie es nicht. Könnten wir wenigstens Musik machen, manche Leute spielen Zither, es klingt, wie beim lieben Gott —"

Nun trat die Tochter in die Stube, ich sah sie lächeln, zum erstenmal lächelte sie mir zu. Ihre Wangen waren derart gerötet, daß man das Mal nicht sah. Sie kam langsam bis an den Tisch, faltete die Hände über der zerrissenen Schürze und sagte mit Tränen in ihren sehr schönen Augen — glänzenden, im reinsten Weiß und Blau ausstrahlenden Augen — das Vaterunser her.

Die Frau lachte indessen, wackelte mit dem Kopfe und suchte mich mit ihren Ellbogen zu stoßen.

Als das Amen gesprochen war, sagte Blaubacke:

„Ich gehe mit, kommen Sie, Herr Amtmann!"

Die Frau schrie auf, wir aber gingen. Als ich die Stubentür schloß, sah ich die Frau wie vorhin neben der Kerze stehen, und wie die Spitzen ihrer langen Finger über dem Wachstuch tanzten.

Draußen drückte ich Blaubackes Schulter und murmelte:

„Geh hinein zur Mutter."

„Bestimmt nicht — haben Sie etwas zum Schießen?"

„Ohne Sorge, geh hinein."

„Sie müssen heute durch die Gärten gehen, ich weiß einen Weg."

„Keineswegs."

Sie schien vor Entsetzen kleiner zu werden — ich drängte sie in die Tür zurück und ging mit festen Schritten fort, der Planke zu.

* * *

Digitized by Google

Ich ging, die Hand in der Tasche und entsicherte im Gehen. Der Weg vom Haus bis zur Planke beträgt nicht mehr als 50 Meter, in diesem Augenblick schien er mir endlos. Mir war, als hätte ich des toten Adrian Dehls Beine unter mir. Es herrschte lautlose Stille.

Ich näherte mich nun der Planke. Da sah ich mitten auf dem Wege die dunkle Senkrechte eines Mannes. Ich schritt auf meinen tauben Füßen genau auf ihn los, die Hand mit der Pistole auf dem Rücken. Kaum aber war ich bis auf 6 Schritte an diese gedrungene Gestalt herangekommen, da flammte ein Feuerschein zwischen uns auf, und eine scharfe Kälte kroch mir unter den Mützenrand. Dem blaffenden Knall folgte das Knacken eines Hahnes — da warf ich meinen Arm nach vor, zielte mitten ins Schwarze, etwa in Nabelhöhe, und drückte los. Wieder Feuer, blaffender Knall und zugleich das Gebell eines Hundes in der Ferne. Der Pulverdampf stand beinahe regungslos über dem Boden und verhüllte den Gestürzten. Er bewegte sich noch, griff mit dem Arm aus. Ich sprang hinzu, sah ihn nach der kleinen blinkenden Pistole fassen, die ihm entfallen war und schob sie mit dem Fuße zur Seite. Durch die Pulverwolke aber erblickte ich einen — weißhaarigen Mann. Er lag mit dem Gesicht gegen die Erde, immer noch reckte er den Arm und tastete, wortlos.

Plötzlich rief eine grobe Stimme hinter der Planke nach Genossen, mehrere Vornamen wurden genannt, laufende Schritte schienen aus den Gärten zu nahen. Da griff ich die Pistole des Gefallenen auf und lief so schnell zurück, als träte mir jemand auf die Fersen. Genau vor dem Arbeiterhause, dessen Licht erloschen war, stieß zu mir, von der anderen Seite kommend, Isberg.

Er stammelte:

„Da bist Du! Und heil? Hast du geschossen?"

Ich erzählte in Hast, was geschehen war. Von der Planke her tönten Stimmen, sie näherten sich. Isberg, dem ich die erbeutete Waffe in die Hand drückte, flüsterte verzückt, indem er dies blinkende Ding betastete:

„Mach reine Bahn! Komm, wir tilgen sie aus! Die Pistole ist gut — Sheffield."

Ich aber trieb zum Rückzug und zog ihn mit. So eilten wir, uns gegen Hauswände und Zäune drückend, der Stadt und dem Hafen zu. Ein stoßweiser Wind hatte sich plötzlich erhoben, die starren halbwelken Blätter der Ulmen über uns schienen zu schreien.

Erst vor dem Schoner fielen wir in Schritt. Als wir uns neben dem Steuerrad auf einer Bank im Windschutz niedergelassen hatten, wurde es mir klar, daß ich alles falsch gemacht hatte. Isberg war derselben Meinung, er sagte:

„Nun gewinnen sie Zeit. Allerdings waren es mindestens vier, wenn du den Niedergeschossenen einrechnest."

„Es waren nur zwei," entgegnete ich, „außer dem Niedergeschossenen nur noch einer, ein Rothärtiger. Er schrie allerdings für drei."

„Richtig!" eiferte Gamle, „denn — hätte er zwei Helfer gehabt, so würden sie dich ohne Laut eingekreist haben. Du wärst ihnen nicht entkommen, es steht jetzt alles für sie auf dem Spiel. Das Drama geht zu Ende."

„Und wenn ich einen ganz Unbeteiligten, Unschuldigen erschossen habe?"

So sprachen wir hin und her und kamen endlich zum Ergebnis, daß in dieser

Digitized by Google

Nacht nichts mehr unternommen werden könnte. Es war weit über Mitternacht und begann zu regnen. Plötzlich flüsterte Gamle:

„Still! Es kommt jemand durch die Hafenstraße!"

Ich lauschte, hörte aber nichts als das Knarren des Tauwerks.

„Jetzt zieht er sich die Schuhe aus!" zischte Gamle.

Wir verhielten den Atem, der Schoner bewegte sich.

„Dort steht er," hauchte Gamle, „sieh an meiner Hand entlang."

Ich aber sah nichts. Eine lange Zeit verstrich.

Dann erhob sich Isberg vorsichtig und sagte:

„Jetzt ist er fort — es war nur einer."

„Es war der Rothärtige."

* * *

Ich machte mich jetzt auf den Heimweg, Isberg bestand darauf, mich zu begleiten.

Ich bewohne das Haus des Onkel Adrian, zusammen mit einer Haushälterin. Damals hieß sie Frau Pille.

Als wir in meine Straße, unweit der neuen Backsteinkirche, die ebenfalls Adrian Dehls gebaut hat, einbogen, war oben in meinem Arbeitszimmer Licht.

„Ich bleibe hier, Bruder mein!" sagte Gamle.

Als ich mein Zeichen gepocht hatte, schloß Frau Pille auf. Sie hielt ihre kleine runde Hand vor die Kerzenflamme und berichtete mit beklommener Stimme, daß ein Mann wegen einer wichtigen Anzeige oben warte. Ich fragte, ob es ein rothärtiger Mann sei. Frau Pille bejahte es. Darauf verabredete ich mit Isberg ein Zeichen, drückte ihm fest die Hand und ließ ihn vor der Haustür im Dunkeln zurück. Sodann nahm ich die Kerze, befahl der Haushälterin, wach zu bleiben, und stieg mit dem Licht die Treppe hinauf, wobei ich mit dem Daumen der rechten Hand die Pistole entsicherte. Es ärgerte mich, daß der Daumen zitterte und zuerst nicht gehorchen wollte. Als ich aber die Tür meines Arbeitszimmers öffnete, war Adrian Dehls, so meine ich, mit auf der Schwelle, denn ich war kalt wie Eis.

Die Lampe brannte. Am Fenster saß der Rothärtige, hatte die Arme auf den Knieen, die Hände gefaltet und starrte gesenkten Kopfes zu Boden, die Nase nahe an seinem mächtigen Bart. Ich blies die Kerze aus und fragte:

„Was wünschen Sie so spät?"

Der Rothaarige richtete sich blitzartig auf, an seiner Rechten schwankte die Pudelmütze. Ich hieß ihn sitzen bleiben. Er setzte sich wieder und hielt seine weitaufgerissenen Augen auf mich gerichtet, wobei sich die borstigen Brauen seitwärts bis in die Schläfe zogen. Dann sagte er mit einem rauhen und klingenden Baß:

„Nichts für ungut, Herr Amtmann, aber wir bringen etwas sehr Eiliges. Wir haben einen alten Mann gefunden, selbiger hatte einen Schuß."

Er nannte sich „wir," um die Wichtigkeit seiner Sache darzutun.

Ich nickte, er fuhr fort:

„Wir haben ihn in seine Behausung geschafft, desgleichen verbunden. Ist ein Loch im Bauch und schon Dreck ausgetreten, Lebenslicht will aus."

„Wie heißen Sie?" fragte ich.

Er nannte einen Namen, ich vergaß ihn sofort wieder.

Digitized by Google

„Wo fanden Sie den Mann?"

„Am Dungenweg, jawohl."

„Kennen Sie ihn?"

„Wir kennen ihn nicht," bedauerte mein Besuch und rieb seinen Bart über die Jacke, „wir sind Seemann, mein Herr, selten daheim bei den Lieben, wie schlechtbedientes Segelwerk — bald hier, bald dort."

Ich dachte: du Dichtergemüt und sagte dann:

„Ich selber habe diesen Mann angeschossen."

Der Rotbärtige gab sich einen Ruck und flüsterte:

„Was Sie sagen! Wir können es nicht glauben."

„Ich zielte genau auf den Bauch."

„Genau gezielt," lobte mein Gegenüber, „und auch genau getroffen, beim abgemusterten Klabautermann! Denn sie müssen wissen, daß Dreck ausgetreten ist — somit gut getroffen, und er wird sich noch in dieser Nacht strecken. Nehmen Sie hierauf Bedacht, Herr Amtmann."

Ich antwortete nicht. Es enstand eine Pause, wir belauerten einander. Ich dachte: Wenn er sich noch in dieser Nacht strecken wird, so bist du vielleicht erbötig, mich hinzuführen, mein Herzensmann. —

„Denken Sie, daß wir jetzt sofort hingehen und das Protokoll aufnehmen?"

Der Rotbärtige blickte mich fröhlich an und sagte dann langsam:

„Dieser Hund wird wohl auf den Herrn Amtmann einen Überfall gemacht haben, wenn wir richtig gesteuert sind. Auch ist Blut an Ihren Haaren."

Ich fühlte an meinen Kopf, säuberte die Finger und antwortete:

„Nun ja, Sie haben es erraten. Ich bin in der Tat überfallen worden."

„Überfallen! Alle Wetter der Windrose! So war es ja ihr böser Feind. Aber der wird sich noch diese Nacht strecken."

„Man hat viele Feinde!" rief ich aus und mußte lächeln.

„Weiß der Herr Amtmann die Namen nicht, so weiß sie der Mann, den wir getragen haben. Sagt er es nicht, so kann man ihm Feuer unter die Füße heizen — ein Seemann ist auf allen Planken daheim."

„Wir wollen gehen", sagte ich zum Mörder des Onkel Adrian.

„So haben wir unsere Zeit doch nicht versessen. Wohnte hier nicht früher Adrian Dehls, der Baumeister?"

„Ganz recht. Kannten Sie ihn?"

„Als ob er vor mir stände! Wer zur See fährt, hat seine Augen auch an Land offen."

Damit stieg er dröhnend und bieder vor mir die Treppe hinunter. Frau Pille leuchtete uns hinaus. Als er eben die Haustür geöffnet hatte, pfiff ich wie zum Spaß drei kurze Töne hinter ihm drein. Darauf schlug Gamle Isberg ihn hart unters Kinn, daß er stürzte. Wir warfen uns auf ihn, er wehrte sich gewaltig, ich schrie nach Fesseln. Frau Pille benahm sich wider Erwarten vernünftig. Drei Minuten später war mein bereitwilliger Führer ins — Jenseits an Händen und Füßen gefesselt.

Ich holte den Aufseher des Gefängnisses, und wir fuhren ihn auf einem Karren hin. Danach kehrten wir auf mein Zimmer zurück und legten uns nieder. Keiner schlief. Bei Tagesgrauen erhoben wir uns und planten weiter.

* * *

Digitized by Google

Juristen, die ohne hinreichende Beweismittel einen Menschen festnehmen lassen, mögen keine Seltenheit sein — solche aber mit einer Pistole in der Hand sind gewiß nicht häufig. Man darf jedoch nicht vergessen, daß jene Zeiten, die Jahrzehnte nach der Kontinentalsperre, bei uns recht unsicher waren, weil sich alles lichtscheue Gesindel aus leichtbegreiflichen Motiven in die Hafenorte drängte. Dazu war „Straßenbeleuchtung" damals noch ein unentdecktes Wort.

So wird mein Vorgehen im Falle Gordon-Adrian Dehls vernünftig erscheinen. Ja, ich wage zu behaupten, daß keine noch so fachmännische Untersuchung mit Anhäufen von Beweismaterial jemals die Schuldigen hätte feststellen können. Andrerseits gebe ich zu: Auch mein Abzugsfinger, der doch gänzlich der flache Finger eines Schreibers ist, hätte niemals die Wahrheit ins Licht geknallt, wenn Adrian Dehls ungestorbener Wesensteil mich nicht geleitet hätte. In allen Zimmern des alten Hauses stand er an den Wänden, groß wie der Schatten eines Windlicht tragenden Mannes. Doch hatte ich ebenso wenig Grauen vor ihm, wie jetzt vor dem Lächeln einer sich aufgeklärt dünkenden Person. Ich kann sogar sagen, daß ich nur damals über mich hinausgelebt habe, nur ein Mal, jedoch einmal. Das wird, wie es scheint, nicht allen Menschen zuteil.

Der folgende Tag, Oktober 17.

Es war der letzte Tag Isbergs, der Gaffelschoner sollte am Abend die Schleuse passieren und am 18. nach Bergen in See gehen. Gamle begab sich von mir zum Schiff, um Toilette zu machen. Er würde sich ein letztes Mal in seinem vollen Glanze bei Adelaide Schraat zeigen und den Abschied nehmen. Vielleicht möchte sie ihm eine gewisse Hoffnung mitgeben! — Ich persönlich glaubte nicht daran, denn schon damals hielt ich die Frauen für arg berechnend: ein schöner Mensch täuscht sie nicht über seine Armut hinweg, und ein guter Charakter dient oft zu ihrer Belustigung. Ich glaube jedoch, daß Adelaide damals mehr litt als irgend jemand, allerdings nicht wegen Isbergs Abreise, dem der Vater vielleicht nichts anderes hinterlassen würde als ein Henkerschwert, denn er war der letzte Henker von Bergen.

O, wie können romantische Mädchen sich einen anderen wünschen als meinen Gamle! dachte ich oft.

Nachdem ich den Freund vor Tagesgrauen zum Schiff begleitet hatte, machte ich mich auf zum Dungenweg. Es waren dort geringe Blutspuren, ich konnte sie einige 50 Meter verfolgen, mußte dann aber mein Suchen aufgeben, da der nächtliche Regen den Weg stark abgewaschen hatte.

Dann ging ich eilig zum Hause der Arbeiterfrau. Blaubacke war bereits aufgestanden und begrüßte mich mit einem Freudenruf. Ich sagte rasch:

„Wir haben ihn gestern festgenommen, er ist im Gefängnis."

Das Mädchen wurde bleich, führte die Hände zusammen und rief:

„Franziskus Breu?"

„Den Rothärtigen", nickte ich.

Da erscholl aus der Kammer das häßliche Geschrei der Frau, die offenbar noch im Bett lag. Die Tochter trat an den Türspalt und sagte:

„Breu ist gerichtet, der Herr Amtmann sagt es — bete zu Gott, Mutter!"

Aus der Kammer kam keine Erwiderung. Wir setzten uns. Ich fragte: „Jetzt will ich von dir wissen, was Ome dir anvertraut hat, oder was du „damals"

Digitized by Google

gehört hast. Du darfst nun alles sagen, weil Breu dir nichts mehr zuleide tun kann. Du mußt es sogar."

Blaubacke hob die nassen Augen und flüsterte:

„Lieber Gott im Himmel du, nun hast du mir den Mund aufgetan, auf daß ich alles sagen kann! Lieber Gott im Himmel du, so will ich dir jetzt als deine Tochter danken!"

Jetzt erschien die Frau in der Tür, beide Hände in ihren unordentlichen Haaren, und sie lachte oder weinte, als sie die Worte hervorstieß: „Franziskus ist unschuldig, Herr Amtmann! Er ist ein Guter, schlechte Menschen haben seine Besinnung betrunken gemacht, auf daß er —" Nun aber drängte das Kind sie in die Kammer zurück, wo wir sie wimmern hörten.

„Wer hat Breu verführt?" O, ich war so nahe am Ziel!

Das Kind lächelte:

„Gott hat alles wohl gemacht und beendet Schand' und Sünde!"

Blaubacke erzählte alles. Ich hörte von ihr, wie sie Zeugin gewesen sei, als Ome dem Baumeister ihre Beichte ablegte, und wir ihr Franziskus Breu mit dem Beile gedroht habe. Ich hätte gern Fragen gestellt, verschob es aber auf später, denn die Erzählende sprach wie aus einem Rausch heraus, der ihr die Hände in rasche und formende Bewegungen versetzte, ihre schönen Augen zur Decke hob und Tränen über die weiße und die blaue Backe rinnen ließ.

So machte mir das Kind seine Aussage, die ich hier zusammenfasse:

Ome, damals schon Witwe, kehrt in einer Herbstnacht des Jahres 1824 vom Wurstmachen aus dem nördlichen Teile unserer Stadt in ihre Wohnung zurück. Ihr Weg führt sie durch das Gelände, wo heute der Hafen liegt. Es ist heller Mondschein. Mitten in diesem Schilfwalde erblickt sie zwei Männer, deren jeder einen Toten auf dem Rücken trägt. Sie bleibt stehen, sucht sich zu verbergen. Sie ist ein kleines, zaghaftes Weib, doch in einer Nacht ihres Lebens ist Mut in ihr. Sie sieht, wie die Männer ihre Last abwerfen, sieht sie Bretter schleppen, die ebenfalls niederfallen und zurechtgerückt werden. Dann, als die Männer auf die Bretter treten, erkennt Ome ihre Gesichter — es sind zwei Einwohner unserer Stadt, ihr wohlbekannt. Sie heißen Breu und Schraat.

Bei dem zweiten Namen unterbrach ich Blaubacke.

„Welcher Schraat?!" rief ich, meine Hände zitterten mir auf den Knieen.

Das Kind antwortete ruhig:

„Jetzt Konsul."

Ich rief verzweifelt:

„Das ist ja ein Irrtum!" Plötzlich aber sah ich den niedergesunkenen Greis der letzten Nacht vor mir und verstummte.

„Es war Schraat", versetzte das Mädchen, „er gab ja Franziskus jeden Monat Geld."

„Wie sollten wir sonst leben!" schrie die Frau durch die Kammertür, „Franziskus hat ein Herz für arme Frauen, aber Schraat —"

Blaubacke stand auf und zog die Tür ganz zu. Dann setzte sie ihren Bericht etwa so fort:

Ome, da sie die Gesichter dieser Männer erblickt hat, entsetzt sich und rennt ihren Weg weiter. Ihre Schritte im Schilf verraten sie — der eine, Breu, rennt ihr nach und spricht: Wenn du je in deinem Leben darüber aussagst, was du hier

Digitized by Google

gesehen hast, so „werde ich dich strecken.“ Ome versichert in großer Furcht, sie werde schweigen.

Ich füge hier ein: Ome schweigt 18 Jahre. In dieser Zeit wächst das Geschäft des Schraat, der vordem einen Winkelhandel mit seemännischen Ausrüstungsgegenständen betrieben hat, außerordentlich rasch, in wenigen Jahren ist er ein vermögender Mann geworden, den man am Ende zum norwegischen Konsul macht. Mittlerweile bleibt Franziskus Breu, als Trinker und vielleicht auch schwächer organisiert als Schraat, ein armer Teufel, dem der Konsul jeden Monat eine Summe Geldes aushändigt. Zugleich benutzt ihn dieser als Rückenschutz und Spion: er heißt ihn die Ome im Auge behalten und von Zeit zu Zeit bedrohen. Er selber nimmt seine kleine Nichte, die Waise seines Bruders, zu sich, schmückt sein neues Haus an der Weser mit diesem hübschen Persönchen, mit ausländischen Tuchen, Teppichen, Waffen (er besaß auch einen echten Skalp) und seinen wundervoll angelegten Garten mit den Figuren der Hoffnung, der Liebe und mit einem Brunnen, der Wasser speit. O, Konsul Schraat ist zähe, und er hat kein Gewissen. Er läßt Franziskus Breu, der vor ihm seine borstigen Brauen über die Schläfen reißt, exerzieren, nimmt seine Berichte entgegen und zahlt ihm sein Trinkgeld.

Weiter nach des Mädchens Bericht:

Ome, über siebzig Jahre alt, legt sich nieder. Sie, die sich niemals niedergelegt hat, weiß, daß nun der Tod kommt. Breu tritt ins Zimmer mit einem Beil in der Hand. Es ist das Beil der Arbeiterfrau, die gegenüber wohnt, und er hat es dort an einem alten Schleifstein geschliffen. Er zeigt der Sterbenden die geschliffene Schneide und sagt: Nicht diese Seite bekommst du, sie ist zu sauber für ein Volk wie du, ich gebe dir die Rückseite, wenn du etwas verrätst. Und er zeigt ihr die Rückseite des Beiles. Ome schüttelt den Kopf.

Die Nacht kommt, sie liegt in großen Schmerzen. Nur das Arbeiterkind, Blaubacke genannt, das als schwachsinnig gilt, wacht bei ihr. Blaubacke heizt ein Torffeuer an, hält Tee warm, von dem sie Ome alle Viertelstunde einlöffelt.

Gegen neun Uhr flüstert die Greisin:

„Blaubacke, nun weiß ich schon den Tod herankommen. Gott schickt ihn sachte, noch schleicht er erst. Springe darum zum Baumeister, heiße ihn eilen.“

Das Kind huscht durch die Hoftür, rennt durch Gärten, springt zum Baumeister. Sie holt den mutigsten Mann der Stadt. Blaubacke ist nicht schwachsinnig, sie weiß, was kommen wird und sagt zum Baumeister:

„Nehmen Sie etwas zum Schießen mit.“

Adrian Dehls aber reißt sich den Mantel über die Arme und antwortet überhaupt nicht. Erst später unter den Ulmen sagt er — und das ist sein einziges Wort zu ihr —:

„Hast du schon einmal von Straßenbeleuchtung gehört?“

„Nein“, haucht das Kind, außer Atem und in großer Furcht.

„Das gibts in Hamburg“, erklärt Onkel Adrian freundlich.

Der Baumeister trifft Ome noch am Leben, sie tut sterbend den Alb ihres Lebens von sich und erzählt. Sie stirbt, der Baumeister spricht ein Gebet. Dann geht er fort, Blaubacke schreit auf und folgt ihm schreiend. Über die Planke hebt sich ein Mensch und tut einen Schlag gegen Adrian Dehls, der ohne Laut zusammenbricht. Zwei Männer tragen ihn fort, Breu und Schraat.

An dieser Stelle unterbrach ich Blaubacke und fragte:

Digitized by Google

„War Konsul Schraat in jener Nacht in eurem Hause?"

Sie bejahte.

„Sagte er etwas zu euch?"

„Er sagte zu Mutter: Ihr seid brave Leute, haltet Euch zuhause. Was draußen geschieht, geht euch nichts an. — Die Mutter sagte: Wir sind brav zuhause, Herr Konsul. — Schraat fragte sie: Ist dein Mädchen schwach im Kopfe? — Die Mutter sagte: Ihr Kopf ist ein Windei. — Darauf der Konsul: Und blau bemalt!"

Ich fragte nach dem Beile. Blaubacke holte es aus dem Stall und gab an, daß Franziskus es in der letzten Woche geschliffen habe. Es war haarscharf. Dann drehte ich es herum, besah mir die Rückseite.

„Gestern aber hatte ich es versteckt," lächelte das Kind erglühend, „und er fand es nicht."

Ich sah ihr in die guten Augen, da ward die Dielentür aufgerissen, und Gamle trat ein. Sein sauber gescheiteltes, wie gebautes braunes Haar war ein wenig vom Wind durcheinander geschoben, und er griff mit der Seemannsfaust in meine Kleider, stieß mir seine kurze Nase gegen das Gesicht und rief:

„Etwas Besonderes, Bruder! Etwas Unerhörtes! Du hast gestern Konsul Schraat angeschossen!"

„Gewiß", sagte ich.

„Du weißt es?"

„Ja. Und du?"

„Ich weiße es auch! Wie konnte es nur geschehen? — Traurig ist es, er stirbt, der zweite Vater Adelaides stirbt, und du hast es getan! Wie furchtbar!"

„Nicht so sehr," entgegnete ich, „aber sage, woher du es weißt? Hat er selber es dir gesagt?"

„Nein. Aber es ging ihm heute morgen ein wenig schlimmer, wie der Hausarzt mir zuflüsterte. Ich ging dann mit Adelaide, die in großer Sorge war, im Garten auf und ab. War selber unruhig, wollte Abschied nehmen. Ziehe also die Sheffield-Pistole heraus, ohne Sinn und Verstand — da fragt sie: Ist das Onkels Pistole? Wo fanden Sie sie? — Ich aber —"

„Du aber?"

„Ich, Bruder, sagte ihr alles, konnte nicht lügen, wollte auch nicht."

„War sie sehr böse auf mich?"

„Sie ging weinend fort, sagte kein Wort mehr zu mir. Da rannte ich weg — zu dir."

Er sah mich an und seufzte. Dann zog er mechanisch die hübsche Waffe aus der Tasche und sagte gedankenvoll:

„Ich muß sie unbedingt heute noch selber zurückgeben."

Da erklang aus der Herdecke die Stimme des Kindes:

„Diese Pistole hat Konsul Schraat gestern an meine Backe gehalten. Er fragte: Fühlst du, daß sie kalt ist? — Dann bist du nicht so dumm, wie du aussiehst."

„Wann war er bei euch?" fragte ich.

„Als Sie durchs Fenster sahen."

„Saß er dort, wo du jetzt sitzt?"

„Ja."

Digitized by Google

Gamle Isberg rief plötzlich:

„Schraat — der zweite Mörder!?"

„Es war ein Glücksschuß — begreifst du?"

„Und Adelaide??"

„Ist ein Engel!" Gamle eilte schon aus der Tür.

Ich sagte rasch zu dem Kinde, das sich erhob:

„Wirst du alles sagen, wenn ich dich Franziskus Breu und Konsul Schraat gegenüberstelle?"

Sie entgegnete:

„Wenn Schraat gebunden ist — ja. Auch Mutter wird es dann sagen."

Ich nickte und folgte Isberg, in der Hand — in Papier gewickelt — das Beil, mit dem man Adrian Dehls erschlagen hatte.

Von der Arbeiterwohnung ging ich direkt ins Gefängnis. Gamle begab sich zum Schiff, um sich für den Nachmittag noch einen einstündigen Urlaub zu erbitten.

Ich fand Breu, der sich Papier und Bleistift hatte geben lassen, an der Fensterbank seiner Zelle, wo er damit beschäftigt war, große Buchstaben hinzumalen. Er blieb sitzen, als ich eintrat und sah mich mit nachdenklichem Blick an. Auch ich setzte mich, sagte nichts.

„Sie tun gewiß die Frage, was ich hier schreibe?" brummte Breu.

„Ich würde es gerne wissen, wenn Sie es sagen wollen."

Er reichte mir den Zettel. Ich sagte:

„Es ist hier zu dunkel zum Lesen, ich werde es nachher tun."

„Auch gut."

Wir schwiegen.

„Kommt das Kind vor Gericht?" fragte dann Franziskus. „Sie soll nicht vor Gericht. Wenn sie mit mir vor Gericht kommt, weiß ich vorher nicht, was tun. Es kann also nicht geschehen. Habe ja auch den Brief da fertiggestellt. Es war alles, was ich schreiben konnte. Mehr also braucht es nicht zu sein."

Ich sagte:

„Ich werde ihn lesen, und Ihnen Bescheid geben."

Er noch:

„Wenn ich das Kind — gestreckt hätte, hätten wir den Baumeister leben lassen können. Da hat aber ein Gottessohn bei ihr gestanden. Und der Baumeister ist dafür hingegangen, womit Gott uns nun austilgt."

Er bat mich noch um etwas Schnaps täglich, was ich ihm zusagte.

* * *

Nach Franziskus Breu — Schraat!

Ich eilte in meine Wohnung, verschloß das Beil, wusch und rasierte mich, verklebte meine Kopfverletzung mit einem englischen Pflasterkreuz, beschnitt noch meine Kinnbürste und zog meinen zimtbraunen Rock mit den hellbraun karrierten Beinkleidern an. Vornehme Verbrecher wollen von gutangezogenen Gerichtspersonen überführt werden.

Dann traf ich Isberg.

Bei Konsul Schraat wollte man uns nicht vorlassen. Die Haushälterin

Digitized by Google

erklärte, das Befinden des Kranken habe sich verschlechtert, eben sei der Arzt da. Gamle, die feuchten Augen an der Erde, nagte auf seiner Unterlippe. Ich wich nicht.

In diesem Augenblick kam Dr. Körnlein heraus, ein ganz vertrocknetes Männchen mit einer Brille und einer Nase so schmal wie das Brustbein eines Huhnes. Er sprach auch wie ein Huhn, das ein Ei gelegt hat, sofern man dies Geräusch mit sprechen bezeichnen kann.

„Meine Herren", kakelte er, „es steht nicht gut mit unserem Freun-de, doch kann man hingegen auch nicht be-haup-ten, daß es schlecht steht. Die Gal-len-stei-ne sind das Haupthindernis für die Gesundung des Pa-ti-en-ten. Ruhe ist ge-bo-ten — doch gehen Sie bitte hinauf, Jugend er-hei-tert."

„Ist der Konsul im Augenblick allein?" fragte ich.

„Fräulein A-de-lai-de ist auch nicht fern", zwinkerte das Huhn und setzte seine Füße hurtig in Bewegung.

Ich schritt vor, die Haushälterin, schmal wie ein Kleiderständer, konnte mir nicht den Weg verstellen. Gamle folgte. Wir gingen über den Korridor und blieben im Empfangszimmer stehen. Während die Haushälterin, ohne die Tür nennenswert zu öffnen, in die Kammer verschwand, betrachteten wir uns den Skalp, der unter einer büßenden Magdalena auf der veilchenblauen Tapete hing. Er war schwarzhaarig und sicher fachmännisch geschnitten. Dann kam die Person zurück und hieß mich eintreten. Gamle blieb vor dem Skalp stehen, ich fühlte aber, daß er mir nachsah, weshalb ich ihm in der Tür einen scharfen Blick zurückwarf. (Die Haushälterin wird später gesagt haben — „stechend".)

Der Eisbär — so benannte ich ihn in diesem Augenblick — lag in einem großen französischen Bette, sein Gesicht hatte etwas Fürchterliches, es war fahl, fast grün. Die mißfarbenen Augen, groß aus den Höhlen vortretend, blickten mir mit betonter Neugierde entgegen. Die Napoleonnase erschien geschwollen, wulstig geworden zwischen den eingesunkenen Backen, die durch frisches Rasieren fleckig gerötet waren. Bekleidet war er mit einem Schlafrock aus gelblicher Seide.

In der Kammer war alles fahl, die Tapete fast weiß, ein hellrosa Glockenzug hing von der Decke herunter.

Aber am Fenster saß Adelaide. Sie hielt den Blick nach draußen gerichtet und den wundervollen Kopf auf dem Rücken ihrer Hand, die ein Spitzentaschentuch zerdrückte. Sie trug ein weinrotes Ripskleid, dessen schwere Falten den ganzen Boden vor ihr bedeckten. Ihr gebogenes Näschen mit der ein wenig kurzen Oberlippe verwirrten mich im Hinsehen, so daß ich meine Augen wieder auf den „Eisbären" heftete.

Er hielt den Mund geöffnet, sein forschender Blick blieb ohne Regung, als ich mich verneigte. Auch Adelaide veränderte ihre Haltung nicht. Dann deutete der Konsul auf einen Stuhl am Fußende des Bettes, neben dem ein niedriger japanischer Tisch stand. Ich erinnere mich genau an ihn, es lag eine schöngeschnitzte Schale darauf, in der unter Glas winzige künstliche Schildkröten ihr kleinen Füße wie Magnetnadeln erzittern ließen. Sie zitterten ratlos, ich aber hatte meinen Plan, erkundigte mich zunächst nach seinem Befinden.

Der „Eisbär" lächelte süßlich und murmelte:

„Berichte dem Herrn, Adelaide."

Die Angeredete, ohne herzusehen:

„Es geht heute morgen ein wenig besser, Herr Amtmann."

Digitized by Google

Der Konsul, gedankenvoll:

„Es wird schon werden."

Jetzt aber wandte Adelaide ihr Gesicht her und sagte unruhig:

„Wir hoffen es sehr, Onkel — aber, es ist etwas hier in der Luft, das mich bedrückt — auch Sie verbergen etwas, Amtmann! — Sagen Sie es mir — ich fühle, daß hier eine Lüge umgeht, die sich zu verstecken trachtet —". „Keine Lüge dabei", unterbrach sie der Konsul. „Es geht mir in der Tat besser, Täubchen. Ich würde dir die Wahrheit nicht verbergen, das glaube." Und zu mir gewandt: „Gestern nacht, nach einem wohltuenden Schlaf, fühlte ich mich so kräftig, daß ich mich, zum erstenmal seit einem halben Jahr, zu einem Spaziergang entschloß."

„Ich hoffe, daß Ihnen der Spaziergang bekommen ist."

„Kann es nicht behaupten, leider. Liege heute wieder ein wenig auf der Nase."

„Darf ich fragen, welche Gegend unserer Stadt Sie aufgesucht haben?"

Adelaide rief jetzt:

„Es scheint mir, daß dies ein Verhör ist!"

„Aber nein doch, Kind!" wehrte der „Eisbär" und blinzelte gutgelaunt. „Das ist kein Verhör. Ich meine, daß es liebenswürdige Anteilnahme ist. Beruhige dich." Und zu mir: „Ich ging außen um die Stadt, wegen der guten Luft."

Ich nickte und fragte leichthin:

„Kamen Sie auch durch den Dungenweg?"

„In der Tat, Sie haben es erraten! Übrigens schien dort eine Schießerei zu sein, es war kurz nach Mitternacht. Hätte es schon gemeldet, wenn ich nicht wieder krank geworden wäre. Unerhörte Dinge das!"

„Zu derselben Zeit war ich auch dort", warf ich hin.

„Ein eigenartiger Zufall! Aber für einen Amtmann kann es nicht wundernehmen, wenn er die Augen offen hält. Haben Sie die Schramme am Kopf heute nacht davongetragen?"

„Ja."

„Denken Sie nur, auch ich bin bei der Geschichte verwundet worden."

Ich merkte, wie Adelaide sich mit großer Willenskraft zum Sitzenbleiben zwang, und sagte dann, indem ich auf die kleinen zappelnden Schildkröten niederblickte:

„Ich selber habe auf Sie geschossen. Ich zielte auf Ihren Bauch, erkannte Sie nicht in der Dunkelheit."

Adelaide flog empor, die roten Rollfalten ihres Kleides schienen sie zu tragen.

„Lüge!!" rief sie verzweifelt. „Ich ersticke hier! Sie haben ein unerhörtes Geheimnis! Weshalb schweigen Sie noch und peinigen mich! Töten Sie mich lieber mit der ganzen Wahrheit!"

Ihre Augen flehten zu mir herüber. Sie war schöner als je, rührend und kindlich mit ihrem abgegrenzten Rot auf den Wangen, ihren Augen, die wie aus tiefer Dämmerung herüberschimmerten.

„Das ist interessant", lächelte nun der Konsul haßerfüllt, „denn ich werde vielleicht daran sterben".

„Ich bedaure es", sagte ich eisig und stand auf, „aber — Sie schossen zuerst."

„Richtig! Ich schoß zuerst und habe Sie getroffen, wie ich sehe. Ganz gegen meine Absicht, denn es sollte ein Schreckschuß sein."

Digitized by Google

„Ist es Ihre Gewohnheit, Menschen ein wenig stärker zu erschrecken, als Sie beabsichtigen?"

„Eiei", wehrte sich der Konsul, „ich bin alt, meine Hand ist unsicher. Weiß einfach nicht mehr, wohin ich treffe".

„Früher waren Sie sicherer?"

Adelaide zitterte.

„Bedeutend", nickte der Kranke matt.

„Der Steuermann Isberg ist nebenan, um Ihnen Ihre Pistole zurückzugeben."

„Nicht der Rede wert, ich schenke sie ihm — werde doch sterben."

Adelaide hatte plötzlich die Herrschaft über sich verloren. Sie rief, mitten in der Kammer stehend, in großer Angst:

„Gamle Isberg —!"

Da stand er in der Tür, seine Augen hingen an Adelaide, welche kindlich vornübergeneigt, demütig fragte:

„Gamle Isberg! Hast du mich eine Stunde deines Lebens über alles geliebt?"

„Ich liebe dich immer und ewig, und ich schwöre es bei den Falten meiner Mutter!" antwortete Gamle feierlich und legte die Rechte auf sein Herz.

„Hokuspokus!" kreischte Schraat, von niemand beachtet.

„Gamle Isberg, so enthülle mir das Geheimnis und sage alles, ohne etwas zu verschleiern, du lieber Freund."

In diesem Augenblick bekam der Konsul einen Tobsuchtsanfall, er zerrte am Glockenstrang, welcher zerriß, spie gegen die Wand, fluchte zunächst in deutscher, dann in englischer Sprache, endigte plötzlich und — legte einen einfältigen Ausdruck in seine Augen. Dann sagte er im Plaudertone schwer atmend:

„Laß den Sohn Norwegens immerhin sein Märchen erzählen, Adelaide, Täubchen — habe seit langem nicht so witzigen Besuch gehabt. Hätte dieser Amtmann mich nicht halbtot geschossen, ich würde Zigarren bringen lassen."

Isberg aber sagte, immer noch die Rechte auf dem Herzen, den vollen Blick auf Adeleides Gesicht:

„Konsul Schraat ist schuldig, in Gemeinschaft mit dem Seemann Franziskus Breu, das englische Ehepaar Gordon erschlagen und beraubt zu haben." „Hübsch, weiter!" meckerte der Kranke und zupfte an seinem Schlafrock. „Konsul Schraat ist ebenfalls schuldig, 18 Jahre später gleichfalls in Gemeinschaft mit dem Genannten, den Baumeister Adrian Dehls niedergeschlagen und in den Hafen geworfen zu haben."

„Sehr niedlich!" rief Schraat, zwang seine Atemnot nieder und schielte mit haßerfüllten Augen auf mich. „Vorzüglich gemacht, junger Amtmann! Eine Märchengeschichte im Spiegel der Gegenwart, in deutsche Verse gesetzt von einem norwegischen Scharfrichtersohn, bezeugt von einem Säufer und einem kopfkranken Kinde. Alle Achtung!" Seine zitternde Hand wies zur Tür, er flüsterte mit letzter Kraft: „Adelaide, weise sie hinaus — ich werde meinen Strafantrag stellen. Hinaus, meine Herren Ehrabschneider!"

Adelaide, in großer Geste, wandte sich zu ihm und rief gebieterisch: „Lege dich nieder, du Tier, schweige jetzt! Knurre meinetwegen, aber schweige! Dein widerwärtiges Geschwätz besudelt mich! Ich —" unsagbarer Abscheu lag in ihrer Stimme — „habe hier im Schlamm gelebt, habe es geahnt und doch nicht gewußt, fort und fort. Bin ich selber schon Schlamm? Gibt es hieraus eine Rettung!?"

Digitized by Google

„O!“ rief Isberg und trat vor. Seine Lippen zitterten.

„Ich rette mich jetzt“, flüsterte Adelaide. „Gamle Isberg, du hast mich eine Stunde lang geliebt —“

„Immer und ewig“, versetzte Gamle und hob wieder die Rechte zum Herzen.

„Auch ich werde dein Gedenken ehren, wenn ich nicht mehr im Schlamm bin — lebe immer wohl!“

Sie neigte ihr Gesicht vor ihm und rauschte hinaus.

„Vorhang und Applaus“, flüsterte Schraat.

Ich nahm Isberg die Pistole aus der Hand und legte sie auf die Bettdecke. Der Konsul aber hielt die Augen geschlossen, sein Gesicht war grau und ehern, mit Schweißtropfen überdeckt. Er röchelte.

„Lassen wir ihn allein sterben“, sagte ich und ergriff Gamles heiße zuckende Hand.

„Das Theater leert sich“, lallte kaum vernehmbar die Zunge des unüberwindlichen Schraat.

* * *

So ging es zu Ende.

Am Abend stand ich an der Hafenschleuse und winkte meinem Gamle den Abschiedsgruß. Die schöne norwegische Flagge knatterte nahe vor mir in bunter Freude, Gamle Isberg aber senkte sie dreimal.

Häufig ist er später noch bei uns gewesen, wir blieben uns treu. Jetzt fährt er seit langem nicht mehr zur See, ist Reeder in Bergen. Vor einigen Jahren schickte er mir ein Bild, wo er als vollbärtiger Mann einen Segelschlitten lenkt, bei sich drei kleine Töchter mit niedlichen Zipfelmützen.

Wir haben Adelaide Schraat seit jener denkwürdigen Stunde beide nicht wieder gesehen, doch weiß ich, daß sie in Bremen an einen Kapitän verheiratet ist. Wenn ich hinkomme, schaue ich in den Straßen die Vorübergehenden an, ohne ihr zu begegnen. Und doch stand uns einmal ihre schöne Person als ein Stern über den trüben Wassern des Damals.

Und die Mörder des Onkel Adrian?

Franziskus Breu hat noch einige Jahre im Zuchthaus gelebt und soll dort sehr hübsches Kinderspielzeug geschnitzt haben. Konsul Schraat starb zwei Tage nach unserem Besuch, das Gefolge seines Begräbnisses war klein, es bestand nur aus — mir. Dr. Körnlein stellte die bestimmteste Diagnose seines Lebens, als er erklärte, daß der Patient an einem Bauchschuß gestorben sei. Sein Scharfblick im Falle „Schraat“ wurde in unsrer Stadt sehr gerühmt. Er starb, uralt und winzig geworden, eines natürlichen Todes.

Überhaupt ist seither manches bei uns besser geworden. Die neue Zeit hat der Stadt eine ausreichende Straßenbeleuchtung gebracht, sowie einen modernen Pier, an dem richtige Dampfschiffe anlegen können.

Und Adrian Dehls selber?

Sein Bildnis steht vor mir. Ich sehe ihn an, seine breite Nase, das herrische Kinn, die ein wenig nach außen gedrückten Kniee, auf dem Frack das blanke Ver-

Digitized by Google

dienstkreuz — und seine vom Photographen verfälschten Augen scheinen zu mir zu sagen:

„Neffe, guten Tag! Ich lebte einst vor langer Zeit, es ist schon beinahe nicht mehr wahr. Man lebte damals recht gemütlich."

Doch da ich für mich die Augen berichtige und mir sie vorstelle, wie sie wirklich waren, blau, hart und fanatisch — wandeln sich auch seine Stimme und sein Wort, und er spricht:

„Wenn du meinst, ich sei tot, so irrst du dich. Und wenn du da Unsinn geschrieben hast, so werde ich dir gehörig die Nase aufs Papier drücken, du Dummkopf!"

Davos als klimatologische Forschungsstätte

Von

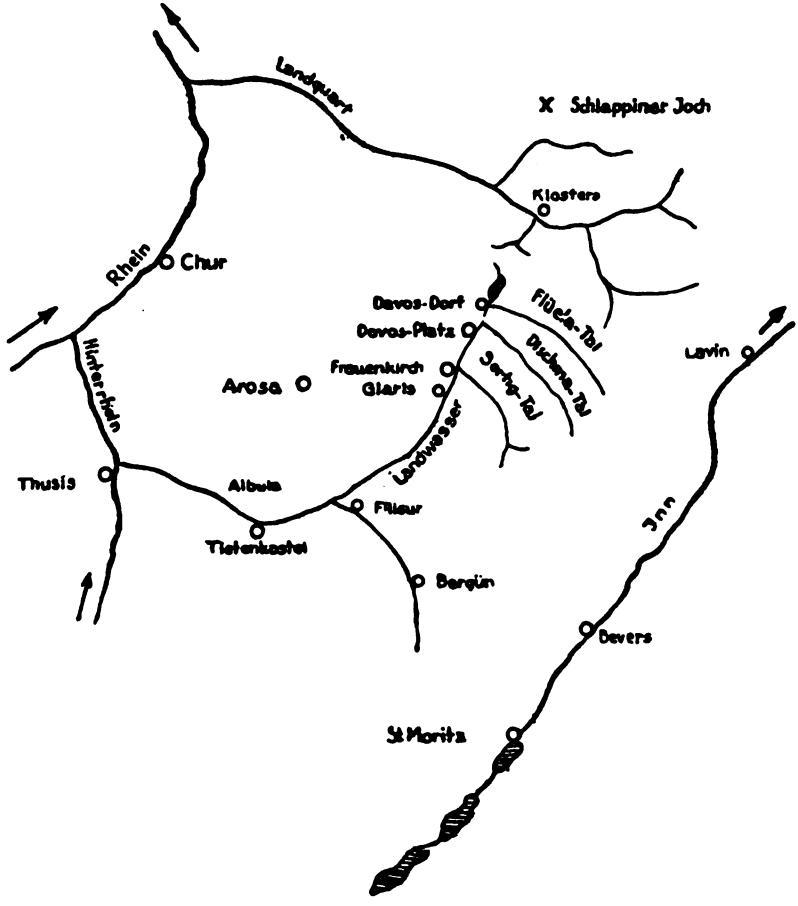
Valentin Haecker

Unter den wissenschaftlichen Neuschöpfungen, welche seit dem Schluß des Weltkrieges im alten Europa entstanden sind, gehört das Schweizerische Forschungsinstitut für Hochgebirgsphysiologie und Tuberkuloseforschung, das in Davos vor wenigen Jahren errichtet wurde, zu denjenigen, die mit innerer Notwendigkeit gerade am richtigen Ort und zur richtigen Zeit ins Leben getreten sind. Die Natur selbst hat ja auf diesen Punkt der Erdoberfläche hingewiesen.

Schon die geographische Lage des Ortes bietet vielfaches naturwissenschaftliches Interesse. Davos liegt, wie aus der nachstehenden Skizze ersichtlich ist, nahe der Mitte des rhätischen Hochlands, eines rechteckigen Abschnittes der Graubündner Alpen, welcher im NW vom vereinigten Rhein, im NO von der das Prättigau durchfließenden Landquart, im SO von dem Innabschnitt zwischen Lavin und Bevers, im SW von der Albula und dem untersten Teil des Hinterrheins begrenzt wird. Davos selbst ist an einem kleinen Flüßchen, dem Landwasser, gelegen, welches in nordost-südwestlicher Richtung der Albula zuströmt und, da sein Tal im allgemeinen parallel den Schmalseiten des Rechtecks, nämlich dem Rhein- und dem Innabschnitt, verläuft, das Hochland in zwei nicht ganz gleiche Hälften zerlegt. Seine Quellbäche entspringen bei Wolfgang (1634 m), nur wenige Kilometer südlich Klosters, des wichtigsten Ortes des Prättigaus, und ergießen sich unmittelbar in den Davoser See. Gleich nach seinem Austritt aus diesem See durchfließt das Landwasser, indem es von Anfang an seine südwestliche Hauptrichtung einschlägt, Davos-Dorf und Davos-Platz (1560 m), später Frauenkirch und Glaris. Unterhalb Glaris durchbricht das Landwasser eine enge Felsschlucht, die Züge, um dann bei Filisur in die Albula zu münden. Sehr bemerkenswert ist, daß die Hauptseitentäler des Landwassers, das Flüela-, das Dischma- und das vom Ducan-Stock kommende Sertigtal, von SO nach NW gerichtet sind

Digitized by Google

und also der Hauptrichtung des Landwassertals (NO—SW) entgegenlaufen. Nur kurz vor ihrer Einmündung in das Landwassertal biegen sie in sanfter Windung nach diesem um. Wir werden auf diesen Punkt zurückkommen.



Das Landwassertal ist flankiert von zwei Gebirgszügen, deren höchste Erhebungen zwischen 2500 und 3000 m liegen und hinter welchen einige Bergriesen der Nachbargebiete hervorragen. Besonders übersichtlich ist die Fernsicht, die man von der 300 m über Davos gelegenen Schatzalp aus nach O und SO über das Landwassertal hinweg genießt: ganz links die Kuppe eines Dreitausenders, des Pischahorns, welche einen unvergleichlichen Ausblick auf die gegenüberliegende Silvrettagruppe und den Piz Linard gewährt; dicht über Davos der mit der Wetterfahne der meteorologischen Station ausgestattete Brehmenbühl, der zusammen mit dem Jakobshorn im Halbkreis eine alte Firnmulde als Zeichen früherer Vergletscherung einschließt; dann am Eingang des Sertigtals die Pyramide des Rinerhorns, die besonders in den Frühjahrsmonaten mit ihrem in der Abendsonne glänzenden Schneemantel eines der Wahrzeichen der Gegend bildet; hinter ihr der Hochducan, dann weit im Süden der Piz d'Aela über Bergün und das Tinzenhorn, dessen Form an das Matterhorn erinnert.

Digitized by Google

Speziell die zuletzt genannten drei Berge weisen mit ihrer horizontalen oder schrägen Bänderung auf die verwickelten geologischen Probleme der Schichten- und Gebirgsbildung hin, vor welche gerade in dieser Gegend der Geologe gestellt ist. Noch vor etwa 20 Jahren hat man an Faltenbildungen von ungeheuren Dimensionen gedacht. Insbesondere sollen die uralten kristallinischen, von Serpentingängen durchsetzten Gesteine zusammen mit triassischen und anderen jüngeren Sedimenten in mehreren eng zusammengedrängten Falten über die im Norden und Westen gelegenen Bündnerschiefer geschoben worden sein. Aus diesen Massen haben dann die erodierenden Kräfte das heutige Gebirgsrelief herausgeschnitten. In neuerer Zeit ist man zu anderen Vorstellungen gekommen. Über den kristallinischen Untergrund und die Bündner Schiefer ist, von Osten kommend, eine schollenartige Schubdecke nach der anderen geglitten und übereinander gelagert worden. In jeder derselben, so in der sogen. Silvrettadecke, in der Sulzfluh-Teildecke usw., wiederholen sich speziell die triassischen Schichten immer wieder in derselben Ordnung von unten nach oben, ohne, wie dies die Faltungstheorie annehmen müßte, abwechselnd die richtige und die umgekehrte Reihenfolge zu zeigen. Die dynamischen Wirkungen, welche nach dieser zweiten Auffassung im Spiele sein müßten, erscheinen fast noch ungeheuerlicher und unbegreiflicher als diejenigen, die man sich bei einer Faltenbildung vorzustellen hat.

Wie die allgemeinen geologischen Verhältnisse, so sind auch manche paläontologischen Einzelvorkommnisse von allgemeinerem Interesse. So stößt man vielfach auf eine vortriassische oder triassische Schicht von rotem Hornstein, welche in großen Massen und in guter Erhaltung die derben Kieselskelette derselben einzelligen Organismen (Radiolarien) enthält, welche sich heute noch speziell in den größeren Tiefen des Ozeans in ungeheuren Mengen vorfinden. Es sind also die Reste von Tieren, die an Meerestiefen von 500 bis 1000 m angepaßt sind, im Laufe der Veränderungen der Erdoberfläche bis zu Höhen von mehr als 2000 m über den Wasserspiegel emporgehoben worden.

Auf tektonische Vorgänge jüngeren Datums sind einige Verhältnisse des Landwassertals zurückzuführen, mit denen gewisse klimatische Faktoren eng zusammenhängen. Man war früher zu der Vorstellung gelangt, daß das Landwasser in längst vergangenen Zeiten sein Quellgebiet nördlich des heutigen Landquarttales, nämlich an dem die Vorarlberger Grenze bildenden Schlappiner Joch gehabt hat, während das damalige Landquarttal erst abwärts von Klosters begann. Erst später sollen sich dann die Silvrettagewässer und der Schlappinbach mit der unterhalb Klosters entspringenden Landquart verbunden haben, wobei ein aus weichem Schiefergestein bestehender Querriegel durchsägt wurde. Der infolgedessen stark geschwächte Abfluß nach Süden, das Landwasser, besaß nunmehr eine viel geringere erodierende Kraft, so daß das Davoser Tal ein Hochtal blieb, das nachträglich durch mächtige Geschiebemassen noch stärker aufgeschüttet wurde. Entgegen dieser Ansicht, wonach also das Landwassertal heute nur eine Art Taltorso bildet, ist man später zu der Überzeugung gelangt, daß das Landwasser ursprünglich gar nicht im Norden, sondern südwestlich von Davos bei Glaris seinen Ursprung nahm, daß es in nordöstlicher Richtung an dem heutigen Davos vorbeifloß und sich im Norden in die Landquart ergoß. Ein mächtiger Bergsturz, der bei Wolfgang aus der Richtung der Drusatschaalp erfolgte, sperrte den Abfluß nach Norden ab. Es kam zunächst zur Bildung eines gewaltigen

Digitized by Google

Staufees, der dann schließlich südlich Glaris unter Bildung des engen Felsentals der „Züge" seinen Durchbruch nach der Albula erzwang. Mit dieser Auffassung steht auch die vorhin erwähnte Tatsache im guten Einklang, daß die Seitentäler des Landwassers in so auffälliger Weise durchweg eine nordwestliche Hauptrichtung haben.

Mit den hier geschilderten geognostischen Verhältnissen stehen nun die klimatologischen nach verschiedenen Richtungen hin im Zusammenhang. Wie der Davoser Arzt und Botaniker Dr. Schibler bei der Davoser klimatologischen Tagung ausgeführt hat, bildet die südlich von Davos gelegene alte Wasserscheide bei Glaris auch heute noch eine klimatologische Grenze, die besonders auch in der Flora zutage tritt. Südlich und südöstlich dieser Grenze zeigt speziell die Flora ein ausgeprägt kontinentales bzw. mediterranes Gepräge. Hasel, Föhre, Lärche, Arve treten hier als Charakterformen und in größeren Beständen auf. Unter ihnen sind Lärche und Arve typische kontinentale Asiaten, manche andere Formen gehören aber der mediterranen Flora an. So findet sich in der Zügenschlucht südlich Glaris die Papilionacee Astragalus monspessulanus, ein ausgesprochen mediterraner Vertreter einer Gattung, von der mehrere Arten unter dem Namen Berglinse, Wirbelkraut oder Traganth auch sonst in den Alpen und ebenso im Tiefland verbreitet sind. Bemerkenswert ist, daß ein kleiner Schmetterling, der Bläuling Lycaena Escheri, dessen Raupe auf Astragalus monspessulanus lebt, seine Futterpflanze regelmäßig auch bei ihren Ausbreitungs- und Einbürgerungsversuchen begleitet.

Im Gegensatz zu dieser südlichen kontinentalen Flora, deren Ausläufer bis Davos reichen, stoßen wir wenig nördlich von Davos, im Prättigau, auf die Vertreter des feuchten atlantischen Klimas, wie denn z. B. die Berghänge des mittleren Landquarttals mit Rotbuche, Linde und Bergahorn bewachsen sind.

Weniger ins Auge fallend ist die Bedeutung, welche die bei Davos gelegene klimatologische Grenze für die Tierwelt hat. Indessen sei erwähnt, daß ein so ausgesprochen mediterraner und asiatisch-kontinentaler Vogel, wie die Blauamsel oder Blaumerle (Monticola cyanus), wenigstens in früheren Zeiten nicht bloß im Domleschg (Talgebiet des letzten Abschnittes des Hinterrheins), bei Chur und am Calanda als Brutvogel vorkam, sondern zufolge einer Karte, die dem Studer-Fatioschen Katalog der schweizerischen Vögel beigegeben ist, auch in den Zügen schon vorgekommen sein muß. Eine ähnliche Verbreitung hatte wenigstens früher ihr nächster Verwandter, der Steinrötel (M. saxatilis), der nach dem genannten Katalog bei Bergün und Filisur im Albulatal, also am Ausgang des Landwassertals, gebrütet hat. Von Schmetterlingen, die als südliche Formen in die Davoser Gegend eingewandert sind, gibt der Davoser Lepidopterologe Hauri außer dem vorhin genannten Bläuling den Distelfalter und eine Anzahl von Schwärmern (Totenkopf, Windenschwärmer und eine südliche Form des Linienschwärmers) an. Jedenfalls sind auf dem Wege: Albulatal—Landwassertal—Prättigau, ebenso wie durch das Rheintal, Kinder des Südens auch bis in unsere Gegenden immer wieder vorgedrungen, Arten, die bei uns noch kein dauerndes Bürgerrecht erworben haben, aber mit großer Regelmäßigkeit immer wieder von Süden her einwandern.

Mit der Feststellung, daß dicht bei Davos eine klimatische Grenze vorbeizieht, ist nur wenig über die speziellen klimatologischen Verhältnisse der Gegend,

Digitized by Google

insbesondere über ihre Bedeutung für Davos als Kurort ausgesagt. Wie verwickelt hier die Dinge liegen, ist erst lange Zeit, nachdem der Wert der Höhenluftkurorte für die Behandlung der Lungentuberkulose eine allgemeine Anerkennung gefunden hat, durch die Arbeiten von Dorno und die sich anschließenden Untersuchungen über die Wirkung des Hochgebirgsklimas auf den gesunden und kranken Menschen erwiesen worden.

Zweierlei ist dabei zu unterscheiden: die Wirkung des Höhenklimas an sich und der Einfluß der speziellen Verhältnisse, welche in Davos und überhaupt im rhätischen Hochland oder, wie gesagt wurde, im Tibet der Schweiz herrschen.

An erster Stelle ist im Hochgebirge der niedrige Luftdruck und die dadurch bedingte verminderte Sauerstoffspannung von großer physiologischer Bedeutung. Wenn nämlich eine Person aus dem Tiefland ins Hochgebirge übergeht, so treten eine ganze Reihe von charakteristischen Erscheinungen auf. Atemfrequenz und Atemtiefe nehmen zu, weshalb das Atemvolumen, d. h. die Menge der in der Minute von außen aufgenommenen Atemluft beträchtlich vergrößert wird; die Zahl der roten Blutkörperchen vermehrt sich und bei älteren Personen zeigt sich eine Steigerung des Blutdrucks. Alle diese Erscheinungen sind aber, wie Loewy gezeigt hat, unmittelbar auf den mit dem niedrigen Luftdruck zusammenhängenden Sauerstoffmangel zurückzuführen, wie sich vor allem dadurch beweisen läßt, daß die genannten Höhenklimawirkungen, speziell die Vergrößerung des Atemvolumens und die Steigerung des Blutdrucks, im Experiment schon durch eine nur kurze Zeit dauernde, künstliche Sauerstoffzufuhr rückgängig gemacht werden können. Man hat sich zu denken, daß beim Übergang ins Hochgebirge durch den Sauerstoffmangel das Atemzentrum, das Knochenmark und die vasomotorischen Zentren gereizt werden und daß infolge dieser Erregungen als zweckmäßige Reaktion eine gesteigerte Lungenventilation Platz greift. Bei längerem Aufenthalt im Höhenklima finden dann Ausgleichs- und Anpassungsvorgänge statt.

Mit dem verminderten Luftdruck stehen als zweites Hauptcharakteristikum des Höhenklimas die besonderen Strahlungsverhältnisse in einem indirekten, hier nicht näher zu erörternden Zusammenhang. Die Abweichungen, welche in dieser Hinsicht das Hochgebirge gegenüber der Ebene zeigt, beruhen im wesentlichen auf einer stärkeren Intensität, auf einer in physiologischer Hinsicht günstigeren Zusammensetzung der Strahlung, sowie auf der größeren Gleichmäßigkeit, welche im Jahresverlaufe beobachtet werden kann. In ersterer Beziehung sei nur erwähnt, daß Davos trotz seiner eingeschlossenen Hochtallage um 50% mehr Wärmestrahlung erhält, als z. B. Potsdam, wobei außerdem zu berücksichtigen ist, daß die Wärmesumme in den Wintermonaten den dreifachen Wert der in Potsdam gemessenen beträgt, während die Wärmesumme des Hochsommers in Davos nur wenig größer ist. In bezug auf die Zusammensetzung der Strahlung sei der große Gehalt an ultravioletten Strahlen hervorgehoben. Die physiologische Bedeutung des ultravioletten Lichtes für den Organismus ist aus tier- und pflanzenphysiologischen Versuchen und aus den Erfolgen der Strahlentherapie bekannt. Zahlreiche Forscher sind damit beschäftigt, die günstigen und ungünstigen Wirkungen der einzelnen, im ultravioletten Teil des Sonnenspektrums gelegenen Spektralbezirke auf die Haut, auf die tiefer gelegenen Gewebe und das Blut zu analysieren. Eine hierbei gehörige Erscheinung ist allgemein bekannt, nämlich die Wirkungen intensiver ultravioletter Strahlung, die uns besonders beim Aufenthalt im Hoch-

Digitized by Google

gebirge, bei Gletscherwanderungen u. a. in Form einer starken Rötung (Erythembildung) oder Pigmentierung der Haut entgegentreten. Hier handelt es sich allerdings nicht, wie in manchen tier- und pflanzenphysiologischen Experimenten um die Frage nach einer direkten, sei es günstigen, sei es ungünstigen Wirkung bestimmter Strahlensorten auf Entwicklung und Stoffwechsel. Man hat sich vielmehr die sichtbare Wirkung der ultravioletten Strahlen — es handelt sich hauptsächlich um Strahlen von 302 bis 297 $\mu\mu$ Wellenlänge — als eine Schutzeinrichtung des Organismus vorzustellen, die im Laufe der Stammesgeschichte entstanden ist und in jedem einzelnen Fall auf indirektem Wege, auf Grund eines wahrscheinlich sehr komplizierten, selbstregulatorischen Mechanismus, bei welchem Hautnerven, sympathisches Nervensystem, innere Drüsen und Eiweißstoffwechsel eine sehr verwickelte Rolle spielen, in Erscheinung tritt. Der Körper sucht sich eben speziell durch die Pigmentbildung gerade gegen die ultravioletten Strahlen zu schützen, weil diese bei größerer Intensität, vor allem im Frühjahr und im Sommer, keinen günstigen, sondern einen schädigenden Einfluß auf die Gewebe ausüben. Daß der letzte der oben erwähnten Punkte, die größere Gleichmäßigkeit, welche das „Strahlungsklima" des Hochgebirges gegenüber dem der Ebene im Jahresverlaufe zeigt, eine große Bedeutung für solche Kranke hat, für die ein mehrjähriger Daueraufenthalt angezeigt ist, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden.

Wir gehen über zu einigen klimatischen Faktoren, die speziell in der Davoser Gegend in ausgeprägter Weise hervortreten. Das rhätische Hochplateau hat, wie Dorno ausgeführt hat, zunächst den Vorteil, daß eine breite Zone von vorgelagerten Gebirgsketten den ersten Anprall der vom atlantischen Ozean und Mittelmeer herwehenden feuchten W-, NW- und SW-Winde aufhält und sie auf der Westseite der Bergketten zum „Ausregnen" oder „Ausschneien" veranlaßt. Es handelt sich hier um die besonders vom Föhn bekannte Tatsache, daß sich die am Hang eines Gebirges aufsteigenden Luftmassen, da der Druck in der Höhe abnimmt, ausdehnen und daß sie dementsprechend Arbeit leisten müssen. Infolgedessen kühlen sie sich ab und geben einen großen Teil ihrer Feuchtigkeit vor dem Passieren der Kämme ab, so daß sie verhältnismäßig trocken ins Hochtal herüber gelangen. Speziell Davos wird im Westen durch einen lückenlosen Gebirgszug, der bis zu 2700 m emporragt, gegen Feuchtigkeit geschützt, während die südlichen, von den „Zügen" durchbrochenen Berge im Winter und im ersten Frühjahr wie ein Riegel das vorzeitige Eindringen warmer Luftströmungen aus dem Albulatal und dadurch eine rasche Schneeschmelze verhindern. Durch die lange dauernde Schneedecke ist aber in den gefährlichen Übergangsmonaten März und April auch ein wirksamer Staubschutz gewährleistet.

Dorno erwähnt als weitere Eigentümlichkeit des Davoser Tals, daß infolge der besonderen orographischen Verhältnisse der bei Tage wehende Talwind von N nach S, also der Sonne entgegenweht, so daß die in der Sonne liegenden Kranken durch das Haus gegen den Wind vollkommen geschützt sind. Im ganzen sind die Luftbewegungen verhältnismäßig schwach, vor allem weht der von Süden kommende Föhn nie mit großer Heftigkeit, da in hochgelegenen Alpentälern das zwischen dem nördlichen und südlichen Alpenvorland bestehende Druckgefälle nur sehr gering ist. In der Regel kann nur von Föhnstimmungen und Föhnlagen gesprochen werden.

Digitized by Google

Die günstigen Längen-, Breiten- und Tiefenverhältnisse des Tales bedingen ferner eine vortreffliche Ventilationsmöglichkeit, eine starke Bestrahlung des Talbodens und — was ein wichtiger psychologischer Faktor ist — den Ausblick auf die abwechslungsreiche Reihe der Bergriesen bis zu dem den südlichen Horizont abschließenden Tinzenhorn. Mit den günstigen Ventilationsverhältnissen hängt weiterhin die relative Staub-, Rauch- und Keimfreiheit der Luft zusammen, auch Nebelbildung ist sehr selten, da infolge der starken Bestrahlung des breiten Talbodens bei Wetterlagen, die zur Nebelbildung neigen, durch die vom Boden wiedergegebene Wärme die untersten Wolkenschichten bis zu 100 oder 150 m Höhe aufgelöst werden.

Alle diese physikalischen Verhältnisse, die z. T. auch zu den Vorzügen anderer Höhenluftkurorte gehören, treten in verschiedenen Beobachtungen des täglichen Lebens zutage. Dies gilt vor allem für die große Trockenheit. In der Schneeschmelze verdampft in manchen Jahren der Schnee auf den Dächern und Wegen ohne Dachrinnenwasser und Pfützenbildung, das Gras, das am Morgen gemäht ist, kann abends eingefahren werden, und die Wäsche trocknet im Freien in kürzester Zeit. Freilich kann man auch beobachten, daß Möbel, die aus dem Flachland nach Davos gebracht werden, sehr bald Risse und mächtige Sprünge aufweisen. Die Staubfreiheit zeigt sich in der Reinheit der Schneedecke und in der blendenden Weiße der Wäsche, die mitten zwischen den Häusern zum Trocknen aufgehängt wird. Als Beweis für die Keimfreiheit der Luft wird angeführt, daß Gravensteiner Äpfel sich bis Pfingsten des nächsten Jahres halten, und daß es mit großer Schwierigkeit verbunden ist, Dickmilch herzustellen.

So bieten die klimatologischen Verhältnisse eine große Anzahl von Eigentümlichkeiten, und seit der Mannheimer Arzt Alexander Spengler im Anfang der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts die ersten grundlegenden Beobachtungen über den günstigen Einfluß gemacht hat, die das Davoser Höhenklima im allgemeinen auf die Behandlung der Lungentuberkulose ausübt, ist auch die Kenntnis der einzelnen Klimafaktoren und ihrer Wirkungen immer mehr befestigt worden. Aber die Entwicklung von Davos selbst und anderer Höhenkurorte, die seinem Beispiele folgten, hätte nicht den mächtigen Aufschwung genommen, wenn nicht Davos das Glück gehabt hätte, daß eine große Zahl wissenschaftlich denkender und wissenschaftlich arbeitender Schweizer und deutscher Ärzte die klimatologischen und therapeutischen Probleme an Ort und Stelle immer weiter verfolgt hätte. Dieser wissenschaftliche Geist, der in der Ärzteschaft, aber auch bei vielen anderen, z. T. aus persönlichen gesundheitlichen Gründen nach Davos übergesiedelten Männern herrschte, ist die Grundlage gewesen, daß seit dem Jahre 1922 Davos neben seiner Bedeutung als Kurort zu einer rasch aufblühenden, in ihrer Art bisher einzig dastehenden Forschungsstätte geworden ist.

Man möchte sagen, es sei symptomatisch für den naturwissenschaftlichen Geist der modernen Medizin, daß das schweizerische Forschungsinstitut für Hochgebirgsphysiologie und Tuberkuloseforschung, das im wesentlichen ein medizinisches Institut ist, in einer naturwissenschaftlichen Anstalt eine Art Vorläufer und Rückhalt hatte. Schon vor 16 Jahren hatte der Hamburger Naturforscher C. Dorno, den die Sorge um ein Familienmitglied heraufgeführt hatte, die Untersuchung der Strahlungsverhältnisse, des „Strahlungsklimas" von Davos in Angriff genommen. Seine Forschungen erstreckten sich auf die Strahlung im weitesten Sinne und um-

Digitized by Google

faßten also alle Ätherstrahlungen von den kurzwelligen Röntgenstrahlen über die ultravioletten, sichtbaren, ultraroten hinweg zu den ganz langwelligen elektrischen, sie erstreckten sich aber auch auf die korpuskuläre radioaktive Strahlung der Luft, des Erdbodens und der Quellen. Die verschiedensten geo- und astrophysikalischen Fragen stehen damit im Zusammenhang, aber von vornherein wurden auch medizinisch-klimatologische Probleme in den Kreis der Untersuchungen gezogen. Aus eigenen Mitteln wurde ein Observatorium eingerichtet und ein reiches für die Klimaforschung vorbildliches Instrumentarium beschafft, und so wurde von privater Seite ein neues wissenschaftliches Zentrum geschaffen, wieder ein Beweis dafür, daß bei bahnbrechenden Forschernaturen das Fehlen der Bindung an eine akademische Lehrtätigkeit für die volle Entfaltung der schöpferischen Tätigkeit eher förderlich als nachteilig sein kann. So hatte Dorno und seine Davoser Tätigkeit schon längst einen Weltruf erlangt, als in der Ärzteschaft von Davos der Gedanke festeren Boden gewann, ein Institut zu schaffen, um die klimatologischen Wirkungen des Hochgebirges auf den gesunden und kranken Menschen und überhaupt auf die gesamte Lebewelt wissenschaftlich zu erforschen und die empirisch festgestellten Heilerfolge auf eine sichere Grundlage zu stellen. Unter Mitwirkung der bündnerischen Ärzteschaft, der Ärzte des Engadins und von Arosa und unter tatkräftiger Unterstützung von Kanton und Gemeinde, aber auch zahlreicher wissenschaftlicher Korporationen der ganzen Schweiz konnte das Institut im Frühjahr 1923 eröffnet werden: der Davoser Arzt Dr. Vogel-Eysern, der leider inzwischen verstorbene Bezirksarzt Dr. Buol und Landammann Dr. Branger haben in erster Linie das große Verdienst, daß der fruchtbare Gedanke so rasch und in einer von vornherein leistungs- und entwicklungsfähigen Weise verwirklicht werden konnte. Zwei glänzende Griffe haben dabei das Ihrige getan: es gelang, als wissenschaftlichen Leiter Professor Dr. A. Loewy aus Berlin zu gewinnen, der durch eigene Arbeiten auf dem Gebiet der Hochgebirgsphysiologie und durch seine Teilnahme an der von Zuntz geleiteten wissenschaftlichen Monte Rosa-Besteigung rühmlich bekannt geworden war, und ferner konnte das Dornosche physikalisch-meteorologische Observatorium in voller Selbständigkeit, aber subventioniert aus dem gemeinschaftlichen Etat, dem Forschungsinstitut angegliedert werden. Einer besonderen Stiftung war es zu verdanken, daß oberhalb Pontresina auf Muottas Muraigl in 2500 m Höhe eine Zweigstation errichtet wurde. Sie liegt am oberen Ende einer Drahtseilbahn neben dem Gasthaus, am Rande einer sonnigen, blumenübersäten Alp, nur wenige Schritte entfernt von der ersten Murmeltierhalde. Zahlreiche Forscher, meist Ärzte und Physiologen, aber auch einzelne Botaniker, Zoologen und Veterinärärzte haben schon in der kurzen Spanne von 2 Jahren am Institut gearbeitet, und eine ganze Reihe von Veröffentlichungen sind unter der Flagge des schweizerischen Forschungsinstitutes für Hochgebirgsphysiologie und Tuberkuloseforschung in den verschiedensten Zeitschriften erschienen.

Nichts beweist aber mehr die große Bedeutung, welche die Neuschöpfung in der wissenschaftlichen Welt zu gewinnen vermochte, als die Tatsache, daß schon im August 1925 eine internationale klimatologische Tagung zustande kam, die, wie wenn es ganz selbstverständlich wäre, in Davos ihren Sitz hatte, und auf deren Tagesordnung das ganze Gebiet der Klimatologie stand. An sechs Tagen wurde von über 50 Referenten aus zahlreichen europäischen Ländern, von Physikern und Meteorologen, Physiologen, Biologen und Klinikern im Konzertsaal des

Digitized by Google

großen Hotels Belvedere über den Stand der Klimaforschung im weitesten Sinne und über die eigenen Untersuchungen Bericht erstattet, und vielen Teilnehmern, die sich hauptsächlich aus den Kreisen der Schweizer und deutschen Ärzte rekrutierten, ist wohl erst bei der Tagung klar geworden, wie vielseitig das Gebiet der Klimatologie ist und wie zahlreiche, vielfach miteinander verflochtene Probleme von höchstem wissenschaftlichen Interesse und ebenso großer praktischer Bedeutung die Forschung zu lösen hat. Es mag hier nur kurz auf einige medizinische Themata hingewiesen werden: Klima und vegetatives System, Klima und Schlaf, Beziehungen des Klimas zu den innersekretorischen Drüsen, zu Nerven-, Kinder-, Herz-, Nierenkrankheiten, Einwirkungen des Lichts auf die Knochenbildung, Wirkung des Klimas auf das Blut, auf den Gefäßtonus u. a. Auch die Wirkung der Alpennatur auf die Menschenseele kam in einem formvollendeten und gedankenreichen öffentlichen Vortrag, den Hellpach in der St. Jakobskirche hielt, zur Besprechung. Die in voller Harmonie verlaufene Tagung wird nicht bloß allen Teilnehmern in dankbarster Erinnerung bleiben, sondern auch stärkste geistige und praktische Auswirkungen in den verschiedensten Richtungen zeitigen.

Georg Jenatschs Ermordung nach dem Churer Verhörprotokoll vom 25. Januar 1639 und bei C. F. Meyer

Von

Konrad Wandel

Zum ersten Male ist jetzt das Protokoll veröffentlicht worden, das am Tage nach Jenatschs Ermordung über die Aussagen der vom Churer Stadtgericht verhörten Zeugen aufgenommen wurde.[1]) Dieses Protokoll, das dem Biographen Jenatschs Ernst Haffter (Davos 1894) nur in einer Abschrift vorlag, ist nicht geeignet, über die Ursachen und den Hergang der blutigen Tat volles Licht zu verbreiten. Dennoch ist eine nähere Beschäftigung mit der Urkunde gerechtfertigt, weil sie uns in ihrer altertümlich-treuherzigen Sprache ein lebendiges Zeitbild liefert und zugleich erkennen läßt, wie Conrad Ferdinand Meyer grade in seiner Darstellung vom Tode Jürg Jenatschs die historische Wahrheit, der er in seiner „Bündnergeschichte" sonst in allen Hauptpunkten gefolgt ist, mit weitgehender dichterischer Freiheit behandelt hat.

Wie bei seinem großen Zeitgenossen Wallenstein schwankt, „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt", auch Jenatschs Charakterbild in der Geschichte. Und das ist nicht verwunderlich, da seine ungewöhnlich glänzende Laufbahn, seine

1) Zeitschrift für Schweizerische Geschichte, IV. Jahrg. (1925) Heft 4: Die Ermordung Georg Jenatschs. Nach dem Churer Verhörprotokoll, ediert von Dr F. Jecklin, kommentiert von Dr M. Valèr.

Digitized by Google

herrische Sinnesart und der verschlungene Weg seiner Politik ihm nur zu leicht Neider und Feinde erwecken und ein unbefangenes Urteil über seinen Charakter erschweren mußten. Von bescheidener bürgerlicher Herkunft, stürzt er sich als jugendlicher Landpfarrer in die politischen Wirren seiner Heimat Graubünden, die im Kampfe um ihre Selbständigkeit zwischen der Republik Venedig einerseits und Spanien-Österreich andererseits hin- und herschwankt. Er beteiligt sich im Jahre 1621 an der gewaltsamen Beseitigung des Pompejus von Planta, des Hauptes der spanisch-österreichischen Partei und setzt sich hierdurch der Blutrache der Nachkommen des Ermordeten aus, die mit den vornehmsten Familien des Landes verschwägert sind. Nachdem er dann seinen ihm wenig anstehenden Beruf als evangelischer Prädikant an den Nagel gehängt und in Deutschland unter den Fahnen des Grafen von Mansfeld soldatischen Ruhm gewonnen hat, tritt er in venezianische Kriegsdienste. Im Jahre 1630 in die Heimat zurückgekehrt, erringt er sich durch seine militärische Tüchtigkeit und seine mit glänzender Beredsamkeit gepaarte politische Schlauheit die Führung in allen öffentlichen Angelegenheiten der „Republik der drei Bünde", zieht sich aber hierbei nach den Worten des zeitgenössischen Chronisten von Salis-Marschlins durch sein allzu freies Benehmen und seine rücksichtslose Arroganz gegenüber Leuten besserer Geburt und besseren Kredits den Haß seiner eigenen Parteigenossen zu. Mit kühner Hand greift er in die politischen Welthändel ein, in denen sein kleines Vaterland damals für die kämpfenden Großmächte Frankreich und Spanien-Österreich eine nicht ganz unwichtige Schachfigur darstellt. Mit Hilfe der Franzosen, deren Befehlshaber Herzog Rohan ihm unbedingtes Vertrauen schenkt, verdrängt er Spanier und Österreicher; als aber Rohan gegenüber dem Widerstande Richelieus, dem er als Hugenott verhaßt ist, seine den Bündnern gemachten Versprechungen nicht erfüllen kann, trägt Jenatsch kein Bedenken, heimlich mit den Spaniern zu paktieren und durch Gefangennahme des vertrauensseligen Herzogs den Abzug der Franzosen zu erzwingen. In religiöser Hinsicht völlig vorurteilslos, tritt er zum Katholizismus über, ein Schritt, der ihm von den früheren Glaubensgenossen aufs äußerste verübelt wird, ohne ihm jedoch, da er Frau und Kinder beim reformierten Glauben beläßt, erhöhtes Vertrauen bei der katholisch-spanischen Partei einzubringen. Sein Ziel der Wiederherstellung Graubündens in den alten Grenzen vermag Jenatsch noch immer nicht zu erreichen, weil nun wiederum die Spanier Schwierigkeiten machen. Da schwenkt er abermals um und knüpft von Neuem Verhandlungen mit Richelieu an, offenbar nur, um einen entscheidenden Druck auf Spanien auszuüben. Aber die scheinbare Treulosigkeit hat den für ihn tragischen Erfolg, daß ihm jetzt keine der Parteien mehr traut; seine früheren Verdienste, sein heißes Streben für die Befreiung des Vaterlandes sind vergessen und sein Sturz wird auch von vielen ehrenwerten Leuten für notwendig gehalten, „damit gemeinem wesen desto besser rath geschafft werden könne."

Was besagt nun das jetzt im Druck vorliegende Verhörprotokoll über Jenatschs Ermordung? Zunächst ist der Gesamteindruck der einer wenig sorgfältigen Arbeit: Weder sind alle in Betracht kommenden Personen vernommen, noch sind Widersprüche in den Aussagen der Zeugen, die sichtlich mit der Wahrheit zurückhalten, durch wiederholte Befragung aufgeklärt worden. Im einzelnen entnehmen wir der Urkunde folgendes.

Vernommen wurden vier Wächter von Stadttoren und die Frau eines der-

Digitized by Google

selben, ferner zwei Herbergswirte (Witwe Zunftmeister Harnist und Conrad Mattis, Wirt zur „Glocke"), sowie Laurenz Fausch, „Pastetenbeckh" und Besitzer der Wirtschaft „zum staubigen Hüetli", wo der Mord geschah. Von den vier Offizieren, die mit Jenatsch an dem verhängnisvollen Abend bei Fausch zusammen waren, sind nur Oberst von Travers und Oberstleutnant Ambrosius von Planta gehört, nicht dagegen Oberst Guler und Oberstleutnant Tscharner, von denen der letztere sich allerdings einige Zeit vor der Tat enfernt hatte. Endlich sind noch die Diener Jenatschs und der anderen Herren sowie sechs Angehörige der „heimlichen Wacht" befragt worden.

Die Vorbereitungen zur Tat waren offenbar von langer Hand getroffen und die städtischen Wachorgane von den Verschwörern bestochen worden. Der Hüter des „Oberthors", durch das die maskierten Mörder in die Stadt gekommen sind, weiß von nichts; er hat sich grade an diesem Abend ganz früh schlafen gelegt und die Torbedienung seiner Frau übertragen. Diese hat die Leute auf die bloße Angabe hin, „sy seigent guete Fründt", nach abends 8 Uhr ein und mehrere Stunden später wieder hinausgelassen, sie weiß nicht einmal, wie viele es waren. Die sechs „heimlichen Wechter" beschwören, „dz sy selbige nacht keine maschgeraden noch andere verdächtige personen oder sachen uff den gassen der statt gentzlich nit verspürt habendt, sondern seyge alles still und rüewig gewesen." Die braven Nachtwächter haben also von dem „gethümmel" oder „großen Tumult", wovon andere Zeugen sprechen, nichts bemerkt.

Den Hergang der Ermordung selbst stellen die übrigen Zeugen im wesentlichen übereinstimmend dar.

Jenatsch hat danach am 24. Januar nachmittags seine Kameraden zu einer Zusammenkunft am Abend bitten lassen und dabei „etwas andeutung gethon, es sige von nöten, die herren (oberst und kriegsrhöt) zusammen ze bescheiden, etwas ze beratschlagen". Er hat sich dann mit Guler, Tscharner und Planta bei Fausch getroffen, wo sie „mit einandern getruncken und fröhlich gewesen". Jenatsch ist „gar lustig", läßt Spielleute holen und schickt zu Oberst von Travers und anderen Kriegskameraden, „dann er diesen abend mit inen wolle lustig sein". Travers, der mit seiner Frau Katharina Lukretia, der Tochter des Pompejus Planta, in der „Glocke" wohnt, erscheint denn auch „und ein trunck mit inen gethon", wogegen Tscharner bald wieder gegangen ist. Zu später Stunde, nach Fausch „umb die 11 uhren", erhebt man sich, um nach Hause zu gehen und die Diener zünden ihre Laternen an. In diesem Augenblick allgemeiner Unruhe betritt ein Maskierter die Stube und Jenatsch reicht ihm auf seine „reuerentz" arglos die Hand, worauf der Maskierte mit seiner anderen Hand eine Pistole nach Jenatschs Brust abfeuert. Dieser ist offenbar nicht schwer verletzt, er weicht gegen den Tisch zurück, ergreift einen dort stehenden ehernen Leuchter, „und sich damit zu wehr stellen wollen". Schon aber sind andere „maschgeraden" ins Zimmer gedrungen und während einer von ihnen die Lichter auslöscht, schlägt ein anderer Jenatsch mit einer Axt auf den Kopf dergestalt, „dz er ime das hirn ingeschlagen". Jenatsch der niedergesunken ist, erhält mit derselben Axt noch zwei weitere Streiche, darauf räumen die jetzt in großer Zahl anwesenden Verschwornen das Zimmer, doch kommt einer von ihnen zurück, um dem Todten nochmals mehrere Schläge mit einem Hammer zu versetzen. Diese Roheit verweist ihm Planta: „ob es nit genug, man seche wol, dz er tod sige." Die Pistole, die der erste Maskierte nach Ab-

Digitized by Google

feuerung des Schusses hat fallen lassen, wird von einem Diener des Herrn von Travers aufgehoben und dessen Gemahlin überbracht, „welche denselben besichtiget und gesagt, villicht ist hiemit meines Herrn vatters sel. todt gerochen worden".

Sehr auffallend ist das Benehmen der drei Offiziere, die für den Mann keinen Finger rühren, der ihr alter Waffengefährte ist und mit dem sie eben noch stundenlang gezecht haben. Oberst Guler „retiriert" in die Nebenkammer, deren Tür er zuschlägt. Travers drängt sich durch die Maskierten hindurch „und willens gsin, wo müglich sich fort zu machen", kehrt aber noch einmal zurück, um seinen vergessenen Hut zu holen. Planta versteckt sich hinter der Stubentüre, weil er „vermeint, es werde ime auch also ergehen" und rafft sich nur zu dem erwähnten Protest gegen die weitere Mißhandlung von Jenatschs Leiche auf. Man wird nicht annehmen dürfen, daß die drei erprobten Kriegsmänner sich aus bloßer Feigheit so wenig würdig benommen haben, viel näher liegt die Auffassung, daß sie von dem Mordplan unterrichtet waren und ihn billigten. Wie wir aus anderen Quellen erfahren, befanden sich unter den Verschworenen Pompejus von Plantas Sohn Rudolf, Bruder der Frau von Travers, außerdem drei Herren von Salis, die mit Frauen aus dem Hause Planta verheiratet waren. Nach allem, was wir wissen — und unser Aktenstück steht damit im Einklange — handelte es sich bei Jenatschs Ermordung um eine politische Verschwörung, zu deren Ausführung sich Verwandte des Pompejus Planta als bereitwillige Helfer darboten. Wenn aber Dr. Valèr in betreff der Katharina Lukretia von Travers ausführt, „ihre direkte Teilnahme an der Abschlachtung Jenatschs ist nach dem Verhörprotokoll mehr als wahrscheinlich", so können wir dem nicht zustimmen. Ihre Äußerung beim Anblick der Pistole läßt darauf schließen, daß sie mit den Mördern sympathisierte, sie beweist aber auch, daß Frau von Travers über den Hergang der Mordtat nicht unterrichtet, also sicherlich nicht unmittelbar daran beteiligt war.

Auch bei Conrad Ferdinand Meyer soll Jenatsch auf dem Gipfelpunkte seiner staatsmännischen Erfolge einer Verschwörung seiner eigenen Landsleute zum Opfer fallen, aber gerade Lukretia Planta, seine Jugendgeliebte, ist es, die ihm unter dem Zwange eines unwiderstehlichen Geschickes den todbringenden Streich versetzt. Eine Vereinigung beider ist nicht möglich gewesen, weil sich zwischen ihnen stets der Schatten des ermordeten Pompejus Planta drohend aufreckte, aber Lukretia hat die Laufbahn des Freundes mit feuriger Anteilnahme verfolgt, und sie ist jetzt, wo sie nach ihr gewordener heimlicher Kundschaft den Geliebten in Gefahr weiß, nach Chur geeilt, um ihn zu warnen. Mit großartiger Gestaltungskraft entrollt uns Meyer das düstere Gemälde vom Untergange seines Helden. Nicht Fauschs Kneipe „zum staubigen Hüetli" ist der Schauplatz, sondern der Rathaussaal von Chur, wo die Stadtobrigkeit zu Jenatschs Ehren ein glänzendes Fest vorbereitet hat. Im letzten Augenblick soll dieses verschoben werden, weil die Trauerkunde vom Tode des dankbar verehrten Herzogs Rohan eintrifft, aber obwohl die städtischen Würdenträger sich schon in Eile entfernt haben, bleibt Jenatsch und besteht in tragischer Verblendung darauf, daß er „sein Fest" haben wolle. Da dringen die maskierten Verschwörer herein, Jenatsch wird von ihnen umringt und jetzt glaubt Lukretias alter Diener Lukas die von ihm langersehnte Gelegenheit gekommen, das Rachegericht an ihm zu vollziehen; mit demselben Beil, unter dem einst sein Herr Pompejus Planta gefallen, will er Jenatsch töten, wird aber von diesem mit dem von ihm ergriffenen ehernen Leuchter zu Boden

Digitized by Google

geschmettert und reicht sterbend Lukretia das Beil. „In Verzweiflung richtete sie sich auf, sah Jürg schwanken, von gedungenen Mördern umstellt, von meuchlerischen Waffen umzuckt und verwundet, rings und rettungslos umstellt. Jetzt, in traumhaftem Entschlusse, hob sie mit beiden Händen die ihr vererbte Waffe und traf mit ganzer Kraft das teure Haupt. Jürgs Arme sanken, er blickte die hoch vor ihm Stehende mit voller Liebe an, ein düsterer Triumph flog über seine Züge, dann stürzte er schwer zusammen." —

Nach dem Verhörprotokoll und den sonstigen Geschichtsquellen erscheint Jenatschs Ermordung als feige Tat politischen Undanks, noch besonders befleckt durch das schimpfliche Verhalten seiner Kriegskameraden. Meyer hebt mit dem souveränen Rechte des Dichters den grausigen Vorgang in eine höhere Sphäre: Indem Lukretias reine Hände das sittliche Gebot der Blutrache an dem Geliebten vollziehen, wird Graubündens größter Mann vor dem Schicksale bewahrt, von den Waffen gedungener Mörder zu fallen, und wir empfinden das versöhnende Walten der ewigen Gerechtigkeit, die ihn nach all seinen Taten und Erfolgen das Verbrechen seiner Jugend endlich doch noch mit dem eigenen Leben büßen läßt.

Kunst, Können, Handwerk

Von

Paul Fechter

In den unzähligen Diskussionen über Kunst und Kunsterziehung, die unsere Tage erfüllen, hat der Begriff des Handwerks eine Rolle gespielt, die gerade das Gegenteil von dem gewirkt hat, was sie wirken sollte. Man hat in all diesen Betrachtungen und Reformvorschlägen die Rückführung künstlerischer Arbeit und künstlerischer Vorgänge auf ihre einfachen Grundlagen noch diesseits alles Problematischen auf dem Wege über das Handwerk gesucht. Man riet den jungen Künstlern, statt sich mit formalen oder Ausdrucksproblemen abzugeben, zunächst einmal das Handwerk zu erlernen, ihr handwerkliches Können zu üben, sich die soliden Grundlagen der alten Meister anzueignen. Man war sogar der Meinung, daß man Kunst und Kunsthandwerk wieder wie in alten Zeiten zusammenlegen müßte; damit der Künstler ebenso gediegene und solide Arbeit lerne wie der Handwerker — und übersah bei alledem, daß in diesem unbedenklich angewendeten Begriff Handwerk eine Anzahl ganz verschiedener Bedeutungsschichten über einanderliegen, daß dieses eine Wort Dinge und Tätigkeiten bezeichnet, die nichts mehr miteinander zu tun haben. Da diese Schichten im Bewußtsein der Diskutierenden keineswegs reinlich geschieden, sondern in ihrer Tatsächlichkeit kaum erkannt sind, mußte dieser Begriff des Handwerks, der zur Klärung und Zurückführung auf das Einfache angewendet wurde, im Verlauf der Auseinandersetzungen vor allem über Kunsterziehungsfragen die wildeste Verwirrung stiften.

* * *

Digitized by Google

In dem Begriff Handwerk liegen drei Hauptschichten übereinander. Zunächst der ursprüngliche Wortsinn: Handwerk als Werk der Hand betrachtet, als Tätigkeit, die etwas Konkretes, Wirkliches herstellt. Der Tischler, der Maurer, der Zimmermann, der Töpfer — jeder ist Handwerker, insofern er mit seinen Händen etwas wirkt, etwas macht. Hier ist der Begriff noch ganz rein, ohne jede Zutat von fälschenden Regionen her, sozusagen ein allgemein menschlicher Begriff, der eigentlich auf jeden Anwendung findet, indem jeder, der lebt und wirkt, irgendwo und irgendwann einmal Handwerker ist.

Dieses ursprüngliche menschliche Handwerk hat sich im Lauf der Zeiten natürlich verfeinert, entwickelt, fortgebildet, sozusagen kultiviert. Zunächst rein in sich: man hat mit Recht darauf verwiesen, daß der Tischler, der Zimmermann, der Töpfer von 1900 in ganz anderem Sinn mit ganz anderem, viel mehr ververfeinerten und verbesserten Mitteln, Instrumenten und Methoden Handwerker ist als der von 1500 oder gar der aus noch früheren Zeiten. Das aber bleibt trotzdem eine Art von Fortbildung in sich. Gewiß, der Maurer, der Zimmermann von heute arbeitet mit anderm Handwerkszeug, mit andern Hilfsmitteln. Er ist aber im Grunde genommen als Handwerker doch dem früheren wesensverwandt geblieben. Er lernt sein Handwerk mit theoretischeren Mitteln, besucht vielleicht eine Schule, während der frühere lediglich in der Werkstatt beim Arbeiten, beim Zusehen und Helfen, aus der Erfahrung, aus der Praxis lernte. Aber was er macht, das Setzen einer Mauer, das Bearbeiten von Balken und Brettern, das Drehen von Töpfen ist im innersten Wesen dieselbe Tätigkeit geblieben wie einst. Er schafft uns jetzt die bleibenden, in allen Formänderungen zuletzt immer gleichen Grundlagen für die menschliche Existenz, hat sozusagen spezialisiert einen besonderen Teil der Arbeit übernommen, den im Urzustand jeder Mensch, der leben wollte, allein verrichten mußte. Ein Maurer, ein Zimmermann von heute würde sicherlich über einen Maurer, einen Zimmermann von anno 1200 und über sein Handwerkszeug ein bißchen lachen; denn über der ursprünglichen und bleibenden Grundlage, über dem ewig Handwerklichen, das seit Jahrhunderten allgemeine Tradition ist, wuchs natürlich etwas Neues, gebrauchen wir einmal das Wort Fortgeschrittenes. Sieht man aber von den äußeren Mitteln ab, so ist die eigentliche Tätigkeit und damit der seelische Ablauf in den Menschen, die sich in dieser Tätigkeit auswirken, bei den Enkeln im Grunde dieselbe geblieben wie bei den Ahnen vor tausend Jahren.

Über dieser allgemeinen, ursprünglich alle Tätigkeiten tragenden Bedeutungsschicht des Worts haben sich dann langsam zwei weitere gebildet und ausgebreitet. Irgendwann einmal begann ein Enkel dieser ersten kastenbauenden Tischler und Töpfe drehenden Töpfer von seinem Handwerk nicht nur seinen Unterhalt, seinen Verdienst sondern mehr zu wollen, nämlich einen inneren Anteil, eine Freude an der Arbeit, einen Stolz auf das Ergebnis. Er fertigte den Kasten nicht nur, weil ihn der Nachbar haben wollte; sondern er machte ihn so, daß er selbst damit zufrieden war, seine Lust daran hatte. Er machte ihn schön — und damit begann das Unglück. Denn schön war für die gebildete Betrachtung ein Begriff, der ohne weiteres in den Bereich der Kunst hinüberführte oder zum mindesten in den der Ästhetik. Ein Gegenstand der schön ist, und nicht ein Gegenstand der Natur, fällt ohne weiteres als ein Werk menschlicher Hände unter den Begriff des Kunstschönen im Gegensatz zum Naturschönen. Der Kasten, den der ehrgeizige Tischler,

Digitized by Google

die Schale, die der ehrgeizige Töpfer hergestellt hatte, waren schön. Sie waren nicht Natur, also waren sie Kunst. Der Handwerker, der eigentlich nichts getan hatte als die Ehre seines Berufs hochgehalten, hatte, indem er etwas Schönes gemacht hatte, für die nicht handwerkliche Betrachtung das Gebiet seiner Tätigkeit, seines Handwerks, verlassen und hatte etwas hergestellt, das, weil es schön war, plötzlich ins Bereich der Kunst hineingehören sollte.

Hier begann das Unheil. Natürlich nicht gleich; vor der Erfindung der allgemeinen Bildung waren die Menschen natürlich und einfach genug, um aus sich selbst zu wissen, daß noch der beste Tisch, die herrlichste Kommode, die geschmackvollste Töpferei, so schön sie auch sein mochten, nicht das mindeste mit Kunst zu tun hatten. Man freute sich an diesen Gegenständen, man besah sie gerne, besaß sie noch viel lieber; aber es waren eben Gegenstände; ein Tisch, ein Schrank, eine Schale — nicht Kunst. Es war Handwerk, was da entstand, nicht Kunstgewerbe: Dieser Bastard war noch nicht erfunden. Aber in einem unbewachten Augenblick erzeugte der Handwerker, der vornehmste unter den tätigen Menschen nächst dem Bauern und dem Baumeister, indem er Ehrgeiz bekam, den Kunsthandwerker; dieser wurde der Urgroßvater des Kunstgewerblers und damit die Ursache aller späteren Verwirrungen. Denn er war es, dessen Ehrgeiz dahin ging, Künstler und nicht Handwerker zu sein — und der dabei übersah, daß er es wohl zu höchstem Können, aber nie bis zur Kunst bringen konnte.

Dieses alles nämlich, Verfeinerung und gesteigertes Selbstbewußtsein des Handwerkers wären zu ertragen gewesen, wenn sich nicht die vertrackte Verbindung eben mit dem Begriff Kunst ergeben hätte. Damit wurde nicht nur das Wesen des Handwerks und sein Sinn in Verwirrung gebracht — auch der bis dahin durchaus einfache Begriff der Kunst erhielt ebenfalls vom Können her einen zweiten Sinn, der sich schließlich zur Hauptsache entwickelte und sich zu der Formel auswuchs: Kunst kommt vom Können her. In Wahrheit aber kommt nur das Kunsthandwerk wirklich vom Können her, und die Kunst, sofern sie diesen Namen verdiente, aus Regionen der Seele, wo der Begriff Können keinerlei Geltung hat, weil es sich dort nur um das Sein, um das Wesen handelt.

* * *

Der Kernpunkt der ganzen Sache war der: weil der Tischler, der Töpfer, der Schmied, der seine Arbeit leisten und wirklich gute Dinge herstellen wollte, sehr viel können mußte — deswegen hielt er selbst und hielten andere die Ergebnisse seiner Arbeit für Kunst. Man machte eine grundlegende Verwechslung: man nannte ein künstliches Gebilde, einen Schrank, eine Uhr, ein Gefäß ein künstlerisches Gebilde, und die andern glaubten es. Weil ein Handwerk des großen Könnens entstand, das Arbeiten von höchstem handwerklichem Range schuf, nannte man es Kunsthandwerk, seine Ergebnisse aber Kunstwerke, und übersah, daß hier nichts von Kunst, dafür aber eine neue, besondere Art des Handwerks entstand. Ein gehöhtes Handwerk, mit erheblich anderen Zielen als das ursprüngliche, von dem es sich ebenso unterschied wie etwa eine Boule-Uhr von einer Schwarzwälder, ein Rokokotisch von einem Bauerntisch, das aber zuletzt trotz allem doch Handwerk blieb.

Von dieser zweiten Schicht im Begriff des Handwerks ist die wesentliche Verwirrung ausgegangen. Dieses vergeistigte, verfeinerte Handwerk, das von dem

Digitized by Google

Meister, der es schuf, soviel Wissen und Können, so viel handwerkliche Feinheit, so viel Lernen und Übung forderte, schien wie das natürliche Zwischengebiet zwischen dem Bereich des reinen Handwerks und der reinen Kunst. In Wirklichkeit war es, abgesehen davon, daß es Handwerk war, ein Reich ganz für sich, und hatte in seinem Wesen mit dem Wirken der Hand, dessen Ergebnis nun wirkliche Kunstwerke waren, noch gar nichts gemein. Denn über dem Wirken der Hände des Kunsttischlers, des Kunsttöpfers, des Uhrmachers stand als Leitstern von vornherein die fertige Vorstellung des fertigen Dinges. Der Tischler wollte einen schönen Tisch, eine schöne Truhe herstellen. Er legte die Maße fest, er wählte das Material aus, er wurde sich über die Art des eventuellen Schmucks durch geschnitztes oder eingelegtes Ornament klar, suchte die passendste Art und den passendsten Ort für einen eventuellen Beschlag aus und fertigte auf diese ganz bestimmte, genau festgelegte, vom Begriff des fertigen Gegenstandes aus bestimmte Zielvorstellung hin diesen Gegenstand so fein und so schön und so handwerkstüchtig wie möglich an. Unter Umständen hatte nicht einmal er diese Zielvorstellung sondern ein anderer: ein Besteller kam, verlangte von ihm einen Tisch, eine Truhe in den und den Ausmaßen, mit dem und dem Schmuck, mit den und den Einzelheiten. Der Tischler übernahm diese fremde Vorstellung, machte sie sich zu eigen und führte sie nach bestem Können so sauber und gediegen und schön wie möglich aus. Als Handwerker von Können, Gewissen und Qualität.

Hier ist der Punkt, an dem der Unterschied zwischen Handwerk und Kunst sich zu klären beginnt. Denn dem Maler, selbst wenn er, wie es in früheren handwerklichen Zeiten des öfteren der Fall war, auf Bestellung arbeitet — dem Maler fehlt diese konkrete Zielvorstellung, die den Tischler, den Töpfer leitet. Gewiß, ein Stifter konnte auch bei einem Maler ein Bild bestellen zwei mal drei Meter groß, mit Seitenflügeln, in der Mitte die Anbetung des Lammes, rechts der Stifter und seine Frau, links der Heilige der Kirche, in der das Werk Platz finden konnte. Diese Zielvorstellung oder Zielumschreibung war aber trotzdem etwas vollkommen anderes als die des Tischlers. Der Besteller eines Tischs konnte, zwei verschiedene Handwerker von gleicher Qualität des Könnens vorausgesetzt, seinen Tisch bei dem einen oder bei dem andern bestellen und konnte sicher sein, bei jedem eine Arbeit zu erhalten, die sich von der des andern, bei gleichen Maß- und Materialangaben, nur wenig unterschieden hätte. Der Besteller eines Bildes aber konnte bei noch so genauer Bestimmung des Themas, der Maße und der Art der Ausführung ganz gewiß sein, vollkommen verschiedene Dinge zu erhalten, je nachdem er entweder zu Hans Memling oder zu Jan van Eyck ging. Die Tischler, die Töpfer mußte ihr Handwerk, eben weil es wirklich Handwerk war, bei gleichen Aufgaben mit Notwendigkeit zu annähernd gleichen Ziele führen, soviel Feinheit und Können und persönliche Fähigkeit sich im einzelnen auch auswirken mochte. Das Handwerk der Maler mußte trotz gleicher Richtlinien zu völlig verschiedenen Resultaten kommen, weil es nicht wie das des Tischlers unter einer fest umrissenen, sozusagen konkreten Zielvorstellung sich auswirkte, sondern weil sein Ziel erst in der Ausübung des Handwerks auch als Vorstellung realisiert und zwar nur einmal realisiert, geschaffen wurde. Der Handwerker und sein Handwerk haben von vornherein das feste Ziel, einen gegebenen konkreten Gegenstand, etwas Wirkliches. Der Maler hat an Stelle dieses konkreten Zieles nur den allgemeinen Begriff Bild; er schafft zuletzt nicht etwas Wirkliches, sondern mit seinem natürlich eben-

Digitized by Google

falls wirklichen Material der Leinwand, des Rahmens, der Ölfarbe etwas bisher noch nicht Wirkliches — nämlich seine durch sein Handwerk erst wirklich werdende Vorstellung.

Dies ist nun der Moment, in dem über dem Handwerk und recht eigentlich ohne Verbindung mit ihm die Kunst einsetzt, der Moment, in dem das Wort Handwerk nun einen dritten, vollkommen neuen und durchaus anders zu umschreibenden Sinn bekommt. Dieser Sinn liegt nicht von vornherein in der Tätigkeit des Malers enthalten; die Anfänge seines Tuns haben äußerlich manches mit dem des echten, wirklichen, Wirkliches schaffenden Handwerkers gemein; in dem Augenblick aber, in dem der Maler beginnt, Künstler zu werden, wächst über dem bisherigen handwerklichen Sinn seines Tuns der neue des nun künstlerischen Sichauswirkens der Hand.

* * *

Es ist eine stehende Forderung vor allem des früheren Kunstunterrichts, daß der junge Mensch sehen lernen muß. Für die abgekürzte durchschnittliche Betrachtungsweise ist das wesentlichste Organ des Malers, überhaupt des künstlerisch gestaltenden Menschen, das Auge. Die Betrachtungsweise des gebildeten Bürgers ebenso wie die eines Kunsthistorikers etwa der Art Wölfflins nimmt Sehen und Sehgewohnheiten für die entscheidenden Faktoren beim Entstehen eines Kunstwerks, beziehungsweise eines Zeitstils. Jeder Maler hat danach kraft seiner besonderen Augen die Fähigkeit, die Welt auf eine bestimmte Weise zu sehen, jede Zeit und die in ihr lebenden Maler hatten vor allem früher gewisse Gewohnheiten und Bedürfnisse des Sehens; die Hand des Malers, des Bildhauers war jeweils dazu da, von dieser so oder so gesehenen Welt ein Abbild auf der Leinwand oder im Ton zu verfestigen.

Mir scheint dies eine Betrachtungsweise zu sein, die mit einer Vermischung des handwerklichen Handwerksbegriffs und seiner Zielvorstellung mit dem künstlerischen und der seinigen arbeitet. Diese Kunsthistoriker und die ihnen folgenden gebildeten Bürger scheinen mir zu sehr das fertige Werk und die Anfangs-Zielvorstellungen des betreffenden Künstlers zu identifizieren. Sie scheinen anzunehmen, daß der gotische Maler, der gotische Bildhauer sein gotisches Bild, seine gotische Plastik von vornherein als konkrete Zielvorstellung für seine Arbeit vor sich hatte wie der Tischler, der Töpfer die Vorstellung seines Tisches, seines Topfes. Sie scheinen mir zu übersehen, daß auch das gotische Bild, die gotische Plastik zunächst einmal ohne das Vorbild einer realen „gotischen" Vorstellung entstanden, daß die Stilbegriffe überhaupt und das Einende in ihnen eine späte, nachträgliche Zusammenfassung historischer, nicht künstlerischer Menschen ist. Und vor allen Dingen: mir scheint, daß dies eine Betrachtungsweise ist, die ganz einseitig als Organe des künstlerischen Prozesses die Augen ansieht und den Anteil der Hand darüber vergißt.

Dieser Anteil, dieses Wirken der Hand an künstlerischen Gebilden, dieser legitime handwerkliche Anteil am Prozeß des Kunstentstehens ist mindestens so groß wie der der Augen. Stellen wir einmal fest: ein Maler zeichnet oder malt eine Figur, einen Akt. Sein Modell steht in einiger Entfernung, seine Tafel dicht vor ihm. Sein Auge, sein Blick faßt den Schwung der Körperlinie, den Reiz einer

Digitized by Google

gleitenden bewegten Form. Dieser aufgefaßte Reiz wird Impuls in ihm, durchläuft vom Auge den Menschen, den Arm, die Hand und wird schließlich in der Spitze des Stifts empfundene Bewegung. Der Impuls geht dahin, den im Blick, im Auffassen empfundenen Reiz im Strich des Stifts zu umschreiben, die Hand, als Teil des Menschen selbst fühlendes Organ, erhält die Aufgabe, das im Sehen Aufgefaßte in entsprechender Bewegung festzustellen und zu formulieren. Diese tätige Fortsetzung hier einer Augenempfindung, wenn das Wort einmal gestattet ist, ist der Sinn ihrer Tätigkeit, ihres Wirkens, und dieses Wirken ist der legitime Sinn und der einzig begründete des Begriffes Handwerk innerhalb des künstlerischen Prozesses.

Man könnte hier einwenden: das heißt mit vielen Worten etwas sehr Einfaches komplizierend umschreiben. Der Maler zeichnet eben das Ding ab, wie er es sieht und soweit sein Können reicht, und dieses Können erwirbt er eben nur dadurch, daß er fleißig sein Handwerk übt, fleißig zeichnet, bis die Hand eben mühelos kann, was das Auge will und verlangt.

Hier aber liegt der grundlegende Irrtum. Ich glaube zunächst einmal nicht, daß das durch Übung erreichte Können wirklich dazu führt, das vom Auge Aufgenommene immer reibungsloser, sagen wir immer entsprechender dem Eindruck, der Sehgewohnheit angepaßter festzulegen. Wäre das so, so wäre nämlich die Konsequenz, daß bei sich steigerndem Können innerhalb der gleichen stilbestimmenden Sehgewohnheit bei gleichem Objekt die resultierenden Werke verschiedener Maler einander immer ähnlicher werden müßten. Das wird im Ernst niemand behaupten wollen. Ich bin vielmehr der Meinung, daß weit stärker als man zunächst annimmt, die Hand beim Entstehungsprozeß sowohl eines heutigen isolierten Kunstwerks wie einst beim Entstehen eines Stilgebunden mitspricht und mitgesprochen hat. Ich glaube sogar, daß die Behauptung, das Handwerkliche sei in der Kunst das Entscheidende, durchaus richtig ist — sobald man nur diesen Begriff handwerklich innerhalb des künstlerischen Prozesses richtig, d. h. wie er hier skizziert ist, auffaßt.

Ich bin nämlich überzeugt, daß die Rolle, die die Hand im Entstehungsprozeß künstlerischer Dinge spielt, viel größer und stilbestimmender ist als die des Auges. Ich glaube, daß für den Maler das Ergebnis der Tätigkeit seiner Hand, das Bild, am Ende oft genau so überraschend ist, wie für den späteren Betrachter. Die Absicht des Auges wandelt sich unter dem fühlenden Willen der Hand oft in etwas vollkommen anderes: dieser stumme Helfer weiß mehr vom Wesen seines Herrn und Meisters als das suchende Organ, das ihm die Welt zuführt. Ich bin überzeugt, daß beispielsweise Greco seine Menschen und ihre Häupter genau so rund und richtig gesehen hat wie irgend ein spanischer Maler zweiten oder dritten Ranges, der mit ihm gleichzeitig lebte. Seiner Seele aber war diese Form nicht genehm, und seine Hand führte den Befehl der Seele aus, also daß unter ihrem Wirken die berühmten langgezogenen Schädel und Gesichter entstanden, die man witzigerweise einmal damit hat erklären wollen, daß der Grieche astigmatische Augen gehabt habe, also daß er alle Dinge infolge seiner verzerrten Linsenkrümmung so verzerrt und in die Länge gereckt habe sehen müssen. Eine ganz kleine Überlegung hätte zwar zeigen können, daß gerade solche Augen den Griechen gezwungen hätten, den Menschen seiner Bilder hübsch runde und normale Köpfe zu geben, da er diese kraft seiner astigmatischen Augen ganz von selbst wieder verzerrt und in die Länge gereckt gesehen hätte. So daß seine langggemalten Schädel

Digitized by Google

ihm dann eigentlich wie Striche hätten erscheinen müssen. Man stellte diese Erwägung nicht an, weil man einseitig in den Augen das entscheidende Organ der Form und Stilbildung zu sehen gewohnt war und die Rolle der Hand, des eigentlich Seelisches vermittelnden Organs im künstlerischen Prozeß, entweder vollkommen übersah oder sie als mehr oder weniger technisch geschultes, Maschinen ersetzendes Reproduktionsrequisit betrachtete.

Es wäre an der Zeit, diese Betrachtungsweise, die zum Beispiel ein Buch wie Wölfflins „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe" noch absolut durchzieht, einmal einer gründlichen Revision zu unterziehen und den Anteil der Hand am Wandel der Stile und der Kunstformen eingehend zu untersuchen. Dabei würde man dann wahrscheinlich ganz von selbst dazu kommen, das, was innerhalb der Kunst wirklich Handwerk oder besser Handwirken ist, sowohl in seiner kunstschaffenden Funktion einmal genau zu umschreiben, und auf der andern Seite dieses Handwerk reinlich von dem nur durch den gleichen Begriff mit ihm verkoppelten innerhalb des wirklichen, konkreten Handwerks zu unterscheiden. Für die Kunsthistorie, bzw. für die Stilgeschichte, würde sich aus solch einer Betrachtungsweise sehr viel Fruchtbares ergeben, insofern als man bei dieser Gelegenheit einmal feststellen könnte, wie weit stilbestimmende Kunstformen und Eigentümlichkeiten daraus resultieren, daß gewisse Handbewegungsabläufe im malerischen oder zeichnerischen Prozeß von sich aus zu bestimmten ornamentalen oder anderen Schuckformen geführt haben. Das, was Delacroix die Hachure nennt, der Strich, die Bewegung, die einen Farbfleck, einen Strich auf die Leinwand setzt, ist für den Maler im Prozeß des Malens eine der angespanntesten Lebensäußerungen, in der die Besonderheit dieses seines zeitbedingten Lebens notwendigerweise ganz stark zum Ausdruck kommen muß. Ein Maler der gotischen Zeit wird seine Gebilde sicherlich mit Handbewegungen von ganz anderer Art verwirklicht haben, als etwa ein Maler der Renaissance. Rubens hat bestimmt mit einem ganz anderen Hand- oder Pinselschwung gemalt oder gezeichnet als etwa der späte Rembrandt. Die Ornamentik des Rokoko verdankt sicher ihre Entstehung zumindest zu einem großen Teil der Tatsache, daß eine bestimmte leicht preziöse, etwas kokette Handbewegung, die die grundlegende Schwungform des Zierornaments erzeugte, den Menschen jener Epoche als Bewegung wie als Anblick gleich angenehm war. Ich kann mir schwer vorstellen, wie sich eine Sehgewohnheit ändern soll, so lange nicht Dinge vorhanden sind, die diese Gewohnheit durchbrechen und eine neue schaffen, d. h. so lange nicht der neue Stil, der den alten ablöst, und mit ihm die Dokumente einer neuen Sehgewohnheit bereits vorhanden sind. Ich kann mir aber sehr wohl denken, daß in den Menschen einer neuen Generation, die durch Erziehung in die formenden Bewegungen der vorigen hineinwachsen, sich ein natürlicher Protest gegen dieses für sie vergangene Körperbewegungsgefühl regt und zur Wehr setzt, also daß sie dem gotischen Haken die rundliche Kurve der Renaissance, dem dicken Pathos des Barock die zierliche Spitzigkeit des Rokoko, diesem wieder die vernunftverdünnte, keusche Linie des Klassizismus entgegenstellen. Es gibt eine Zeichnung von Adolf Oberländer „Renaissancist und Gotiker", auf der sich ein langer, würdevoller, ganz aus gotischen Zier- und Bauformen hergestellter Professor und ein kleiner, rundlicher, überall aus Kreiskurventeilen entwickelter Architekt des Renaissance-Ideals gegenüberstehen. Das Blatt ist ein Scherz, aber in diesem Scherz wird deutlich, was ich hier meine; denn Oberländer hat unwillkürlich den Gotiker mit

Digitized by Google

gotischen Handbewegungen, den Renaissancisten mit den entsprechenden der Renaissance gezeichnet. Der späte, bewußte und den Witz suchende Nachfahre nimmt hier parodierend als Wirkungsmittel auf, was ursprünglich unmittelbar, Empfindungssache, Stil- und formschaffende Kraft, seelisches Handwerk war.

Denn das ist selbstverständlich die letzte Voraussetzung: daß dieses Handwerk im künstlerischen Sinne, von dem hier die Rede ist, Würde und Wert nur dadurch bekommt, daß es, wenn auch unter der Kontrolle der wollenden Augen, Ausdruck und Feststellung seelischer Vorgänge und seelischen Wandels ist. Der arbeitende Mensch der Kunst arbeitet mit ihm wohlgefälligen Handbewegungen nicht um seines sensuellen Wohlbehagens willen, sondern zuletzt darum, weil in diesen Gesten, die seine Form schaffen, sich das Wollen und das Leben seiner persönlich und zeitlich so oder so bedingten Seele auswirken. Was die Seele sehend über die Augen als Eindruck der Welt und anderer Seelen neben ihr empfängt, setzt sich beim Durchgang durch sie bis in die Hand und den Pinsel, die Feder, den Spachtel in seelisch Wirkendes um: was dort am Ende des Vorgangs entsteht, ist nicht Aufzeichnung eines Gesehenen, sondern Selbstverwirklichung gelebten Lebens.

* * *

Und von hier aus wird nun klar, in welchem Sinne Handwerk innerhalb der Kunst allein gepflegt und geübt werden kann, damit es sinnvoll werde. Der Tischler der Töpfer haben die Aufgabe, ihr handwerkliches Können in dem Sinn zu verfeinern, daß sie fähig werden, ihre jeweilige konkrete Zielvorstellung immer feiner und sachlicher zu verwirklichen Der Tischler, der Töpfer kann sozusagen sein Handwerk rein für sich üben; er kann seine Fähigkeiten beispielsweise im Hobeln oder im richtigen Verteilen des Fingerdrucks bei der Herstellung eines Objekts auf der Drehscheibe ohne Rücksicht auf eine bestimmte Zielvorstellung und ohne Zweck steigern und verfeinern. Das Hobeln, das er an irgendeinem Brett um des Hobelns willen übt, kommt jedem seiner späteren Objekte gleichmäßig zugute, weil es als Fähigkeit in die Hand eingeht. Beim Maler und seinem Handwerk besteht diese Möglichkeit genau genommen nicht. Er kann nicht unbeteiligt üben; er muß, wenn das Unternehmen Sinn haben soll, jeweils mit ganzer Seele bei seiner Sache sein. Eine irrtümliche Betrachtungsweise, die in jenem Satz gipfelte, daß Kunst von Können herkomme, ging von der Ansicht aus, daß der Maler genau so sein Können, d. h. seine Kunst üben könne wie der Tischler sein Hobeln. Jemehr der junge Mann zeichnen lerne, d. h. je richtiger er Wirklichkeitsformen zu reproduzieren vermöchte, desto näher komme er der Kunst, desto mehr Handwerk im Sinn der alten Meister besitze er. Hier wird der Widerspruch offenbar. Denn je mehr dieses Handwerk im Tischlersinne vom Maler geübt wird, desto mehr versinkt die eingeborene Fähigkeit und der eingeborene Trieb der Seele im Wirken der Hand, sich auszugeben und nicht eine Art von Photographieersatz zu liefern. Wir haben ein schauerliches Beispiel der Tragödien, zu denen diese Verwechslung von Handwerk und Handwerk führen kann, noch aus nächster Nähe erlebt, im Falle Menzels. Der Unterschied zwischen dem jungen und dem alten Menzel ist der, daß der junge zeichnend wie malend das Wirken seiner Hand als Künstler übte, der alte dagegen in einem heroischen Irrtum als Handwerker. Menzel zeichnete

Digitized by Google

schließlich wirklich um des Zeichnens willen, und die Hand verlor von Blatt zu Blatt mehr und mehr den Zusammenhang mit seinem Leben. Bildlich gesprochen: er hobelte. Unendlich fein, unendlich virtuos; aber es war nichts von wirklichem Leben mehr dabei. Ein ebenso tragisches Gegenbeispiel ist der späte Corinth. Das virtuose Handwerk der Jugend, das die unerhört gekonnten Blätter der frühen und der mittleren Zeit trägt, zerbricht in dem Augenblick, da den Alternden die Krankheit niederwirft; im handwerklichen im Menzelschen Sinne, hat der späte Corinth kein Handwerk mehr, und wäre er Tischler gewesen, so hätte er wahrscheinlich elend zugrunde gehen müssen, weil die Hände die subtile Arbeit des handwerklich Handwerklichen nicht mehr hergegeben hätten, und ein zittrig gehobelter Tisch eben ein handwerklich schlechter Tisch ist. Da er ein Maler war, fand seine Seele auch in der unsicher gewordenen Hand noch immer ein Mittel, alles was sie wollte, in Farbe und Linie zu verwirklichen, und die Trauer, die sie in der Arbeit über die Unsicherheit der Hand verspürte, die verstärkten Impulse, die sie dem müden Instrument geben mußte, um ihre Absicht zu erreichen, bewirkten, daß in die Zeichnungen und Bilder des späten Corinth, die viel weniger Handwerk haben als die des früheren, unendlich viel mehr von seiner Seele und seinem Wesen einging, also daß wir heute verehrend vor diesen Dokumenten des Lebens stehen und gar nicht auf den Gedanken kommen, davor noch von Handwerk zu reden.

* * *

Dies alles versteht sich eigentlich von selbst und liegt so klar am Tage, daß es sich erübrigen sollte, überhaupt davon zu sprechen. Die fortgesetzten Erörterungen aber über die Beziehungen zwischen Kunst und Handwerk, die Forderung der Kunstgewerbler, als Künstler gewertet zu werden, und die dauernden Mahnungen alter Herrn an die jüngere Generation, das allein seligmachende Handwerk zu üben, die vollständige Unsicherheit gegenüber den elementarsten Tatsachen um diesen Begriff herum verpflichten von Zeit zu Zeit dazu, derartiges wieder einmal vielleicht in etwas abgewandelter Formulierung zu wiederholen. Denn ein Teil unseres Jammers stammt aus dem Durcheinander und dem Wirrwarr den diese Unsicherheit in den Köpfen gerade der jungen Generation anrichtet. Der Irrtum von der Lehrbarkeit der Kunst und der Möglichkeit von Kunstschulen ist auf diesem Grunde gewachsen, und wenn es auch vermessen wäre zu hoffen, daß immer wiederholte Klärung dieser Tatsachen am Ende dazu führen würde, diese Institute, sowohl die Akademien wie die Kunstgewerbeschulen, aufzuheben und zu schließen — vielleicht schafft die eine oder die andere solcher Betrachtungen da und dort in jungen Menschen etwas Klarheit, also daß sie ihrerseits diese Institute meiden, der falschen Handwerkerei in der Kunst aus dem Wege gehen und den Zugang zum rechten Wirken der Hand auf etwas natürlicherem Wege suchen. Damit wäre dann immerhin etwas erreicht.

Digitized by Google

Die Betrachtung von Kunstwerken

Von

Anton Mayer

Zersplitterung infolge der Fülle der Gesichte ist das schlimme Kennzeichen des modernen Lebens. Eine enzyklopädische Bildung, wie sie Gelehrte vergangener Jahrhunderte besaßen, ein umfassendes Beherrschen aller wichtigen Materien in sämtlichen bestimmenden Äußerungen der Epoche ist zur Unmöglichkeit geworden, da der einzelne noch so gründlich Gebildete nicht einmal sein eigenes Fach in allen Ausläufern, Weiterungen und Vielfältigkeiten zu beherrschen vermag. Die Erschließung geheimer, manchmal zufällig zutage getretener Naturkräfte, die Dienstbarmachung neuer Elemente, die Komplizierung der sozialen Verhältnisse, die Undurchsichtigkeit politischer Beziehungen, und nicht zuletzt die grausame Schwierigkeit des eigenen wie die höhnende Ironie des Erdenschicksals liefern uns Gründe genug zur Erklärung der unerfreulichen Tatsache, daß wir nicht mehr in der Lage sind, uns ein auch nur annähernd richtiges Weltbild vorzuführen; woraus denn infolge schiefer Einstellungen, falscher Ansichten und unrichtiger Urteile eine neue, schwere Behinderung sich bemerkbar macht, die nur allzu geeignet erscheint, die ganze Wildnis des letzten Restchens aufklärenden Lichtes völlig zu berauben.

Dem universalen Beispiel folgend hat sich die bildende Kunst dem allgemeinen Chaos angeschlossen, so daß es heute sehr fraglich ist, ob zwei von „Kunst" redende Menschen auch in der Tat dieselbe Materie bei ihren Worten im Sinn haben. Der fundamentale Unterschied zwischen unseren Tagen und noch gar nicht so lange hinter uns liegender Zeiten wird sehr klar, wenn wir philosophische Abhandlungen über die bildende Kunst lesen, die etwa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschrieben worden sind. Es wird in ihnen ständig versucht, das Wesen „der Kunst" schlechthin zu definieren, ihre Aufgaben aus eben diesem Wesen mit wenigen Worten abzuleiten, um so festzustellen, welche Arbeiten den Ehrennamen des Kunstwerkes verdienen, und welche anderen aus Gründen der Vernachlässigung festgelegter Pflichten in Grund und Boden zu verdammen seien. Für uns haben diese Deduktionen nur historischen oder literarischen Wert; denn die Verfasser dieser Schriften bemühen sich zwar heftig um das Wesen und die Aufgaben der fertigen Werke, vernachlässigen aber die Art ihrer Entstehung, und damit das Wesen des künstlerischen Menschen als der causa essendi vollkommen; was um so bedauerlicher erscheint, als die Geschichte der Kunst als historische Betrachtung der künstlerischen Individuen in der Tat geeigneter ist, uns das genus humanum

Digitized by Google

in einem erträglicheren Lichte erscheinen zu lassen, als die politische Geschichte, die uns zum allergrößten Teil mit Abscheu vor unserer eigenen Rasse erfüllen muß.

Am bedenklichsten und verwirrendsten aber ist ein Begriff, mit dem Kunstschriftsteller bis vor kurzem im allgemeinen, Laien wohl heute noch der Kunst gegenüber operieren: die „Schönheit". Niemand konnte oder kann definieren, was „schön" ist — sehr begreiflicherweise, wie wir sehen werden. Aber jahrhundertelang ist der unklare Begriff immer wieder angewendet worden, und hat speziell im späten 18. und im 19. Jahrhundert eine ganz besonders falsche Note durch einen zwar sehr bedeutenden Gelehrten bekommen, der aber infolge seiner Einstellung zur Antike zwar ihre Kenntnis gefördert, aber für die Auffassung der Nachwelt viel Schaden gestiftet hat: Winkelmann. Er legte den Schönheitsbegriff nach den Werken des Hellenismus und nach römischen Kopien fest; Griechenland selber, und die Werke, welche das Wesen der griechischen Kunst bestimmen, mußten ihm unbekannt bleiben, da sie zum großen Teil noch gar nicht gefunden waren. So kam er zu der vollkommen falschen Ansicht, daß die antike Kunst sich durch „edle Einfalt und stille Größe" auszeichne. Die wahre Antike, d. h. die griechische Kunst des 6. bis 4. Jahrhundert v. Chr. ist weit davon entfernt, und die römischen Kopien der folgenden Zeit sind wohl eher mit den Worten „Stupidität und Langweiligkeit" zu bezeichnen. Aber grade diese glatte, etwas dickliche Ausdruckslosigkeit der römischen Kopisten, Eklektiker und Epigonen wurde das „Schönheits"-Ideal der Jahrhundertwende und des sich anschließenden Säkuli; ihm folgten die Canova und Thorwaldsen, und viele andere Bildhauer und Maler bis in unsere Zeit hinein. Der entsetzliche süße Kitsch, mit dem noch immer unser Kunsthandwerk — Ansichtskarten u. dergl. — überschwemmt wird, die im Publikum immer noch überwiegende Vorliebe für die süße Landläufigkeit und die aus ihr sich ergebende Unfähigkeit, ein anders geartetes Kunstwerk zu betrachten — nicht etwa nur ein modernes; auch ein archaisch-griechisches stößt auf das gleiche Unverständnis —: all dies resultiert zum großen Teil aus dem falsch konstruierten Schönheitsbegriff Winckelmanns, und seiner Fortführung im 19. Jahrhundert. Er hat übrigens nicht nur diesen positiven Schaden angerichtet, sondern auch einen, ich möchte sagen, negativen: denn manche Verständigere, denen immer noch die römischen Kopien als wahre Antike vorgesetzt werden, bekommen eine ungeheure Wut auf die alte Kunst, und eifern nun gegen alle klassische Bildung und die Humaniora; sie hätten Recht, wenn die wahre Antike aus solchen Dingen bestände —, sie hätten sogar recht, an aller Kunst zu verzweifeln, wenn das Schönheitsideal der römischen Kopie überhaupt irgend einen Wert hätte.

Dies ist also bei der Betrachtung von Kunstwerken die Hauptsache: kein Schönheitsideal zu haben. Aber noch mehr als das: der Begriff „schön" muß ein für allemal beiseite gelassen werden, weil doch kein Mensch weiß, was „schön", nämlich allgemein gültig „schön" ist. Wenn jemand für sich ein Kunstwerk „schön" findet, d. h. es ihm gefällt, so ist das seine Privatsache. Der nächste Beschauer hält es vielleicht für ganz greulich, irgendeinen verallgemeinernden Wert hat also seine Ansicht zunächst nicht.

Der Wegfall des bequemen Maßstabes scheint nun allerdings die Betrachtung von Kunstwerken zu einer peinlichen und unklaren Aufgabe zu machen; dem naiven Betrachter ist der sichere Halt entzogen — der ihn allerdings fraglos zum falschen Ende geleitet hätte —, so daß er sich recht hilflos vorkommen mag.

Digitized by Google

Wir müssen ihm also ein anderes Mittel an die Hand geben, mit dem er sich im Sturm der andrängenden Eindrücke zurechtfinden kann. Zu diesem Zweck aber müssen wir die Entstehung des Kunstwerkes im Künstler betrachten.

Weshalb schafft ein Künstler? Weshalb kommen immer wieder junge Menschenkinder, die sich die Kunst als Lebensaufgabe setzen, und wahrlich damit nicht die leichteste wählen? Es ist die manchem Menschen innewohnende Kraft der Konzeption eines Kunstwerkes, welche den, der sie hat, befähigt, sich mit Hilfe der ihr verbundenen Phantasie im Kunstwerke auszudrücken und sich so mit den Dingen der uns umgebenden Welt auseinanderzusetzen. Die Konzeption, d. h. die Fähigkeit, eines Werkes Idee, Plan und Ausführungsmöglichkeit in sich auftauchen zu fühlen und festzuhalten, ist der Urgrund jedes Kunstwerkes und aller Kunst auf Erden. Sie ist unbewußt, d. h. es liegt nicht in der Erkenntnismöglichkeit des Menschen, ihre Herkunft und die Bedingungen, unter denen sie sich zeigt, zu verstehen; sie ist in manchen Menschen da und befähigt sie, Künstler zu sein, wenn noch ein wichtiger Faktor der künstlerischen Natur mit ihr vereint auftritt: die Phantasie. Denn diese ist es, welche die Idee des Kunstwerkes nun ausbildet, voller und wertvoller macht, mit allen Reichtümern einer Menschenseele schmückt, so daß endlich aus dem unbewußt entstandenen einen Ton ein brausender Akkord von inhaltgesättigtem Glanze geworden ist, der vorläufig nur für den Schaffenden selbst hörbar, bald durch die sichtbarmachende Ausführung Gemeingut aller Menschen wird. Diese letzte Metamorphose vollbringt die Technik, welche demnach als dritte im Bunde den Ring der Voraussetzungen zur künstlerischen Gestaltungen schließt.

Es führt also der Weg der Entstehung eines Kunstwerkes vom Unbewußten, der Konzeption, in das Bewußtsein des Künstlers, das durch die Phantasie befruchtet die bildnerische Tätigkeit entstehen läßt.

Das Bewußtsein besteht aus drei großen Komplexen: den Vorstellungen oder dem Intellekt, den Empfindungen und Gefühlen oder der Psyche, und dem Willen. Diese drei Komplexe also können bei der Entstehung eines Kunstwerkes in Frage kommen.

Alles was ein Künstler uns mitzuteilen hat, muß aus dem Intellekt oder der Psyche stammen. Wenn es aus dem Reiche der Vorstellungen käme, so wäre es begrifflich, und also mit Worten verstandesgemäß auszudrücken. Dies ist nun offenbar nicht der Fall, da die Künstler ja sonst diesen einfachen und klaren Weg des Ausdrucks wählen würden, und nicht nötig hätten zu komplizierten und nicht ohne weiteres verständlichen Werken ihre Zuflucht zu nehmen.

Wenn nun aber ein Kunstwerk nicht aus dem Intellekt stammt, so muß es notgedrungen aus der Psyche abzuleiten sein, und ist also nicht durch Worte verstandesgemäß klar zu machen, sondern durch einen Gefühlsausdruck. Für einen solchen ist aber zunächst keine Ausdrucksmöglichkeit vorhanden, sondern es muß ein neues Medium geschaffen werden, um ihn zu bewältigen: eben das Kunstwerk. Dieses kann also als Vermittler eines Gefühlsausdruckes begriffliche Klarheit nicht besitzen, sondern muß sich seine Formen als adäquaten Ausdruck seines Inhalts selber finden. Sein Formausdruck ist als solcher nicht ohne weiteres verständlich. Er kann vom Beschauer seinerseits wieder nur mit dem Gefühl verstanden werden, während der Intellekt notwendigerweise einem Ausdruck gegenüber versagen muß, der sich einer ihm fremden, ja unmöglich zu erlernenden Sprache

Digitized by Google

bedient. Alle Eindrücke, die wir beim Betrachten von Kunstwerken haben, sind auf ein Erleben von Gefühlen gegründet; denn eben nur das Gefühl ist imstande, die vom Gefühle eines Andern bestimmte Ausdrucksweise zu verstehen.

Das Entstehen des Kunstwerkes im Bewußtsein also heißt das Schaffen des Ausdrucks für die Gefühle, die infolge eines unbewußten Triebes zur Darstellung ihrer selbst gezwungen werden. Die geistige Anschauung vollendet sich im Gefühlskomplex und kann von da, vollständig klar und fertig, in die Sichtbarkeit übertragen werden. Dieser Prozeß nun ist nicht vom Triebe, sondern vom bewußten Willen abhängig, und bei ihm wird das kritische, intellektuelle Vermögen des Künstlers eingreifen, ebenso, wie ihm das Gedächtnis zu Hilfe kommt, das den im Bewußtsein geschaffenen Inhalt des Werkes durch Vorstellungen von dem bereichern kann, was in derselben Art früher mit gleichen Vorstellungen verbunden war. An dem Eigentlichen des Werkes, am Gefühlsausdruck wird dadurch niemals etwas geändert, sondern nur die äußere Form kann modifiziert werden. Wir sprechen in solchem Fall von „Linien-", „Farben-" oder Qualitätsempfindungen, die in Summa darstellen, was wir auch mit dem Worte „Geschmack" zu bezeichnen gewohnt sind.

Halten wir also als Ergebnis dieser Ausführungen fest, daß ein Kunstwerk der Ausdruck von Gefühlen ist, dessen selbst zu schaffende Erscheinungsform seinem Inhalt adäquat sein muß, so haben wir zunächst ein Kriterium für die Qualität eines Werkes gefunden, bei dem der fatale Schönheitsbegriff ganz ausgeschaltet ist. Ein Werk, das seine Form nicht aus seinem eigenen Inhalt heraus gestaltet, sondern wo anders her entlehnt, ist eben kein wahrhaftes Kunstwerk, sondern ein Werk zweiter Hand — wie alles Epigonentum, jede Nachahmerei in der Kunst auch sogleich klarmacht. Um alle Irrtümer zu vermeiden, sei nochmals betont, daß unter Inhalt immer nur Gefühlsinhalt, niemals „Stoff", „Begebenheit" oder derartiges zu verstehen ist; die Ableitung zeigt uns, daß das materielle Dargestellte vollkommen gleichgültig ist, da Gefühlswerte in jeder Gestalt formuliert werden können, soweit sie nicht abstrakt intellektuell, d. h. mathematisch ist — woraus denn hervorgeht, daß die abstrakten auf reine Logik und verstandesgemäßen Aufbau sich stützenden Werke der „Abstrakten" (Große Kunstausstellung Berlin 1926) trotz allen Feinheiten der Farbengebung, trotz aller Ausbalanciertheit der Komposition — die bei vielen von ihnen zu finden ist — nicht zu den Kunstwerken zu rechnen sind. Sie erheben sich nicht über das Niveau von geschmackvollen Tapetenmustern.

Wie geht es nun aber dem Betrachter, der beim Anschauen von Kunstwerken freudig oder ärgerlich berührt ist? Auch auf diese Frage finden wir die Antwort im oben Gesagten.

Die Reaktion des naiven Menschen ist ebenso wie die Konzeption des Kunstwerkes selber eine unbewußte. Sie äußert sich meistens wohl so, daß der Schauende sagt: „schön" oder „scheußlich" — je nachdem ob nach seiner Ansicht das Bild ihm gefällt oder mißfällt. Irgendwelche genauere Auskunft über die Gründe seiner Ablehnung oder Zustimmung wird er nur selten zu geben imstande sein.

Der Ausdruck eines Gefühlskomplexes, als welcher sich das Kunstwerk darstellt, kann also nur wieder vom Gefühlskomplex des Anschauenden, nie von dessen Intellekt verstanden werden. Reagieren wir mit unserer Psyche auf das Kunstwerk und nehmen die in ihm ausgedrückten Gefühle in uns auf, so sind wir

Digitized by Google

dadurch in die Lage gesetzt, unseren eigenen Gefühlen an den im Kunstwerk bereits ausgedrückten einen Ausweg zu schaffen. Und eben dieses ist der letzte und größte Wert, den die Kunst für uns haben kann, daß sie uns ermöglicht die in unserm Innern lastenden Gefühlswerte zu befreien, die ohne Hilfe der Kunst für den Nichtkünstler unausdrückbar blieben. Finden wir sie indessen im Kunstwerk vor, so finden wir zugleich durch sie die Erleichterung oder Erhebung, welche die Kunstbetrachtung allein uns gewähren kann. Es ist dieses Symbolisieren unseres eigenen Ichs in der künstlerischen Persönlichkeit, das wir mit dem Wort von der „künstlerischen Einfühlung" bezeichnen. Je tiefer diese Einfühlung ist, d. h. je stärkere eigene Gefühle der Beschauer am Kunstwerk frei machen kann, desto mehr wird er von dem betreffenden Werk hingerissen sein, desto größer ist das Lustgefühl, welches er in seiner Betrachtung findet. Ist das Gegenteil der Fall, finden unsere nach Befreiung ringenden Gefühle am Kunstwerk keinen Ausdruck, so „läßt uns das Werk kalt", wie man sagt. Die Sprache hat damit das Richtige getroffen, weil in diesem Ausdruck liegt, daß der Intellekt ebensowenig mit der Betrachtung von Kunstwerken etwas zu tun hat, wie mit ihrer Entstehung; denn der Intellekt bedeutet eben die kühle Abwägung im Gegensatz zur warmen Empfindung.

Es ist also für uns die Kunst ein Mittel, mit Hilfe der Einfühlung Gefühlen Ausdruck zu verleihen, die ohne sie unausdrückbar bleiben müßten. Das sich hieraus ergebende Lustgefühl ist ebenso wie die Bereicherung, die dem Menschen durch die Tatsache zu Teil wird, daß er überhaupt imstande ist, sein Inneres zu klären und seine Seele zu erleichtern eine lebenssteigernde Kraft, also etwas Positives und ein realer Wert. Sie zeigt sich in der Ausbildung unserer psychischen Fähigkeiten, deren Vervollkommnung und größtmögliche Steigerung nur durch die Mitwirkung der Kunst erreicht werden kann. In dem Bestreben sich selbst und alle, die Teil haben wollen, zu vollenden, liegt das ethische Moment der Kunst. Wenn Nietzsche in „Schopenhauer als Erzieher sagt": „Ich sehe etwas Höheres und Menschlicheres über mir, als ich selber bin; helft mir alle, es zu erreichen, wie ich jedem helfen will, der gleiches erkennt und am gleichen leidet, damit endlich wieder der Mensch entstehe, welcher sich voll und unendlich fühlt im Erkennen und Lieben, im Schauen und Können, und mit aller seiner Ganzheit an und in der Natur hängt, als Richter und Wertmesser der Dinge" — so können wir diese Worte auch auf den durch das Kunstwerk geläuterten Menschen anwenden.

Betrachten wir die Kunst auf diese Weise, so haben wir erstens den Begriff der „Schönheit" eliminiert, der nun infolge ganz verschiedenartiger Interpretationen keine Verwirrung mehr anstiften kann; zweitens aber wird gleichzeitig die Frage nach der Gegenständlichkeit des Kunstwerkes beantwortet. Es ist nach dem Gesagten klar, daß es vollständig gleichgültig ist, was ein Kunstwerk darstellt — vorausgesetzt, daß überhaupt ein Gefühl am Dargestellten ausgedrückt, und gefühlsmäßig wiederum aufgenommen werden kann. Dies ist solange der Fall, wie das Werk seinen Ursprung nicht rein im Intellekt hat, als solches nur mit dem Intellekt anzufassen ist, und infolgedessen aus der Reihe der Kunstwerke ausscheidet. In diese Kategorie gehören die meisten der geometrischen Kompositionen der sogenannten „Abstrakten", die momentan auf der großen Berliner Kunstausstellung zu sehen sind. Sie sind ganz verstandesgemäß errechnet — daß dies von den betreffenden Malern bestritten wird, ändert nichts an der Tatsache —, und werden also durch eventuell ganz gut abgewogene und abgestimmte Farben auch nicht zu

Digitized by Google

Kunstwerken erhoben. Die ganz freien abstrakten Kompositionen können fraglos primitive Gefühlswerte besitzen; nur, daß die hier an mehr oder weniger willkürlichen Gebilden zum Ausdruck gebrachten Gefühle in nicht abstrakten Werken selbstverständlich auch zu finden sind, und zwar in einfacheren Formen, die trotzdem bedeutend differenziertere Gefühle auszudrücken erlauben. Sehen wir aber von den Abstrakten ab, so ist es allerdings ganz gleichgültig, was auf dem Bilde oder in der Skulptur dargestellt wird, und in welcher Technik das geschieht; ob ein Stilleben, eine Landschaft, ein Porträt oder sonst irgendein Vorwurf gewählt worden ist, bleibt gleichgültig, solange er dem reinen Gefühlsausdruck dient. Deshalb haben z. B. erzählende, oder wie man früher sagte Genrebilder gewöhnlich nichts mit bildender Kunst zu tun, wie die Dirnderl Defreggers, die Salontiroler Vautiers, oder die — virtuos gemalten — späteren Hofballbilder Menzels. Das sind meinetwegen ganz gute Novellen, aber keine Bilder — und sie sind denn auch beim mehrmaligen Sehen unerträglich langweilig. Wenn etwas erzählt werden soll, wie es die Freskenzyklen der italienischen Renaissance in vorbildlicher Weise taten — ihr gewaltigstes Beispiel die Decke der Sixtina Michelangelos, ihr lieblichstes der Zug der heiligen 3 Könige in der Cappella Medici zu Florenz von Benozzo Gozzoli, — so liegt das Hauptgewicht eben nicht in der platten Tatsächlichkeit, sondern in der gefühlsmäßigen Umformung, im Erheben zur Vision, die den Geschehnissen die intellektuelle Wirklichkeit nimmt, um sie in das Reich der Kunst zu erheben.

Es ist vielleicht zu Anfang nicht immer ganz leicht, sich ganz von den hergebrachten Begriffen der Schönheit und Gegenständlichkeit zu befreien; hat man es aber einmal getan, so hat man eine große Erkenntnis gewonnen, und ist nun in Wahrheit in den Tempel der Kunst eingedrungen. Man verspürt fast etwas, wie eine Befreiung, wenn man sich nicht mehr ängstlich zu fragen braucht, ob denn dieses oder jenes Kunstwerk uns auch wirklich zu Recht gefalle, oder ob es nicht vielmehr aus allen möglichen Gründen abzulehnen sei. All dies haben wir nicht mehr nötig. Wirkt ein Werk auf das Gefühl des Beschauers in positiver Weise ein, so lasse er es zunächst ruhig wirksam sein, und grübele ihm nicht nach; die weitere Erkenntnis und Klarheit über die gefühlsmäßigen Gründe werden sich nach kurzer Zeit von selber einstellen, wenn genug Bilder in der beschriebenen Weise angesehen und mit dem Gefühl aufgenommen worden sind. Und dann wird man auch sehen, daß der grimmige Streit um die vielen Richtungen und -ismen ohne jede Bedeutung ist — was vielleicht für manches kunstbeflissene Gemüt eine gewisse Erleichterung bedeuten dürfte.

Digitized by Google

Das Fortleben der altgermanischen Heldenlieder in den Epen des deutschen Mittelalters

Von

Walther Kienast

(Schluß)

Die neuere Zeit erschauerte vor der inneren Wildheit der altgermanischen Sagen und suchte bei deren Bearbeitung weichere Gefühlstöne hereinzubringen. Wehmütig nimmt Kriemhild von ihrem Gatten vor der Jagd Abschied, durch böse Träume von bangen Ahnungen erfüllt. (Nach dem Muster des altfranzösischen Epos von Daurel und Beton.) Aus dem Waltharius gehören hierher der Gesang Hildegundens während ihrer Nachtwache und die mehrfachen Umarmungsszenen, in denen Gunther Hagen seinen Dank abstattet und Walther und Hagen sich Lebewohl sagen. Auch in der Thidreksaga begrüßen Hagen und Dietrich einander mit Küssen. Mit Vorliebe werden rührselige Auftritte breit ausgemalt, wenn sich etwa der verkleidete Pilger den Berchtungssöhnen zu erkennen gibt oder Gudrun und Hildburg am Meeresstrande mit ihren Freunden zusammentreffen oder wenn sich in „Dietrichs Flucht" der Berner und seine Begleiter vor der Reise ins Elend schmerzlich bewegt von ihren zurückbleibenden Frauen verabschieden.

Härten und Kraßheiten der alten Sagen wurden gemildert. Bei Siegfrids Ermordung sind im Nibelungenlied nur noch die zwei anwesend, die seinen Tod begehren, Gunther und Hagen. Einst frohlockte Hagen laut über seinen Fall, das ist jetzt gedämpft. Das letzte Wort hat nun Siegfrid, es gilt dem Andenken der geliebten Frau. Die Heimkehrenden werfen in der Thidreksaga seinen Leichnam in Kriemhildens Bett, jetzt legen sie ihn leise vor ihre Kammertür, daß sie ihn morgens findet. Im zweiten Teil des Epos ist Kriemhilden die Schuld am Tode ihres Knaben abgenommen. Rüdeger fällt nicht mehr von der Hand des eigenen Schwiegersohnes, sondern durch den ihm ferner stehenden Gernot. Wolfdietrich begnadigt am Schluß seine Brüder, das ist wohl junge Milderung — z. T. weil er jetzt Ortnits Kaiserreich besitzt —, desgleichen wenn in der Gudrun Hartmut geschont wird.

Die Abneigung gegen die alte Härte und Unerbittlichkeit geht gelegentlich so weit, daß der tragische Ausgang ins Versöhnliche umgebogen wird. Das schlagendste Beispiel dafür liefert kein Epos, sondern das junge Hildebrandslied, das mit einer fröhlichen Wiedersehensfeier bei Frau Ute abschließt. Daß der Sohn unter dem Schwert des Vaters fiel, war dem neuen, milderen Geschmack unerträglich. Was die Epen anlangt, so endete der angelsächsische Waldere vermutlich tragisch; daß Walthers Schwert Mimung zerbrach, führte wohl seinen Untergang herbei. Die Hildesage ging nach Lamprechts Alexander damit aus, daß Hagen von Wate erschlagen wurde, also mindestens ernster

Digitized by Google

Abschluß. Vielleicht rächte Wate damit die Tötung seines Herren (wovon Lamprecht allerdings nichts sagt), so daß die Tragik vollkommen wäre.

Die Menschen sind weicher geworden, und es ist daher nur natürlich, daß auch die Personen der Heldensage teilweise anders beleuchtet wurden. Etzel, einst der hortgierige Verräter, war schon von dem baiwarischen Liede des 9. Jahrhunderts nach dem Bilde, das die Ostgoten den Oberdeutschen von diesem Herrscher überliefert hatten, neu gezeichnet worden. Immerhin konnte im älteren Epos Kriemhilde noch den Versuch wagen, ihn durch das Versprechen des Nibelungenhortes zum Rachewerk gegen ihre Brüder zu gewinnen. Im Nibelungenlied bleibt ihr jeder Gedanke daran fern. Etzel ist zu einem fein empfindenden, vornehmen alten Herren geworden. Bei den Sachsen blieb der Attila der fränkischen Sage lebendig: Man erdachte für ihn eine neue Strafe; ein nachgeborener Sohn Hagens lockt ihn in den Berg, wo der Hort verborgen ist und läßt ihn dort verhungern. Von dem neuen Dietrichsbildnis des letzten Nibelungenepikers sprachen wir schon. Auch andere Gründe spielten dabei mit, manchen Gestalten ein neues Gesicht zu geben. Hagen war schon von dem Dichter des zu erschließenden baiwarischen Liedes, seitdem Kriemhild Siegfrids Tod an ihren Brüdern rächte, über Gunther erhoben worden. Der letzte Nibelungendichter war weiter bestrebt, Gunther zu entlasten, um die Übereinstimmung zwischen den beiden Teilen seines Werkes herzustellen. Denn im älteren Epos hatte Hagen als der eigentlich Schuldige an Siegfrids Morde eine überragende Stellung inne. In Gunthers Bild kam dadurch Schwäche und Unentschlossenheit, der heroische Charakter, den er im „alten Atliliede" hatte, ist verschwunden. Das neue Porträt Gunthers, wie es bereits das baiwarische Gedicht vom Burgundenuntergang bot, hat auf das Waltherlied, die für Ekkehards Epos vorauszusetzende spielmännische Vorlage, abgefärbt. Gunther ist hier noch weiter erniedrigt und ins Verächtliche gezogen. Im angelsächsischen Waldere war er noch der habgierige, aber tapfere Gewaltherrscher, der vor dem ehrlichen Zweikampfe mit Walther nicht zurückschreckt. Im Brunhildliede wurde Gunther von seinem Weibe gebunden und an die Wand gehängt; erst muß ihr Siegfrid das Magdtum rauben, damit Gunther ihrer Liebe genießen kann. Sie fragt nicht danach, daß Gunther sie einem anderen Manne in der Brautnacht preisgegeben hat, daß sie bei der Freierprobe getäuscht wurde; sie will nur Rache für die Kränkung, die ihr durch Kriemhild vor dem ganzen Hofe widerfahren war. Diese Brunhild konnte nicht mehr durch freiwilligen Tod Siegfrid nachfolgen, das hätte die innere Spannweite ihres Charakters überschritten. Nach dem Auftritt mit den heimkehrenden Mördern verschwand sie von der Bühne. Das Nibelungenlied hat sie, wie schon erwähnt, noch weiter zurückgedrängt und aus dem Rachewerk ganz ausgeschaltet. Um so mehr ist Kriemhild gehoben, die eigentliche Heldin des Nibelungenliedes. Ihr Bild als erbarmungslose Rächerin kommt hier noch besser heraus als im älteren Epos. Giselher war in den altfränkischen Liedern (nach Ausweis der Edda) bloßer Statist, der ältere Epiker hat ihm durch die glückliche Erfindung seiner Jugendlichkeit persönlichen Umriß gegeben.

Die etwas abweichende Beleuchtung, in die der letzte Nibelungendichter diese oder jene Gestalt rückte, rührt teilweise daher, daß er sein Werk nach zwei verschiedenen Vorlagen bearbeitete und die Widersprüche der Quellen ausgleichen mußte. So war Hagen im Brunhildenliede der Gefolgsmann, im älteren Epos der elbische Halbbruder der drei Könige, der auch in seinem Aussehen, dem aschenbleichen Gesicht mit dem einen Auge, die übermenschliche Abkunft verriet. Der Nibelungendichter ist dem Liede gefolgt; die Gründe, die ihn dazu bestimmten, haben wir bereits oben erwähnt. Nach der ersten Quelle war Giselher erwachsen, die Nibelunge Not von 1160 schilderte ihn dagegen als Kind. Das Nibelungenepos sucht das Sagenbild des Liedes durchzuführen, doch sind einige Widersprüche stehen geblieben, darüber unten. Ursprünglich bewachte der von Siegfrid gehütete Drachen einen Schatz, wie Beowulf, Edda und Hürnen Seifrid Teil II zeigen. Da nun Siegfrid außerdem den Nibelungenhort gewann, beseitigten die Quelle

Digitized by Google

der Thidrekssaga, das Nibelungenlied und Hürnen Seifrid Teil I den lästigen Doppelgänger.

Nicht immer ging diese Ausgleichung glatt vonstatten, oft genug blieben Unstimmigkeiten bestehen. So bei Giselher. Obwohl bei Siegfrids Tode schon erwachsen, erscheint er durch die Nachwirkung des älteren Epos doch bis ans Ende als Jüngling, sogar der Beiname „das Kind" ist an ihm haften geblieben. Das Brunhildenlied bezeichnete die Wormser Könige als Burgonden, im älteren Epos dagegen heißen Gunther und seine Brüder die Nibelunge. Der Nibelungendichter hat den Unterschied seiner Quellen nicht ganz verwischt, im ersten Teil gebraucht er ausschließlich die Bezeichnung Burgonden für die Wormser, im zweiten Teil daneben auch Nibelungen. In ähnlicher Weise hat er in den ersten 700 Strophen des Epos Siegfrid durchaus als Niederländer hingestellt, gemäß seiner eigenen Neudichtung. Später aber erlahmte seine Phantasie, die Auffassung einer Nebenquelle, des Jungsiegfridliedes, drängte sich vor, und so erscheint nun Siegfrid als Herr der Nibelunge. Bei Siegfrids Tod hatte er Gernot und Giselher nicht anwesend sein lassen. Trotzdem redet der Sterbende die Verwandten immer noch in der Mehrzahl an. Einzelne Strophen, die dem Dichter besonders gefielen, übernimmt er aus seinen Quellen, obwohl sie nicht mehr ganz zu seinem Sagenbilde paßten. So die berühmte Strophe: „Dô der strît nicht anders kunde sîn erhaben"..., die doch Kriemhild als bewußte Mörderin ihres Söhnchens voraussetzt. Im Nibelungenlied wird für die Fahrt nach Island ein gewaltiger höfischer Apparat aufgeboten. Mitten dazwischen stoßen wir plötzlich auf die Strophe 379 (Handschrift B): Siegfrid stößt eigenhändig mit der Stange den Kahn ab, den die vier Herren bestiegen haben, und Gunther rudert selbst! Die kleinen Verhältnisse des Liedes brechen hier durch. Die Schlußzeile: „Das ist der Nibelunge Not", paßte wohl für das ältere Epos, aber nicht für das Nibelungenlied, das sie übernahm. Der wachsame Bearbeiter C*, auf den unsere Nibelungenhandschrift C (Ausgabe von Zarncke) in allem Wesentlichen zurückgeht, hat deshalb in: „Das ist der Nibelunge Lied" geändert. Als die Burgunden in Etzels Hof einziehen, freut sich Kriemhild darüber, daß sie mit Schutzwaffen wohl versehen sind. Das hatte nur Sinn auf der ältesten Stufe, im Munde der brüderfreundlichen Kriemhild. Die Verse haben sich vom altfränkischen Lied hinübergeschmuggelt ins baiwarische und weiter ins ältere Epos und Nibelungenlied. Ebenso ist der Auftritt mit Eckewart, den Kriemhild ihren Brüdern einst entgegenschickte, um sie vor Attila zu warnen, ein versteinertes Überlebsel der ältesten Stufe. Die große Szene der Horterfragung, Kriemhild vor dem gefesselten Hagen, verlegt der Nibelungendichter in Hagens Kerker. Gleich darauf aber fällt er in das Bühnenbild des älteren Epos zurück, das den Tronjer in freiem Vordergrunde zeigte, und läßt plötzlich Dietrich und Etzel zugegen sein. Ebenso hat er die Neuerung, daß Hagen den Hort eigenmächtig in den Rhein versenkte, aber Strophe 1742 (Handschrift B) sagt Hagen zu Kriemhild: „Den Hort hießen mich meine Herren in den Rhein senken." Den Rumold des älteren Epos hat er gleichgesetzt dem von ihm selbst erfundenen Küchenmeister. Dieser macht jedoch als Landpfleger eine etwas sonderbare Figur und wird außerdem, wo die Strecke der älteren Gestalt beginnt, abermals ausführlich dem Leser vorgestellt. Die Verschiedenartigkeit der beiden Quellen für Teil I und II wirkt bis ins innerste Gefüge des Nibelungenliedes fort: Der Spielmann war durchaus bestrebt, Kriemhild zur überragenden Heldin zu machen, aber im zweiten Teil, da wo das ältere Epos in ausführlicher Erzählung vorgearbeitet hatte, dringt doch die überlieferte Anlage durch, und Kriemhild erscheint als Gegenspielerin, der Leser steht innerlich auf Seiten der Burgunden.

Widersprüche und innere Lockerung des Gefüges werden an manchen Stellen auch durch die epische Anschwellung hervorgerufen. Die neuen Größenverhältnisse vertrugen sich nicht mehr mit der alten Sagenform. Im Liede kenterte bei der Donaufahrt das Boot, in dem sich alle Burgunden befanden, und sie stürzten ins Wasser.

Digitized by Google

Als sie noch am selben Tage in Etzels Burg kommen und ihre Kleider an Feuern in der Halle trocknen, bemerkt Kriemhild dabei, daß sie Brünnen unter den Gewändern tragen, also gewarnt sind. Im älteren Epos kann wegen des großen Gefolges der Könige nur ein Teil der Helden durchnäßt werden; sie kommen ferner an diesem Tage zuerst zu Rüdeger, und bei ihm müssen sie ihre Kleider nun trocknen. Der Dichter wollte aber die Szene bei Kriemhild nicht missen, deshalb herrscht beim Einzug der Burgunden in Etzels Burg Regenwetter, sie sind alle naß, und das Trocknen am Feuer kann nun zum zweiten Male vor sich gehen. Eine ärgerliche Verdoppelung. Einst im älteren Epos trieb Rüdegers Fall Dietrichen sofort in den Kampf, im Nibelungenlied stehen die Einzelkämpfe der Amelungen dazwischen, die alle von der Hand der Burgunden fallen. Der vereinsamte Dietrich, dessen Mannen außer Hildebrand sämtlich erschlagen liegen, erhöht zwar die tragische Stimmung, aber andererseits war einst Rüdegers Tod das beherrschende Motiv, das Dietrich in den Kampf trieb, während sich jetzt der Schmerz um die gefallenen Getreuen daneben drängt und die einheitliche Gesamtwirkung trübt. Vergleichbar ist die Tötung der Etzelsöhne in der Rabenschlacht. Seitdem auch Dietrichs junger Bruder Witeche erliegt und des Berners Trauer nicht mehr nur dem Tode der ihm anvertrauten Söhne seines Herren gilt, ist die Reinheit des Eindruckes verwischt.

Die Freude am Märchenhaften war etwas verhältnismäßig Junges. In der vorhergehenden Zeit kam es sogar vor, daß kühne Überwirklichkeiten der altgermanischen Lieder beseitigt und durch Motive des wirklichen Lebens ersetzt wurden. An die Stelle des Flammenrittes durch Brunhildens Waberlohe und des Gestaltentausches zwischen Gunther und Siegfrid traten ritterliche Kampfspiele. Die Sänger wagten die unbekümmerte Verachtung der Wirklichkeit, wie sie in Eddaliedern gang und gäbe ist, nicht mehr ihren Hörern zu bieten.

Diese Neuerung im Brunhildenliede war übrigens von tiefgreifendem Einfluß und hat der Sage mit einem Schlage ein neues Gesicht gegeben. Infolge der ritterlichen Wettkämpfe konnte sich das Beilager nicht mehr unmittelbar der Freierprobe anschließen, denn Gunther war bei den Kampfspielen bereits anwesend, er hätte jetzt selbst mit Brunhild das Bett besteigen können. Streichen den ganzen Auftritt wollte man nicht, daher die neue Erfindung der Brautnachtszene: Brunhild weigert sich ihrem Mann, Siegfrid muß einspringen und ihr mit dem Magdtum ihre übernatürliche Kraft rauben. Also entstand hier der Grundriß der Sage, wie ihn das Nibelungenlied noch im wesentlichen bewahrt hat. Einen Parallelfall bietet der Burgundenuntergang. Als der baiwarische Spielmann den habgierigen und grausamen Etzel des fränkischen Liedes durch das väterlich milde Etzelbildnis der ostgotischen Sage ersetzte, sah er sich gleichzeitig vor die Notwendigkeit gestellt, eine Reihe weiterer durchgreifender Änderungen an dem Lied vorzunehmen. Kriemhild wurde nun zur Verräterin, neben der Begierde nach dem Horte wurde die Rache für Siegfrid zum Hauptmotiv ihrer Tat. An Etzel war kein Strafgericht mehr zu vollziehen, der Saalbrand umloderte nun die eingeschlossenen Burgunden. Diese und andere Umgestaltungen der alten Sage folgten zwangsläufig aus der Einwirkung der Dietrichsage mit ihrer von der fränkischen so ganz abweichenden Anschauung Etzels.

3.

Der Stil der germanischen Heldensagen ist bestimmt durch die äußere Form: Lied oder Epos. Während eine nicht geringe Zahl mittelhochdeutscher Heldenepen auf uns gekommen sind, haben wir von germanischen Heldenliedern nur Werke der älteren Zeit: Edda, altes Hildebrandslied und das angelsächsische Finnsburgfragment. Damit hört die Überlieferung auf. Nicht ein einziges Spielmannslied der Ottonen-, Salier- oder Stauferzeit ist in seiner poetischen Form uns erhalten geblieben. Während die Epen mit der Feder in der Hand gedichtet wurden und bestimmt waren, vorgelesen zu werden, pflanzten sich die Lieder als unliterarische Werke lediglich mündlich fort. Man könnte

Digitized by Google

fragen: Ist es überhaupt berechtigt, Spielmannslieder des Hochmittelalters anzunehmen? Gab es überhaupt damals Heldenlieder? Die Existenz sangbarer Heldenlieder ist für diese Zeit durch die Zeugnisse ganz zweifelsfrei sichergestellt. Wir gehen sie ihrer zeitlichen Folge nach durch:

An der Spitze steht scheinbar die Nachricht der Quedlinburger Annalen: „Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim." Doch ist die Stelle sicher ein Zusatz des 15. Jahrhunderts; undenkbar, daß im 11. Jahrhundert oder früher ein Chronist von Dietrich von Bern gesagt hätte: Von ihm sangen einst die Bauern. Die Heldenlieder standen in der Pflege des Standes der Spielleute, wurden nicht von unzünftigen Sängern volksliedhaft verbreitet. Die Stelle auf Tanzlieder zu deuten, hat sein Bedenkliches, denn die dänischen Balladen sind sicher nachweisbar erst seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, die überlieferten englischen setzen sogar erst mit dem Anfang des 15. ein. Und wie wollte man das Präteritum mit dem „olim" erklären? Zur Zeit des Quedlinburger Chronisten grünte und blühte noch der Baum der deutschen Heldenpoesie. Die Auslegung, der mönchische Verfasser habe so im Hinblick auf seine klösterliche Abgeschlossenheit geschrieben, da nun kein Heldenlied mehr an sein Ohr schlage, trägt doch die Züge der Verzweiflung an der Stirn.

Zum Jahr 1131 berichtet Saxo Grammaticus, daß ein sächsischer Spielmann vor Herzog Knud Lawards in seinem Liede die „notissimam Grimildae erga fratres perfidiam" besungen habe. Das ist ein wertvolles Zeugnis für die baiwarische Form der Burgundensage, die also auch in Liedform nach Niederdeutschland gedrungen ist. Daß daneben in Sachsen die alte Sagenstufe mit dem hortgierigen Verräter Etzel fortlebte, sahen wir oben.

Auf die Lieder deutscher Männer beruft sich die Thidrekssaga im Prolog und auch sonst im Verlaufe ihrer Darstellung vielfach. Wichtig ist die Stelle im Prolog: „Und wenn du einen Mann aus jeder Burg in ganz Sachsland nimmst, so werden alle diese Saga auf dieselbe Weise erzählen; das bewirken aber ihre alten Lieder." Das richtet eine nachdrückliche Warnungstafel auf gegen die Ansicht jener, welche die Veränderlichkeit und Vielgestaltigkeit der Sagenformen sehr hoch einschätzen und damit im Grunde der sagenhistorischen Forschung den Lebensnerv abschneiden.

Eine ganze Reihe von Liedstoffen führt der Marner auf, ein Spielmann des späteren 13. Jahrhunderts, und, größtenteils ihn ausschreibend, Hugo von Trimberg, der ungefähr zu derselben Zeit sein umfängliches Epos den „Renner" dichtete. Durch die beiden wird eine beträchtliche Zahl von Sagen in Liedform (Marner: „singe ich den liuten mînîu liet") für das spielmännische Repertoire des 13. Jahrhunderts als noch geläufig beglaubigt.

Spätere Zeugnisse für die Heldenlieder brauchen wir hier nicht zu besprechen, denn aus den folgenden Jahrhunderten sind uns ja zwei Vertreter dieser Gattung, das junge Hildebrandslied und König Ermenrichs Tod, überliefert. Die auf deutschen Vorlagen beruhenden dänischen Balladen wie Kriemhilds Rache oder Sivard Snarensvend usw., auch ihre färingischen Schwestern, können nicht mit Sicherheit als Belege für deutsche Heldenlieder schon des 12., 13. Jahrhunderts gelten.

Der Umfang der altgermanischen stabreimenden Lieder mochte zwischen 100 und 200 Langzeilen betragen. Unter dem Einfluß der aufkommenden Epen neigen die Lieder zu einer breiteren Darstellungsart. Das aus der Thidrekssaga zu erschließende Brunhildenlied des ausgehenden 12. Jahrhunderts wird auf etwa 500 Langzeilen geschätzt. Immerhin gab es schon vor der Epenzeit recht stattliche Vertreter ihrer Gattung. So berechnet man das Waltherlied wegen der großen Vielgliedrigkeit seiner Handlung auf etwa 250 Langzeilen. Bemerkenswert ist, daß auch in der späteren nordischen Dichtung, obwohl es hier ja keine Epen gab, die Lieder größere Breite erreichten, z. B. das „große" und das „junge Sigurdlied" und das „grönländische Atlilied". Der Grund hierfür

Digitized by Google

war hauptsächlich die zunehmende Sorgfalt und Feinheit der psychologischen Zeichnung, die manche der jüngeren Eddalieder in meisterhafter Vollendung zeigen.

Das normale Verhältnis ist, daß ein Lied den Stoff für ein Epos abgibt. Wir besprachen schon oben jene Szene, wie Brunhild beim Hochzeitsmahl in Tränen ausbricht. Das wird einem abweichenden Brunhildliede entstammen, das von ihrer Liebe zu Siegfrid berichtete, hier hätte also der letzte Epiker noch ein zweites Brunhildenlied als Quelle benutzt. Seine Anspielungen auf Siegfrids Jugendtaten zog er aus einem Liede von der Gewinnung des Nibelungenhortes und — vielleicht — auch aus einem solchen, das die Schmied-Drachensage behandelte.

Etwas anderes ist es, wenn ein Epiker sein Werk aus zwei ganz selbständigen Fabeln zusammensetzte, also zwei Liedinhalte zugrunde legte, die gewissermaßen addiert wurden. So liegt es beim Nibelungenlied, wo freilich für Teil II bereits ein Epos die Quelle bildete, und in der Gudrun. Denn auch der zweite Teil dieses Epos geht wohl auf ein altgermanisches Lied, etwa des 9. Jahrhunderts, zurück und ist nicht erst mittelhochdeutsche Neudichtung nach dem Muster der Hildesage. Ähnlich ist es in den Wolfdietrichen. Den Grundstock gaben zwei alte Lieder her: Ortnits Drachenkampf und Wolfdietrichs Dienstmannensage, nur sind hier die Liedinhalte nicht einfach aneinandergehängt, sondern der erste ist in den zweiten hineingeschoben. (Das übrige, Hugdietrichs und Ortnits Brautwerbung und Wolfdietrichs sonstige Abenteuer während seiner Landflucht, ist mittelhochdeutscher Zuwachs.)

Die epische Anschwellung geschah nicht nur durch breitere Ausmalung der Liedfabel, sondern hauptsächlich durch die Zudichtung neuer Auftritte und die Einführung neuer Personen. Die Szenenzahl des Liedes wird vom Epiker gewaltig vermehrt. So berechnet man z. B., daß die Zahl der Auftritte des Brunhildliedes im ersten Teil des Nibelungenepos um das 20fache gesteigert ist. Das baiwarische Lied vom Burgundenuntergang brauchte bis zum Ausbruch des Kampfes 7 bis 8, das ältere Epos ca. 60, das Nibelungenlied Teil II gegen 200 Szenen. Ähnlich ist es mit der Personenzahl. Das baiwarische Lied bot etwa 10 Spieler auf, das ältere Epos 16 bis 20, das Nibelungenlied Teil II 40. Die Rollen des Brunhildenliedes, acht, sind im ersten Teil des Nibelungenliedes verdreifacht. Und doch hält sich der Nibelungendichter noch immer in verhältnismäßig bescheidenen Grenzen. Um das einzusehen, braucht man ihn nur mit Heinrich dem Vogler zu vergleichen, der oft genug die Auftritte seiner Vorlage sinnlos verdoppelt und ganze Schwärme blutloser Statisten auf den Leser losläßt.

Der Übergang vom Lied zum Epos war ein Wechsel nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Form. Das Lied läßt „die Gesinnung in der Tat aufblitzen", es charakterisiert seine Helden durch Handlung und Dialog. Das Epos neigt, seinem breiten Umfang entsprechend, mehr zur direkten Charakteristik. Die alte Wortkargheit, die Scheu, sein Inneres zu zeigen, ist verschwunden. Die Personen lassen ihre Gefühle breit ausströmen, und die Dichter lieben es, die Gemütsbewegungen gründlich auszumalen. Unser Nibelungen- und in geringerem Maße auch der Gudrundichter erreichen gelegentlich schon individuelle Prägung ihrer Gestalten und kommen über die Typen des altgermanischen Liedes hinaus. Die Spielleute von minderer Höhe dagegen, z. B. der des deutschen Waltherliedes, huldigen einer eintönigen Schwarz-Weiß-Malerei und bleiben weit hinter der objektiven Kunst des Skopes zurück, welche die Menschen von allen Seiten beleuchtete und nicht einseitig für ihre Helden Partei nahm.

Die Lieder waren zackig komponiert, sie türmten sich gern zu überragenden Gipfeln, wo sich in wenig Worten der innere Konflikt, die Seele des Liedes aussprach. Im „jungen Sigurdlied" schlägt Gudrun (Kriemhild), als sie in Sigurds Blut erwacht, so laut die Hände zusammen, daß die Becher auf dem Bord erklangen und die Gänse auf dem Hofe aufschrien. Da lacht Brunhild ein einziges Mal gellend auf. Der Triumph über die

Digitized by Google

verhaßte Nebenbuhlerin könnte sich nicht eindrucksvoller und wuchtiger ausprägen. Oder Gunnars Trutzworte bei der Horterfragung im „alten Atliliede“:

„Einzig bei mir
Ist all verhohlen
Der Hort der Niblunge.
. . . . . .
Nun hüte der Rhein
Der Recken Zwistthort,
Der schnelle, den göttlichen
Schatz der Niblunge!
Im wogenden Wasser
Das Welschgold leuchte,
Doch nimmer an den Händen
Der Hunnensöhne!“ (Genzmers Übersetzung)

Von der Übermacht gefesselt und mit dem Tode bedroht, zeigt sich Gunnar hier als der wahre Sieger, der seine Feinde verlacht. In der „Gudrun“ das gellende Auflachen der Heldin, als sie Hartmut die Ehe versprochen hat, da sie der Ankunft der Befreier für den morgenden Tag gewiß ist. Als Iring seinen Herren, den Thüringerkönig Irminfrid ermordet hat, ruft Theuderich, auf dessen Anstiften die Tat geschehen, aus: „Du hast deinen Herren getötet und bist allen Menschen verhaßt geworden, darum hebe dich hinweg, wir wollen an dieser Freveltat nicht Schuld noch Anteil haben.“ Da antwortet Iring: „Mit Recht bin ich allen Menschen verhaßt geworden, da ich deinen Ränken gedient habe. Doch bevor ich gehe, will ich mein Verbrechen sühnen und meinen Herren rächen.“ Und mit dem noch von Irminfrids Blute roten Schwert haut er Theuderich nieder und legt seinen toten Herren über den Leichnam des Franken, damit er wenigstens im Tode siege. (Widukinds Chronik.) Der Kampf zwischen Habgier und Treue, der das ganze Gedicht beherrschte, faßt sich hier gleichsam noch einmal zusammen und entladet sich wie mit einem gewaltigen Donnerschlage. Die Turisindsage beruht auf dem Konflikt der Gastfreundschaft mit der Rachepflicht. Zwei Höhepunkte hatte das Lied: Wie Turisind beim Anblicke des jungen Alboin in die Klage um den gefallenen Sohn ausbricht, der von Jenes Hand fiel, und wie er seinen Gast vor den anstürmenden Gepiden schützt und die Seinen mahnt, der Pflicht der Gastfreundschaft eingedenk zu sein. (Chronik des Paulus Diaconus.) Als Rolf Kraki von dem Schwedenkönig Adils verfolgt wurde, warf er einen Goldring zur Erde, den der andere sich bückend mit dem Speere aufhob. Da rief Rolf lachend aus: „Wie ein Schwein hab ich den nun gebeugt, der unter Schweden der Mächtigste war!“ (Snorra Edda.)

Das Epos verläuft in ruhigerem Flusse, es ist ausgeglichener, abgerundeter. Doch lebt bisweilen ein alter Liedgipfel in der ursprünglichen szenischen Umrahmung und Formung noch im Epos fort. So die Horterfragung im Nibelungenlied, und in der „Gudrun“ das Auflachen der Heldin, das wir als einstigen Höhepunkt des Liedes überhaupt nur aus dem Epos erschließen können. Das alte Wolfdietrichlied war vermutlich um zwei Gipfel komponiert: Die Niederlage durch die Brüder und die Rückkehr Wolfdietrichs.

Das altgermanische Lied suchte durch **bildkräftige, sinnlich-anschauliche Motive** zu wirken. Das Schwert, das Siegfrid zwischen sich und Brunhild legt, verkörpert die Freundestreue, die er gegen Gunther übt, das Höherstehen im Bade den Stolz der beiden Frauen auf ihre Gatten; die zum Trinken am Quell hingestreckte Lage Siegfrieds seine Wehrlosigkeit. Aus dem alten Atliliede kann man anführen: Das Rheingold, Högnis Herz auf der Schüssel, Gunther in der Schlangengrube Harfe spielend und der große Saalbrand am Schluß, der alles verschlingt. Als sie über die Donau gesetzt sind, geben die Burgunden den Nachen den Wogen preis (grönländisches Atlilied), sie rechnen auf keine Rückkehr. Hierher gehört auch die Schlußszene der Iring-

Digitized by Google

sage, der tote Irminfrid über dem Leichnam Theuderichs liegend, und Gudrun in der Winterkälte am Meeresstrande waschend. Hierher ebenso der atemlose Ritt Dietrichs hinter Witeche, dem Mörder der Etzelsöhne, bis zum Gestade der See, und Hagen auf seinem Schilde sitzend, untätig den Kämpfen Walthers zuschauend. Auch die griechische Tragödie liebte solche bildhaften Motive; man denke an die Szene der Orestie, wie Klytaimnestra vor dem heimkehrenden Agamemnon zum Willkomm blutrote Teppiche ausbreitet. Die Epen haben diese Motive großenteils bewahrt, doch kommen sie, in die breit ausladende Erzählung eingebettet, nicht so zur Geltung wie im knappen Liede.

Ungefähr ums Jahr 1100 drang ein neuer Stil in die Heldendichtung ein, nachdem schon der Übergang zum endreimenden Mimus im 9. Jahrhundert in dieser Richtung gewirkt hatte. Während die altgermanische Poesie sich von allen äußeren Übertreibungen und Maßlosigkeiten ferngehalten und ihre Stoffe im Inneren des Menschen gesucht hatte, fand man jetzt an Waffentaten und Fechterkunststücken als solchen Freude und steigerte sie ins Groteskhyperbolische. Die ersten Spuren dieses neuen Stiles finden sich, was die Heldendichtung anlangt, am Schluß des Waltharius mit seinen bluttriefenden Kämpfen. Daneben hielt man aber auch an der guten alten Weise fest. Im mittelhochdeutschen Heldenepos ist die Verteilung der beiden Stile verschieden. Im Nibelungenliede noch verhältnismäßig im Zaum gehalten, hat der groteskhyperbolische Stil in den jüngeren der Wolfdietrichsgedichte und noch mehr in „Dietrichs Flucht" und „Rabenschlacht" erheblich an Boden gewonnen.

Die altgermanische Heldendichtung des Skopes und die mittelalterliche des Spielmannes sind auch zu unterscheiden als stabreimende und endreimende Poesie. Die neue Form ist auf den Inhalt der Heldenlieder von nicht geringerem Einfluß gewesen als die gesellschaftliche Senkung, die der Stand des Dichters erfuhr. Der Stabreim war geboren aus dem Geiste der altgermanischen Poesie, er paßte zu ihrem zackigen Umriß, er beleuchtete die Gipfel, zu denen sie ihre Stoffe auftürmte. Ganz anders der Endreim. Aus dem lateinischen Kirchengesang stammend, war er der alten Dichtung wesensfremd, begünstigte er das Runde, Ausgeglichene, Niedliche, legte zudem unserer Sprache bei ihrem geringen Reimvorrat lästige Fesseln an, wenigstens sobald man auf die Reinheit des Reimes sah.

* * *

Die altgermanische Poesie beginnt heute, in breiteren Volkskreisen bekannt und beliebt zu werden. Die große Verbreitung, die formvollendete Übertragungen altdeutscher und altnordischer Dichtungen gewonnen haben, ist dafür ein sicheres Kennzeichen. Die germanische Philologie ist gegenwärtig, ganz anders als etwa vor 30 Jahren noch, bestrebt, den künstlerischen Gehalt der alten Heldenpoesie aufzuzeigen und sich in ihren eigentümlichen Geist und Charakter einzufühlen.[1]) Sie darf sich das Verdienst an deren wachsender Aufnahme im Volke vorwiegend zuschreiben. Die altgermanische Heldendichtung muß darüber hinaus zu einem kräftigen und lebendigen Bestandteil der nationalen Bildung werden. Unsere Kultur hat in überreichem Maße fremde Einwirkungen in sich aufgenommen. Von dieser alten Kunst dürfen wir sagen: Sie ist unser! Sie könnte unsere überfeinerte Kultur stärken und stählen. Es ist hohe Zeit, ritornar al segno zu blasen.

1) Von Übersetzungen sei hier nur genannt die meisterhafte der Edda von Genzmer, Bd. I und II, mit Anmerkungen von A. Heusler, Jena bei Diederichs. Wer ein lebendiges Bild von der Entwicklung der Nibelungensage bekommen will, greife zu dem vortrefflich geschriebenen, allgemeinverständlichen Buch von A. Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied, 2. Auflage, Dortmund 1922 bei Ruhfus, dem auch unsere obige Darstellung in vielfältigster Hinsicht verpflichtet ist. Heusler hat uns auch jüngst eine klassische Gesamtdarstellung geschenkt: Altgermanische Dichtung, Berlin 1923 im Athenaion-Verlag. Eine knappe und gute Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Forschung ist O. L. Jiriczek, Die deutsche Heldensage, Sammlung Göschen.

Digitized by Google

Die staatsbürgerliche Erziehung in den Vereinigten Staaten

Von

Friedrich Schönemann

Jeder Staat hat ein Lebensinteresse daran, daß seine Bürger lebendige Teile seines Ganzen sind, daß sie mit ihm denken und handeln, daß sie in allen Dingen des Staatslebens für ihn da sind. Das erfordert nicht nur Unterricht, um zum Nachdenken über Staat und Politik anzuleiten, sondern viel mehr: es verlangt Erziehung, die Erziehung nämlich zum Gemeinsinn und zur tätigen freudigen Mitarbeit. Solch wahre staatsbürgerliche Erziehung hat es aber nicht nur mit der Jugend zu tun, wenn das auch ihr wichtigstes Gebiet ist, sondern auch mit den Erwachsenen, die ständig im festen und verständnisvollen Mitarbeiter-Verhältnis zum Staate erhalten bleiben müssen.

In einem kürzlich in New York erschienenen praktischen Handbuch der Staatsbürgerkunde heißt es: „Angesichts der großen internationalen Probleme liegt eine große Verantwortung auf dem amerikanischen Staatsbürger, überhaupt bedeutet das Bürgerrecht in der amerikanischen Demokratie eine schwere Verantwortung. Erziehung, Erziehung, Erziehung muß das Motto der Vereinigten Staaten sein. Und natürlich müssen die Schulen das meiste dieser Bürde tragen. Viele denken, daß die Schulen dazu da sind, daß die Leute in den Stand gesetzt werden, mehr Geld zu verdienen. Das ist wichtig, aber nur nebenbei. Die wirkliche Aufgabe der Schulen ist: bessere, patriotischere, amerikanische Bürger zu erziehen. Amerika, ja, jede Demokratie beruht auf der Schule, da eine erzogene und selbstsichere Wählerschaft die Grundlage einer Republik vor allen andern Regierungsformen bleibt." — So weit das amerikanische Buch. Wie erfüllt nun die amerikanische Schule diese, ihre Aufgabe?

Im allgemeinen muß zuerst gesagt werden, daß es die amerikanische Schule viel schwieriger hat als die deutsche. Das hängt mit den amerikanischen Bevölkerungszuständen zusammen. Amerika ist viele Jahrzehnte das größte Einwanderungsland der Welt gewesen. Seit 1890 hat der Zustrom nachgelassen, er ist aber noch heute stark, ja, seit dem Ende des Weltkrieges wieder besonders stark angewachsen, da die allgemeinen Verhältnisse Mitteleuropas, vor allen die widersinnigen sogenannten „Friedensverträge" viele Menschen zum Verlassen Europas veranlassen, um nicht zu sagen: verführen. Im Verlauf der letzten Generation sind viele Millionen Einwanderer nach Amerika gekommen, die an die englische Sprache und die Sitten und staatlichen Einrichtungen der Union gewöhnt werden müssen. Das bedeutet für die Schule eine ständige Aufgabe; denn die weitaus meisten dieser Einwanderer kommen seit längerem aus niedrigen und unentwickelten Verhältnissen Südosteuropas. Wenn die Zahl der Analphabeten, also derer, die nicht lesen und schreiben können, in der Union von 6,3 Millionen im Jahre 1890 auf

Digitized by Google

4,9 Millionen im Jahre 1920 zurückgegangen ist, oder von 13,3 % der Gesamtbevölkerung auf 6 %, dann ist das ein erfreulicher Fortschritt und eine Leistung der amerikanischen Volksschule. Diese Einwanderer müssen aber auch systematisch in das amerikanische Volksganze eingegliedert, amerikanisiert werden. Hier beginnt dann die elementarste staatsbürgerliche Erziehung.

Trotz aller Schwierigkeiten gelingt es der amerikanischen Schule einen einheitlichen nationalen Geist in die denkbar verschiedensten amerikanischen Mädels und Jungens zu pflanzen. Man erzieht bewußt zum Patriotismus. In den meisten amerikanischen Schulen treten die Schüler morgens vor die Landesflagge, das Sternenbanner, und sprechen den folgenden Schwur: „Ich schwöre Treue meiner Flagge und der Republik, für die sie steht, einer unteilbaren Nation mit Freiheit und Gerechtigkeit für alle." Nächst der Flagge gelten der Preis und die Verehrung der amerikanischen Verfassung und der amerikanischen Geschichte. Vieles in dieser Belehrung mag oberflächlich sein oder nationale Vorurteile enthalten, fest steht jedoch, daß einige Grundtatsachen des amerikanischen Staatslebens in aller Herzen und Mund sind. Das ist vom Standpunkt der staatsbürgerlichen Erziehung die Hauptsache.

Die amerikanische Demokratie hat tiefe Schatten, besonders die sozialen Zustände des arbeitenden Volkes sind vielfach furchtbar, aber die breiten Volksmassen sehen diese Seite des amerikanischen Lebens nicht, sie sind für die helle, die gute Seite der amerikanischen Republik begeistert, erzogen worden. Sie haben ein viel größeres Gefühl ihrer Freiheit, als sie in Wirklichkeit besitzen. Auch das ist ein Erfolg der Volksschule. Kommen die Massen aus ihrer Schule, so haben sie parieren gelernt. Man spricht auch in Amerika von der „Herrschaft der Straße", aber diese Herrschaft gibt es drüben fast nur zu nationalen Zwecken oder als Jingoismus!

In der amerikanischen Volksschule werden alle großen Bewegungen vorbereitet und propagiert, ob es sich nun um Prohibition, um Abrüstung oder den Schiedsgerichtsgedanken handelt. Schule und Öffentlichkeit sind überdies durch die Presse viel unmittelbarer und inniger verbunden als anderswo in der Welt. Das setzt dann auch viel wirksamer allen Unterricht im Leben fort. Damit legt die Schule die Grundlage für die große amerikanische Propaganda, welche die Einheit der Nation betont, und zwar im Ziel und in der Arbeit. Der allgemeinen staatsbürgerlichen Schulerziehung dienen auch noch besonders die Debattier-Klubs und die Schulzeitungen. Man pflegt in allen Schularten der Union die öffentliche Debatte, hat besondere Klubs dafür und richtet durch regelmäßiges Debattieren öffentlicher Gegenstände, besonders der nationalen Politik, die Aufmerksamkeit von Schulgemeinde und Elternpublikum ständig auf die debattierten Angelegenheiten. Die Presse sorgt ihrerseits vielfach für die Verbreitung des Debattierwesens, wie andererseits Zeitungen und Zeitschriften viel im Unterricht und zur Debatte benutzt werden. Und die Schulzeitung spielt gleichfalls eine große Rolle im Schulleben. Es werden heute etwa 5000 Zeitungen von Schülern und Schülerinnen — hauptsächlich freilich der höheren Schulen — geschrieben, gedruckt und nach geschäftlichen Grundsätzen vertrieben. Ihre Schulnachrichten nehmen die größere Hälfte des Raumes ein, aber ihre politischen Nachrichten und Leitartikel — natürlich in streng nationalem Sinne — sind dabei nicht zu unterschätzen. In Zeiten großer Krisen wie im Weltkrieg haben jedenfalls alle diese Einrichtungen glänzend gewirkt und zur nationalen Einheitsfront Amerikas wesentlich mit beigetragen.

Soviel sei über die allgemeinen Vorbedingungen und Arten der staatsbürgerlichen Erziehung in Amerika gesagt. Wie steht's nun mit dem staatsbürgerlichen Unterricht?

Schon die Volksschule hat Anfangskurse in Staatsbürgerkunde, meistens im Zusammenhang mit Geographie, mit Ethik, besonders aber mit der amerikanischen Geschichte. Der Kursus heißt „civics", etwa mit „Staatsbürgerlehre" zu übersetzen,

Digitized by Google

und wird in den letzten Schuljahren gegeben, also durchschnittlich zu Elf- und Zwölfjährigen. Dieser ganze Unterricht ist auch für Amerika noch sehr jung, also uneinheitlich und noch nicht ganz klar und systematisch durchgeführt, wie denn überhaupt das amerikanische Volksschulwesen der ganzen Größe und Verschiedenheit des Landes nach recht uneinheitlich sein muß. Um höheren erzieherischen Ansprüchen zu genügen, müßte der Unterricht innerlich zusammenhängen und etwa so gestuft werden wie der Unterricht in der Muttersprache. In einigen großen Städten, deren Schulwesen oft vorbildlich ist, wie in New York, Boston, Philadelphia oder Indianapolis, sind schon vortreffliche Ansätze zu einer guten Bürgerkunde gemacht. Die amerikanische Forderung ist jedenfalls völlig klar: die Schulen, die aus öffentlichen Geldern erhalten werden, müssen auch bewußte Pflegestätten für gutes Bürgertum sein!

In den „Junior high schools", die etwa unseren Mittelschulen entsprechen und das Niveau der Volksschule erhöhen, überhaupt aufs heutige Leben und nicht nur auf die höhere Schule vorbereiten sollen, stehen die eigentlichen „Bürgerstudien" im Mittelpunkt. Hier wird meist eine Art Sozialkursus, genannt „community civics", gegeben, also politische Heimatkunde betrieben. Man lehrt, was das Gemeinschaftsleben bedeutet, wie es wirkt, was der einzelne dabei zu tun und — zu unterlassen hat. Man will den Schülern Verständnis für die sozialen Einrichtungen beibringen vom Schutzmann und Feuerwehrmann an bis zur Stadtverwaltung, Stadtjustiz und zu den Stadtwahlen. Man will zur Achtung vor den Majoritätsschlüssen erziehen, zum Gemeinsinn und zum sozialen Handeln. Aber man versucht auch den rechten Gemeinsinn praktisch zu pflegen, indem man die Klasse für Selbstverwaltung interessiert. Die amerikanische Jugend ist an sich äußerst praktisch veranlagt. Sie schenkt sich gern die Gründlichkeit, wenn sie nur das Gelernte schnell praktisch anwenden, für das Leben gebrauchen kann.

Die eigentliche höhere Schule (die high school oder senior high school) setzt diese politische Heimatkunde fort. Sie vertieft das Fach, indem sie die einzelnen Regierungszweige genauer betrachtet. Meist gibt sie ihren Kursus nach dem amerikanischen Geschichtskurs im letzten Schuljahr. Da viele Schüler diese Schule vorm letzten Jahr verlassen, sollte der Unterricht in der Staatsbürgerkunde auch hier eher gegeben werden. Auch hier betont man neuerdings mehr als früher die lokalen Selbstverwaltungen und schreitet über die kommunale Verwaltung zur Staatsregierung fort. Die Bundesregierung zieht man weniger heran, weil sie den einzelnen Bürger viel weniger beherrscht, als Kommune und Staat. Schließlich wird auch in Amerika geklagt, daß die höheren Schulen noch längst nicht genug die staatsbürgerliche Erziehung pflegten.

In den höchsten Schulen der Union, den Colleges und Universities, die nur in ihren höheren Formen unseren Universitäten entsprechen, herrscht eine ungemeine Mannigfaltigkeit der staatsbürgerlichen Unterweisung. Das hängt wieder mit der ganzen Entwicklung des nordamerikanischen Kontinents zusammen. Auch sind die amerikanischen Universitäten und Institute darin von den deutschen verschieden, daß sie bedeutend weniger die Aufgaben haben, ein fachliches Beamtentum heranzubilden oder wenigstens darauf vorzubereiten. Das amerikanische Beamtenwesen ist noch vorwiegend Parteibeamtentum. Unter den Bundesbeamten sind etwa $^6/_{10}$ Fachbeamte im preußisch-deutschen Sinne, fachlich vorbereitet, fachlich geprüft und ausgebildet. Die Beamten der Einzelstaaten sind überwiegend keine Fachbeamten. So kann man auf amerikanischen Universitäten zu verhältnismäßig wenigen Beamtenstellungen vorbereitet werden, um so nötiger wird deshalb schon die allgemeine Vorbereitung auf den Staatsbürger. Dem kommt eine ziemlich große Strömung im öffentlichen Leben entgegen, die Forderung nämlich, daß der Student beim Abschluß seiner Studien ein gutes Wissen von den politischen Einrichtungen seines Landes besitzen muß, und zwar auf geschichtlicher Grundlage. Wenn er weiß, wie alles geworden ist und wie heute alles arbeitet, hat er auch den Grund

Digitized by Google

zu einem verständnisvollen Mitarbeiten, zu einer sachverständigen Kritik gelegt. In diesem Sinne ist das alte Ideal der „liberalen Erziehung" geradezu zu einer Förderung der „politischen Erziehung" geworden.

Das eigentliche Universitätsfach der Staatswissenschaften (oder eigentlich „Political Science") ist noch junger Entwicklung und steht noch vielfach etwas unselbständig zwischen Geschichte, besonders Wirtschaftsgeschichte, Philosophie und Jurisprudenz, mit denen allen ja ganz natürliche Berührungen bestehen. Im Unterschied zu Deutschland ist die eigentliche „Staatslehre" (Government) von der „Wirtschaftslehre" (Economics) scharf getrennt. In unsern „Staatswissenschaften" herrscht die Wirtschaftslehre bei weitem vor. Das amerikanische System, das übrigens auch im großen und ganzen das englische ist, wird in diesem Falle ohne Frage dem eigentlichen politischen Leben mehr gerecht. In dem amerikanischen Fach der „Staatslehre", die auch weniger einseitig juristisch ist als bei uns, betreibt man hauptsächlich das Studium der Regierungen von Amerika und England, des amerikanischen politischen Systems samt den entsprechenden Theorien, Verfassungsrecht, internationales Recht und sogar Diplomatie. Verschiedene amerikanische Universitätskurse, wie die kritische Darstellung von Regierungs-Organisation und -Funktionen finden keinen Vergleich in deutschen Lehrfächern, andere wieder sind ganz den deutschen gleich, etwa die aus der Allgemeinen Staatslehre und dem Staatsrecht.

Auch in dem staatsbürgerlichen Unterricht der amerikanischen Universität besteht heute noch keine Einheitlichkeit. Die junge Staatswissenschaft ringt noch um ihr eigenes Wesen, besonders gegenüber der Jurisprudenz, und sie will auch nicht nur politische Geschichte sein. Verständnisvolle Universitätslehrer, aber auch viele Führer des öffentlichen Lebens fordern mehr Raum für staatsbürgerliche Schulung, mehr Zeit und mehr Gründlichkeit, aber auch entsprechend dem ganzen praktischen Wesen des Amerikaners: mehr praktisches anwendbares Wissen. Die politische Theorie ist nicht gerade Nebensache, aber sie wird nur gelehrt, so weit sie aus dem politischen Leben abzuleiten geht und hinwiederum das Leben erhellen, ja bessern kann. Manchem politischen Problem geht man drüben schon praktisch zuleibe, wo unsere theoretische Einstellung noch kaum begonnen hat.

Damit nun aus dem bloßen Unterricht eine wirkliche Erziehung werde, müssen auch schon in den verschiedenen Schulen praktische Proben aufs Exempel gemacht werden. Dem dienen z. B. amerikanische Einrichtungen wie die „Schulstadt" (school city) oder die „Junioren-Republik", das heißt Selbstverwaltungssysteme innerhalb des Schullebens, des Schulbetriebs, oder auch des sogenannten „Ehren-Systems" bei Prüfungen, das heißt der Examensaufsicht durch Schüler und Studenten selber, kurz alle Organisationen zur Selbstzucht und Selbstverwaltung. Aber nicht nur die eigene Teilnahme an der Schulgesetzgebung und Schuldisziplin dient zur Vorbereitung auf spätere Bürgerpflichten, sondern auch die Übernahme bestimmter Verantwortungen im Gemeindeleben, z. B. die Teilnahme an der Armen- oder Gesundheitspflege, an der Sorge für die öffentliche Sauberkeit. Die sehr erfolgreichen clean-up-weeks, d. h. allgemeine Reinigungswochen amerikanischer Städte zeigen die amerikanische Jugend mit ihren zahlreichen Organisationen voller Eifer für die gesetzte Aufgabe. Nicht alle solcher Bestrebungen haben vollen Erfolg, aber sie helfen mit zur Erziehung zum Gemeinsinn, und sie veranlassen, daß überhaupt weitere Kreise öffentliche Fragen ernst nehmen. Der amerikanische Begriff 'Education' enthält überhaupt anderes als der deutsche „Erziehung", hat den Schwung einer großen Volksbewegnng, steckt voller lauter Propaganda und ist eine nationale Forderung.

Die Arbeit der Schule findet mannigfaltige Fortsetzung in vielen Bestrebungen des öffentlichen Lebens, z. B. in den „Staatsbürgerklubs" (civil clubs), die an manchen Stellen eine glänzende Zusammenarbeit von den lokalen Handelskammern mit den

Digitized by Google

Schulen gezeitigt haben. Die praktischen großen Volksbüchereien sind noch zu erwähnen, und nicht zuletzt die Amerikanisations-Bestrebungen, die alle die staatsbürgerliche Aufklärung und Erziehung der eingewanderten Erwachsenen zum Ziel haben Es gibt verschieden große Gesellschaften wie die „Americanization Society" oder die „American Viewpoint Society", die ganze „Staatsbürgerbüchereien" veröffentlichen. Solchen Bestrebungen hilft die Presse, die in den Vereinigten Staaten eine ungeheure Macht hat und zur Nationalisierung der öffentlichen Meinung und des öffentlichen Lebens viel beiträgt, da sie zu 95 % unbedingt national, ja, patriotisch gerichtet ist.

In der gesamten staatsbürgerlichen Erziehung der Vereinigten Staaten ist manches nicht gründlich und für den Deutschen manchmal absonderlich, aber wenn es ihr gelungen ist und weiter gelingt, so viele Millionen der verschiedensten Völker und Rassen und Konfessionen zu einer festen und einigen Nation zusammenzuschweißen, dann ist solcher Erziehung Großes und sogar Vorbildliches gelungen, und wir Deutschen können vielleicht die eine oder andere Anregung daraus gewinnen zum Wohle unseres ganzen nationalen Lebens, vor allen Dingen die Forderung, daß wir unsere staatsbürgerliche Erziehung von Jugend auf ernst nehmen und gründlich betreiben müssen. Das Nachdenken über den Staat genügt dabei nicht, es muß umfassende und zielbewußte Erziehung für den Staat sein.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Entwicklung des deutschen Schulwesens im ehemals preußischen Teilgebiet Polens innerhalb eines Jahres

Eine Bilanz auf statistischer Grundlage

Es ist der Welt allenthalben bekannt geworden, wie in Polen trotz des Minderheitenschutzvertrages und trotz der polnischen Verfassung und anderer innenstaatlicher Bestimmungen, die zu einer günstigen Regelung des deutschen Minderheitsschulwesens hätten führen können, in der Praxis ein Zustand herbeigeführt wurde, der dem, was man Minderheitsschutz nennt, Hohn spricht. Durch Anwendung einer böswilligen Verwaltungsgeographie, Auflösung deutscher Schulsozietäten, Fortnahme deutscher Schulhäuser, Nichtbeachtung des Willens der Bevölkerung, Einschüchterung der Einzelnen durch schulbehördliche Drohungen, Schulstrafen und sogar Eingreifen des Gendarms ist eine unverhältnismäßig große Zahl von deutschen Kindern in polnische Schulen gezwungen worden, in denen überhaupt kein Deutsch gelehrt wird. Normalerweise, wenn die polnische Schulpolitik unter dem Zeichen des Minderheitenschutzvertrages stände, oder neuerdings etwas vom „Geist von Locarno" angenommen hätte, könnte allen diesen deutschen Kindern der Unterricht in der deutschen Muttersprache gesichert sein. Die deutsche Sejm- und Senatsfraktion hat im Vorjahre an das Unterrichtsministerium in Warschau bis ins einzelne spezialisierte Vorschläge dazu gemacht. Die wurden aber mit nichtssagenden Redensarten abgelehnt, wie auch alle Interpellationen, Audienzen bei den Ministern, ja Vorstellungen beim Völkerbunde ohne Erfolg waren.

Im Schuljahre 1924/25 waren nach einer Statistik, die deutscherseits angefertigt wurde, 49750 deutsche Volksschüler vorhanden. Davon mußten in polnische Schulen gehen 14835. Das waren 29,8 % von der Gesamtzahl.

Digitized by Google

Im einzelnen stellte sich die Beschulung für 1924/25, nach Landschaften geordnet, folgendermaßen dar:

Nr.	Landschaft	Gesamtzahl der deutschen Kinder	In deutsch-öffentliche Schulen gehen:	In private Volksschulen gehen:	In polnische Schulen gehen:	Ohne Unterricht sind:	Von der Gesamtzahl gehen in poln. Schulen %
1	Pommerellen	16 041	8 212	—	7758	71	48,3
2	Netzegau	14 600	12 676	90	1769	65	12,1
3	Posen	19 109	12 733	828	5308	240	27,7
	Summa:	49 750	33 621	918	14835	376	29,8

Für das Schuljahr 1925/26 (Stichtag 1. Januar 1926) sind neue Erhebungen von derselben Stelle gemacht worden.

Diese geben folgendes tabellarische Bild:

Nr.	Landschaft	Gesamtzahl der deutschen Kinder	In deutsch-öffentliche Schulen gehen:	In private Volksschulen gehen:	In polnische Schulen gehen:	Ohne Unterricht sind:	Von der Gesamtzahl gehen in poln. Schulen %
1	Pommerellen	13 887	6 432	41	7408	6	53,3
2	Netzegau	12 660	10 783	132	1721	24	13,6
3	Posen	17 143	10 902	947	5215	79	30,4
	Summa:	43 690	28 117	1120	14 344	109	32,8

Ein Vergleich mit der Statistik des Vorjahres ergibt folgendes: Die Gesamtzahl der deutschen schulpflichtigen Kinder hat sich um zirka 6000 verringert, denn im Schuljahr 1924/25 gab es 49750. Das ist zurückzuführen auf erneute Abwanderungen und Fehlen gewisser Bevölkerungsjahrgänge, so daß die Schulanfänger die Schulentlassenen nicht deckten. Die absolute Zahl der deutschen Volksschüler, die in polnische Schulen zu gehen gezwungen sind, ist dieselbe wie im Vorjahre. Realiter sind im Schuljahr 1925/26 mehr Kinder in polnischen Schulen als im Schuljahr 1924/25. Die Erhöhung der relativen Ziffer ist nicht auf das Sinken der Gesamtzahl der deutschen Schüler zurückzuführen, sondern in eben so großem Maße auf neue Zwangszuführungen deutscher Kinder in polnische Schulen. Das Sinken der absoluten Gesamtzahl, das durch die Abwanderung herbeigeführt wurde, hätte zugunsten der in Frage stehenden Relativziffern wirken müssen, weil die deutsche Abwanderung sich hauptsächlich in den vorwiegend polnischen Dörfern vollzog, was sich ja leicht denken läßt. Die relativen Zahlen sind folgende:

In polnische Schulen gingen von der Gesamtzahl der vorhandenen deutschen Volksschüler:

in der Landschaft	im Schuljahr 1924/25	im Schuljahr 1925 26
1. Pommerellen	48,3 %	53,3 %
2. Netzegau	12,1 „	13,6 „
3. Posen	27,7 „	30,4 „
4. Gesamt im preuß. Teilgebiet	29,8 „	32,8 „

Digitized by Google

Mit welchen Mitteln die Schulbehörde arbeitet, um die deutschen Schulen zu zerschlagen und die deutschen Eltern mürbe zu machen, mag als Beispiel für viele der Tatbestand dienen, den der deutsche Abgeordnete Graebe in seiner Interpellation vom 22. März 1926 schildert. Danach hatten die deutschen evangelischen Eltern in Ilowo, Kreis Soldau, am 15. Mai 1925 ein Gesuch um Einführung des Deutschunterrichts an den Kreisschulinspektor gerichtet, weil mehr als 40 Kinder vorhanden sind. Das Gesuch wurde abgewiesen. Die Eltern wandten sich an das Kuratorium (Regierung) in Thorn. Daraufhin wurden die Eltern zu einer Elternversammlung in die Schule nach Ilowo berufen, in der sie durch den Kreisschulinspektor und den Wojt (Amtsvorsteher) veranlaßt werden sollten, ihre Unterschriften zurückzuziehen. Nebenbei sei erwähnt, daß dieser Wojt ein mit Gefängnis vorbestrafter ehemaliger Steinklopfer ist, gegen den mehrere Beschuldigungen, u. a. die des Raubes und der Bestechlichkeit, vorliegen. Die Elternversammlung nahm nun folgenden Verlauf:

Die Eltern mußten draußen im Hausflur warten, und der Wojt und der Kreisschulinspektor wollten sich jede Person einzeln vornehmen, um sie zu veranlassen, ihre Unterschrift unter dem gemeinsamen Gesuch zurückzuziehen. Dieses Manöver gelang auch bei einer Kriegswitwe. Der vorher geschilderte Wojt in Gemeinschaft mit dem Kreisschulinspektor drohte, sie würde die Kriegsrente für ihre Kinder verlieren, falls sie weiter ihren Wunsch aufrechterhalte, diese in eine deutsche Schule zu schicken. Die Witwe zog unter diesem Druck, und weil sie über die rechtlichen Verhältnisse nicht informiert war, ihre Unterschrift zurück, verlangte aber im übrigen nach wie vor die deutsche Erziehung ihrer Kinder. Als zweites Opfer war eine andere Witwe ausersehen, die auch irgend eine kleine Rente von zwei oder fünf Zloty monatlich bekommt. Die draußen wartenden Hausväter wollten sich diese Vergewaltigung durch die Behörde nicht gefallen lassen und wählten deshalb vier Delegierte, die dem Kreisschulinspektor erklären mußten, daß er entweder eine öffentliche Elternversammlung abhalten solle oder aber, daß sie als Vertrauensleute der Gemeinde bei dem Verhör, das die beiden Herren über die einzelnen ergehen lassen wollten, zugegen sein dürften. Darauf stellte der Kreisschulinspektor die weiteren Verhöre ein, mit der Bedrohung, sie würden sich vor dem Staroſtwo (Landrat) zu verantworten haben. Es erfolgte dann auch zum 3. Februar prompt die Vorladung vor dem Staroſten. Von diesem wurden die Eltern wieder einzeln in Gegenwart des Wojt Kasprzyk und des Kreisschulinspektors vernommen. Der Zweck der Übung war, die Eltern zur Rücknahme ihrer Unterschriften zu veranlassen. Das wurde bei jedem einzelnen individuell versucht. Der Witwe wurde wieder gedroht, daß sie ihre Rente verlieren würde. Dem einen Hausvater wurde gesagt: „Sie wurden doch beim preußischen Militär als polnisches Schwein ausgeschimpft.“ Die Unterstellung wurde von dem betreffenden Hausvater mit Entrüstung zurückgewiesen. Einem andern Hausvater wurde erklärt, er würde seine polnische Staatsangehörigkeit wieder verlieren, die er erst durch Rückgängigmachung seiner Option wiedererlangt habe. Einigen Hausvätern wurde gesagt, sie hätten doch Rentengüter, und sie sollten sehen, was ihnen passieren würde. Einem andern wurde erklärt, wenn die Eltern eine deutsche Schule verlangten, so würden ihre Kinder nur in deutscher Sprache unterrichtet, sie würden kein Polnisch lernen und im polnischen Staate nicht angesehen sein. Einem andern, der Mitglied des Kreistages ist, wurde daraus ein Vorwurf gemacht, daß er sich trotzdem zum Deutschtum bekenne. An einen der Hausväter wurde zehnmal die Aufforderung gestellt, die Unterschrift zurückzuziehen, und dem einen der Hausväter erklärte der Kreisschulinspektor schließlich: „Kriegen tut ihr die deutsche Schule doch nicht, denn es müssen nach einem neuen Gesetz 60 und nicht 40 Kinder zur Bildung einer deutschen Schule vorhanden sein.“

Diesem Beispiel braucht nichts hinzugesetzt zu werden. Es schildert die schikanöse polnische Schulpolitik aufs Deutlichste.

Das Jahr 1925 hat nun auch die lange gefürchtete gesetzliche Festlegung des utra-

Digitized by Google

quistischen Systems als Grundsatz für die Regelung des Schulwesens gebracht. Eine Novelle vom 25. November schiebt in das Gesetz vom 17. Februar 1922 die verheerend wirkenden Artikel 20 bis 23 ein.

Artikel 20 heißt: „Die im Gebiete der Wojewodschaften Posen und Pommerellen vorhandenen Schulkorporationen (öffentlichen Rechts) und die öffentlichen Volksschulen, denen die Rechte einer juristischen Person verliehen sind, werden aufgehoben. Die Aufhebung öffentlicher Volksschulen, denen die Rechte einer juristischen Person gegeben sind, zieht nicht die Schließung der betreffenden Schulanstalten nach sich."

Artikel 21 heißt: „Das Vermögen einer aufgelösten Schulgemeinde und einer aufgelösten Schule mit dem Rechte einer juristischen Person geht von derselben als Ganzes über auf die zum Unterhalt der betreffenden Schule verpflichteten Stadt- oder Landgemeinden oder auch auf den Gutsbezirk (Art. 1). Dieses Vermögen darf nur zu Zwecken des öffentlichen Elementarschulwesens verwendet werden."

Durch diese Artikel werden also die im preußischen Teilgebiet bestehenden Schulgemeinden (Sozietäten) mit einem Schlage aufgehoben, die deutschen Schulgemeinden sind nicht mehr. Viele hundert Schulgrundstücke und Gebäude, die der deutschen Minderheit gehören, werden auf diesem „gesetzlichen Wege" zugunsten der politischen Gemeinden fortgenommen. Das Gesetz trägt also in dieser Hinsicht durchaus einen minderheitenfeindlichen Charakter.

Dieser wird noch durch die Bestimmung erhöht, daß das diesergestalt fortgenommene Vermögen (Schulgrundstück) nur zu Zwecken des öffentlichen Schulwesens verwandt werden darf. Bisher war es nach der Verordnung des Ministeriums des ehemals preußischen Teilgebietes vom 14. Juni 1920 möglich, daß die Schul- oder politischen Gemeinden nach Einholung der Erlaubnis der Schulbehörde, und wenn für die Schüler und Schülerinnen in den öffentlichen Schulen in der vorgeschriebenen Normalzahl Plätze gesichert sind, ihre Schullokale für Privatschulen verpachten durften. Wenn diese Möglichkeit nach der vorliegenden Novelle genommen ist, so ist damit für die Gründung deutscher Privatvolksschulen so gut wie jede Aussicht genommen. Das Eigentum der deutschen Elterngemeinschaften wird zuerst fortgenommen, und dann sollen diese Elterngemeinschaften nicht einmal mehr das Recht haben, es wenigstens pachtweise wieder zu benutzen. Die minderheitenfeindliche Tendenz des Gesetzes zeigt sich in dieser Bestimmung aufs krasseste.

Artus.

Die französische Literatur der Gegenwart

Die Kommenden

Nachdem ich vor vier Monaten von den jüngsten Schriftstellern gesprochen habe, möchte ich den heutigen Artikel denen unter ihnen widmen, die aufgehört haben, jung zu sein, aber noch nicht zu den alten zählen, die bereits mit einer gewissen Anzahl von Werken aufwarten können und die zu Ruhm kommen, oder doch nahe daran sind, berühmt zu werden.

Zu den bekanntesten gehört sicherlich Georges Duhamel. Vor dem Kriege begann er als lyrischer Dichter seine Laufbahn und gehörte zu der Gruppe der l'Abbaye. Seinen Ruf begründete die „Vie des Martyrs", die von ihm während des Krieges veröffentlicht wurde. Die „Märtyrer" sind nämlich die unglücklichen Soldaten. Duhamel, der Medizin studiert hat und selbst Arzt ist,

Digitized by Google

pflegte die Verwundeten in den Lazaretten und erzählt einfach das, was er gesehen hat. Und er versteht zu erzählen: ohne falsches Pathos, ohne Schwülstigkeit, dafür aber um so eindringlicher. In dem darauffolgenden Buche, „Civilisation" benannt, berührt er die großen sozialen Probleme mit einer durchaus europäischen Einstellung.

Nach dem Kriege hat er sich dem Roman zugewandt. „La confession de Minuit" und „Deux hommes" sind Werke, die ihn in die erste Reihe unserer Romanschriftsteller setzen. — In einem „Essai sur le roman", den er erst ganz kürzlich veröffentlicht hat, entwickelt er seine Gedanken über den Roman und die Rolle, die der Schriftsteller in der Gemeinschaft einnehmen soll.

Er versetzt sich in das Bewußtsein eines Menschen am Abend, zu der Stunde, die dem Schlummer vorausgeht. Und er schildert: Alle Lichter sind erloschen, der Mensch streckt seine ermüdeten Glieder nach dem arbeitsreichen Tage. Er fühlt die Erschlaffung, die dem völligen Versinken des Bewußtseins vorausgeht, in sich eindringen, Tropfen für Tropfen, wie ein köstliches Gift. Er wartet auf den begnadeten Augenblick, in dem sein Geist untergehen wird im Nichts, in dessen Schoße alle Energien sich läutern und stählen. Bald bemächtigt sich der tägliche Tod, der uns für einige Stunden der Welt entrückt, dieses Menschen, jedoch scheint es so, als ob die Seele, nachdem sie sich der Zusammenhanglosigkeit der Träume ausgeliefert hat, einen wunderbaren Zustand kenne, der gleichermaßen mit dem Traume wie mit der Vernunft zusammenhängt. Das ist die erleuchtete Stunde für die Prüfung. Der Mensch, im Begriff einzuschlafen, überschaut den Tageslauf, wie der mit dem Tode Ringende sein früheres Leben überblicken soll. Ein flüchtiges, aber unerbittliches Licht umspült jäh alle Stunden des ausklingenden Tages, aber unter allen diesen Eindrücken, die das Geflecht des Lebens bilden, errät unser Mann eine große Anzahl, die beinahe unfaßbar scheinen, weil sie fast ganz unausdrückbar sind.

Dieses Schattengewebe, das die Mehrzahl unserer tiefen Gedanken verschleiert und verdunkelt, zu lüften und zu zerreißen, ist — so meint Duhamel — die Aufgabe des Schriftstellers. Der gute Schriftsteller ist der, welcher uns zur Kenntnis und dem Ausdrucksvermögen dieses Teiles unseres Lebens verhilft, das im ersten Augenblick unfaßbar erscheint. Er wirft auf unser inneres Leben ebenso wie auf die übrige Welt eine Klarheit, die manchmal milde und zart, zuweilen blitzartig ist, aber die uns immer dazu verhilft, das Leben, sagen wir, „bewußt" zu leben.

Der letzte Roman, den Duhamel eben veröffentlicht hat, „La Pierre d'Horeb" ist eine glänzende Bestätigung dieser Theorie. Er erzählt uns die Geschichte eines jungen Menschen, der eines Tages in Paris seine Zelte aufschlägt, um hier seinem Medizin-Studium nachzugehen. Man darf jedoch nicht glauben, daß der Roman Duhamels eine Autobiographie sei. Der Autor bedient sich der Dinge, die er beobachtet hat, aber er macht sich nicht zu ihrem Sklaven. Der Student, dessen Abenteuer er uns erzählt, findet sich bald den beiden Wegen gegenüber, die das Leben oft den jungen Menschen öffnet, und diese beiden Möglichkeiten sind durch zwei Frauen überzeugend personifiziert: die eine ist das reine und ruhige Leben, in dem man einfach glücklich ist, die andere, die typische russische Studentin, ist voll rätselhafter Anziehungskraft, voll Qual und Gefahr. Und, wohlgemerkt, gerade diese ist es, die der junge Mann, einem lastenden, schlimmen Verhängnis folgend, gewählt hat. Am Schlusse des Buches heilt er sich selbst wieder von seinen Leiden: er sieht dem Leben ins Antlitz und begreift, daß es weder heiter noch gut ist, aber allein die Tatsache, ihm Auge in Auge gegenübertreten zu können, gibt ihm die Kraft, es zu leben.

* * *

Die Bücher Jean Giraudoux, von denen ich hier schon gesprochen habe, kennzeichnen sich durch eine vollständig andere Art. Bei Giraudoux ist es die entzückendste Phantasie, die sich niemals ohne einen Zug von Menschlichkeit gibt.

Sein letztes Werk „Bella" hat großen Erfolg gehabt, zu dem die durchsichtigen Anspielungen auf äußerst bekannte politische Persönlichkeiten und Ereignisse beigetragen haben. Der Stoff von „Bella" ist das modernisierte Romeo und Julia-Motiv: der Widerstreit zweier verfeindeter Familien und die Liebe, die den Sohn der einen Familie mit der Tochter der anderen verbindet und sich löst durch den Tod des jungen Weibes. — Jedoch ist es für niemanden ein Geheimnis, daß von diesen beiden Familien eine, nämlich die Nebendarts, die Poincarés darstellen, die anderen aber, die Dubardeau, die Berthelots. Es lohnt sich, anzusehen, was für ein

Digitized by Google

Bildnis Giraudoux von Herrn Raymond Poincaré unter dem Namen des Ministers Rebendart entworfen hat!

Je l'entendais si souvent dans ses discours répéter qu'il personnifiait la France, je lisais dans tant de journaux que Rebendart était le symbole des Français, que des doutes m'avaient pris sur mon pays. Mon pays était donc cette nation où il n'était d'échos que pour la voix des avocats! Les avocats de mon pays étaient donc ces hommes au visage toujours tourné vers le passé, au veston plus couvert de pellicules que Loth après qu'il eut étreint sa femme changée en sel gemme, son passé aussi á lui, et qui déplaçaient la nuit, du côté du Rhin et même dans les âmes des Français, les bornes mitoyennes. Le champ de l'hypocrisie, de la mauvaise humeur croissait grâce à Rebendart dans tous les corps constitués français, dans les Conseils généraux, dans les maisons de passe, dans les coeurs d'enfants à l'école. Tous les dimanches, au-dessous d'un de ces soldats en fonte plus malléable que lui-même, inaugurant son monument hebdomadaire aux morts, feignant de croire que les tués s'étaient simplement retirés à l'écart pour délibérer sur les sommes dues par l'Allemagne, il exerçait son chantage sur ce jury silencieux dont il invoquait le silence. Les morts de mon pays étaient donc rassemblés par communes, pour une conscription d'huissiers, et se chicanaient aux Enfers avec les tués allemands. Il était effroyable de penser comment Rebendart se représentait les Enfers et le repos éternal, et l'arrivée au gué des fantômes, et le repêchage par Caron de l'ombre bousculée jetée par-dessus bord. Alors, au nom de ces morts réunis à cette minute même en longs brouillards, ou en massifs ombreux, ou en ruisseaux incolores, il faisait l'éloge de la clarté, de notre système numéraire, du latin, dans une langue faussement précise, adipeuse, acariâtre ..... Mais je n'oubliais pas que même dans la paix, même dans ses discours des jeunesse, le ton était déjà aigre, et, quand il inaugurait alors des expositions, des monuments à nos grands hommes, on percevait déjà dans sa harangue un soupçon de réclamation vis-à-vis de l'Europe, comme si l'Europe nous devait des réparations parce que nous avions produit Pasteur, le pont Alexandre, ou Jeanne d'Arc.

Man nennt mit dem Namen Giraudoux oft den eines anderen Romanschriftstellers zusammen, der ebenso phantasievoll ist und dem Roman durch die Neuheit und den Reiz seiner Gesichte zu einer Wiedergeburt verholfen hat. Ich möchte von Paul Morand sprechen.

Sein Ruf wurde durch zwei Novellensammlungen begründet, die allergrößten Widerhall gefunden haben, und zwar: „Fermé la nuit" und „Ouvert la nuit". Ich muß mir den Vorwurf machen, sein letztes Buch „L'Europe galante", obgleich es schon vor längerer Zeit erschienen ist, noch nicht erwähnt zu haben. Nirgends hat sich die menschliche Beobachtungsgabe in packenderen und überraschenderen Bildern dargestellt; hier findet man eine Art von Erneuerung der Metapher auf den Roman angewandt, die darauf beruht, plötzlich einen Eindruck des Schriftstellers zu beschwören, den er zuerst mit seinen Gedanken verbindet, und der auch sofort deren Stelle einnimmt. Ribemont-Dessaignes gehörte vor einigen Jahren zur Gruppe der Dadaisten und hat in seinen Romanen das System der Beschwörung von Bildern aufrechterhalten, scheinbar ohne eine logische Verbindung herauszustreichen. Er zeichnet sich hauptsächlich durch das ihm scheinbar angeborene Bedürfnis aus, der gewöhnlichen Welt durch wilde Ironie, durch eine Art von Herausforderung aller bestehenden Gedanken, durch ein Lingestüm, das bis zur Raserei geht, zu entgehen, das aber geeignet ist, den bürgerlichen Leser aus der Fassung zu bringen. Sein Können findet sich meisterhaft angewandt in „Céleste Ugolin" wieder, das zuerst den Eindruck einer erweiterten Mystifikation macht. Es ist die Geschichte eines Menschen, der eine Reihe von abscheulichen Handlungen und Verbrechen begeht, äußerlich aus ganz vernünftigen Gründen, und der schließlich zum Tode verurteilt und guillotiniert wird.

* * *

Ich komme mit Jacques de Lacretelle zu einer ganz anderen, sehr beachtenswerten Art. Sein letzter Roman „La Bonifas" ist ein literarisches Ereignis gewesen. Das, was dieses Werk besonders kennzeichnet, ist die vollendete dichterische Form. Bereits auf den ersten Seiten fühlt man sich einem großen Schriftsteller gegenüber. Wäre der Stoff von einem anderen behandelt worden, würde er vielleicht schlüpfrig erschienen sein. Jacques de Lacretelle hingegen kennt das

Digitized by Google

Geheimnis, mit großer Abgeklärtheit die empfindlichsten Fragen zu behandeln; die moralische Sauberkeit dieses Buches ist bewundernswert. — Hier kurz die Handlung:

Marie Bonifas ist von Geburt aus derb und häßlich. Sie wurde von einem recht gewalttätigen Vater erzogen und findet sich schon in jungen Jahren in romanhafte und dramatische Auftritte verwickelt. Diese Lebensbedingungen, die auf ihre menschenscheue Natur abfärbten, entwickeln in ihr gewisse Neigungen und manche unnatürliche Abneigungen. Ihre schroffe Art, ihr selbstsicheres Gemüt, ihre freien Sitten verfehlen nicht, die Bewohner der kleinen Stadt, in der sie lebt, aufzubringen. Als sie ein armes krankes Waisenkind liebevoll bei sich aufnimmt und pflegt, wird auch diese Handlung wiederum schlecht ausgelegt, und ungeachtet der Rechtschaffenheit ihres Lebens nimmt Marie Bonifas in den Augen der kleinen Stadt die Gestalt eines bösartigen und verdorbenen Geschöpfes an. Plötzlich stellen neue Ereignisse ungewöhnliche Anforderungen gerade an ihre männliche Veranlagung, ihren Instinkt und an alle die Charaktereigenschaften, die sie bis dahin in schlechten Ruf gebracht hatten. Da ändert sich das Bild mit einem Schlage. Marie Bonifas, die früher die Schande der Stadt gewesen, wird nun ihr guter Geist und schließlich ihr Ruhm. Ihre Mitbürger, denen sie aus vollem Herzen hilft und heldenmütig aus schweren Gefahren rettet, lassen es sich nicht einfallen, daß sie ihr Heil dieser seltsamen Seele verdanken, die sie noch vor kurzem beschimpften.

Ein anderer Schriftsteller, der auch heikle Stoffe zu behandeln weiß, nicht eigentlich mit jener Abgeklärtheit, aber mit einer vollkommenen Unschuld der Seele, ist André Baillon. Er hat sich durch das außerordentlich erfolgreiche Buch „l'Histoire d'une Marie" bekannt gemacht, in dem die traurigen Erlebnisse eines armen, unwissenden Mädchens und eines unglücklichen Jungen behandelt werden. Ihm spielt das Schicksal verschiedenartig mit; und während er das beste Herz hat, ist seine moralische Einstellung jedoch durchaus nicht gefestigt.

„Un homme si simple" stellt uns die körperlich Elenden und die moralisch Gefallenen dar, das, was man so mit „un pauvre bougre" bezeichnet.

Die Romane von André Baillon sind Bekenntnisse, aber Scheinbekenntnisse — und vielleicht sind das die einzig wahren in der Literatur.

Man kann von André Baillon mit Recht sagen, daß er der subjektivste Beobachter und der objektivste Romanschriftsteller ist.

Bernard Lecache gibt in „Jacob" ein dramatisches Gemälde einer jüdischen Familie, die aus Rußland stammt und sich in Paris niedergelassen hat, um den Pogromen zu entgehen. Selbst ein Jude, kennt und zergliedert Bernard Lecache mit tiefem Wissen die jüdische Seele. Sein Buch hat ebenso symbolische Wucht, wie die Kraft erlebter Wirklichkeit.

Da gibt es noch eine Geschichte von einer jüdischen Familie, die Jean-Richard Bloch uns erzählt in einem Roman, der vor dem Kriege geschrieben und während des Krieges veröffentlicht worden ist. Es handelt sich um „... et Cie" (d. h.... & Co.). Bloch ist gerade dabei, eine vollständig umgearbeitete Neuausgabe davon herauszubringen. — Die Simler gehören zu einer jener jüdischen Familien, die sich vor etwa 50 Jahren im Elsaß niedergelassen haben, und die der Krieg von 1870/71 zwang, ihr Land zu verlassen und sich im Westen neu anzusiedeln; hier finden wir eine der stärksten Schilderungen, die uns von dem ewigen Konflikt der alten jüdischen Seele mit der abendländischen Welt gegeben worden sind. Sind die Simler im Jahre 1871 aus dem Elsaß ausgezogen, um Frankreich zu dienen, oder um darin zugrunde zu gehen? Wird Frankreich sie sich einverleiben, und was wird das Ergebnis für beide Teile sein? Das sind die gestellten Probleme.

Mit „la Nuit Kurde" hat Jean-Richard Bloch hingegen ein phantastisches Werk verfaßt, in dem er eine altüberlieferte Sage in einem erträumten Anatolien neue Gestalt gewinnen läßt. Es ist eine spannende, seltsame und leidenschaftliche Erzählung, eine Geschichte voll tiefer symbolischer Bedeutung, die mit einer Einführung beginnt, die allein man als ein Meisterwerk dichterischer Gedanken ansprechen darf, und die in eine dieser ewig menschlichen Episoden ausklingt, wie sie immer die Vereinigung zweier Liebenden im Tode sein dürfte.

Ein französischer Schriftsteller, der gegenwärtig die allergrößte Anerkennung zu erringen scheint, ist André Maurois. Er wurde schon vor einigen Jahren durch eine Reihe Essays von großer Tragweite bekannt, unter denen die „Dialogues sur le commandement" hervorzuheben sind, ebenso auch durch das Lebensbild des englischen Dichters Shelley, das er unter dem

Digitized by Google

Titel „Ariel" veröffentlichte. Mit diesem Buche legte er den Grund zu einer Dichtungsart, die in Paris gegenwärtig viel Anklang findet, und die man romanhafte Biographie nennt. Damit bezeichnet man die Biographie eines berühmten Menschen, die wie ein Roman, mit Dialogen und allem anderen Beiwerk abgefaßt wird. So haben wir ein Buch über Balzac von René Benjamin, ein anderes über Franz Liszt und Guy de Pourtalès, die beide eine außerordentlich anziehende Lektüre darstellen. In einem anderen Buche hat André Maurois sich den jungen Goethe zum Helden erwählt.

Da ist ein Roman „Bernard Quesnay", dessen Inhalt nicht ohne Beziehungen zu „. . . . et Cie" von Jean-Richard Bloch ist. Auch hier handelt es sich um eine Industriellenfamilie, die sich im Westen Frankreichs angesiedelt hat. André Maurois hat darin nicht gerade eine jüdische Familie geschildert, aber die Familie, deren er sich als Modell bedient hat, ist, wie die Simler, eine von denen, die nach dem Kriege 1870/71 aus dem Elsaß nach der Normandie gezogen sind, und deren Kinder das Lyzeum von Rouen besuchten, wo ich selbst einer ihrer Mitschüler gewesen bin.

Der Stoff des Buches von André Maurois ist die Vergewaltigung des Menschen durch industrielle Unternehmungen. Man begegnet hier einem Greise, der dem Unternehmen sein Leben mit solcher Hingabe gewidmet hat, daß es für ihn nichts außerhalb seines Werkes gibt. Sein Enkel, Bernard Quesnay, ist ein Mann wie viele andere, der sich zwar durchaus für seinen Industriezweig interessiert, es aber vorzieht, ein menschliches Leben zu führen. Allmählich jedoch belegt ihn der Geschäftsbetrieb mit Beschlag, saugt ihn an sich, und er wird endlich das, was sein Großvater gewesen ist. Dies alles schildert er uns mit einer Ausgeglichenheit, einem Sinn für das wirklich Maßvolle und Künstlerische zugleich, wie man es nur bei Schriftstellern von überragender Begabung findet.

* * *

Jean de Gourmont ist der Erbe eines großen Namens. Ich nehme an, daß unter meinen Lesern jeder Remy de Gourmont kennt, der während des Krieges starb und vielleicht der größte französische Essayist unserer Zeit gewesen ist. Jean de Gourmont ist sein jüngster Bruder. Bis in die letzten Jahre hinein hat er selbst nur Essays und kritische Werke verfaßt, und erst ganz kürzlich ist er durch zwei Bücher „la Toison d'or" und „l'Art d'aimer", deren eines das andere fortsetzt, zum Romanschriftsteller geworden.

Jean de Gourmont zeigte sich des Namens, den er trägt, würdig und gehörte vom ersten Augenblick an in die erste Reihe der französischen Schriftsteller.

Unter der Form von Romanen bilden „la Toison d'or" und „l'Art d'aimer" eine Reihe von außerordentlich scharfen Gedankengängen, in denen der Dichter, sich von allen Wiederholungen, die die Mehrzahl der Romane schwerfällig machen, frei hält und zu den tiefsten und feinsten Analysen gelangt.

Ernest Tisserand scheint dem herkömmlichen, naturalistischen Gesetz zu folgen, sowohl in seinem „Second cabinet de portraits", das erst kürzlich erschienen ist, wie auch in dem ersten, viel früheren Werk, von dem eine Neuausgabe angekündigt worden ist. In Wahrheit wirkt sein Buch aber durchaus modern durch die Ironie, den Humor und die Zartheit der Dichtung, und schließlich durch den Phantasiereichtum, den man in diesen Essays findet. Sie haben den Charakter von Skizzen und sind doch durchaus vollendete Gemälde.

Mit Gabriel Reuillard nähern wir uns wieder der überkommenen Form des Romans. In „Le Réprouvé" liest man die ergreifende Geschichte eines Zwerges, dem im Berufe eines Clowns zuerst wohl Eintagserfolg zuteil wird, worauf später aber der unvermeidliche Rückschlag folgt. — In „Fille" finden wir die Geschichte einer Prostituierten, die ihrem traurigen Berufe nachgeht, um sich mit ihrem Kinde, der einzigen Liebe ihres Lebens, durchzuschlagen. Sie hofft, daß dieses Kind reiner aufwüchse, fern von den Schlechtigkeiten der Menschen und der Schande seiner Mutter. Und ihr Leben ist ein langer Opfergang, ein unnützer Opfergang leider, denn das Kind ertränkt sich in einem Pfuhl, als es alles erfährt. — Dieser Stoff ist sicherlich heutzutage nicht Mode, aber man muß Gabriel Reuillard sowohl wegen der Zartheit als auch seiner Begabung wegen loben, mit der er es verstanden hat, diesen Stoff neu zu gestalten.

In der gleichen Gedankenfolge habe ich nun noch die Freude, das letzte Buch von Julien Guillemard „l'Homme au couteau" anzuführen, obgleich er mehr unter

Digitized by Google

die Jungen einzureihen ist, und ihm auch noch nicht der Widerhall wird, den er verdient. Auch Julien Guillemard ist seinen Ahnen getreu; er lebt fern von Paris und ist eine der sympathischsten Erscheinungen in unserer Literatur. „L'Homme au cou tors" ist ein Buch des menschlichen Mitleidens.

Eine große Freude ist es für mich ferner, von dem Erfolge zweier Schriftsteller zu berichten, die gemeinsam arbeiten, nämlich Camille Cé und Jean Gaument. Ihre bisher veröffentlichten Werke waren zu schwülstig und besonders zu stark von der früheren herkömmlichen Romanästhetik beeinflußt. Indem beide Schriftsteller nun eine vollständige Wandlung durchmachten, haben sie mit „le fils Maublanc" ein Werk geschaffen, das voll von Mysterien und von außerordentlich ergreifender Kraft ist. Sie gestalten hier nämlich das Leben eines unglücklichen Menschen, auf dem die Tyrannei eines krankhaften Vaters fürchterlich lastet, indem sie eine Art von Verhör benutzen, um darin nach und nach das ganze Drama in Erscheinung treten zu lassen. Man hat Romanschriftstellern wie Emile Zola und seinen Schülern den Vorwurf machen können, daß sie sich in die Rolle eines Menschen versetzten, der wie durch ein Wunder in alle Dinge eingeweiht ist. Camille Cé und Jean Gaument zeigen sich ganz zuerst, als ob sie von nichts etwas wüßten und gerade diese Unwissenheit der Berichterstatter ist es, die uns anreizt, als Mitarbeiter das Drama selbst mit aufzubauen. Wie wahr ist es also, daß dort, wo die Schilderung aufhört, die Eingebung einsetzt — unter der Bedingung freilich, daß sie dabei vom Talent unterstützt wird.

Der schweizer Volksdichter Ramus hat, nachdem er lange Zeit wenig bekannt gewesen ist, kürzlich in Frankreich große Beachtung gefunden. Er ist sicherlich einer, von dem man mit vollem Recht sagen kann, daß er ein „Kommender" sei. Seinen Erfolg verdankt er seinem Stil, der durchaus eigen ist und gutmütiges, bäuerliches, naives Gehabe anstrebt, allerdings mit einer sehr gewollt erscheinenden Kindlichkeit und Gutmütigkeit. Tatsächlich bemühen sich seine Schriften mit Anstrengung „nicht geschrieben" zu erscheinen, und das Ergebnis ist eine nur ihm ganz eigentümliche Atmosphäre.

La grande peur dans la montagne, sein letzter Roman, ist die erschütternde und phantastische Geschichte von Walliser Bauern, die ihre Herden in die Höhen geführt haben; aber die Berge wollen nichts von ihnen wissen und verteidigen sich mit fürchterlichen Mächten.

* * *

Ich möchte mit zwei großen Dichtern schließen, die eben zwei Prosawerke von einem seltenen Gehalte veröffentlicht haben. Paulina 1880 von Pierre-Jean Jouve ist ein Roman, der Roman eines Dichters durch die Eindringlichkeit der Gesichte und Gefühle. — Ich beschränke mich darauf, das Thema anzudeuten: „Paulina" ist die Geschichte vom Innenleben eines zu sich selbst verurteilten Wesens, das — ketzerisch, mörderisch und geheimnisvoll — Ursache zu ständigen Skandalen gibt. Nach begangenem Mord, und auch während der Buße, bringt auch das seltsame Durchleben ihrer letzten Jahre keine Klärung ihres Daseins, und so wird es zum dramatischsten und leidenschaftlichsten Roman.

Ich habe hier auch die „Epaves du Ciel" von Pierre Reverdy angekündigt, die im Grunde Gedichte sind. „La Peau de l'homme", das sich „volkstümlicher Roman" nennt und eine Reihe getrennter Stücke enthält, ist unter der Form von Prosa auch ein Gedichtbuch.

Pierre Reverdy steht in dem Ruf, ein schwer verständlicher Autor zu sein, und zweifellos wird der uneingeweihte Leser einigen Schwierigkeiten bei der Lektüre begegnen. Der Grund liegt darin, daß wir uns durch unsere Erziehung gewöhnt haben, in einem Werke die logische Entwicklung einer Idee oder einer Reihe von Ereignissen zu suchen, und das darf man bei Pierre Reverdy nicht. Er hat, wenn er die Feder ergreift, die Absicht, nichts zu beweisen, nichts auseinanderzusetzen, nichts zu erzählen — er hört einfach seine Seele singen; es liegt an uns, auf die gleiche Art zu hören, und dann sind wir aufs prächtigste belohnt.

Edouard Dujardin.

Digitized by Google

Politische Rundschau

Das um die europäische Führung zwischen England und Frankreich seit dem Friedensschluß begonnene und durch den Aufstieg Mussolinis um einen weiteren Wettbewerber bereicherte Ringen ist in den letzten Wochen mit wechselndem Erfolge fortgesetzt worden. Daß es sich dabei nur um einen Teil der Weltpolitik als solcher handelt, wird deutlich, wenn wir uns daran erinnern, daß die Vereinigten Staaten, Japan und die Kurie nur mittelbar beteiligt sind, obschon auch sie keineswegs eine Zuschauerrolle zu spielen gedenken.

Drei Gruppen lassen sich dabei, je nach Wahl der verwendeten Kampfmittel, unterscheiden: die militärische, die wirtschaftliche und die geistige, deren Exponenten, Frankreich-Italien und Trabanten, England und die Vereinigten Staaten und schließlich die Kurie sind.

Im Vordergrunde steht, wie gesagt, der englisch-französische Gegensatz. Frankreichs Wirtschaft muß saniert werden, wird saniert werden, kann aber nur unter Mitwirkung der internationalen, von England geführten Hochfinanz saniert werden, sofern sich nicht die Franzosen zu einem heroischen Entschlusse nach deutschem Vorbilde aufraffen. Dieser Entschluß ist noch nicht gefaßt worden und wird, wenn nicht alles trügt, auch so bald nicht gefaßt werden. Caillaux aber war in London, wo er mit Churchill, dem englischen Schatzkanzler, ein Schuldenabkommen getroffen hat. Gemessen an den früheren Forderungen Englands kann dies Abkommen als sehr vorteilhaft bezeichnet werden. Es ist Caillaux gelungen, eine Bresche in den bisher vertretenen Standpunkt Englands zu schlagen, wonach Frankreichs Zahlungen a conto seiner Kriegsverbindlichkeiten als unabhängig von den Leistungen Deutschlands unter dem Dawesplan zu betrachten wären. Wenn, lautet die neue Abmachung, Deutschlands Leistungen unter die Hälfte des festgelegten Betrages sinken sollten, dann könne von einer neuen Lage und der Möglichkeit einer Abänderung der französischen Zahlungen gesprochen werden. Das gleichfalls erwirkte Zugeständnis eines Moratoriums ist weniger bedeutsam. Ebensowenig kann die Ermäßigung der Gesamtverpflichtungen Frankreichs auf 263 Millionen Pfund Sterling als Entgegenkommen bewertet werden, weil Englands Wirtschaft heute weniger als je in der Lage ist, derartige Lieferungen (nur um solche kann es sich handeln) zu absorbieren.

Kaum aber war Caillaux aus London zurückgekehrt, wurde das Kabinett Briand gestürzt. Zur Stunde läßt sich die weitere Entwickelung noch nicht absehen. Herriot kam und ging nach zwei Tagen. Als nächster erhielt Poincaré den Auftrag zur Kabinettsbildung, die zur Stunde noch nicht abgeschlossen ist. Der Name Poincaré bedeutet ein Programm. Er ist in England scheinbar freundlich begrüßt worden, ob er aber in Frankreich die politische Stabilisierung zu bringen vermag, ist noch nicht abzusehen. Mit der gegenwärtigen Kammer ist nicht viel anzufangen. Ihre Auflösung liegt nicht außer dem Bereich des Möglichen. Aber was dann folgen wird? Poincaré la guerre? Auf alle Fälle wird er die französische Außenpolitik aktivieren, denn der englisch-französische Gegensatz liegt keineswegs nur auf währungspolitischem Gebiete. Zunächst liegt er im Mittelmeer. Zwar sind wegen der künftigen Regelung der Verhältnisse im Rif und in Marokko noch keine offiziellen Verhandlungen eingeleitet worden, wohl aber hat sich England mit Italien verständigt. Die Grundlage der Verständigung wird durch das abessynische Abkommen gebildet, unter Verletzung der im Dreimächte-Vertrage von 1896 festgelegten französischen Rechte. Italien soll bekanntlich die Erlaubnis zum Bau einer Verbindungsbahn zwischen Somaliland und Eritrea durch abessynisches Gebiet erhalten, wohin-

Digitized by Google

gegen England den Tsana-See in Abessynien für Bewässerungszwecke am Mittellauf des Nil zu regulieren wünscht. Abessynien ist aber ein Mitglied des Völkerbundes. Frankreich hat seinerzeit seine Aufnahme durchgesetzt. Es wird also der französischen Politik nicht gar zu schwer fallen, den englisch-italienischen Machenschaften entgegenzutreten. Die Bedeutung des Abkommens liegt denn auch vielmehr in der offensichtlich beabsichtigten Betonung der zwischen London und Rom bestehenden Freundschaft. Italien soll im Interesse Englands marokkanische Ansprüche geltend machen, um den Herren in der Downing Street oder Admiralität hintenherum den Wiedereintritt in die marokkanische Politik zu ermöglichen. England kann es nicht dulden, daß sich Frankreich, ohne völkerrechtliche Beschränkungen, als Beherrscher des Rif konsolidiert.

In England wird der Kohlenstreik fortgesetzt. Zwar mehren sich die Berichte von zunehmender Arbeitswilligkeit in den Bergbaurevieren, aber von offiziellen Friedensverhandlungen ist zur Stunde noch keine Rede. Die Aushungerung der Bergleute erweist sich, angesichts ihrer reichlichen Unterstützung durch russisches Geld, als schwieriger, als man wohl erwartet hatte. Schon jetzt kann gesagt werden, daß die dadurch verursachte Schädigung der englischen Wirtschaft beträchtlich ist.

Die englische Regierung kann jedoch nicht zurückweichen. Es handelt sich um einen Kampf zwischen Gewerkschaften und Staat. Ehe nicht seine politische Seite entschieden ist, wird man nicht zum Frieden gelangen.

Zweifellos spielen selbst in diesen Lohnkampf außenpolitische Gesichtspunkte mit hinein. Man scheut eine Brüskierung Moskaus. Gleichzeitig aber will man keine innenpolitischen Kämpfe über kommunistische Ziele. Man weicht staatsmännisch aus, da es sich ja gar nicht um eine Auseinandersetzung zwischen Kommunismus und Staat, in den letzten Zielen um eine Reorganisation der englischen Gesamtwirtschaft handelt, die ohne eine Gesundung des englischen Bergbaus nicht möglich ist.

Das Hervortreten der englischen Kirche, die wiederholt ihre Vermittlerdienste erfolglos angeboten hat, muß in diesem Zusammenhange hervorgehoben werden. Die Kirche ist im englischen Staatswesen auch heute noch eine Macht.

Ein Konzil der englischen Bischöfe hat, wie ebenfalls vermerkt werden darf, eine Revision der Agende (Prayer Book) verworfen. Ebenfalls ist die Gesetzesvorlage, welche eine Aufhebung der Beschränkungen der staatsbürgerlichen Rechte der in England lebenden Katholiken bringen sollte, von der Regierung wegen Zeitmangels von der Tagesordnung abgesetzt worden, d. h. vorläufig begraben worden.

Diese Vorgänge sind im Hinblick auf den „Eucharistischen Kongreß" in Chicago nicht ohne Interesse. An der ersten öffentlichen Versammlung im Stadion in Chicago nahmen an 200 000 Menschen teil. Es wurde eine Messe mit einer Million Teilnehmern zelebriert. Wir gehen kaum fehl, wenn wir darin die erste große Aktion der Kurie zur Schaffung einer christlichen Einheitskirche erblicken. Der Papst sandte eine Botschaft und erneuerte den Anspruch der Kurie auf weltliche Geltung. Staatspräsident Coolidge blieb, wiewohl eingeladen, der Veranstaltung fern.

In Polen bemüht sich Pilsudski weiter um die Konsolidierung seiner Macht. Wiederum zeigt sich, daß auch in Polen wie anderswo überspannter Nationalismus der einzig haltbare Kitt der jungen Staaten ist. So ist es denn nicht verwunderlich, daß der von den gemäßigten Elementen als Schrittmacher einer gemäßigten Politik begrüßte Pilsudski alsbald auf den Nationalismus hat zurückgreifen müssen, um sich selbst in der Macht zu erhalten. Im Sejm ist eine Vorlage zur Revision der Verfassung angenommen worden. Nebenher geht der Kampf gegen alles Deutsche mit unverminderter Heftigkeit weiter. Interessant verspricht die weitere Entwickelung in dem Rechtsstreit um die Beschlagnahme des Stickstoffwerkes in Chorzow zu werden. Die deutsche Regierung hat auf Grund des Urteils des Haager Schiedsgerichtes die Aufhebung der Beschlagnahme gefordert. Die Antwort Polens steht bis heute noch aus.

Zur Zeit weilt eine Anzahl von amerikanischen Bankiers unter Führung Kemmerers in Warschau, um dortselbst die Wirtschaftslage des polnischen Staates zu untersuchen. Es handelt sich offensichtlich um Vorarbeiten für die Gewährung einer Anleihe. Bisher hat sich die internationale Finanz standhaft geweigert, rein militaristische Staaten zu finanzieren. Neuerdings scheint sich aber ein Wandel, soweit Polen in Frage kommt, insofern anzubahnen, als man in London wachsendes Interesse an den polnischen Dingen zu nehmen scheint. Man versucht die Not-

Digitized by Google

lage Frankreichs auszunutzen, um selber in das polnische Geschäft zu kommen. Es ist bedauerlich, daß der englische Außenminister, wie allgemein bekannt ist, außerstande ist, die Dinge anders als in französischer Beleuchtung selbst dann zu sehen, wenn er englische Politik zu treiben vermeint.

In Genf ist man inzwischen in die Ferien gegangen. Die Beratungen der vorbereitenden Abrüstungskommission sind unterbrochen worden. Auch die Arbeitskonferenz ist beendet worden. Diese hat vorherrschend unter englischem Einfluß gestanden und deutsche Interessen wurden dabei kaum berücksichtigt. Es handelte sich hauptsächlich um Heuerverträge und Behandlung von Seeleuten.

Zum Schluß müssen wir noch die überraschende Tatsache verzeichnen, daß die interalliierte militärische Kontrollkommission neuerdings wieder eine Note überreicht hat, bei welcher es sich, wie berichtet wird, wiederum um die Stellung des Generals von Seeckt handelt. In englischen Blättern ist dies Vorgehen scharf kritisiert worden. Aber für uns Deutsche bleibt dennoch das Ergebnis, daß trotz Locarno, trotz aller Verständigungsreden ausländischer und deutscher Politiker die europäische Ausgleichspolitik von gewissen mächtigen Gruppen immer nur auf dem Boden einer gegen Deutschland gerichteten Unterdrückungspolitik gedacht werden kann. Sollte Poincaré leitender französischer Minister werden, so dürften diese unterirdischen Kräfte wieder an die Oberfläche der europäischen Politik kommen. Es ist vielleicht sein Schicksal, sie endgültig ad absurdum führen zu müssen.

Osterling.

Literarische Notizen

Lessings Werke. Vollständige Ausgabe in 25 Teilen. Herausgegeben von Julius Petersen und Waldemar von Olshausen. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Lessing ist uns heute nötiger denn je. Wir haben ihm als Zeiterscheinung am Anfang der modernen Literatur dafür dankbar zu sein, daß er den Begriff des Genies für die deutsche Kunst und den der Humanität für die deutsche Weltanschauung entdeckt hat. Aber er ist uns unvergänglich vorbildlich als ein Genius, der die Gesamtproblematik seiner Zeit mit unerbittlicher Strenge gegen sich selbst so zu Ende gedacht hat, daß er in freier und heiterer Formgebung darüber schalten konnte. Nachdem die Nachkriegszeit uns frühere bloße Liebhabereien für die Romantik immer energischer unterbindet, werden wir mit zunehmender Selbstbesinnung zu Lessing greifen dürfen. Die „Goldene Klassiker-Ausgabe", als Nachfolgerin der alten Hempelschen, bringt den großzügigen Plan der Erneuerung Lessings, der der Vorkriegskonjunktur entstammt, nach Jahren nun doch zum Abschluß, — ein Ruhmesblatt für den deutschen Buchhandel! — Aufschlußreiche Bilderbeigaben erhöhen den Wert der herausgeberischen Arbeit. Von den in der bekannten Art der Ausgabe abgegrenzten Einleitungen für die einzelnen Abschnitte hat Julius Petersen, außer der Lebensskizze, sich das ihm besonders am Herzen liegende dramaturgische Werk Lessings vorbehalten und erschöpft. Die von v. Olshausen gelieferten über die Weltanschauung, insbesondere Lessings Verhältnis zu Jakobi und Spinoza, nicht minder auch die kunstgeschichtlichen, verdienen über den Rahmen der Ausgabe hinaus Beachtung durch breite quellengeschichtliche Grundlage und Klarheit und Wärme der Darstellung. Oehlke, selbst Lessingbiograph, läßt seine Erfahrungen der Einführung in die Dramen zugute kommen. Riezler und Schoene haben die Veröffentlichung ihrer Arbeit nicht mehr erlebt. Stemplinger auf dem Gebiet der klassischen, Hirsch auf dem der deutschen Philologie, Budde als Bearbeiter des Journalistischen, und Zscharnack als Theologe, bekannt auch als Organisator seiner Wissenschaft, bewältigen die überreiche, viel zu wenig bekannte Masse der Einzelausstrahlungen von Lessings unermüdlicher Geistigkeit, unter stetem Hinweis auf das noch heute besonders Wertvolle. Bedenkt man, daß die Lachmann-Munckersche Ausgabe Lessings Lebensarbeit chronologisch vorführt, so offenbart sich in der Zusammenstellung der einzelnen Stoffgruppen ein besonderes herausgeberisches Verdienst der Petersenschen Ausgabe, die so nicht nur das Bild Lessings dem Laien eindringlich macht, sondern sie auch für wissenschaftliche Querschnitte besonders empfiehlt. Zu allem stellt der Verlag noch wichtige Anmerkungs- und Registerbände in nicht zu ferne Aussicht.

Wilhelm Böhm.

Digitized by Google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Sir Galahad. — Idiotenführer durch die russische Literatur. 165 S. München 1925, Albert Langen.

Galsworthy. — Die dunkle Blume von John Galsworthy. 348 S. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Leon Schalit. Berlin 1926, Paul Zsolnay-Verlag.

Gazley. — American Opinion of German Unification, 1848—1871 by John Gerow Gazley, Ph. D. 582 S. New York 1926, Columbia University.

Geilinger. — Rauschende Brunnen. Gedichte von Max Geilinger. 51 S. Zürich, Orell Füßli.

Gelzer. — Guy de Maupassant von Heinrich Gelzer. 208 S. Heidelberg 1926, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Goldoni. — Der Diener zweier Herren. Lustspiel in zwei Aufzügen von Carlo Goldoni, bearbeitet von Fritz Knöller. 121 S. Berlin 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Goes. — Soldatenherz. Ein Kriegskizzenbuch von Gustav Goes. 81 S. Magdeburg, Frunelsberg-Verlag G. m. b. H.

Goethes morphologische Schriften. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Troll. 486 S. Jena 1926, Eugen Diederichs.

Goethe, sein Leben und seine Werke von Alexander Baumgartner S. J. Neubearbeitet von Alois Stockmann S. J. 32 S. Freiburg 1925, Herder & Co.

Goethes Werke. Festausgabe zum hundertjährigen Bestehen des Bibliographischen Instituts. Herausgegeben von Robert Petsch. 5. Bände (à 4,80 M.). Leipzig, Bibliogr. Institut.

Goetz. — Napoleon. Eine Auswahl seiner Briefe, Proklamationen, Gespräche von Wolfgang Goetz. 443 S. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft.

delle Grazie. — Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux. Novelle von Marie Eugenie delle Grazie. IV & 168 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. (3,80 M.).

Der Greif-Almanach 1926. — 181 Seiten. Stuttgart 1925, Cotta. (1,20 M.)

Greime. — Italien von Georg Greime. 140 S. Breslau 1926, Ferdinand Hirt.

Grube. — Geschichte der Meininger von Max Grube. 126 S. Mit 131 Zeichnungen des Herzogs Georg II. von Sachsen Meiningen u. 21 Künstlerbildnissen. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt.

Gruber. — Parapsychologische Erkenntnisse von Dr Karl Gruber, XI. u. 330 S. München 1925, Drei Masken-Verlag.

Guastalla Pierre. — Esthétique Préface de M. Charles Lalo. XVI & 179 S. Paris 1925, Librairie Philosophique J. Vrin.

Günther. — Von Werden und Wesen der Bühne von Dr Joh. Günther. 274 S. mit 16 Bildtafeln. Dessau, C. Dünnhaupt Verlag.

Gutsch-Wiedemann. — Das Kunstturnen von Karl Gutsch u. F. P. Wiedemann. 255 S. Oldenburg 1925, G. Stalling.

Habetin. — Dunkle Blumen. Balladen und Gedichte von Rudolf Habetin. 79 S. Leipzig 1925, Otto Hillmann.

Häfker. — Geschlechtlichkeit, Liebe und Güte. Eine Auskunft an meine erwachsenen Kinder von Hermann Häfker. 27 S. München, George D. W. Callwey.

Hagen. — Norika. Alt-Nürnbergische Geschichten von August Hagen. Neu herausgegeben von Dr Arthur Schurig. 245 S. Dresden 1925, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung.

Haldane. — Daedalus oder Wissenschaft und Zukunft von J. B. S. Haldane. 78 S. München 1925, Drei Masken-Verlag.

Hallier-Schleiden. — Vom Bilsenkraut und Samengott. Eine sprachgeschichtliche Weltanschauung von Dr Hans Hallier-Schleiden. 77 S. Oegstgeest b. Leiden 1925, Selbstverlag des Verfassers.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Geh. Reg.-Rat Professor Dr Seeberg, Berlin. — Georg von der Vring, Jever. — Professor Valentin Haecker, Halle a. d. S. — Justizrat Wandel, Bonn. — Dr Paul Fechter, Berlin. — Dr Anton Mayer, Berlin. — Dr Walther Kienast, Berlin. — Dr Friedrich Schönemann, Münster i. W. — Professor Edouard Dujardin, Paris.

Für die Schriftleitung: Werner Fiebler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

DARMSTÄDTER UND NATIONALBANK

KOMMANDITGESELLSCHAFT AUF AKTIEN

Kapital und Reserven 100 Millionen Reichsmark

FILIALE LEIPZIG, Dittrichring 21, Ecke Bosestr.

Telegrammadresse: Danatbank Fernsprech-Anschlüsse: Sammel-Nr. 72421

6 Depositenkassen

Eröffnung von provisions- und spesenfreien Depositenkonten unter Aushändigung von Depositenkontobüchern

Einbanddecken für die Deutsche Rundschau

wieder vorrätig!

In Material und Farbe sind sie den alten Einbänden angepaßt, in der künstlerischen Durchführung wurde dem modernen Geschmacke Rechnung getragen.

Die Decken sind **aus bestem Leinen** gearbeitet und mit **Goldeindruck** versehen.

Die Einbanddecke, für 3 Hefte berechnet, kostet **1,50 M.**

Wir bitten rechtzeitig zu bestellen.

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 50.

Wendepunkt-Verlag · Zürich

Wendepunkt-Bücher:

Nr. 1. **Früchtespeisen und Rohgemüse,** 3. Aufl. kart. RM. 0,80

Nr. 2. **Ernährungslehre,** 2. Auflage geb. RM. 3,50, brosch. RM. 2,—

Nr. 3. **Wickel in der häuslichen Krankenpflege** kart. RM. 0,80

Nr. 4. **Muttermilchwertige Fruchtmilch für Säuglinge,** soeben erschienen . . . kart. RM. 0,80

Alice Bircher, **Speisezettel und Kochrezepte,** 5. Auflage . . . geb. RM. 2,50, brosch. RM. 1,50

Unsere Zeitschrift

„Der Wendepunkt im Leben und im Leiden"

Herausgegeben von

Dr. med. M. Bircher-Benner

Einzelheft . . . . . RM. 0,90
Halbjahresbezug . . . . . RM. 5,—
Ganzjahresbezug . . . . . RM. 8,50
zuzügl. Porto

Probehefte der Zeitschrift auf Wunsch unberechnet!

Zu beziehen durch Lühe & Co., Leipzig, Breitkopfstraße 9, sowie alle anderen Buchhandlungen und den Verlag

Digitized by Google

DER BÜCHER-BUND

Förderung deutscher Kultur

Jeder Weg, der dazu führt, in der deutschen Bevölkerung gute Bücher zu verbreiten, ist als ein wichtiges Mittel zur Stärkung und Förderung deutscher Kultur mit Freude zu begrüßen. Die Bestrebungen des „Bücher-Bundes" e. V. bieten einen geeigneten Weg zur Erreichung dieses Zieles.

Drews, Staatsminister

Der Bücherbund bezweckt eine durchgreifende Verbilligung des kulturell wertvollen Buches. Er bietet folgende

Vorteile: Keinerlei Zwang bei der Auswahl von Büchern. ¢ Jetzt schon werden den Mitgliedern fast 300 durchweg erstklassige Bücher aus 80 verschiedenen Verlagen zu einem bis zu 60% unter dem Ladenpreis liegenden Verkaufspreis angeboten. ¢ Zahlreiche Neuerscheinungen können von den Mitgliedern zu einem bis zu 25% verbilligten Preis in Subskription bezogen werden. ¢ Ab Oktober wird aller 3 Monate ein neuer Band (Romane, Novellen usw.) zu sehr niedrigem Preis erscheinen, der nur von Mitgliedern bezogen werden kann. ¢ Eine literarisch gut orientierende Zeitschrift erhält jedes Mitglied 10 Mal im Jahr kostenlos. ¢ Für je 3 geworbene Mitglieder als Werbeprämie Bücher nach freier Wahl für RM 2,50

Aus den Listen:

Paul Burg, Der eiserne York. Halbleinen . . . . . nur RM 2,80

Eliasberg und v. Günther, Rußland in dichterischen Dokumenten, 3 Bde. Halbleinen statt 25,– nur RM 12,50

Kleist, Erzählungen. Halbleder statt 10,– . . . . . nur RM 4,50

Beethovens Briefe, ausgewählt u. eingeleitet von Elchinger. Halbleinen statt 5,– . . . . nur RM 2,50

Raisuli, Sultan der Berge. Halbleinen statt 5,– . . . . . nur RM 3,–

Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Ganzleinen statt 12,– . . . . . nur RM 5,50

Floerke, Arnold Böcklin und seine Kunst. Halbleinen statt 4,– . nur RM 2,–

H. v. Niedermayer, Unter der Glutsonne Irans. Halbleinen statt 10,– . . . . . nur RM 7,50

Karl Brandt, Deutsche Geschichte. Halbleinen statt 10,– . . . . nur RM 5,–

Brandus Bücherei: Enthalten:

Band I: Feuerbach Vermächtnis RM 2,–
„ II: Strindberg, Leute auf Hemsö . . . . . „ 2,–
„ III: Montesquieu, Persianische Briefe . . . . . „ 2,–
„ IV: Kortum, Jobsiade . . . „ 2,–
„ V: Dostojewski, Grotesken und Erzählungen . . . „ 2,–
„ VI: Stael, Über Deutschland . „ 2,–
„ VII: Fromer-Schnitzer, Legenden aus dem Talmud . . „ 2,–
„ VIII/IX: Cervantes, Don Quichote (Doppelband) . . . „ 4,–
„ X: Marie Antoinette, Briefe „ 2,–
„ XI: Chr. Reuter, Schelmuffski „ 2,–

Cartellieri, Grundzüge d. Weltgeschichte. Statt . . . 6,– nur RM 3,50

Crome, Das Abendland als weltgeschichtl. Einheit. Statt 8,– . nur RM 4,–

Oskar Laske, Die Arche Noah. Ein Bilderbuch mit 12 Originallithographien, auf unzerreißbarem Karton. Statt 7,50 . . . . nur RM 4,–

Das einmalige Eintrittsgeld beträgt nur RM 1,–. Der Monatsbeitrag, der voll auf Bücherkäufe angerechnet wird, beträgt nur RM 1,80. Verlangen Sie noch heute ausführliche Prospekte. Zu Werbezwecken geben wir ausnahmsweise Bücher des Bücher-Bundes zu Mitgliedspreisen an Nichtmitglieder ab.

Lühe & Co. · Buchhandlung · Leipzig-R. · Breitkopfstr. 9

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Digitized by Google

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

OCT 1 1926

52. Jahrgang September 1926

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Digitized by Google

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes RM. 2,—

Jahresbezug RM. 21,— Vierteljährlich RM. 5,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 30, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1924 by Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis

Aloys Schulte. Aus der Kulturgeschichte des Bodenseegebietes 181
Axel Lübbe. Das zu laute Schiff. Novelle 195
Richard Fester. Verantwortlichkeiten. VIII. 211
Brigitte Heilbron. Hyakinthos 229
J. v. Uexküll. Gott oder Gorilla 232
Erich Wasmund. Wissenschaftsprovinzen 243
Hellmuth Schneider. Die faschistische Gewerkschaftsbewegung und der italienische Ständestaat 253
Wolfgang von Einsiedel. Dichtungswertung 259
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum
Die Literatur über das Auslanddeutschtum in den deutschen Bibliotheken 266
Karl Haushofer. Von neuen Mächten 268
Politische Rundschau 271
Literarische Notizen 274
Literarische Neuigkeiten 281

Digitized by Google

Aus der Kulturgeschichte des Bodenseegebietes*)

Von

Aloys Schulte

Das Thema, das mir gütigst übertragen wurde, lautet: „Aus der Kulturgeschichte des Bodenseegebietes." Ich habe also nicht einen irgend vollständigen Überblick zu erstreben; ich darf das für die Bodenseelandschaft Charakteristische hervorheben und das, was durch neuere Forschungen aufgehellt ist, auch das, was für andere deutsche Landschaften lehrreich ist. Auch die politischen Grundlagen der Kultur sind zu streifen. Der große Fortschritt der neueren Auffassung besteht in der Abwendung von der Romantik und der Hinwendung zu realistischen Bildern.

Wir weilen an den Ufern des „schwäbischen Meeres", wir schauen hinüber nach Konstanz, dieser klassischen Brückenstadt, und unser Auge streift die Kämme der Alpen. Weiter als das Bodenseegebiet greift das schwäbisch-alemannische Sprachgebiet, politisch war es einst das Stammesherzogtum Schwaben, dessen Herz am Bodensee ruhte. Es umfaßte ja noch Neckarschwaben, das Rieß, reichte über den Lech, bis zum Gotthard, zur Aare, umschloß noch Breisgau und Ortenau, ja das Elsaß war einbegriffen. Nahe lag nur eine Stammesgrenze, die des rhätischen Gebietes unterhalb Feldkirch. Politisch kam dieses Rhätien mit Schwaben in Verbindung und die deutsche Sprache rückte am Rheine bis oberhalb Chur vor. Der Sitz der Alaholfinger war am Nordrande der riesigen Rheintalmoräne, zu Füßen ihrer höchsten Erhebung auf dem Berge Bussen und darunter bei Marchthal am Ufer der Donau. Da die fränkischen Hausmeier die schwäbischen Herzöge unterwarfen, entstand auch Reichsgut. Lange Zeit war eine königliche Pfalz bei Bodman, von der der Name des Bodensees stammt. Im 10. Jahrhundert saßen die Herzöge auf dem trutzigen Hohentwiele, später waren die Lande an der Schussen der Kern des Herzogtums, vor allem, seitdem die Besitzungen des schwäbischen Zweiges der Welfen an die Staufer übergegangen waren. Nach Altorf bei Ravensburg nannten sich die Welfen, Weingarten war ihre Grablege. Noch Konradin der letzte Herzog ward im Bodenseegebiete erzogen. Altwelfische Dienstmannen, die Truchsessen von Waldburg und die Schenken von Winterstetten, gaben den letzten Staufern hervorragende Männer und noch heute tragen die Nachkommen der Waldburg und die alten Reichs-

*) Ein Vortrag, gehalten auf der Frühjahrstagung 1926 der Deutschen Mittelstelle für Volks- und Kulturbodenforschung.

Digitized by Google

dienstmannen von Königsegg die Erinnerungen der reichen oberschwäbischen Adelsgeschichte.

Stärkeren kulturellen Einfluß hatten die Bischöfe von Konstanz. Ihr Sprengel umfaßte reichlich zwei Drittel des Herzogtums. Ausgeschlossen waren von ihm im Westen das Elsaß und die Ortenau und der ganze zu Augsburg gehörige Ostrand. Von weit her mußten also die Kleriker zur Kathedralkirche von Konstanz wandern, sei es zu dem Bistumssende sei es — und das war weniger angenehm — zu dem geistlichen Gerichte. Es gab hervorragende Bischöfe und doch gelang es nicht, dauernd das Bistum zu einer bedeutenden politischen Macht zu erheben. Es teilte mit andern Bistümern den Gegensatz zu der Bischofstadt, weil sie eine Reichsstadt wurde und war. Wie Kurköln nicht eine deutsche Großmacht wurde, weil es nicht die Gewalt in der niederrheinischen Handelsmetropole behaupten konnte, so war es erst recht bei dem von vornherein viel ärmeren Bistum Konstanz der Fall. Die Stadt wurde gar protestantisch, dann durch den Sturm spanischer Söldner eine österreichische Landstadt. Finanznot charakterisiert die Bischofsgeschichte seit dem Spätmittelalter. Ein kleines weltliches Territorium, ein Domkapitel, in dem wohl auch Bürgersöhne saßen, eine Bischofsreihe, die von 1206 an nur 12 hochadlige Bischöfe, dagegen 34 aus dem niederen Adel und dem Bürgerstande aufführt. Fürstenhäuser begehrten selten nach einem so armen Bistume.

Wo die Bischofstädte zu Reichsstädten geworden sind, weichen überall seit dem Spätmittelalter die Bischöfe aus ihnen: Bonn, Koblenz, Aschaffenburg, Bruchsal und Dillingen wurden die wirklichen Residenzen. Hier wurde es Meersburg nach dem noch bescheideneren Gottlieben, und Jagdschlösser von der Pracht Brühls oder der Kurtrierischen sucht man vergebens. Auch die geistliche Verwaltung erlitt erhebliche Einbußen, so in dem Bereiche der Eidgenossenschaft; im übrigen Gebiete schlossen sich die Reichsstädte zumeist der Reformation an und in den zahlreichen Gebieten der weltlichen Landesherren wehte meist der Geist des Josefinismus, an der bischöflichen Kurie der des Febronius. In Konstanz wirkte lange, wenn auch später ohne amtliche Gewalt, der letzte Träger dieser beiden Richtungen, der erst 1860 verstorbene Freiherr v. Wessenberg.

Die Armut des Bistums war auch dadurch schon früh gesteigert worden, daß die schwäbischen Bischöfe und die Äbte der Reichsklöster als nächste deutschredende Nachbarn Italiens für die Kriegszüge der deutschen Herrscher dorthin stark in Anspruch genommen wurden. Da hieß es Güter und Burgen als Lehen an Vasallen und Dienstmannen ausgeben, was schließlich alles verloren ging oder ganz ertraglos wurde. Eine riesige Säkularisation nahm vom Kirchengute wohl die Hälfte und mehr hinweg und die zweite Wirkung war die Bildung eines sehr zahlreichen niederen Adels. In jedem zweiten Dorfe ein Rittersitz oder eine Burg! Und ein Großteil der Ritter wird reichsunmittelbar. Trotz alledem leuchtet die kulturelle Bedeutung des Bistums, der Bischöfe und des Domkapitels oft hervor, aber leider ist die Dombibliothek zum Teil verloren, zum Teil verschleppt; manches kam über Weingarten nach Stuttgart.

An älteren klösterlichen Siedlungen war die Gegend außerordentlich reich. Wer dann das 614 gestiftete St. Gallen und die Gründung Karl Martells von 724, die Reichenau, nennt, stellt den Zuhörer mitten in die Höhen mittelalterlicher Kulturgeschichte. Ihre Überlieferung ergänzt sich wunderbar. Wenn in

Digitized by Google

St. Gallen ein späterer Prachtbau fast alles Alte verdrängte, bietet die glückliche Insel, weil die Reichenau verarmte, noch etwa die Hälfte der Bauwerke aus den Zeiten ihrer Blüte und damit die hochberühmten Wandgemälde. Die Reichenauer Geschichtsschreibung reicht trotz Hermann dem Lahmen, dessen ständige körperlichen Leiden seine hohe Geistigkeit erst recht zauberhaft machen, nicht an die fast einzigartige im Schwesterkloster heran, die durch eine Reihe von Jahrhunderten uns die feinsten Einblicke ins Klosterleben gestattet. Die Bibliotheken beider sind erhalten, besser die von St. Gallen. Seine Archivalien vereint das reichste ältere deutsche Archiv, die Reichenauer Urkunden sind von Fälschungen durchsetzt, vom übrigen nur ein Rest erhalten und die Lehensbücher sehr nachlässig geführt.

Aus dem St. Galler Archive schuf Hermann Wartmann das klassische Urkundenbuch der Abtei, Konrad Beyerle hat für die Reichenau das Große gewagt. Zu dem Werke: Die Kultur der Reichenau (München 1925 f.) rief er die besten Sachkenner auf. Die erste Hälfte liegt vor, sehnsüchtig erwartete ich die zweite, soll sie doch die geistige Kultur behandeln. Die Verfasser jenes Teiles hatten mit der Ungunst der Überlieferung zu rechnen, vor allem Franz Beyerle bei der vortrefflichen Bearbeitung der Grundherrschaft. Möge St. Gallen dem glänzenden Beispiele folgen; denn diese beiden Klöster können unter allen deutschen der Frühzeit am besten in die Blüte der klösterlichen Kultur jener Tage einführen. Dabei ersteht wirkliches Leben, nicht ein romantisches Trugbild.

Ich gedenke noch immer mit Dankbarkeit meiner Donaueschinger Zeit und vor allem jener Stunde, da ich meinem Vorgesetzten, dem besten Kenner oberschwäbischer Geschichte damals und heute, Ludwig Baumann das Ergebnis einer mühseligen Registerarbeit vorlegen konnte. Die Reichenauer Mönche entstammten weit vor den Zeiten, für die Gallus Öheim es bezeugt, ausnahmslos dem hohen, d. h. dem alten germanischen Adel. War das Recht oder Unfug? War das noch über die Zeiten der Familiennamen zurückzuführen? In schwierigen Untersuchungen haben ich und meine Schüler (zuletzt zusammenfassend in dem Buche: Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter, 2. Aufl. 1922) gezeigt, daß es hochadlige Domkapitel gab, ebensolche Stifter für Frauen, seltener für Männer, ja daß die wichtigsten alten Benediktinerklöster der gleichen Ausschließlichkeit huldigten und daß bis 1200 die Bischofsitze äußerst selten einem Manne minderen Blutes anvertraut wurden. Es ist für die politische Geschichte eine wichtige Erkenntnis, daß man sich die Zeit vor 1100 in Deutschland nicht aristokratisch genug vorstellen kann. In die Kulturgeschichte dringt viel langsamer die Überzeugung ein, daß alles, was die geistige Kultur jener Zeit führte: Quedlinburg und Gandersheim, Corvey und Werden und hier in Schwaben an Benediktinerklöstern St. Gallen und Reichenau, Einsiedeln und Murbach, vielleicht auch Kempten und Ellwangen, dazu die Frauenstifter Zürich und Säckingen, Lindau und Buchau nur hochadlige Personen in ihre Konvente aufnahmen, in den älteren Zeiten dazwischen wohl auch Gemeinfreie. „Denn da St. Gallen niemals einen andern Mönch hatte, er sei denn ein Freier gewesen, so irrten die Vornehmeren doch häufiger von der Bahn der Pflicht ab", sagt der große Ekkehard.

Um die Konvente zu füllen, mußte eine große Anzahl von hochadligen Familien vorhanden sein. Wir finden sie auch im 13. Jahrhundert, besonders zahlreich auf der rauhen Alb, um den Bodensee und dann weiter bis Bern und Solothurn. Sie

Digitized by Google

alle sind ausgestorben bis auf die Fürstenberger, Zähringer und Zollern. Wir erkennen aber auch den Grund des Verschwindens. Es waren der Stätten zu viele, wo die Eltern ihre nachgeborenen Söhne am Altare Gott opfern, oder wo man sie doch lebenslänglich versorgen konnte. Starb der Stammherr und dazu vielleicht noch der im Laienstande verbliebene Bruder, ohne Kinder zu hinterlassen, so gab es aus dem Kloster keinen Ausweg, eher aus den Stiftern. Auch Kaiser Wilhelm II. stammt von einem Domherrn, der in den weltlichen Stand zurückkehrte. So wurden die Konvente klein und kleiner. In der Schlacht von Kappel ritt neben Zwingli sein väterlicher Freund Diebold von Geroldseck, mit ihm fiel der letzte hochadlige Konventuale von Einsiedeln. Eben vorher hatte in Zürich die letzte Äbtissin, die ganz allein in dem uralten Stifte wohnte, alle Besitzungen der Abtei an die Stadt überantwortet, ein gutes Stück des Kantons Zürich.

Und weiter gehen die Folgen. Wer von Äbten und Äbtissinnen zu den Reichsfürsten zählte, wer die vier Hofämter (Truchseß usw.) um sich sah, wer eine Ministerialität hielt, der entstammte nicht nur selbst dem hohen Adel, sondern das war auch bei den Mitgliedern seines Konventes der Fall. Das ist fast überall streng nachzuweisen, jedenfalls kein Gegenbeweis für die älteren Zeiten des betreffenden Konventes zu führen.

Damit wird uns auch der Sinn der Klosterreform klarer, die hier vor allem von den Hirsauern und ihren Nachfolgern (Zwiefalten, Weingarten, Schaffhausen) ausging. Sie öffnen nicht nur die Pforten des Konventes weiter und machen die Lehren Christi von der Gleichheit der Menschen vor Gott wahrer, sie bekämpfen auch all das weltliche Treiben, das eine Dienstmannschaft, Anteil an den Reichsgeschäften und Reichslasten herbeiführten. Den rechtlichen Folgerungen, die Hans Hirsch gezogen hat, darf ich nicht weiter nachgehen.

Die alten Klöster standen unter königlicher Aufsicht, dienten dem Reiche als Sockel, aus ihnen gingen manche Reichsbischöfe hervor, ihre Dienstmannen zogen für den Staat zu Felde. Aber unter der Last der Kriegsfahrten verarmten sie, wie unter eigener Sorglosigkeit, immer stärker werdender Zuchtlosigkeit der Mönche, die nicht die eigene Wahl hinter diese Klostermauern geführt hatte, denen die Berufstreue und die Liebe zu mönchischen Entbehrungen fehlte. Das hatte vorher sittlicher Ernst, eine vortreffliche Schule und die Pflege von Wissenschaft und Kunst lange Jahrhunderte überwunden. Aber vom Investiturstreite an hörte das mehr und mehr auf. Vorher hatten hochdenkende Könige die Macht gehabt, für einen guten Abt zu sorgen. Jetzt ließ sich an der Wahlfreiheit des Konventes nicht mehr rütteln. Jede Reform ward schwieriger. Der Bischof hatte über die Reichenau keine Gewalt. Wohl war sie ein hochprivilegiertes päpstliches Kloster geworden, aber die päpstliche Kurie — schlecht informiert, schwankend, politischen Gründen nachgebend — griff ohne dauernden Erfolg ein. Der Niedergang war unaufhaltsam. Endlich nach einem Versuche mit dem niederen Adel wurde die bischofsfreie Abtei mit dem Bistume vereinigt; dagegen kämpfte der nunmehr nichtadlige Konvent noch lange umsonst an, bis der Bischof den Konvent aufhob. Weit besser hatte sich St. Gallen erhalten.

Während des Niederganges dieser vornehmsten Kulturstätten zogen die jüngeren Orden ein. Ich darf nur die allerwichtigsten in der Nähe des Sees nennen. Der Zisterzienserorden gründete in Salem einen dauernd sehr tüchtigen Konvent, das unschätzbare Archiv beweist die Sorgfalt dieser Mönche, Prä-

Digitized by Google

monstratenser kamen nach Weissenau und Schussenried, Franziskaner nach Lindau und Konstanz, Dominikaner begründeten einen bedeutenden Konvent in Konstanz, wo auch Schottenmönche sich ansiedelten, Karmeliter finden wir in Ravensburg und die strengen Karthäuser in Ittingen, die Deutschritter nahmen Besitz von der Mainau. Sie alle sanken nie so tief als die Augia dives. Und sie erhoben sich zumeist nach dem dreißigjährigen Kriege zu neuer Blüte. Zeuge dessen sind die Barockbauten. Wo die Reformation oder die platte Armut eingezogen war, sind uns, wie in Maulbronn, Bebenhausen und Blaubeuren, die ernsten Bauten ihrer Frühzeit erhalten. Wo man aber katholisch und wohlhabend geblieben war, da erstanden die sinnesfrohen oft riesengroßen Bauten, deren Wert uns heute aufgegangen ist. Am Bodensee und in Oberschwaben muß der Kunstfreund auf die Dörfer gehen, nach Zwiefalten, Marchthal, Schussenried, Weingarten, Ochsenhausen, Ottobeuren, aber auch nach St. Gallen. Bei einzelnen entstanden reichsunmittelbare Klosterterritorien mit altväterlicher Verwaltung über Bauern, die ja Brüder der Mönche waren.

Die Klosterschulen von Reichenau und St. Gallen waren in ihrer Blütezeit mit die allerbesten Stätten der Wissenschaft jener Zeit, wo man zunächst sich willig und treu der altheiligen Überlieferung widmete, dann erstrebte man ihre Konkordanz herzustellen und begann sich der schärferen Durcharbeitung zu widmen. Das Zeitalter der „Summen", der Scholastik fiel schon in die Tage ihres Verfalles. Aber auch an deutschen Sprichwörtern, Liedern, selbst Jägerlatein erfreuten sich die Mönche von St. Gallen und trugen sie in der Rhetorik ihren Schülern vor.

Es fanden sich auch in den jüngeren Orden am Bodensee keine führenden Köpfe. Aber der Mystik schenkte die Landschaft ihren Dichter in Prosa, den feinsinnigen, gemütstiefen Heinrich Seuse aus Überlingen, einen Sprossen des niederen Adels. Dieser Dominikaner kam von Straßburg und Köln, vom Meister Eckhard, und schrieb dann jene Büchlein innigsten Gefühles, die noch heute dankbare Gemüter erbauen, die Gott suchen. Auch er ein Sprachschöpfer, wie es der St. Galler Notker gewesen war.

Zweimal hat Deutschland und das Schwabenland allgemeine Konzilien gesehen, erst zu Konstanz, dann zu Basel, beides Konzilien der Notwehr gegen das kirchliche Schisma und seine Folgen. Die Nähe Italiens hatte die Auswahl der Orte entschieden. Einen dauernden Einfluß hat die Konstanzer Versammlung auf das dortige Geistesleben nicht gehabt, obwohl hervorragende italienische Humanisten dort erschienen waren. Sie durchsuchten die Bibliothek der Reichenau und nahmen Bücher mit.

Zu einer Universitätsgründung kam es in dem ganzen Bodenseegebiete nicht. Kein Fürst hatte ein geschlossenes Territorium mit einer geeigneten Stadt. Selbst die mächtigsten der Reichsstädte hatten nicht den Wagemut und die Mittel von Köln. Wohl gab es Stadtschulen und daneben Klosterschulen, später gründeten die Jesuiten Gymnasien zu Konstanz und Feldkirch, die Benediktiner von Zwiefalten eins in Ehingen a. d. Donau. Daneben entwickelten die meist protestantischen Reichsstädte aus den mittelalterlichen Stadtschulen höherer Anstalten.

Das ist das Bild einer zerrissenen Landschaft. Reste des Reichsgutes waren die Landvogtei in Oberschwaben zu Altorf und einige der Reichsstädte, die hier ja sehr zahlreich waren. Im übrigen eine Unzahl kleiner und kleinster Territorien; selbst der Besitz der Habsburger und der Fürstenberger, der glücklichen Erben

Digitized by Google

einer Reihe von gräflichen und freiherrlichen Geschlechtern, war nicht abgerundet. Diese Zersplitterung hatte lächerliche Folgen. Wer sollte die Gauner verfolgen, wer Kriminalrichter sein und wer die Verurteilten ihre Strafe absitzen lassen? Da fand sich in einem Grafen Schenk v. Castell für zahlreiche Gebiete vom Thurgau bis Dinkelsbühl ein menschenfreundlicher Unternehmer für diese Angelegenheiten. Er baute an sein Dorf Oberdischingen einen Marktflecken und zierte ihn mit einem Schlosse und einem Zuchthause, errichtete auch ein Korrektionshaus und eine Anstalt für die Kinder der Verbrecher. Der „Malefizschenk" erlebte es aber, daß einige Galgenvögel ausbrachen und ihm sein Schloß anzündeten und daß nach der Besitzergreifung die württembergische Regierung gegen ihn eine Untersuchung begann! Das war längst ein hoffnungsloser Zustand, ehe der Bauernkrieg hineinfuhr, der gerade in Oberschwaben den meisten Anhang unter den Bauern fand, aber auch in Georg Truchseß v. Waldburg ihren tüchtigsten adligen Gegner und Besieger. Die Bauern folgten auch dem Vorbilde, das die Schweizer trugen, sie liefen dem Kalbsfelle nach und einige der besten Söldnerhauptleute waren in Oberschwaben heimisch. Ich erwähne den Herzog v. Urslingen und jenen Hohenems, der in Italien „Altemps" genannt wurde.

Drüben des Sees griff die Macht der Eidgenossenschaft weiter und weiter: die Reichsstädte Zürich, St. Gallen und Schaffhausen und von den Bauernkantonen nenne ich Appenzell. Die Eidgenossen siegten über die Habsburger und ihren Anhang, sie machten den Aargau, dann den Thurgau zu Untertanenländern, ohne viel an den zerteilten Gerichten und Herrschaften zu ändern. Mit dem Thurgau nahmen sie Konstanz sein herrliches Hinterland und gewannen das Bodenseeufer und spalteten damit die natürliche Landschaft. Daß nicht auch Konstanz zu ihnen überging, verhinderte im Schwabenkriege die Fülle eigener Rechte im Thurgau, dann 1548 der Sturm der Spanier, der aus ihr eine politisch machtlose österreichische Landstadt machte. Diese politische Trennung hatte auch eine stärkere kulturelle Scheidung zur Folge. Doch darf man die Unterschiede nicht überschätzen, Natur und Volksart blieben starke Bindemittel.

In dem Geistesleben trat nunmehr vor allem die Stadt St. Gallen sehr stark hervor. In Vadian besaß sie einen Gelehrten, der die oberschwäbischen Humanisten um Haupteslänge überragte. Und später wirkten dort der Historiker Dierauer und der heutige Nestor dieser ehrsamen Zunft, Hermann Wartmann.

Ich habe die politischen Dinge auch deshalb einfügen müssen, um zu zeigen, wie ihre Buntheit nicht zu einer großen Kulturpolitik fähig war. Erst das 19. Jahrhundert konnte das, aber nicht mehr im Sinne der natürlichen Bedingungen einheitlich. Im geraden Gegenteil. Die Kulturpolitik wurde fortan von fünf und mehr Zentren geleitet, die alle außerhalb des Bodenseegebietes lagen. Ich habe noch auf dem Konstanzer Bahnhofe die fünf in den Landesfarben gehaltenen Minutenzeiger, die die Ortszeit der fünf am See beteiligten Staaten angaben, gesehen.

Im Reiche der Literatur erinnere ich an Walahfrid Strabo, den Reichenauer, der zum ersten Male, lange vor Dante es wagte, in Versen eine geistige Reise durch Fegefeuer, Hölle und Himmel zu machen, er ein gottbegnadeter Dichter, an den St. Galler Notker Balbulus, den man als das reichste und vielseitigste Genie seiner Zeit bezeichnet hat; denn er öffnete, indem er aus dem Geiste der Musik heraus die Sequenzen schuf, eine Liedgattung, die sich von alten Regeln

Digitized by Google

loslöste und dem Rhythmus die freie Bahn brach, der mittelalterlichen Lyrik den Weg schuf. Ihm reiht sich ein weiteres Genie an, Ekkehard, der als Schüler für die Schulstube ein Epos schrieb: den Waltharius manu fortis, das in wundervollen Aufbaue ein altes Heldenlied in lateinische Verse goß. Erst jetzt, wo wir von dem Einflusse des Adels auf St. Gallen wissen, wird es uns verständlich, wie ein Mönchlein diesen keuschen Sang von der Flucht Walthers und der Hildegunde vom Hofe des Hunnenkönigs über den Rhein mit all den Gefahren und Kämpfen wagen konnte, der in edlem Gewande die rauhe Heldengröße alter Sagen darbietet, wie kaum je wieder es einem andern Dichter gelang.

Dem Bodenseegebiete glaube ich auch den ältesten der drei klassischen Epiker der Ritterzeit zusprechen zu müssen, Hartmann v. Aue, mag er seinen Namen von der Reichenau oder Eglisau tragen. Dieser mild-gütige, schlichte Dichter vereinte die Bildungselemente seiner Zeit und schlang das Band zwischen der jungen Ritterdichtung und der überkommenen geistlichen Poesie. Keiner der Staufer war so den Oberschwaben gewogen als der bald so unglückliche König Heinrich VII., unter seinen Gehilfen waren manche Sänger. Noch ist ein Schwert erhalten, das seine Widmung enthält:

Cûnrat vil werter schenke'
Von Winterstetten hochgemût
Hiebî du mîn gedenke
Lâ ganz deheinen îsenhuot.

Man glaubt den Ton an seinem Hofe charakterisieren zu können: „Bäuerliche Umgebung wird im Liede besonders gern aufgesucht, ein Tanzlied angestimmt, immer weitergehendes Behagen dem volkstümlichen Milieu abgewonnen. Derbheit stellt sich damit noch nicht notwendig ein, auch nicht parodische Bosheit" (Schneider). Diese Sänger vom Bodensee zeichnet besonders ein lebhaftes Gefühl für die Natur und die Schönheit der Heimat aus. Ihr vornehmster Vertreter, „vielleicht der größte Liederdichter der nachklassischen Zeit" stammte vom Überlinger See: Burkart v. Hohenfels, ein Meister im hohen Minnesange wie im ländlichen Liede, von Originalität und Geschmack getragen, reich an Bildern, ein Ritter und doch ein Freund des Volkes. Schenk Ulrich v. Winterstetten greift schon in derbere Saiten, das tut vollends Berthold Steinmar von Klingnau, dem der Herbst, die Zeit der Früchte, des Genusses recht materialistische Gedichte, Schlemmerlieder eingab. Der alten hohen Dichtung gab er den Laufpaß, obwohl er sie recht gut kannte. Dafür nimmt sich der Minne ein von der Donau stammender Mönch von Einsiedeln, Konrad v. Buwenburg an!

Ich will nicht die Namen häufen, nur darauf hinweisen, daß auch später die Sänger Freunde und Gönner in großer Zahl hatten: in Konstanz vor allem beim Bischofe Heinrich von Klingenberg und in Zürich bei den Manesse. Und was wüßten wir von den Minnesängern überhaupt, wenn nicht im weiteren um den Bodensee ihre Lieder unter Benutzung älterer Sammlungen in dicken Folianten wären erhalten worden? Die Liedersammlung durch die Manesse von Zürich ist bezeugt; auch die umfassendste Handschrift, die große Heidelberger (C) gehört sehr wahrscheinlich dorthin, sicher auch eine zweite Heidelberger, aber die Weingärtner nach Konstanz. Auch die Verteilung der wichtigsten Handschriften des Nibelungenliedes zeigt, wie stark am Bodensee die Freude an der deutschen Dich-

Digitized by Google

tung war. Die Handschrift B war einst im Besitze der Grafen von Werdenberg, dann der Abtei St. Gallen, A und C auf der Burg Hohenems, wo im 13. Jahrhundert einer der fleißigsten Poeten Rudolf v. Ems, auch er ein Sprachkünstler, lebte. Da auch die Liederhandschrift C einst auf der Burg Forsteck war, sind diese vier kostbaren Handschriften einst in dem Tale des Hochrheines vereinigt gewesen!

Die wundervollen Bilder der Liederhandschrift C dürfen wir nicht mehr nach Konstanz versetzen, aber auch die Konstanzer (Weingartner) Handschrift bringt 25 Bilder und die Buchmalerei lebte dort noch lange fort. Ulrich Richental ließ seine Konzilchronik illustrieren, unter den Wappenbüchern ist das monumentalste das des Konstanzers Grünenberg. Lange war ihr die Züricher Wappenrolle voraufgegangen, das schönste Werk aus streng gotischer Zeit.

Ich darf auch weiterhin keine Geschichte der Literatur versuchen, nur das Allercharakteristischeste kann ich hervorheben. Die Dichtung ging zu den Bürgerlichen hinüber, zu Hadlaub von Zürich und zu einem aus dem Thurgau stammenden Heinrich Wittenweiler, der in dem ältesten deutschen komischen Epos in grotesker Weise die Torheiten der Kleinstädter und des überheblichen Bauernstandes zu einem meisterlichen Sittenbilde gestaltete, voll wüster Roheit. In Meßkirch entstand ein Jahrhundert später die Zimmernsche Chronik, diese reiche Quelle von Geschichte und Anekdoten aus den hohen Kreisen der Verwandten des Grafen Froben Christoph, aber auch der Bürger und Bauern — ein lustsames Buch. Kaum irgendeine deutsche Landschaft hat dem etwas Gleiches an die Seite zu stellen. Und diese selben Grafen, die Schwänke sammelten und eine deutsche Literaturgeschichte erstrebten, beschäftigten einen der besten und originellsten Maler ihrer Zeit, den man den Meister von Meßkirch nennt. Und dann die Zimmernsche Burganlage, der Wildenstein ob dem Durchbruche der Donau, wohl die interessanteste Burg des ganzen Gebietes! Wer von da nach Süden wandert, gelangt zu dem Schlosse Heiligenberg mit dem stolzen, hoheitsvollen Rittersaale, dessen Ausblick über den See hinweg die Alpenkette bis zur Jungfrau beherrscht. Die Grafen v. Fürstenberg-Heiligenberg, hochbegabte Männer, wandten aber ihren Sinn dem Westen zu und wurden in Köln und Straßburg Verräter am deutschen Vaterlande, eine andere Linie folgte der ausgestorbenen im Besitze. Dann hinab nach Salem mit seiner gotischen Kirche und seinen Barockaltären und weiter nach Überlingen, einer der allerschönsten Reichsstädte, einst dem Hafen für die Getreideausfuhr Oberschwabens nach der Schweiz. Und endlich zum Seeufer mit den alten Pfahlbauten! Die Luft haucht Geschichte, Poesie und Schönheit, hier wie überall an dem See.

Auch das Südufer schuf eigenartige Werke. Die „Sabbata" des St. Gallers Keßler, eine Reformationschronik enthält gemütreiche Schilderungen von packender Wirkung, die Erlebnisse einer edlen Seele. Ähnlich reich an Gemüt und Edelsinn ist die Selbstbiographie des „Armen Mannes aus dem Toggenburg" (Ulrich Brägger). Man schrieb keine Heldenbücher mehr, aber aus dem Volke drang Bildungstrieb, die Beobachtung von sich und den Nachbarn zu literarischer Betätigung.

Auf die Wirtschaft des Bauern will ich nicht eingehen. Aber eine Seite der Landwirtschaft muß ich berühren; denn sie gab dem Handel des Bodenseegebietes

Digitized by Google

den Antrieb. Sehr früh findet sich ein stattlicher Anbau von Flachs und Hanf und darauf gründete sich eine starke ländliche Leineweberei, die aber auch in den Reichsstädten vorab Konstanz, Ravensburg, Biberach, Wangen, Isny und jenseits in St. Gallen das beherrschende Gewerbe wurde. In den größeren Städten kam mit der Einfuhr syrischer, griechischer und türkischer Baumwolle auch die Barchentweberei auf und sie gliederte sich durch die schärfere oder gelindere Baumwollschau in eine Stufenfolge; von den „Löwen" und „Ochsen" Ulms ging es über Biberach, Memmingen zu den billigen Stoffen von Kaufbeuren hinab.

Wohl wußte man viel über den Handel der Bodenseestädte. Man kannte die Handels- und Verkehrsmöglichkeiten von Konstanz und ihren Schwestern. Die Graubündnerpässe münden auf den oberen Bodensee, Lindau und Konstanz fingen die Reisenden und die Waren auf. Es ist begreiflich, daß unter Barbarossa versucht wurde, in Konstanz die Gegensätze zwischen ihm und den lombardischen Städten auszugleichen. Die Eröffnung des Verkehrs über den St. Gotthard bedeutete für die Bodenseeleute nicht allzuviel. Wiesen die Graubündner Pässe mehr auf Genua, als auf Venedig hin, so trieb eine zweite Linie die Konstanzer noch stärker nach Südwesten, über die schweizerische Hochfläche nach Bern, Genf, Lyon, zur Rhonemündung und nach Spanien. Man hatte schon früher aus heimischen und fremden Archiven die Bodenseekaufleute festgelegt, aus den Steuerlisten ihr Vermögen klargestellt, man hatte längst die aus Kawerschen (Pfandleihern) hervorgegangen Muntprat von Konstanz, die Mötteli aus Buchhorn, dem heutigen Friedrichshafen, und die Humpis aus Ravensburg bis Barcelona, Genua, bis in die Abruzzen, bis Breslau und Brügge verfolgt, aber all das Suchen gab fast nur die äußeren Umrisse, vor allem die einer Gesellschaft, die aus dem Zusammenschluß jener drei Familien hervorgegangen war und die große Ravensburger Handelsgesellschaft genannt wurde. Das Innerste blieb jedoch leer.

Meine „Geschichte des mittelalterlichen Handels zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig (1901)" ging von einem Funde in Mailand aus, ich sammelte auch an andern Orten. Das Rationellste ist aber das systematische Abkämmen aller Archive auf Nachrichten über den Handel überhaupt. Dieser riesigen Aufgabe hat sich der Aarauer Hektor Ammann unterzogen und von ihren Früchten berührt die Arbeit über die Verenamesse in dem einst reichenauischen Zurzach das Gebiet dieser Rede, und wir dürfen die Geschichte der großen Konkurrentin der Ravensburger, der Gesellschaft v. Watt (St. Gallen) und v. Diesbach (Bern) in aller Bälde erwarten. Es war bereits bekannt, daß die beiden allergrößten deutschen Handelsfirmen der Zeit um 1440 dem Bodenseegebiete angehörten und sich auf dessen Linnen aufbauten.

Inzwischen hatte der Karlsruher Archivdirektor Karl Obser den bedeutungsvollsten Fund zur deutschen Handelsgeschichte hier in Salem unter Papieren gemacht, die ganz nahe daran waren, vernichtet zu werden. Er entdeckte einen Rest der Papiere der großen Ravensburger Gesellschaft selbst, zum Teil die intimsten Schriftstücke, die man sich denken kann, zwar aus der Zeit des Niederganges, von 1470 bis 1526, aber inhaltlich weit, weit bedeutender, als der größte Nachlaß im deutschen Norden, der Hillebrands Veckinghusen von Lübeck-Brügge. Es gibt auch keine Veröffentlichung aus andern Ländern, die annähernd damit verglichen werden kann. Mehr wie zehn Jahre saß ich an der Bearbeitung, bis

Digitized by Google

ich 1923 das dreibändige Werk: Geschichte der großen Ravensburger Handelsgesellschaft 1380—1530 vorlegen konnte.

In den Papieren tat sich eine fast unbekannte Welt auf. Das sind nicht nur Rechnungsbücher, wie man sie mit Stolz auch anderswo herausgab, sondern auch Briefe vertraulichsten Charakters, Gattungen von solchen, die wir nicht ahnten. Wer hatte je nur den Namen „Rekordanz" gehört? Das ist ein einem Gesellen mitgegebene Folge von Briefen von 60 Seiten und mehr, deren Teile er den Obmännern der Gelieger mitzuteilen und mündlich zu erläutern hat; also in einem Falle geht die Rekordanz an die Obmänner zu Genf, Lyon, Avignon, den Vertreter in dem Hafen Bouc bei Marseille, die Geliegeführer in Barcelona, Saragossa und Valencia. Da bespricht der Ravensburger „Regierer" rückhaltlos alle Geschäftsangelegenheiten von dem Schuldner Mahoma Ruffo Moro bei Valencia angefangen bis zu der gewaltigen Krise der Gesellschaft, die zur Ablösung einer neuen führt. Da erstehen die Bilder der einzelnen Gesellen, von dem schludrigen adelsstolzen Claus Bützel von Lindau angefangen bis zu den besten Obmännern. Da enthüllen sich die Grundsätze der Leitung. Und diesen „Rekordanzen" der Zentrale entsprechen die Berichte, die der Geselle auf der Heimfahrt in den einzelnen Geliegern schriftlich eingetragen erhielt. Und dazu eine Fülle von Einzelbriefen und Berichten, Meßzetteln aus Frankfurt und Antwerpen, Schuldnerverzeichnisse aus Saragossa, Genua, Mailand und Nürnberg, Transportberichte usw. Von den Papieren der Zentrale finden sich fortlaufend geführte Notizbücher, eine Berechnung über den Wert der Gelieger, Tabellen über die Verteilung der Gesellen, über ihre „Ehrungen" und Bestrafungen, über Gläubiger und Schuldner, über die Teilhaber. Das sind vor allem die Papiere, die die Zentrale für die alle drei Jahre stattfindenden Generalrechnungen selbst herstellte. Auf etwa 14 Tage kamen da aus allen Geliegern Vertreter mit den im Lande verbliebenen Gesellen zusammen, verglichen die Rechnungen und beschlossen über die Dividende. Sie aßen und tranken gemeinsam auf Kosten der Gesellschaft und auch darüber ist eine genaue Rechnung erhalten.

Das ist ein Material, das fast in jede Ritze hineinleuchtet, das die großen wie die kleinen Dinge, die bedeutenden wie die erbärmlichen Gesellen uns leibhaftig vor Augen stellt. Und von zweien haben wir das Bild von Meisterhand. Der alte Henggi Humpis steht noch heute in seiner Kaufmannstracht auf seinem Grabsteine in der Kapelle der Gesellschaft in der einstigen Karmeliterkirche, und eines der allerbesten Portraits von der Hand Albrecht Dürers, der Lindauer Oswald Kröll, ist eine Zierde der alten Pinakothek in München. Auch eines der ältesten deutschen Portraitgemälde, das im Konstanzer Rosgartenmuseum einen mittelalterlichen Ordensjäger aus dem Hause Blarer vorführt, stellt uns in die Kreise der Gesellschaft, zu der auch Blarer gehörten, vielleicht nicht dieser Stutzer. Der Ärger über Kleidernarren findet in den Skripturen der Herren, die an alter Biederkeit im Handel wie im Privatleben festhielten, oft Ausdruck.

Diese Briefe mit ihrem Reichtum an Bildern und Sprichwörtern, mit ihrem herzhaften Tone sind auch Sprachdenkmäler ersten Ranges, sie gehören in eine Zeit, da der lateinische Satzbau noch nicht die deutsche Sprache verunstaltet hatte. Kraft und Plastik, Gemüt und Verstand herrschen in ihnen. Zu den klassischen Briefdenkmalen rechne ich den Brief, den Alexius Hilleson, dem wir die Erhaltung all dieser Quellen verdanken, aus Mailand an seine junge Frau richtete.

Digitized by Google

Welches Gemüt, welche Treue, welch tiefe Gottesfurcht! Und dann das Schreiben eines verwandten Geistlichen an Alexius mit heftigen Vorwürfen gegen seinen harten Gläubiger. Oberschwaben hat das Glück, zu der Zimmerschen Chronik eine fast ebenbürtige Quelle der Kulturgeschichte erhalten zu haben, darin Kaufleute redeten, die in alten Tagen daheim von den Palmen von Elche, von den maurischen Sklaven ihrer Zuckerraffinerie und auch von den nordischen Koggen im Hafen von Sluis erzählten.

Die meisten der Teilhaber — die sich in den besten Zeiten wohl dem Hundert näherten — stammten aus Konstanz und Ravensburg. Die übrigen waren mit zwei Ausnahmen — allesamt Bürger von Reichsstädten von Ulm und Memmingen bis St. Gallen, Luzern und Bern. Die eidgenössischen Gesellen wurden vorgeschoben, wenn Streitigkeiten mit dem Herzoge von Mailand oder dem Könige von Frankreich ausgebrochen waren. Die junge Eidgenossenschaft hatte eben politischen Kredit, das alte Reich in Bewegung zu setzen war unmöglich.

Das Kapital der Gesellschaft betrug 1510 rund 130 000 Gulden, es war vorher wohl noch größer, aber gerade die reichsten Familien legten immer mehr Geld in Landgütern, Burgen, Herrschaften usw. an, wuchsen immer mehr in den Landadel hinein. Aus dem Vergleiche der Steuerbücher folgt, daß die Höchstvermögen in Konstanz und Ravensburg von 1460 die von Augsburg übertrafen. Als der reichste erscheint Lütfried Muntprat, der wohl der geistige Vater des von Kaiser Sigismund gegen Venedig geführten Handelskrieges war.

Das Statutenbuch der Gesellschaft ist verloren. Ihre rechtliche Natur fügt sich nicht in die mittelalterlichen Kategorien und erst recht nicht in die des heutigen Handelsrechtes. Es war nicht eine Gesellschaft von Kapitalisten, sondern eine Arbeitsgemeinschaft von Kaufleuten oder doch deren Nachfahren. Damit eröffnen sich neue Probleme, die der beste Kenner des mittelalterlichen Handelsrechtes jetzt zu lösen bemüht ist.

Ich habe mir in der langen Arbeit an diesen Papieren es zum Grundsatz gemacht, sie nicht nur nach allen Seiten auszupressen, sondern den Stoff zu mehren. Bei diesem Bemühen wurden mir auch wunderbare Geheimbücher, Erfahrungen über das Handelsleben an 14 Orten, Erkundungsfahrten nach England und Ungarn und ein Bericht über Ostindien unmittelbar nach der zweiten Fahrt Vasco da Gamas enthaltend, bekannt, sie gehen auf den Augsburger Hans Baumgartner zurück. Es galt weiter Produktion und Handel an allen Stätten aufzuklären, wohin die „Seehasen" gelangten. Es ahnt freilich nicht leicht jemand, wie unendlich viel Licht sich aus allem dem ergab. Es ist eben die beste Quelle für zahlreiche Gewerbe und ihre Technik, für den Handel und seine Technik, für Preise und Maße, für alle diese schwierigen und meist auch sehr vernachlässigten Gebiete.

Die Gesellschaft vertrieb ihre Leinwand in Spanien, aber sie konnte sich da nicht auf den Verkauf beschränken; denn sie durfte kein bares Geld ausführen. Sie erwarb daher da nicht nur Südfrüchte, Korallen, sondern betrieb bei Valencia auch selbst eine Zuckerraffinerie. Aber der Anbau auf dem eben entdeckten holzreichen Madeira verdarb ihr die Freude an dem Geschäfte. Vor allem kaufte sie aber Safran, das damals am meisten gebrauchte Gewürz. Die Ravensburger betrieben dieses riskanteste Geschäft auf Grundlage einer planmäßigen Erkundigung aller Produktionsgebiete. Sie stellte durch ihre Gelieger oder eigene Boten fest, wie die Ernteaussichten in den Abruzzen, in Tuszien, in Spanien, Südfrank-

Digitized by Google

reich und Österreich standen und danach gab man von Ravensburg die Aufträge aus. Aber wohin mit all dem Safran? Man vertrieb ihn zeitweise bis Posen, vor allem nach Frankfurt und Brügge. Zum Transporte der spanischen Waren und umgekehrt der niederländischen benutzte man außer den regelmäßigen Galeerenfahrten der Italiener auch andere nationale Schiffe und hatte so in jedem Jahre Waren auf dem Meere, die zwischen Antwerpen—Sluys und Genua, mitunter noch weiter durch die Gesellschaft zum Versande kamen. Welch ein Unterschied gegenüber den Hansischen. Aus den Papieren können wir das Aufkommen der Karavelen verfolgen und diese Schiffsgattung war die Voraussetzung der Fahrt des Columbus. Die Gesellschaft hatte eine nach der Größe der Schiffe gestaffelte Ordnung für den Umfang der Versicherung ihrer Waren.

Auf heute französischem Boden sind dem Transporte zuliebe Gesellen in Perpignan, Bouc und Avignon. Die Lyoner Messen besiegen die von Genf. In den damals savoyischen Landen nordöstlich von Lyon sitzt in Bourg en Bresse ein Geselle, um für Spanien Hanfleinen aufzukaufen. Die französische Handelsgeschichte weiß von der Canemasserie so gut wie nichts, ich konnte eine Karte dieses Produktionsgebietes entwerfen.

In Italien bevorzugte die Gesellschaft vor Venedig, das sie später sogar mied, Mailand und Genua. Die außerordentlich günstigen Privilegien der Gesellschaft in Genua verwahrte die Gesellschaft; denn ihre Faktoren hatten sie erzielt. Und bis nach dem „Adler" (Aquila) in den Abruzzen verfolgen wir einen Konstanzer bei der jährlichen Safrananlegung.

Und dann Brügge-Antwerpen. Wir erfahren mehr über die holländische Leinwand, als ein dortiger Forscher für diese Frühzeit feststellen konnte. Auch in Nürnberg reger Verkauf und Einkauf, vor allem von Metallwaren. Der Schmirgel hat nur ein einziges Fundgebiet an der Küste Kleinasiens, erst aus unseren Papieren wird die Zeit des Abbaues des kleinen Vorkommens im Erzgebirge klar, die Gesellschaft verkaufte ihn in Mailand und Genua an Panzerschmiede. Auf den großen Frankfurter Messen war man nur mit dem Verkauf von Waren aus allen Geliegern beschäftigt, kaufte aber nicht für einen roten Heller. Das Geld wanderte vielmehr an den Bodensee zum Ankauf von Leinwand und Barchent und zur Auszahlung der Dividende, deren Höhe durchschnittlich 7 Proz. betrug, früher aber wohl weit höher war. Auch in Wien eröffnete man wieder ein Gelieger und trieb auch in Ofen wieder Handel. Und das alles wurde vom „Skriptori" in Ravensburg aus geleitet; denn die Obmänner der Gelieger hatten nur geringen Spielraum.

Die Gesellschaft hat nie den Geldhandel gepflegt, da wäre sie mit dem kirchlichen Zinsverbote in Widerstreit gekommen. Es ist ein bedeutsamer Gewinn zu erkennen, wie im Mittelalter ein großes Geschäftshaus durchkam, ohne dieses Verbot wenigstens bewußt zu verletzen. Mit Edelmetallen handelte man nur gelegentlich und stets in zweiter Hand. Die Bergwerke mied man. Und auch das wagte man nicht, sofort nach Lissabon zu gehen, als dorthin die Gewürze Indiens kamen. Man warf sich zum Ersatz verstärkt auf die Seidenstoffe von Genua und Mailand. Das Geschäft ging zurück und wurde um 1530 aufgelöst. Wohl vertrieben noch lange kleinere oberschwäbische Firmen Leinwand, St. Gallen allein blieb dem Fernhandel getreu, allerdings war die Leineweberei durch die Wäschestickerei ersetzt worden.

Digitized by Google

Gesellen durften nicht für eigene Rechnung Geschäfte betreiben und doch scheint es einmal in einem bedeutsamen Falle geschehen zu sein. Die beiden, welche 1474 in Spanien die Kunst Guttenbergs und zwar zu Valencia einführten, gehörten der Gesellschaft an: Jakob und Philipp Wisland aus Isny, aus ihr ging auch der erste wahrhaft großzügige Verleger Spaniens hervor, der Konstanzer Paulin Hürus.

Für die Geschichte der Preise liefert unsere Quelle endlich einen tragfähigen Boden. Das berühmte Werk von d'Avenel, zum Teil auch das von Rogers hat zwei Fehlerquellen. Sie benutzten Angaben von Käufen, ohne die Sorten feststellen zu können, und d'Avenel macht die Voraussetzung, daß die Maße und Gewichte bis zur französischen Revolution unverändert geblieben seien. Mindestens für Deutschland ein Irrtum. Die Papiere enthalten wertvolle Nachrichten über die damaligen Maße und Gewichte und ihre Entwicklung zu erfassen, ist eine notwendige Voraussetzung einer deutschen Preisgeschichte.

Völlig neues Licht fällt auf das Transportwesen. Zu Lande kannte man keine Transportversicherung, der Fuhrmann, der haftete, ging meist weite Strecken und zumeist ohne von einem Gesellen begleitet zu sein. Aber stets war das auf den Wegen durch Graubünden der Fall; denn die dort vorhandenen örtlichen Transportorganisationen mußten jeden Abend bar bezahlt werden. Ein Rechnungsbuch eines Transporteurs der Gesellschaft zeigt, daß er im Winter siebenmal über die Pässe zog und seine Waren, wo immer er war, einem entgegenkommenden Gesellen übergab und dafür dessen Ballen übernahm. Es ist nunmehr begreiflich, daß die Stadt Lindau im Interesse der kleineren Kaufleute dazu überging, die Ballen zu sammeln und sie einmal in der Woche unter der Begleitung eines Beauftragten abzusenden. War es die älteste Paketpost?

Wir haben nun fast alle Stände von oben bis unten durchmustert. Was war nun die Eigenart der Bodenseeschwaben? Unverkennbar ist die Tatkraft und der Wagemut; doch sie fußten nicht auf großen Territorien, sie waren nicht gedeckt. Die Eigenschaften äußern sich individuell, mehr noch in Genossenschaften. Die Ritter bilden den St. Georgsschild und die oberschwäbische Reichsritterschaft, die Städte vereinigen sich im Bodenseebunde, die Kaufleute in einer Unzahl von Gesellschaften und auch die Bauern sammeln sich zu Haufen. Im Geistesleben folgt der hohen Spannung in den Verbänden von Reichenau und St. Gallen, aus der große Geister früh hervorragen, der kräftige Trieb des Individuums. Ganz besonders charakteristisch ist das Interesse für die einfachen Leute, für dieses lebenskräftige Bauernvolk. Es spielt auch in der Literatur eine nicht geringe Rolle und die Derbheit wird nicht vermieden. Man treibt keine Satyre, liebt den Humor, die Beobachtung des Komischen und Volkstümlichen und geißelt sich selbst. Das tritt schon in der älteren Literatur hervor. Und dann kommen die Zeiten des witzreichsten der Prediger, Abraham a Sa. Clara, und die des humorgesättigten Konventualen von Obermarchta, Sebastian Sailer. Es ist denn doch für einen gläubigen und seeleneifrigen Pfarrer das größte Wagnis, am Sonntagnachmittage seinen Beichtkindern die eigenen Dramen vorzutragen, die Arien vorzusingen und dazwischen zu geigen — und was für Dramen. In der „Schöpfung" erschien Gottvater wie ein urgemütlicher schwäbischer Dorfschultheiß, leichter war es in den „schwäbischen heiligen drei Königen" die keifende Frau des Herodes als böses schwäbisches

Digitized by Google

Welt zur Geltung zu bringen. Das Heiligste war in diesen Parodien ins Schwäbische, ins Bäuerliche übersetzt und sie wurden erträglich und wirksam gemacht durch den Dialekt und das fromme Herz, das den Kern nicht berührte, alles Nebensächliche aber travestierte. Schon die mittelalterlichen Mysterien hatten das gewagt, ohne an diese gehaltene Verwegenheit Sailers heranzureichen. Den zweiten großen Dialektdichter, den Juristen Weitzmann aus Munderkingen, bezwang zu oft seine Lust am Derben und Unflätigen, im Grunde war er auch mehr ein Satyriker. Sailer hatte keinen Essig verzapft, was Weitzmann tat. Im 19. Jahrhundert schenkte Michel Buck, mein Schwiegervater, in seinen zarten, gemütreichen Dialektgedichten der Heimat Werte, von denen einige schon im Lesebuche die Jugend erfreuen. Der gelehrte Sprachforscher verwendet mit Vorliebe die seltenen Worte, so daß die Lieder dem Fremden schwer verständlich blieben. Wo anders lauschte man so früh dem Herzschlage der Bauern und der kleinen Leute? Den Meister lieferte die Schweiz in Gottfried Keller!

Noch seien zwei Dichter genannt, die dem Bodensee, dem fremden, vieles verdanken und in seine Geschichte und seine Natur hineinwuchsen: Scheffel und Annette von Droste-Hülshoff. Das Beste von Scheffels Dichtung erwuchs aus dem Lande am See, und die Münsterländerin lebte bei ihrem kuriosen alten Schwager, dem Freiherrn von Laßberg in Eppishausen im Thurgau, Monate und Jahre auf der alten Bischofsveste in Meersburg. Was an ihr sterblich war, an dieser größten deutschen Dichterin, deckt Moränenschutt vom Bodensee.

Schweizer könnten finden, daß ich dem Südufer zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. Als Entschuldigung darf ich anführen, daß ich in meinen dreizehn badischen Jahren und später Wesen und Geschichte, Land und Leute am Nordufer besser kennen lernte, als das Obstland im Thurgau, das der Scherz Mostindien nennt, als die Voralpen und Alpen. Nur dort konnte ich aus dem Vollen schöpfen.

Heute trennt der Bodensee drei Staaten und noch weit mehr Unterverbände. Doch das „schwäbische Meer" ist für die Kultur der Mittelpunkt des schwäbisch-alemannischen Wesens geblieben. Die Verschiedenheit tritt mehr äußerlich hervor, als sie in der Art des Volkes begründet ist. Das Volk an den Ufern dieses einzigen deutschen Großsees hat, so ungünstig seine politische Geschichte verlief, der deutschen Kultur große Antriebe geschenkt; ohne die Bodenseelandschaft wäre die deutsche Kulturgeschichte weit minder reich, als sie es ist.

Digitized by Google

Das zu laute Schiff

Novelle

von

Axel Lübbe

Wie spät es wohl sein mochte?

Einen Herzschlag lang mußte der Master fort vom schön-stillen Wege der Gedanken, und der aufgeschreckte alte Reporterblick stach hastig umher, als sei doch irgendwo solch gräßliches Ding, das die Zeit anzeigt, heimlichst aufgestellt, aufgehängt, eingeschmuggelt an Bord der „Silence".

Aber nur sich selber fand schließlich der Argwöhnische, dort, wo im schaukelnden Schatten des Spiegels — am Gewölbe der Denk-Kabine — das greise Gebieterhaupt mitschaukelte.

Wille und Wissen leuchteten auf in einem Lächeln; und gleich danach, als neue Gedanken heranzogen, war kein solch Sehen mehr nötig.

Der Master schloß die Augen.

Er fühlte sich gehalten und gewiegt von einem unendlich stillen, behutsamen Wesen. Als sei aus anderer Welt eine Wärterin bemüht um ihn. Als werde er immer wieder hochgehoben, damit er den prunkvollen Zug aller Gedanken sähe.

Er konnte ohne Unruhe aufmerksam sein auf mehreres zugleich. Was niemals zugleich da ist im Unrast-Leben, was eigentlich einander ausschließt, vermochte er, hochgeschwungen in besondere Stille, plötzlich und allseitig zu erkennen.

Solches Erkennen — es war nichts Übernatürliches. Er verdankte auch dieses, wie alles, sich selber.

Er hatte schließlich doch den genialsten Einfall gehabt! Er hatte es fertig gebracht, mit seinem Gelde das Seltenste dieser Welt sich zu erwerben: unbedingte Stille.

Seit er hinschwebte zwischen Sternen und Fischen, auf dieser „Silence", deren Motor der teuerste, weil leiseste der Welt war, deren Mannschaft allem Lauten, selbst tönendem Wort, hatte abschwören müssen, war er für keinen Anruf erreichbar, war er von allen Denkenden der einzige vielleicht, der es verstanden, Vorbedingungen zu letzter Erkenntnis sich zu schaffen.

Hierzu lächelte ihm Glückwunsch selbst jener, der das Lauteste geliebt (noch im Ende) und jetzt der Stillste war — —

Digitized by Google

Doch es galt, weiter zu denken, als immer wieder nur bis zum Sohne hin.

Die Weisheit der Weisesten hatte er, der Lebendige, an Bord. In den übersichtlich geordneten Büchern rings. Bald würde er alle gelesen und durchgedacht haben, und dann das Endgültige tun: das Weisere schreiben, das Unübertreffliche.

Müßte die „Silence" einmal noch ankern am Menschengestade, wäre es nur, damit lauterste Botschaft, Weltenraum-Kunde, Schöpfer-Vermächtnis die Lärmenden, die Irrenden erreiche.

Amerika würde erleben, was es nie noch erlebt.

Sich auftun würden die Mauern New Yorks seinem Geiste, wie jene Mauern der Furienstadt, die einen Dante nicht einließ, sich auftaten unter der Berührung des Helfers, an dem der Himmel blinkte.

Aber weiterher als vom Christenhimmel wird sein Geist wiederkehren zum Helfen!

Längst ist die „Silence" vorüber an den schimmernden Schatten aller Gottgestalten.

Wie von buntem Gewölk die Erde, so ist von vielerlei Göttergesindel der Mensch umlagert.

Unveränderlich, undurchbrechbar scheint der Bildring, und doch ist für jede Stelle die anschließende nicht da. Über- und aneinandergedrängt starren ewige Gesichter. Ein jedes mit Anspruch, schlimmer als Eltern ihn erheben. Aber aller Anspruch widerspricht einander. Daher der Lärm auf der Erde. Daher die Angst, wenn ein Mensch in Richtung eines Gottes ausblickt. Er sieht ein Gesicht, das die ganze Erde ihm streitig macht. Er sieht nur dieses eine. Er weiß nicht, daß es verschwindet, sobald er dem Gesicht des Nachbargottes sich zuwendet.

Nur von der „Silence" aus sieht man alle Gott-Gesichte zugleich und alle Leere zugleich. Die „Silence" kann hindurch, wo sie will. Findet freie Fahrt hinter jeder Gottwolke.

Solch freie Fahrt einmal allen zu ermöglichen, gilt es.

Ein übersichtlicher Lebensfahrplan mit allen Stationen der Stille muß ausgearbeitet werden.

Damit die Familie, der Staat, die Menschheit sich zusammenfinde auf Erden, muß einmal jeder am andern vorbei können.

Warum weißt du von aller Verwertung, Amerika, nur nichts von der Verwertung der Stille?

Aber schon kreuzt vor deinen stillsten Gestaden die „Silence". Schon fährt unter deiner Flagge dein Prophet hin wie ein schauender Blitz. Fürchte nicht Donner eines Jesaias! Wer dreißig Jahre lang im Dienste öffentlicher Berichterstattung gelebt, wer dann vierundzwanzig Zeitungen besessen, und dennoch in der „Silence" nur sein, und auch dein Heil erkannt, Amerika — der glaubt nicht mehr an die Macht des Wortes.

Etwas Neues soll dir offenbart werden, etwas noch nie Dageweſenes.

O Schwung hinan! Noch ein Schwung! Und noch einer! O neue, neue Gedanken — —

* * *

Digitized by Google

Wie immer, wenn der Master höchsten Schwung erreichte in seiner Einsamkeit, wenn er die Nähe von Gedanken spürte, die nach seinem Dafürhalten keinem anderen noch begegnet waren, verfiel er ehrfürchtigem Zagen vor sich selber, verschob er die Erkenntnis, am Ziel zu sein, scheute er entscheidende Fassung des Letzten.

Demütig zitterte er vor seiner eignen Bedeutung.

Vorgebeugt mit weit offenen Augen saß er dem Spiegel, seinem irdischen Bilde, gegenüber, ohne dieses zu sehen.

Sein Geist, auf Anstand stehend in der Ewigkeit, seltenster Beute gewiß, wußte nichts mehr vom Geschaukel irdischer Schatten.

Sein Atem zauderte, duckte sich wie ein Vogel vor dem Aufflug.

Sein Lauschen, dem Verhalten eines Vorstehhundes gleich, stand dicht beim Geiste, wartete auf dessen Zielen, war gesammelt auf Vorsturz und Herbeischleppen des erlegten Gedankenwilds.

Alles hing jetzt davon ab, daß die äußerste Stille anhielt.

Ein zufälliges Lauterwerden des Motors, ein zufälliges Lauterwerden des Herzens konnte stürzende Störung bedeuten, unabsehbare Hinausschiebung letzter Erkenntnis.

Und gerade in diesem Augenblicke —
der Master sprang auf wie bei Todesgefahr —
gerade eben wieder —
war deutlich das Schreien eines Kindes zu vernehmen.
Ein schreiendes Kind an Bord der „Silence"?

Der Master überzeugte sich mit einem Blick in den Spiegel, daß er durchaus noch derselbe, durchaus noch normal war.

Dann schwankte er an Deck.

* * *

Es war nichts Ungewöhnliches zu bemerken.

Dämmerung eines Abends war nahe.

Fern, aber scharf gerandet wie nachtfarbnes Gewölk, lagerte das für immer verlassene Land.

Was vom Lichte der Sonne noch da war, leuchtete fahl unendlicher Leere nur.

Das Meer, ganz düstergrau mit einem letzten Hauch von Lila, sah müd aus und alt, schien mühsam Atem zu holen, wo der leiseste Motor es gereizt hatte.

Dieser Motor sang wie immer seinen Ton. War keine stoßende Maschine im Unterraum, sondern gleichsam weit über der „Silence", etwas unfaßbar Beruhigendes, Ausklang sanftesten Schlummerliedes über einer Wiege.

Das Schiff selbst, wie dunkel Geträumtes, wurde durchaus nicht lauter, als der Master an Deck kam; lauter nur wurde das Geräusch des Widerstandes, das unvermeidliche, und mahnte den Aufgestörten daran, daß er hinglitt in Wirklichkeit.

Von der Mannschaft war — wie es die Vorschrift gebot — niemand zu sehen in der Nähe der Denk-Kabine.

Eines Kindes Stimme war nicht mehr zu vernehmen.

Der Alte hielt fast zu lange den Atem an, so eigensinnig, so gierig lauschte

Digitized by Google

er, um hier im Freien bestätigt zu hören, daß er sich nicht getäuscht dort unten im Raume seines Denkens.

Er hörte nichts.

Er erkannte die Möglichkeit, daß eines Kindes Gespenst schreienden Schatten geschleudert in einen stillen, klaren, aber vielleicht zu alten Kopf.

Er geriet auf Spuren einer Angst vor sich selber und ging hin, Aufklärung sich zu verschaffen bei den anderen. Aufklärung um jeden Preis. Selbst um den von Rede und Gegenrede.

* * *

Der Master kam mehreren Gestalten nahe, die ganz nach Vorschrift sich verhielten: ihn nicht beachteten, nicht grüßten, ganz in ihre Beschäftigung sich duckten, leblos schienen.

Gegen seine Gewohnheit musterte er sie argwöhnisch, ging aber vorüber. Er kannte sie kaum. Hatte ihnen, außer bei der Anwerbung vor langer Zeit, nie ins Gesicht gesehen. Hatte ihre Namen vergessen.

Er wußte nur, daß außer ihm noch elf an Bord sein durften. Davon einer der eigentliche Führer des Schiffes. Diesen suchte er jetzt.

Der Gesuchte — er allein war dem Master näher bekannt — stand in der Mitte des Lebens, hatte einen Buckel, ein überraschend offenes Kindergesicht und farblose Augen, die immer, auch in der Nähe, dreinschauten, als sähen sie etwas sehr Fernes, das eigentlich nicht da sein durfte. Er war schon auf vielen Meeren gefahren als Steuermann und hatte den merkwürdigen Namen Nathanael Mors.

Lange war Mr. Mors nicht zu finden.

Erst als der Master — lautlos und ohne zu fragen war er von Raum zu Raum gegangen — zum dritten Male hineinforschte in die Steuerkabine, sah er den dunklen Buckel und fand, von hinten unbemerkt herankommend, das Kindergesicht mit trostlos traurigen Augen hingebeugt über die Karte einer Küste, die alles andere war, als die amerikanische, vor der die „Silence" schwimmen sollte.

Der Master rührte Mr. Mors an, der sofort leise und ehrerbietig, doch nicht im geringsten überrascht, sich aufrichtete. Beide standen sich gegenüber und grüßten einander, wie immer, mit einem Lächeln nur.

„Soeben noch waren Sie nicht hier, und nun ist's, als risse ich Sie aus stundenlangem Studium!" begann der Master freundlich, aber beunruhigt von dieser Karte, die — wie er jetzt wahrnahm — eine ihm ganz unbekannte Küste darstellte. Er erinnerte sich nicht, auf einer Erdkarte solche Küste je gesehen zu haben.

„Ich war immer hier", antwortete Mr. Mors, flüsternd nur, wie es die Vorschrift gebot.

Der Master weitete die Augen, als vernehme er nie Gehörtes, und rieb sich die Stirn.

„Sprechen wir heute so, daß wir uns verstehen, Mr. Mors, wenn auch etwas gedämpft, damit kein anderer uns versteht. Ich bin etwas irritiert. Ich habe vorhin — — Nein, warten Sie! Sagen Sie mir erst — wieviel Mann, oder präziser: wieviel Seelen sind an Bord?"

„Zwölf. Wie immer."

„Ist das Wahrheit, Mr. Mors?"

Digitized by Google

Der nie noch Bergwohnte blickte den Master scharf an mit jenem Blick, der das sehr Ferne sah, das eigentlich nicht da sein durfte. Kein Wort sprach er.

„Allright, Mr. Mors, ich glaube Ihnen! Aber kommen Sie mit, bitte! Nein. Nach Ihnen! Gehen Sie nur voraus!"

Mr. Mors zögerte.

„Es ist heute das erste Mal, daß ich Sie nicht verstehe, Master. Ich weiß ja nicht, wohin Sie geführt sein wollen."

„Gut, gut! — Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es sich durchaus nicht um etwas Unnormales handelt. Wir werden uns jedenfalls Aufklärung verschaffen. — Aber Sie haben recht. Ich muß wohl vorangehen."

* * *

Es begann nun die Wanderung der beiden durch das ganze Schiff hin.

Etwas nie noch Unternommenes, etwas so Ungewöhnliches, daß die Mannschaft immer wieder flüsternd sich zusammenfand, um einander die Wirklichkeit sich zu bestätigen, aber doch ungeheuerliche Vermutungen auszutauschen.

Sie alle hatten längst ein Grauen vor diesem Master und eigentlich auch vor seinem Schiff, das nie an ein Ziel kam. Aber die überaus reiche Löhnung, der fast müheloſe Gewinn von Dollars, machte, daß sie ohne Bedenken in seinem Dienste blieben und damit fern vom lustigen, lauten Leben.

Trotz des immer unruhiger werdenden Suchens schien das Schweigen unheimlicher, bestimmt und endgültig zu werden.

Immer wieder an anderer Stelle blieb der Master stehen und lauschte. Und immer wieder lächelte Mr. Mors das deutliche Lächeln dessen, der weiß, daß nichts Unregelmäßiges aufgespürt werden könne an Bord der „Silence".

Selbst als sie unter Deck auf Tim stießen, der quer über einen Werghaufen hingestreckt lag und nicht zu erwecken war, lächelte Mr. Mors eine Erklärung. Nur er, nicht der etwas anderem nachspürende Master, hatte erkannt, daß hier Rausch die Ursache des allzufesten Schlafes war; bei sich beschloß er spätere Bestrafung; vorerst jedoch lächelte er: „Hat Nachtwache gehabt. Darf schlafen!"

Dann allerdings — auch was der Mannschaft gehörte, wurde durchstöbert — dann fanden sie die Harmonika.

Der Eigentümer, schlechten Gewissens halber schon längst in der Nähe, flog leise herbei.

„Ich habe nie gespielt", flüsterte er erregt — „ich liebe die Musik, entschuldigen Sie, aber ich habe nie gespielt."

„Es ist wahr. Er hat nie gespielt" — erklärte Mr. Mors.

Der Master stand sinnend. Dann befahl er laut:

„Spielen Sie!"

Und als der andere zögerte:

„Sie sollen spielen! — Spielen Sie mal hohe Töne. Können Sie so spielen, wie ein kleines Kind weint?"

Der Mann konnte nicht so spielen. Die Töne klangen ganz anders. Es wurde immer wieder eine zwar wehmütige, aber orgelhaft rauschende Musik daraus.

„Genug! — In Zukunft bleibt es bei der Vorschrift, oder das Instrument verschwindet!"

Digitized by Google

„Allright, Master, ich werde nie mehr spielen."

Ehe der Suchende zu anderem sich wenden konnte — man war jetzt in dunklen Winkeln und benötigte, obgleich alles Licht angedreht war, besondere Taschenlampen — kam von selbst Green heran mit einer kleinen Kiste. Er war ganz rot und hatte die Augen voller Tränen.

„Master", flüsterte er, „da Sie doch alles finden — — Ich will gestehen — — ich muß auch sagen, daß ich Mister Mors getäuscht habe, nämlich daß Mister Mors nichts davon weiß, daß ich hier in dieser Kiste — entschuldigen Sie — aber manchmal muß der Mensch eine Kreatur haben, die er liebt, die er — —"

Er spuckte aus. Was ganz gegen die Vorschrift war.

Mr. Mors sah plötzlich alt aus vor Zorn.

„Schweig!" befahl er, so laut, daß auch er die Vorschrift verletzte. Dann griff er selber in die Kiste und holte ein winziges weißes Hündchen hervor, dessen Maul sogleich in Bewegung geriet wie bei wütendem Gebell, obgleich kein Laut zu hören war.

Ohne den Master anzublicken, sagte Mr. Mors:

„Dies ist in der Tat ein Betrug. Der Mann muß entlassen werden."

Aber auch diesen Mann nicht, sondern nur das lautlos bellende Hündchen blickte er an mit seinem besonderen Blicke.

Da berührte ihn der Mann und deutete auf den Master.

Der Master sah durchaus nicht ergrimmt und wie ein Betrogener aus; eher befriedigt. Jetzt wurde aus seinem Lächeln sogar ein lautes Lachen; er hob triumphierend den Finger, wies immer wieder auf das Hündchen und erklärte:

„Da haben wir's! Da haben wir's! Ich hab doch gewußt, daß ich noch normal höre. Es ist mir eine Beruhigung. Natürlich klingt es, als weine ein Kind, wenn dieses Biest heult und winselt."

* * *

Nun aber behauptete Green und schwor so laut, daß jeder an Bord der „Silence" es hörte — außer dem betrunknen Tim, der jedoch insofern davon berührt schien, als er plötzlich wie in Abwehr ebenso laut zu schnarchen begann — nun schwor Green, die kleine Kreatur habe niemals geheult oder gewinselt. Das sei ganz unmöglich. Erstens pflege der Hund zu schlafen, wenn er allein sei und verstaut, und zweitens tue er in Gegenwart seines Herrn nichts, als fressen und küssend schmeicheln. Sich bedanken gewissermaßen für die heimliche Liebe. — Nein, auch nicht aus Freude winsele er. Er sei abgerichtet auf ein dauerndes Schweigen. Er sei nicht weniger auf Befolgung der Vorschrift bedacht, als die Mannschaft der „Silence". Und alle, außer Mister Mors, könnten bezeugen, daß der Hund noch niemals gestört habe.

Der Master aber schüttelte den Kopf und erklärte, er sei alt genug, um an Schwüre nicht zu glauben. Vor einer Viertelstunde eben habe dieser Hund geschrieen wie ein kleines Kind.

„Nein, Master, das ist unmöglich!"

„Ja, Kerl! Ja! Dreimal ja! Meinen Sie, ich hätte Gehör-Halluzinationen?"

„Ich weiß nicht, was das ist, Master. Aber mein Hund hat an Bord der „Silence" nie einen Laut von sich gegeben."

Digitized by Google

Nun aber wurde der Master rot wie vor einem Schlaganfall, stampfte leise mit dem Fuße und schrie flüsternd:

„Wer untersteht sich, hier laut zu sprechen! Habe ich etwa die Vorschrift außer Kraft gesetzt? — Her mit dem Vieh!"

Er riß das Tier sich selber in die Hände und begann, es zu knuffen und zu reizen, damit es laut werde.

„Ich tu ihm nichts", versicherte er dabei flüsternd, fast stöhnend — „ich tu ihm nichts. Ich will euch nur beweisen, daß sein Winseln wie das Weinen eines Kindes klingt."

Der Hund aber blieb still, bewegte nur schneller sein Maul und strebte, als wittere er Henkerhand, heftiger seinem heimlichen Herrn zu. Schließlich wurde er diesem in die Arme geworfen.

„Da! Machen Sie, daß er sich benimmt wie vorhin! Schlagen Sie ihn, oder küssen Sie ihn meinetwegen. Sprechen Sie zu ihm! Ich entbinde Sie von der Vorschrift. Weder Ihnen, noch dem Vieh geschieht etwas, wenn es jetzt schreit."

„Der Hund kann keinen Laut von sich geben, Master. Ich habe den Hund, um ihn bei mir behalten zu dürfen, stumm gemacht — hab ihm die Stimme wegoperiert."

Der Master wurde blaß und wandte sich an Mr. Mors:

„Zahlen Sie dem Mann so viel, daß er sich einen neuen bellenden Hund anschaffen kann an Land! Von der „Silence" aber bleibe er fern! Er ist einer jener fanatischen Hundefreunde, die selber heulen, wenn ihrem Vieh etwas fehlt."

Noch ehe Mr. Mors antworten konnte, riß der in seiner Stellung Bedrohte den Hund sich ans Gesicht, küßte ihn leidenschaftlich, sprang zur offenen Luke und ließ, indem er sich abwandte und flüsternd einen Fluch ausstieß, den lautlos bellenden ins Meer fallen.

* * *

Fast gleichzeitig, als habe Todesangst eine Stimme bekommen bei diesem Fall, begann nun wirklich und so, daß alle erschraken, ein Kind zu weinen und zu schreien.

Es war kein Zweifel: aus dem untersten Raum, wo das zum Leben Notwendige verstaut war, kam gellendes Klagen eines Menschenkindes.

Alle, der Master voran, eilten nun dorthin, wo es hinabging in den Verstauraum. Während aber der Master, auf der Wendeltreppe schon, sich umdrehte, hochblickte und triumphierend rief: „Hab' ich recht oder nicht?" — sah er, wie die anderen mit blassen Gesichtern stutzten, als ständen sie vor Übernatürlichem, wie Green ein Kreuz schlug und wie Mr. Mors so ratlos dreinschaute, als sei die „Silence" verloren.

Des Alten weiße, feine Hand ballte sich zur Faust und bebte hoch gegen die Obenstehenden.

„So werd' ich betrogen!" schrie er — „Es ist unmöglich, daß niemand gewußt hat, daß hier — ein Kinderasyl ist an Bord meiner ‚Silence'! Womöglich gar ein Weib!"

Und er hastete schwankend die Wendeltreppe hinunter.

Einige wollten folgen, aber Mr. Mors herrschte sie an, oben zu bleiben, und stieg als einziger dem Alten nach.

Digitized by Google

Sein Gesicht war wieder vorschriftsmäßig in Ordnung, nur sehr blaß und traurig. Auch er wandte sich noch einmal um und sagte:

„So werd' ich betrogen —"

Gerade als er unten ankam, verstummte das Wehgeschrei plötzlich.

Der Master stand in der Mitte des Raums, und das Licht seiner Taschenlampe zuckte wie ein Scheinwerfer sehr schnell bald nach dieser, bald nach jener Richtung, wodurch jedoch mehr die Erregung des Alten deutlich wurde als das, was er suchte.

„Es ist ganz bestimmt ein Kind hier!" sagte er — „Aber ich finde es nicht."

Mr. Mors erwiderte mit sehr ruhiger Stimme, man könne ja alles ganz hell machen, wandte sich zur Wand und drehte sämtliche Lampen an.

Man sah nun sofort, wie im entlegensten Winkel zwischen Säcken, selber in ein Sackgewand gehüllt, ein kleines Menschengeschöpf hin und her hastete, als müsse es um jeden Preis verschwinden.

Der Master blieb stehen und starrte.

Mr. Mors ging langsam, und indem er sagte: „Ich tu dir nichts! ich tu dir nichts!" auf das Kindchen zu, das vor Schreck stumm und weiß geworden war, hob es behutsam auf seine Arme und brachte es in die Mitte des Raumes vor den Master.

„Es wird etwa drei Jahr alt sein", lächelte er. Und dann, als sei der Master gar nicht da, begann er dem Kinde zuzusprechen, sehr vorsichtig und gütig, zärtlich fast wie eine Mutter oder Wärterin, fragte alles mögliche, wo es denn weh tue — ob es gefallen sei — ob es Hunger habe — oder vielleicht friere; ob hier Ratten seien; und wo denn der Vater geblieben wäre.

Das Kind gab keine Antwort, sondern barg das Gesichtchen vor dem starrenden Blick des Alten an Mister Mors' Hals.

„Sie sind der Vater!" sagte der Master.

Das Kind gab sich einen Ruck, wandte sich und blickte mit großen, staunenden Augen ihn an, der solches behauptet.

Dann sagte es: „Marys Pa nicht hier."

Mr. Mors, als habe nur das Kind, nicht der Alte, gesprochen, wußte sofort Rat.

„Wir steigen jetzt hoch, armes Kleines! Wir steigen jetzt ins Freie! Wir werden Marys Pa sicherlich finden — —"

Auf der Mitte der Treppe schon blieb er stehen wie einer, dem arg Versäumtes in den Sinn fällt; er blickte etwas hilflos hinab, verneigte sich leicht und rief flüsternd hinunter:

„Entschuldigen Sie, Master, aber das Kind kann ja nicht hier bleiben."

„Allright!" erwiderte der Nachstarrende laut.

Aber im Nachfolgen verfiel auch er dem Flüstern wieder:

„Viel zu laut dies Schiff! Viel zu laut —"

* * *

„Vor allem will ich jetzt keine Szene!" — erklärte er, oben angelangt, vor den anderen — „Ich verzichte auf jede Untersuchung. Mr. Mors mag allein feststellen, wer dies Kind an Bord gebracht! Ob Vater, oder nicht — ist mir gleich! Der

Digitized by Google

Schuldige, samt dem Kinde natürlich, ist zu entlassen! Heut Nacht noch läuft die ‚Silence' den nächsten Hafen an — Vor morgen keiner zu erreichen? Gut, also morgen! — Was ich angeordnet, geht in vollkommner Stille vor sich! Ich brauche vor allem meine Ruhe jetzt. Ich werde eine neue Vorschrift erlassen. Morgen früh bitte sich bei mir einzufinden, Mr. Mors!"

Mr. Mors faßte das Kind fester, damit es, ganz auf seinem linken Arm jetzt, sicher saß, hob die Rechte zum Salutieren an die Mütze und erwiderte:

„Entschuldigen Sie, Master, aber da es sich um meine Ehre und meine Stellung handelt — Sie scheinen nicht zu glauben, daß auch ich hintergangen worden bin! — bestehe ich auf restloser Aufklärung in Ihrer Gegenwart! Das Merkwürdige ist, wie Sie sehen können, daß niemand der Mannschaft von diesem Kinde etwas weiß, und daß das Kind selber jeden hier als Fremden ansieht."

Der Master blickte auf und gewahrte wirklich, daß das Kind zu keinem der hier Versammelten eine Beziehung hatte. Es hätte gar nicht der unaufhörlich wiederholten kleinen Klage bedurft: „Marys Pa nicht hier!"

Er wollte fort, aber das Unerklärliche des lebendigen Fundes machte ihn unschlüssig.

„Ist denn heute der Teufel los auf diesem Schiff?" sagte er.

„Wir haben ja noch Tim vergessen!" rief jemand.

„Tim?" lachten andere. „Tim und ein Kind? Tim ist ja betrunken. Laßt ihn schlafen!"

„Hat Tim nicht Nachtwache gehabt?" fragte mit unsicherer Stimme Mr. Mors und ging, immer noch das Kind tragend, auf den Schlafenden zu.

Kaum sah das Kind diesen, strebte es herunter vom Arm und rief:

„Pa! Pa! Pa! — Hier Marys Pa!"

Mehrere Leute rüttelten Tim, aber er erwachte nicht.

„Vielleicht zu Tode gesoffen!" — meinte Green und blickte, Beifall heischend und grinsend nach dem Master hin.

Dieser aber blieb unschlüssig außerhalb des Kreises, der sich um den jetzt ganz Reglosen schloß, und gab halblaut und gegen niemanden gerichtet, vernichtende Urteile über die „Silence" ab:

„Das sind ja unerhörte Zustände auf diesem Schiff! Unerhörte Zustände! Gibt es denn wirklich kein Plätzchen auf dieser Welt, wo man absolut ungestört ist?"

Er wollte jetzt wirklich gehen.

Aber inzwischen hatte Mr. Mors das Kind auf die eigenen Füßchen gestellt. Die Kleine war auf dem Betrunkenen herumgeklettert, hatte ihm unverständliche Worte ins Ohr geschmeichelt, und was das Rütteln handfester Männer nicht zuwege gebracht, vermochte plötzlich ein lautloser Kuß.

Tim taumelte hoch, riß die Augen weit auf, erkannte mit einem einzigen, grausig erdfremden Blick, was geschehen war während seiner Abwesenheit im Rausch und sah keine andere Gefahr als die, die dem Kinde drohte.

Er durchbrach den Kreis, sprang dem Fortwollenden in den Weg und kläffte ihn an wie ein Hund, der einen fremden Bettler stellt:

„Was haben Sie befohlen? Was soll mit dem Kinde geschehen??"

Der Master, totenblaß, versuchte auszubiegen:

„Lassen Sie mich vorbei! Sie sind betrunken —"

Tim aber hob die Arme seitwärts, war jetzt ein lebendiges Kreuz, das den

Digitized by Google

Weg sperrte, und begann unaufhaltsam schnell so überraschend rücksichtslose Anklage, daß alle, selbst der Master, verblüfft zuhörten.

„Betrunken bin ich? Gut! Aber Sie sind irrsinnig, Mensch! Sie gehören in eine Zelle, aus der Sie nicht mehr herauskönnen! Was haben Sie auf diesem Schiff zu suchen, das wir vorwärts bringen? Meinen Sie, nur weil Sie Geld haben, seien Sie Master der ‚Silence'? Dort steht der wahre Master der ‚Silence' (er deutete auf Mr. Mors). Er leidet ebenso unter Ihnen wie wir alle! Sie werden uns alle irrsinnig machen mit Ihrer irrsinnigen Vorschrift! Und nur weil Sie Geld haben, sind Sie so irrsinnig! Wer kann das aushalten, dies Herumfahren ohne Ziel, ohne Wort, ohne Musik, ohne Lachen, ohne Weib, ohne Kind — wenn nicht ein Irrsinniger? Ich hab's versucht. Wegen dem Kind. Ich hab's Kind heimlich an Bord gebracht. Gut! Hab es hereinschmuggeln müssen in einem Sack. Es hat keine Mutter. Keine Verwandten. Ich — keinen Verdienst. Sollt ich's krepieren lassen im Hafen? Ist ein lebendig Kind nicht ebensoviel wert wie eins Ihrer Gepäckstücke? Frißt es Ihnen was weg, wenn ich's von meiner Kost ernähre? Kam es Ihnen je in den Weg? Hat es Sie je gestört? Hab ich's nicht abgerichtet auf Stillsein? Hat die Kleine je einen Mucksер gewagt?"

Nun aber schrieen alle zugleich, lauter als Tim schrie — während der Master nur mit den Armen all die Worte abwinkte und das Haupt ausweichend bewegte, als könne er irgendwo ins Schweigen tauchen — nun schrieen alle: gewiß habe das Kind geschrieen! Und das Kind selber, in sinnlosem Schreck, erhob abermals sein Geschrei, und da schrieen alle noch lauter, genau so habe das Kind geschrieen vorhin.

„Ist nicht wahr!" brüllte Tim.

„Du warst ja besoffen!" bekam er zur Antwort. — „Halt jetzt das Maul! Bring uns nicht um unsre Stellung! Du bist noch besoffen!"

„Aus Verzweiflung doch nur!" heulte Tim — „aus Verzweiflung nur! Weil ich's eben nicht aushielt länger. Ihr seid feige Hunde alle, wenn ihr der paar Dollars wegen jetzt nicht zu mir steht! Wenn ihr diesen Kerl da, der allein Schuld hat —"

Der Master hob Hilfe heischend die Hände gegen die Mannschaft.

Tim hatte seine Hände zum Würgen gespreizt.

Im selben Augenblick schlug Mr. Mors zu. Tim fiel zu Boden und blieb liegen, als wäre er gar nicht aufgewacht aus seinem Rausch.

Mr. Mors salutierte vor dem Master.

Die Mannschaft machte sich daran, Tim zu binden, obgleich es gar nicht nötig war.

Das Kind wälzte sich heulend auf der Erde näher an den Vater heran.

Der Master schritt über es hinweg und konnte endlich diesen Raum verlassen.

* * *

Er war wieder in seiner Denk-Kabine.

Aber war er auch noch — er?

Er kam sich vor wie unfaßbar, unübersehbar, vervielfältigt in lauter Widerwärtigkeiten seiner selbst.

Von all den stillen Dingen rings, von all diesen geliebten Büchern der Weisheit fühlte er sich endgültig geschieden.

Digitized by Google

Keine Annäherung mehr war möglich zwischen jedem einzelnen und ihm als Ganzem.

Vielleicht war er nichts Ganzes.

Alles, was er hier antraf und ansah im Geiste, war nicht mehr Werkzeug, sondern Denkmal der Stille.

Unbenutzbar!

War es je nutzbar gewesen?

Ergreifend schön!

Aber man mußte daran vorüber — —

Richtiger: dies und das von einem mußte daran vorüber. Da war immer etwas unterwegs zum Kinde, zum Berauschten, zum Tier, zur Musik. Aber immer nur etwas.

Als Ganzes gedacht — der Master preßte die Hand auf die Augen, als könne das Sehen abgesondert, zusammengefaßt, angehalten werden in diesem rastlosen Hin und Her — als Ganzes gedacht konnte man nicht vorüber.

Aber es war eben kein Ganzes zu denken.

Es war hier das vollendende Denken unmöglich.

Das Schiff war zu laut, das Schiff war unbedingt zu laut — —

Master der „Silence"?

Er war es gar nicht. Der Schreiende hatte vielleicht die Wahrheit geschrieen. Er, der Master in der Denk-Kabine, war vielleicht niemals Master der „Silence" gewesen!

Der andere — —

Der andere?

Wie spät es wohl sein mochte?

Es war möglich, daß man schon mitten in Nacht sich befand, daß nur die am Steuer und Motor noch wachten, daß der andere — aus tiefstem Schlaf, aus Undenkbarkeit, aus der wahren Stille herausgeholt werden müßte zu — dieser unverzüglich notwendigen Unterredung, dieser entscheidenden Feststellung: wer ist eigentlich Master der „Silence"?

Und wenn sich herausstellen würde, daß der andere wirklich es sei?

Allright! Mochte er es sein!

Dann war aber auch die „Silence" nicht mehr daseinsberechtigt. Dann konnte sie ihre Fahrt einstellen. Abmontiert werden. Meistbietend versteigert. Unter anderm Namen verschwinden im Lärm der Lärmenden. Nichts Besonderes mehr. Ein Schiff, drauf niemandes Verdienst den Durchschnitt überstieg.

Es muß doch schließlich möglich sein, etwas Stilleres sich auszudenken, aufzufinden, nutzbar zu machen!

Dieses Schiff war zu laut!

Der Master tat, was er nie noch getan mitten in der Nacht. An seinem Apparat leisester Befehlsübermittlung drückte er den roten Hebel nieder und gab so das Zeichen, Mr. Mors möge sich sofort einfinden in der Denk-Kabine.

Mr. Mors erschien so schnell, als habe er nur auf dieses Zeichen gewartet.

* * *

Digitized by Google

„Sie sehen schlecht aus, Master" — begann Mr. Mors, flüsternd wie es die Vorschrift gebot, nachdem der, der ihn gerufen, kein Wort zu finden schien vor Erregung. — „Sie sollten sich nicht im mindesten aufregen über das, was geschehen ist! Es gibt nun einmal Geschehnisse, die gegen unsern Willen geschehen. Ich bin froh, Gelegenheit zu haben, Ihnen all das Ärgerliche des letzten Tages in einem Lichte zu zeigen, das Sie milder stimmen wird im allgemeinen und vielleicht auch versöhnlicher gegen diejenigen, die — aus innerster Not nur, keinesfalls in böser Absicht — die Vorschrift der ‚Silence' verletzt, oder vielmehr umgangen haben. Wenn ich zunächst von mir selber — —"

„Lassen wir den Flüsterton!" — unterbrach der Master — „Lassen wir die Vorschriften der ‚Silence'! Ich habe Sie nicht rufen lassen, um anzuklagen. Ich will von allem Geschehenen nichts mehr wissen. Lassen wir das! Vielleicht war alles gut, wie es geschah, indem es mir schneller zu einer endgültigen Überzeugung verhalf. — Meine Überzeugung teile ich Ihnen jetzt mit: Dieses Schiff — und nicht nur dieses, jedes andere, jedes denkbare — ist mir zu laut!"

Mr. Mors legte sich die Hand über die Augen.

„Was wollen Sie damit sagen, Master?"

„Daß nicht nur Tim und Green und der Harmonikamensch zu entlassen sind, sondern alle. Alle, weil es allen ein Bedürfnis ist, laut zu leben. Sie selber müßten suchen, wo anders Dienst zu nehmen. Die ‚Silence' wird in meinem Dienst nicht mehr fahren. Oder wollen Sie — auch ohne mich — Master der ‚Silence' sein?"

Mr. Mors überhörte die letzte Frage.

„Das ist sehr betrüblich für uns alle" — sagte er, ohne aufzublicken — „sehr betrüblich. Ich hab es gleich befürchtet von dem Augenblick an, wo sich herausstellte, daß wir —"

„Was?"

„— daß einer zuviel ist an Bord."

„Sie meinen mich?"

„Sie? Sie haben zur Zeit eine schlechte Meinung von mir, Master. Und eine schlechte Meinung ist keine weise Meinung. Ich denke natürlich an das Kind. Mit ihm sind wir dreizehn. Schon daraus können Sie schließen, daß ich von des Kindes Anwesenheit nichts wußte. Kein Master eines Schiffes duldet dreizehn an Bord."

„Also Sie halten sich doch für den Master des Schiffes?"

Mr. Mors blickte treuherzig erschrocken auf:

„Ich bitte um Verzeihung! Ich wollte sagen: Führer."

Der Alte, etwas beschämt, knüpfte nachdenklich daran an:

„Führer? Führer wohin? Mein Gott, wir fahren ja ohne Ziel. Wo sind wir eigentlich? Was war das eigentlich für eine Karte, über deren Studium ich Sie traf gestern Abend? Mir schien es eine ganz unbekannte, ich möchte fast sagen, phantastische Küste."

„Sie haben recht gesehen, Master! Sie werden begreifen, daß ich, bei der Muße dieses ziellosen Herumfahrens, mir dann und wann eine Zerstreuung erlaube, eine Liebhaberei. Ich pflege gern Karten anzufertigen von Küsten, die es gar nicht gibt auf Erden."

Digitized by Google

„Sehr, sehr seltsam! Ich möchte — um auf meinen Entschluß zurückzukommen — doch bitten, daß Sie heute Nacht noch auf einen irdischen Hafen lossteuern, irgendwelchen, den nächst erreichbaren."

Mr. Mors erhob sich.

„Es bleibt also bei Ihrem Entschluß, das Fahren auf der ‚Silence' einzustellen?"

„Ja. In der Tat."

Der so endgültig Beschiedene verneigte sich und wollte schweigend die Denk-Kabine verlassen.

Da rief der Master ihn noch einmal zurück.

* * *

„Es wäre mir lieb, Mr. Mors, wenn Sie den Leuten die Überzeugung beibringen könnten, daß ich — nicht das bin, was sie glauben. Ich meine das, was Tim mir ins Gesicht gesagt. Ich bin nicht irrsinnig. Aus keinem Grunde. Es liegt keine erbliche Belastung, kein krankhafter Einfluß des Denkens, kein krankhafter Einfluß des Geldes bei mir vor. Mein Geld hab ich mir verdient in einem durchaus normalen Leben, nämlich mit Arbeit. Ich war einmal genau in derselben Lage wie Tim. Auch mir starb die Frau. Auch mir half kein Verwandter. Auch ich wußte nicht, wohin mit meinem Kinde. Um dieses Kindes willen bin ich dreißig Jahre lang allen Neuigkeiten der Welt nachgelaufen. Sie wissen, daß ich Reporter war. Aber Sie wissen nicht, was es heißt, Reporter zu sein! Wenn Reporterseins dasselbe ist wie Irrsinn, dann allerdings war ich irrsinnig. Aber dann hab ich auch den Irrsinn überwunden. Ich war, immer um meines Kindes willen, so lange Reporter, bis ich eines Tages Herr der Zeitungen war. Da war ich in gewissem Sinne auch Herr der Welt. Einer Welt des Lärms und der Lüge. Erst wenn man Herr ist über etwas, erkennt man, wie gemein das ist, was sich beherrschen läßt. Und an dem Tage, da ich dies erkannte, trat ich ab und weigerte mich auch, mein Kind, meinen einzigen Sohn, als Herrn einzusetzen über diese Welt des Lärms und der Lüge. Nicht seine Erbschaft wollte ich ihm vorenthalten. Nur die Enttäuschung, die in solchem Herrsein unvermeidlich ist für jeden vernünftigen Menschen. Und er war vernünftig. Hätte ich einmal in der Stille ihn an sich selber erinnern dürfen — es wäre alles anders gekommen! Aber er war schon so weit in der Welt des Lärms, daß er mich nicht mehr hörte. Kurze Zeit danach erschoß er sich. Sie werden verstehen — (Dem Master schien daran zu liegen, Pause und Gegenäußerung zu vermeiden) Sie werden es sicherlich verstehen, Mr. Mors, wenn ich als Letztes im Leben den Versuch machte, etwas auszusinnen, wonach dieses gefährlichste Menschengeschehen, dieses Mißverständnis zwischen Generation und Generation, zwischen Alter und Jugend, zwischen Weisheit und Unerfahrenheit, gar nicht mehr möglich sein kann. Sie wissen, daß alle bekannten Religionen in dieser Hinsicht nichts genützt haben. Es gilt, etwas auszusinnen, Mr. Mors, etwas auszusinnen, was kein Mensch und kein Gott (im Grunde dasselbe) noch ausgesonnen! Ich frage Sie, ist das Irrsinn? Ist es nicht vielmehr Glaube an allen Irrsinns endgültige Überwindung? Ist es Irrsinn, wenn ich um dieses Glaubens willen die Stille aufsuchte, die ‚Silence' ausrüstete? Dann müßte auch das Samenkorn irrsinnig sein, weil es Stille braucht in der Erde! — Es

Digitized by Google

wäre mir lieb, Mr. Mors, wenn Sie den Leuten begreiflich machen könnten, wofür Sie gefahren sind in meinem Dienst. Lange sollen sie mich ja nicht mehr fahren. Ich sehe ein, daß ich noch stillere Stille benötige, wenn gelingen soll, was ich im Sinn habe. Dies Schiff ist mir zu laut."

Sichtlich bewegt drückte Mr. Mors des Masters eiskalte Hand.

„Ich verstehe Sie, Master! Und ich glaube, auch die Mannschaft, wenn ich zu ihr geredet haben werde, wird Sie verstehen und Dienst für Sie tun nicht wegen Ihrer Dollars, sondern im Glauben an Ihren Glauben, in Bewunderung für Ihre Tätigkeit in der Stille. — Wollen Sie es nicht noch einmal versuchen mit uns? Das Kind setzen wir ab. Aber dann — soll die ‚Silence' nicht noch einmal — —?"

Der Master hatte im Blick etwas wie Sorge, die ferner war.

„Ich glaube, es wird nicht möglich sein!" unterbrach er — „es wird nicht möglich sein — — Und selbst wenn ich nichts Stilleres fände — ich weiß noch nicht. Wie ist übrigens der volle Name dieses Kindes, das Sie eben erwähnten, das mich eines Besseren belehrte?"

„Tims Töchterchen meinen Sie?"

„Ja. Und ich will, daß es — nun, also wie ist der volle Name?"

„Mary Blood."

„Ich danke Ihnen, Mr. Mors!"

* * *

Am nächsten Morgen sprach Mr. Mors mit allen Leuten der „Silence" über das, was der Master ihm anvertraut hatte in der Nacht.

Er sprach so, daß — außer Tim Blood — alle ihn verstanden, alle auf ihre Art Mitleid äußerten mit dem einstigen Leben des Alten und ihm denkbar stillste Stille zubilligten, ohne ihn für irrsinnig zu halten.

Zwar, daß in solcher Stille etwas ausgesonnen werden könnte, was der ganzen Menschheit mehr helfen würde als alle bisherige Religion, das begriffen sie nicht, hielten es auch nicht für notwendig. Aber Mr. Mors schien es zu begreifen und für notwendig zu halten, und so war wohl was dran. Denn Mr. Mors, das wußten sie, kannte die Welt durchaus und gab sich keine Mühe, wo etwas nicht ganz richtig war.

Die Bestürzung darüber, daß die „Silence" ihre Fahrt ganz einstellen sollte, wodurch alle unerwartet aufs Trockne gesetzt, zu kostspieligem Hafenleben, grimmigster Sorge und Suche neuen Unterkommens gezwungen wurden, trug nicht wenig dazu bei, daß man das Verlangen des Alten nach stillerer Stille begriff und drauf bedacht war, durch gemeinsame Verbürgung, durch gemeinsam größere Einschränkung des eigenen Daseins, ihn zu bestimmen, auf der „Silence" zu bleiben.

Man war zu allerlei und seltsamsten Opfern bereit; sogar jener, dem die Musik alles war, besann sich nicht lange, sondern warf, um ein Beispiel zu geben, seine zusammengeschnürte Harmonika mit treuherzigem Schwung über Bord und meinte, er könne ja auch in Gedanken pfeifen.

Nur Tim Blood stand da mit düsterem Rachegesicht und gab zu verstehen, daß Mr. Mors seinetwegen nicht zu reden brauche. Und als Mr. Mors, unter Zustimmung aller anderen, gerade an ihn sich wandte und ihm bedeutete, daß

Digitized by Google

nach allem Vorgefallenen sein — Tim Bloods — Verbleiben an Bord ebenso unmöglich sei wie das des Kindes, erwiderte er, es fiele ihm auch gar nicht ein, lebendigen Leibes in Gemeinschaft mit Toten herumzufahren ohne Ziel.

Gerade in diesem Augenblick, noch ehe Mr. Mors eine Antwort fand auf den Hohn des Abseitsstehenden, kam Botschaft von der Wache, der Master habe von seiner Denk-Kabine aus herübertelephoniert, das Kind könne jetzt kommen. Auch noch anderes, aber das habe man nicht verstanden. Es sei wohl Tims Kind gemeint.

Tim Blood lachte verächtlich und spuckte aus.

„Solange ich hier noch auf der ‚Silence' bin", knurrte er, „geht mein Kind nicht in die Denk-Kabine."

Er spuckte dreimal aus wie zur Abwehr bösen Geistes.

„Ich will dir etwas sagen, Tim!" — Mr. Mors Stimme war jetzt ganz zuversichtlich — „Ich habe die Vermutung, daß du bald dich schämen wirst."

Und die anderen ansehend, fuhr der Zuversichtliche fort:

„Ist es nicht ein Zeichen, daß der Master sich was Gutes ausgedacht? Daß wir Aussicht haben, auf der ‚Silence' zu bleiben? Wartet hier! Ich werde selber in die Denk-Kabine gehen."

Er ging.

Aber er kam sehr bald zurück und erklärte, der Master sei gar nicht in der Denk-Kabine, obgleich außen das Zeichen sich befinde, welches den Eintritt gestatte. Ob jemand von der Wache wüßte, wo der Master sei?

Nein. Niemand von der Wache hatte den Master gesehen heute morgen. Alle blickten umher und lauschten.

„Ist es nicht, als ob der Motor heute lauter singe?" fragte jemand.

Mr. Mors lächelte über solch einfältige Bemerkung.

Doch gleich darauf wurde er sehr ernst, denn er hörte, wie Tim Blood murmelte:

„Kann mir denken, wo er ist — — Brauch keine Denk-Kabine dazu! Kann mir denken, wo er ist — — der dreizehnte!"

„Tim!" sagte Mr. Mors, „hätte ich dich nicht bewachen lassen seit gestern, könnte ich glauben, du wüßtest wirklich, wo der Master ist — Nun müssen wir ihn suchen."

Wirklich wurde nun eine ganze Zeitlang, genau wie tags zuvor dem Laute des Kindes, dem Schweigen des Masters nachgeforscht. Die ganze „Silence" wurde durchsucht von oben bis unten — der Master war nicht mehr an Bord.

Ganz zuletzt drang Mr. Mors aufmerksamer in die Denk-Kabine ein und fand hier alsbald eine Erklärung des Verschwundenen.

„Ich habe die ‚Silence' verlassen. Niemand forsche mir nach. Das Endergebnis meines Nachdenkens habe ich zusammengefaßt in anliegendem Testament, dessen Öffnung und Vertretung vor dem Gericht ich Mr. Mors anvertraue."

In dem Testament setzte der Master zur Erbin seines ganzen Vermögens die kleine Mary Blood ein.

Auch Eigentümerin der „Silence" war sie nun.

* * *

Digitized by Google

Die kleine Mary Blood war die einzige an Bord, deren Seele unverwundert, unerschüttert, unangreifbar blieb, als dies unerwartet schöne Schicksal über die „Silence" kam.

Sie fragte nicht mal danach, was eine Erbschaft sei.

Sie stand und starrte ins himmlische Meer, wo aus blaugoldnem Mittagsglanz immer neue Schiffe und Schiffchen mit silbrig geblähten Segeln auftauchten und mit der „Silence" um die Wette schwammen. Sie konnte nicht begreifen, daß das nur schimmernde Wölkchen seien. Sie wußte gar nicht, was Wolken sind, sah keine Grenze zwischen dem himmlischen und irdischen Meer, und kümmerte sich erst recht nicht um das wirkliche Land, dem die „Silence" jetzt immer lauter und lauter entgegenrauschte.

Die übrigen alle, nachdem sie anfangs das Unbegreifliche schweigend nur vernommen und flüsternd nur bewundert hatten, als gelte es jetzt erst recht, die Vorschriften der „Silence" einzuhalten und den Master nicht zu stören, gerieten nach und nach und fast wider Willen in einen lauter und lauter werdenden Taumel der Begeisterung.

Tim Blood, als seines reichen Kindes Vormund und einstweiliger Herr der „Silence", konnte sich nicht genug tun im Preisen des Masters, im Anerkennen einer Weisheit, die solch armseliger Kerl wie er — Tim Blood — bisher nicht für möglich gehalten, im rührenden Bemühen, die anderen alle teilnehmen zu lassen an seinem Glück.

Und man mußte zugeben: Tim Blood, von aller Sorge ums irdische Auskommen befreit, zeigte sich plötzlich großzügig und freigebig wie selten einer.

Er versprach Geschenke, die alle Erwartungen übertrafen. Der blasse Musiker sollte an Land eine Orgel bekommen (wenn auch eine Kirche drum rum sei, die könne man ja als Gehäuse betrachten!); Green soviel bellende Hunde, als er nur wollte (sollte auch eine ganze Farm dazu nötig sein!); und Mr. Mors — Mr. Mors solle ihm doch ja die Ehre antun, nun wirklich Master der „Silence" zu werden, wenn er kein schöneres Schiff fände — —

Aber gab es denn ein schöneres Schiff als die „Silence"?

Klingt nicht wie Jubel vor nahem Ziel das Singen des Motors?

Kann man nicht Wimpel aufziehen, bunter und schöner als Amerikas Sternenbanner, damit auch der Wind etwas abbekomme von der Lust?

Findet sich nicht köstlichste Speise und edelster Wein ganz unten im Verstauraum?

Schleppt herauf, Brüder, schleppt herauf und teilt aus, was ihr wollt!

Alles euer heute! Alles euer!

Kommt, wir wollen uns fest halten aneinander, wollen Musik machen mit dem Maul und in die Runde tanzen!

Stell dich in die Mitte, Mary, stell dich in die Mitte, mein Kind!

Digitized by Google

Verantwortlichkeiten*)

VIII. Wilson und House

Von

Richard Fester

Die Wiederaufnahme der „Verantwortlichkeiten" nach dreijähriger Pause hat in der Sache liegende Gründe. Als unser Volk nach dem Versailler Diktat das Steuer der Vernunft verloren hatte, galt es zunächst, ein festes Verhältnis zur jüngsten Vergangenheit zu gewinnen. Sollte die revolutionäre Enthüllungsepidemie nicht tödliche Wirkungen haben, so mußte die von den Siegern aufgeworfene Schuldfrage durch die Frage nach den universalen Ursachen des Weltkrieges und nach den nationalen Verantwortlichkeiten ausgeschaltet werden. Statt uns auf der Flut der Enthüllungen steuerlos treiben zu lassen, waren an Akten und Zeugen Fragen zu richten, die uns von dem Zufall der Veröffentlichungen unabhängiger machten und dem Verhöre durch Zielsetzung die denkbar weiteste Ausdehnung gaben. Auf abschließende Ergebnisse konnte es, wo noch alles im Flusse war, nicht abgesehen sein. Zum Teil haben sie ja nicht lange auf sich warten lassen. Aus dem Kapitel über die militärischen Sicherungen ist 1923 die auf die deutschen Akten gegründete Studie von Hans Herzfeld über „Die deutsche Rüstungspolitik vor dem Weltkriege" erwachsen, während ein Abschnitt des Kapitels über „Die Tragödie des Zweibundes", spruchreif geworden, 1925 zu meinem Buche über „Die Politik Kaiser Karls und den Wendepunkt des Weltkrieges" erweitert werden konnte. Auch die erste Skizze der politischen Sicherungen Bismarcks vertrug nach Erscheinen der ersten Serie der Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes nähere Ausführung. Im übrigen empfahl es sich, nachdem unsere Orientierung bis zur Katastrophe von 1914 herangeführt hatte, die Fundamentierung des Zeitraumes von 1890 bis 1914 durch die Akten der Wilhelminischen Zeit abzuwarten und kritischen Organen, wie der „Kriegsschuldfrage", den „Europäischen Gesprächen" und dem „Archiv für Politik und Geschichte" die fortlaufende Auseinandersetzung mit einer lawinenartig anschwellenden Literatur zu überlassen. Wenn ich mich trotzdem noch vor dem nahe bevorstehenden Abschluß des deutschen Aktenwerkes[1]) wieder zu Worte melde, geschieht es unter dem Eindrucke einer

*) Deutsche Rundschau 1920 Mai, Juni, August, Oktober; 1921 Februar; 1922 März; 1923 Juni.

1) Die große Politik der Europäischen Kabinette 1871—1914. Auf die sechs hier besprochenen Bismarckbände sind bis jetzt 26 Bände (zum Teil Doppelbände) gefolgt. Der 33. (Berlin 1926) behandelt den ersten Balkankrieg von 1912.

Digitized by Google

amerikanischen Veröffentlichung, die — wenn mich nicht alles täuscht — sowohl in den wissenschaftlichen Fragen der Kriegsursachen und der Verantwortlichkeiten, wie in der politischen Frage der Kriegsschuld eine geradezu zentrale, epochemachende Bedeutung besitzt.

„The intimate papers of Colonel House"[2]) haben die deutsche Öffentlichkeit vor ihrem Erscheinen im Februar dieses Jahres beschäftigt, ohne daß eine tiefere Wirkung davon ausgegangen wäre. Es mag das zum Teil daran liegen, daß der Londoner Verleger es nicht verstanden hatte, durch die an die deutsche Presse geschickten Auszüge gerade das deutsche Interesse zu wecken. Der Hauptgrund ist aber wohl darin zu suchen, daß der geistige Erschlaffungszustand der Nation und die deutsche Unempfänglichkeit für die Lehren der Vergangenheit durch die Überschwemmung mit Enthüllungen aus allen Lagern eher noch größer geworden sind. Man flüchtet sich aus dem grauen Alltag lieber in den bunten Narrenhimmel der Kubisten, als daß man die Irrwege der Menschheit bis zu dem Punkte zurück verfolgte, wo die große Straße zu einer besseren Zukunft sträflich verlassen worden ist. Um so größeres Aufsehen haben die Enthüllungen des Wilsonfreundes bei seinen Landsleuten erregt. Artikel in Zeitschriften und Zeitungen und briefliche Mitteilungen lassen die Behauptung nicht zu kühn erscheinen, daß Nordamerika über House aus dem Häuschen ist. Der Sieger unter den Siegerstaaten steht vor dem unfaßbaren Phänomen, daß der Schleier von der jüngsten Vergangenheit so rückhaltlos hinweggezogen wird, wie sonst kaum in den Ländern der Unterlegenen. Wie konnte — fragt man — der große Schweiger House plötzlich so geschwätzig werden? Hatte man sich in Wilsons alter ego nicht gründlich getäuscht, als man ihn für den bescheidensten und selbstlosesten aller Politiker hielt? Genügte es nicht, daß der Biograph des Londoner Botschafters Page, Hendrick, daß der Wilsonbiograph White, daß der Herausgeber der Wilsondokumente Baker, daß Grey[3]) und Asquith der europäischen Missionen des Colonel House gedachten? Was zum Teufel hat ihn veranlaßt, dem Professor an der Yale Universität Seymour außer seiner Korrespondenz mit Wilson, den Botschaftern Page, Gerard und einer großen Zahl führender amerikanischer Persönlichkeiten, sowie mit europäischen Staatsmännern, auch seine Tagebücher zu überlassen, die uns in Wilsons Arbeitskabinett hineinführen und die amerikanische Politik dem erstaunten Leser in puris naturalibus vorführen? Ist das nicht die Selbstprostitution eines eitlen Gecken, den man für einen der klügsten Sterblichen gehalten hatte? Ist nicht die Verwandlung eines Leitsternes in ein Irrlicht zugleich äußerst beschämend für das Siegervolk der Vereinigten Staaten? Mit solchen an sich begreiflichen Empfindungen

2) Arranged as a narrative by Charles Seymour professor of history at Yale University. London 1926. Ernest Benn, I. Behind the political curtain 1912—1915, XIII u. 474 S. II. From neutrality to war 1915—17, VIII u. 502 S.

3) Burton J. Hendrick, The life and letters of Walter H. Page. London 1924, W. Heinemann. Part I. X u. 436 S., II. 437 S. Ebenda 1925, III. Containing the letters to Woodrow Wilson 440 S. — William Allen White, Woodrow Wilson, The man, his times an his task. London 1926, Ernest Benn, XVIII u. 531 S. — R. St. Baker, W. Wilsons Memorien und Dokumente über den Vertrag zu Versailles. Autorisierte Übersetzung von Kurt Thesing. Leipzig 1922, P. List. I. 344 S. II. 406 S. III. 498 S. — Viscount Grey of Fallodon, Twenty-five years 1892—1916. London 1925, Hodder & Stoughton. I. XIII u. 342 S. II. XI u. 329 S. — H. H. Asquith, The Genesis of the war. London 1923, Cassell & Co. XI u. 304 S. Die deutsche Übersetzung von Grey (München 1926, Bruckmann) ist zuverlässig. Vor dem deutschen Asquith (München 1926, Verlag für Kulturpolitik) muß gewarnt werden.

Digitized by Google

sieht man jenseits des Ozeans den zwei umfänglichen Bänden der „intimate papers" gegenüber und übersieht, daß darin nicht ein ruhmrediger Sieger, sondern ein Unterlegener zu uns spricht, der Wilson und damit die eigene Politik gegen den amerikanischen Senat zu verteidigen sucht und den Rückzug der Vereinigten Staaten vom Völkerbunde unter Anklage stellt. Deutsche Objektivität wird daher geneigt sein, House von persönlicher Eitelkeit freizusprechen, so wenig im übrigen zu verkennen ist, daß in seiner unerschütterten Überzeugung von der Richtigkeit seiner Politik die allen amerikanischen Führern eigentümliche, durch die Berührung mit der alten Welt nur noch gesteigerte Überheblichkeit mitschwingt. Weit bedeutungsvoller erscheint dem Deutschen die Tatsache, daß nun auch in den Vereinigten Staaten die bereits durch Lansing angeschnittene Frage der amerikanischen Verantwortlichkeiten auf die Tagesordnung gestellt ist.

Für die Beantwortung dieser Frage und das Herausschälen des historischen Ertrages ist es allerdings unerläßlich, daß sich der Leser von dem Herausgeber Seymour, von seiner Rahmenerzählung und von seiner Führung gänzlich losmacht. Der anfängliche Verdacht, daß Seymour seine Texte hie und da „retouchiert" habe, wird sich wohl nicht aufrecht erhalten lassen. Um so mehr wird man auf die Lücken seines Materials achten müssen. Wilsons vertraute Briefe an House im Wortlaute mitzuteilen, ist ihm durch die Verwalter des Nachlasses des Präsidenten untersagt worden. Der erste Band enthält nur ein chronologisches Verzeichnis derselben. Aber auch Seymour bringt häufig weniger, als er bringen könnte. Über die Potsdamer Audienz des Colonel bei Kaiser Wilhelm II. vom 1. Juni 1914 druckt er das sehr ausführliche Tagebuch ab, während er den Bericht an Wilson bis auf ein Fragment unterdrückt. Gewiß ist das Tagebuch ein treuer Spiegel der Potsdamer Eindrücke, aber historisch wichtiger wäre es, zu wissen, was der Sendbote des Präsidenten diesem davon zu melden für gut befunden hat. Auch von dem Tagebuche erhalten wir nur Bruchstücke, die trotz der geschickten, die zeitliche Reihenfolge der Ereignisse durchbrechenden Gruppierung der Auszüge, keinen Zweifel daran lassen, daß dem Leser in den unveröffentlichten Teilen noch viele wesentliche Enthüllungen vorenthalten worden sind. Hat doch der Verlag noch in letzter Stunde Aufzeichnungen über Äußerungen König Georgs V., die in den Aushängebogen bereits gedruckt waren, der Rücksicht auf die Empfindlichkeit der englischen Leser opfern müssen. Das erste Geschäft des Lesers und Benutzers muß daher die chronologische Ordnung der Tagebucheinträge und Briefe sein. Daran hat sich die Einreihung der anderwärts gedruckten Akten, in erster Linie der Briefe und Berichte des Botschafters Page anzuschließen. Erst nach dieser Vorarbeit erschließt sich uns ein Einblick in die Geheimdiplomatie des Staates, der durch Wilsons Mund der Geheimdiplomatie der Welt den Krieg erklärt hatte.

Auch Akten enthüllen nicht ohne weiteres die letzten Absichten einer Regierung. Über Bismarcks politische Ziele vor 1866 und zwischen 1866 bis 1870 ist lange gestritten worden. Schon heute läßt sich sagen, daß das Geheimnis der amerikanischen Politik unter der Präsidentschaft Wilsons in den Akten des Staatsdepartements nicht zu finden ist. Ohne die ganz singuläre Spaltung der Exekutive in die zwei Personen Wilson und House und ohne die Tagebücher des Colonel wäre die historische Wissenschaft wohl immer auf Hypothesen angewiesen, während wir jetzt klarer sehen, als es sonst der Fall zu sein pflegt, und höchstens die Kontrolle durch Briefe und Aufzeichnungen Wilsons vermissen. Einzigartig sind schon

Digitized by Google

die Umſtände, unter denen ſich dieſe zwei Solokrebſe in einer auf der Plattform der Öffentlichkeit aufgebauten Demokratie gefunden haben. Als Sohn eines reichen Baumwollplantagenbeſitzers 1858 in Auſtin in Texas geboren, hat Houſe nach einer zerfahrenen Jugend mit ſehr leichtem Schulſack ſich frühzeitig für Politik intereſſiert wie ein Regiſſeur für ein Theater, deſſen Bühne er niemals ſelbſt betritt. Im Senat macht er die Beobachtung, daß gute Redner in der Regel keine Gedanken haben und denkende Senatoren keine Redner ſind. Über ein halbes Jahrhundert bleibt Houſe daher im Hintergrund, bis er in Wilſon (geb. 1856) den Mann findet, der ihm wahlverwandt durch den Katheder des Profeſſors ein mit ſeinen einſiedleriſchen Neigungen verträgliches Scheinverhältnis zur Öffentlichkeit gewonnen hat.

Als ſie am 24. November 1911 ſich zum erſtenmal begegnen, fühlen ſie ſich durch Gemeinſamkeiten und ergänzende Eigenſchaften ſofort mächtig angezogen. Houſe ſucht für ſeine politiſchen Gedanken einen Sprecher. Wilſon bedarf, um ſein dozierendes Katheberdaſein auch als Präſident fortſetzen zu können, eines Freundes, der ihm den Verkehr mit der Welt abnimmt. Schon vor der Wahl bewährt ſich Houſe als Schlepper, ja er beſorgt nach dem Attentat auf Rooſevelt einen handfeſten, mit allen Waffen vertrauten Texaner, der die Perſon Wilſons beſſer betreut, als die New-Yorker Geheimpolizei. Nach der Wahl wird Houſe Wilſons rechte Hand, der ſtille Teilhaber einer Regierung, in die er als Mitglied des Kabinetts oder als Botſchafter einzutreten verſchmäht. Als Graf Bernſtorff am 5. Mai 1914 den Beſuch des Colonel in Berlin anmeldete, geſchah es mit den Worten, daß Houſe in den Vereinigten Staaten als „the power behind the throne“ gelte. Bismarck hat gelegentlich Abeken ſeine Phraſengießkanne genannt. Die Verteilung der Rollen zwiſchen Wilſon und Houſe iſt doch etwas anderer Natur. Houſe wird für Wilſon das Buch des Lebens, das der ehemalige Profeſſor der Princeton Univerſität für ſeine Präſidentenvorleſungen benutzt. Denn Wilſons Gedanken und Entſchlüſſe wollen ausgelöſt werden, und er heißt den Freund auch als Geburtshelfer ſeines Willens willkommen. Wie er aber ſtets eines Anſtoßes bedarf, um den Übergang von der Theorie zur Praxis zu finden, ſo leiſtet er andererſeits als Führer der öffentlichen Meinung doch etwas, was Houſe nicht leiſten könnte, und es beweiſt nur die Selbſtändigkeit dieſer Leiſtung, daß ſie nicht immer den Ratſchlägen und Abſichten des aktiveren und praktiſcheren Freundes entſpricht.

Baker hat, als der Nimbus um Houſe bereits zerſtört war, von ihm geſagt, daß er niemals eine Sache durchdacht habe. Die allmähliche Entſtehung der Völkerbundidee ſcheint das zu beſtätigen, obwohl ſchon früh das Kennwort „covenant“ begegnet. Der Freund hat dem Freunde die Rolle des Primgeigers der Welt zugedacht. Der Zeit vor der Wahl entſtammt bereits der Plan eines finanziellen Truſtes der großen Mächte zur Erſchließung der Wüſteneien der Welt.[4])

4) 1, 246 zu Bernſtorff am 9. 5. 13. 1, 271 an Wilſon, London 26. 6. 14: I have suggested that America, England, France, Germany and the other money-lending and developing nations, have some sort of tentative understanding among themselves for the purpose of establishing a plan by which investors on the one hand may be encouraged to lend money at reasonable rates and to develop, under favourable terms, the waste places of the earth, and on the other hand to bring about conditions by which such loans may be reasonably safe. I suggested that each of these countries should tell its people that in future usurious interest and concessions which involve the undoing of weak and debtinvolved countrie would no longer be countenanced; that the same rule must hereafter prevail in such investments as is now maintained in all civilized lands in regard to private loans. Vgl. 1, 245 zu 22. 1. 1913: under-

Digitized by Google

Nur gelegentlich erfährt man, daß unter der „waste place of the earth", deren „development" Houſe am Herzen liegt, nicht etwa die Sahara oder die Wüſte Gobi, ſondern Länder wie China oder Perſien zu verſtehen ſind. Es kann daher nicht befremden, wenn ſeit dem Zuſammenbruche von 1918 im Deutſchen Reiche und in Öſterreich kräftig „developiert" wird. An die Generalidee dieſer Urzelle des Völkerbundes ſchließt ſich ein Zuſatz, der ſie Wilſon ſchmackhaft machen ſoll. Jener imperialiſtiſche Finanztruſt ſoll die waste places und ihre mitleidswürdigen Bewohner nicht ausbeuten, ſondern beglücken. Der Primgeiger hat für fair play zu ſorgen.

Soweit reicht die Weltkenntnis des Colonel doch, daß er bemerkt, was ſeiner Lieblingsidee, die aus den reißenden Wölfen von Wallſtreet ſanfte Lämmer machen möchte, im Wege ſteht. Bevor an die Aufrichtung ſeines Covenant gedacht werden kann, müſſen die Spannungen zwiſchen den europäiſchen Mächten beſeitigt werden. Um die europäiſchen Brandherde und die Gegenſätze zwiſchen Rußland und Öſterreich-Ungarn kümmert ſich Houſe nicht. Der Weltfriede, den ſein Truſt vorausſetzt, hängt von dem friedlichen Einvernehmen Englands und Deutſchlands ab. Seine erſte europäiſche Miſſion im Sommer 1913 nimmt ſichtlich die Frage der Zölle des Panamakanals nur zum Vorwand, um in London nach dieſer Richtung einen Fühler auszuſtrecken. Seymour hat ſeinen Zettelkaſten an dieſer Stelle abſichtlich in heilloſe Verwirrung gebracht,[5]) um das zu verhüllen. Die Fortſetzung der Zollverhandlungen in Waſhington durch Greys Sekretär William Tyrell verrät jedoch, daß Tyrell über die Pläne des Colonel ſchon vollſtändig im Bilde iſt und nach den Weiſungen des britiſchen Außenminiſters handelt. Auch der Botſchafter in London Page hatte den Ehrgeiz, Wilſon zum Primgeiger zu machen, aber er hielt jeden Vermittlungsverſuch für ausſichtslos, weil der Geſichtskreis der europäiſchen Staatsmänner nicht weiter reiche als ihre Eiferſucht, und forderte Houſe auf, einen Weltplan auszuarbeiten,[6]) den der Präſident als Heiland unſeres Planeten perſönlich nach Europa bringen ſollte. Houſe erſcheint es dagegen wie eine Beſtätigung der Richtigkeit ſeines Anſatzes zum Covenant, als Tyrell am 2. Dezember 1913 ſeine Abrüſtungsvorſchläge lebhaft begrüßt und ihm den Vorſchlag macht, zuerſt Kaiſer Wilhelm aufzuſuchen, um ihn für Einſchränkung von Flotte und Heer zu gewinnen.

Sowohl die guten Ratſchläge, die Tyrell Houſe auf den Weg gibt, als auch das Erbieten, ihm die engliſch-deutſchen Akten über die Miſſion Haldane 1912 vorzulegen, ſchließen jeden Zweifel aus, daß Grey bereits im Juli 1913 die Dispoſition ſeines neuen amerikaniſchen Freundes benützt hat, um die Vereinigten Staaten in neue Verhandlungen über ein Flottenabkommen mit Deutſchland hineinzuziehen und durch den amerikaniſchen Mittler auf Deutſchland einen Druck auszuüben. Auch die Inſinuation, daß Tirpitz der Stein des Anſtoßes ſein werde, und der faſt buchſtäblich befolgte Rat, Houſe in Berlin als die Macht hinter dem Throne ankündigen zu laſſen, beſtätigen dieſe Annahme. Houſe hat es an Page ſpäter getadelt, daß er in der Londoner Atmoſphäre, ganz zum Engländer geworden,

standing between Great Britain, United States and Germany in regard to the Monroe doctrine. Damals denkt Houſe daran, das development Südamerikas durch Deutſchland „in a legitimate way" zu leiten.

5) 1, 201 und 248, 206 und 249 fg. gehören zuſammen.

6) Page an Houſe 28. 8. 13, Hendrick, Page 1, 271.

Digitized by Google

zu wenig amerikaniſch denke. Daß ſchon ſein erſter europäiſcher Fühler ihn ſelbſt zu einem Werkzeuge der britiſchen Politik gemacht hat, iſt ihm dabei nicht zum Bewußtſein gekommen. In überraſchender Weiſe wiederholen ſich Vorgänge von 1869 und 1870. Damals hat Lord Clarendon die Rolle von Houſe, Napoleon III. die Rolle von Grey geſpielt, als der Kaiſer der Franzoſen die Abrüſtungsvorſchläge des engliſchen Premierminiſters ſich zu eigen machte. 1869 ſuchte franzöſiſche Staatskunſt in England einen brillanten Sekundanten zu gewinnen. 1913 hakt britiſche Staatskunſt bei den Vereinigten Staaten ein. Ähnlichkeit und Unterſchied ſpringen in die Augen. 1869 hat es Napoleon darauf abgeſehen, England ſchließlich ſeiner Tripleentente mit Öſterreich-Ungarn und Italien anzugliedern. 1913 zielt Grey auf Verlängerung des Dreiverbandes mit Frankreich und Rußland durch die Vereinigten Staaten. Der Aktionsradius iſt 1914 weltweiter und größer geworden, um ſo kleiner ſind im Vergleich die Perſonen. Denn 1870 hat Bismarcks Adlerauge ſofort erkannt, was im Werke war, als er dem Vater Bernſtorffs in London am 25. März kurz und bündig auseinanderſetzte: „man wünſcht in Frankreich nur die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der eigenen aggreſſiven Kriegsbereitſchaft auf Preußen zu ſchieben, und England läßt ſich herbei, dieſen Intentionen uns gegenüber Vorſchub zu leiſten."

Die Zuſammenhänge von 1869/70 ſind erſt in dieſem Frühjahr durch die dreibändige Aktenpublikation über die Rheinpolitik Napoleon III. entſchleiert worden.[7]) Um ſo dankbarer dürfen wir im Hinblick auf die Schuldlüge von Verſailles Seymour-Houſe für ihre der angelſächſiſchen Welt wohl weniger willkommenen Enthüllungen ſein. Die Herausgeber der engliſchen Vorkriegsakten werden ſich damit auseinanderzuſetzen haben. Die mündlichen Juliverhandlungen von 1913 zwiſchen Grey und Houſe haben im Foreign Office wohl keine Spuren hinterlaſſen. Über die November-Dezember-Verhandlungen in Waſhington hat Tyrell zweifellos an Grey berichtet. Wie wir Tyrell auf die Denunziation von Tirpitz feſtnageln können, gehen wir wohl auch nicht fehl, wenn wir auch das hartnäckige amerikaniſche Vorurteil, daß der deutſche Militarismus die Spannung und den Kriegsausbruch verſchuldet habe, in erſter Linie auf engliſche Suggeſtion zurückführen. Die Wirkungen dieſer Suggeſtion müſſen ſich in amerikaniſchen Zeitungen und Zeitſchriften nachweiſen und zeitlich fixieren laſſen.[8]) So viel ſteht heute ſchon feſt, daß man in Deutſchland 1914 keine Ahnung gehabt hat, wie tief eingewurzelt jenes Vorurteil in Nordamerika bereits geweſen iſt. Es hat Page wie Houſe und durch ſie Wilſon für die Einflüſterungen eines Grey und Tyrell ſo empfänglich geſtimmt, daß ſie zu einer neutralen Auffaſſung der Weltlage von vornherein gar nicht mehr imſtande geweſen ſind.

7) H. Oncken, Die Rheinpolitik Kaiſer Napoleons III. von 1863—1870 und der Urſprung des Krieges von 1870/71. Nach den Staatsakten von Öſterreich, Preußen und den ſüddeutſchen Mittelſtaaten. Stuttgart 1926, Deutſche Verlagsanſtalt. 3, 234, 259 fg., 299, 323. Vgl. auch K. Rheindorf. Die engliſch-preußiſchen Verhandlungen über eine Abrüſtung im Frühjahr 1870. Archiv für Politik und Geſchichte, Mai 1925. 3, 442—482. An „old Bismarck" denkt auch Page am 24. 2. 14 an Houſe (Hendrick 1, 284). „You know I sometimes fear some sort of repetition of that experience" (daß B. den Abrüſtungsplan marching against France bei Seite geſchoben habe).

8) Die ausgezeichnete Studie von Friedrich Schönemann (Die Kunſt der Maſſenbeeinfluſſung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Stuttgart 1924, Deutſche Verlagsanſtalt) beantwortet die Frage nicht, weiſt aber ihrem künftigem Bearbeiter die Wege.

Digitized by Google

Der Verlauf der ersten internationalen Mission des Colonel hat die deutsche Öffentlichkeit einen Augenblick beschäftigt. Verständlich wird sie erst durch die hier in Kürze erzählte Vorgeschichte.[9]) Bezeichnend ist schon, wie House sich vorbereitet. Am 1. Januar 1914 befragt er den Austauschprofessor Benjamin Ide Wheeler, am 9. April den Botschaftsrat Irwin Laughlin, der drei Jahre erster Sekretär bei der Berliner Botschaft gewesen ist. Wheeler hält es nicht für ausgeschlossen, daß House bei Kaiser Wilhelm Erfolg haben wird, wenn er auch in Tirpitz ein Hindernis sieht. Laughlin prophezeit, daß Deutschland sich auf eine Rüstungspause nicht einlassen wird, gibt aber schließlich zu, daß ein Versuch gemacht werden sollte. Von einem Studium der Rüstungspolitik der europäischen Mächte ist nichts zu bemerken, wohl aber vergewissert sich House am 16. April 1914 in einer Unterredung mit General Wood, daß die Flanke der Vereinigten Staaten gegen Japan durch die Befestigungen von Manila, Hawaii und die bevorstehende Vollendung des Panamakanals gedeckt ist, sodaß der Vorstoß nach Europa riskiert werden kann. Auf der Überfahrt studiert House an Fürst Münster deutsche Rückständigkeit, während ein Neffe des Generalstabschef Graf Moltke vor der ersten Bekanntschaft mit Deutschland das erstaunliche Prädikat erhält, vielleicht der einzige deutsche Edelmann zu sein, der die Dinge so wie Wilson-House ansehe. Man darf sich daher nicht wundern, daß ein einziges Gespräch mit Jagow und Tirpitz genügt, beiden ohne Unterscheidung Fähigkeit ersten Ranges abzusprechen. Schon am 29. Mai 1914 steht es ihm fest, daß nur der Präsident die furchtbare Gefahr des Militarismus, der sich sogar in dem Andrang zu den Schießbuden auf dem Berliner Rummelplatz offenbart, beschwören kann. „Wenn England einverstanden ist — schreibt er am 29. an Wilson — werden Frankreich und Rußland Deutschland und Österreich-Ungarn einkreisen. England wünscht Deutschland nicht ganz zu vernichten, weil es dann mit seinem alten Feinde Rußland allein zu tun hätte. Wenn aber Deutschland auf ständiger Vermehrung seiner Flotte besteht, wird England keine Wahl haben." Von seinem Gespräche mit Tirpitz ist doch so viel hängen geblieben, daß er eine deutlichere Anschauung der eingekeilten Lage Deutschlands gewonnen hat, die es mit Vernichtung bedrohe, wenn England die Macht Frankreichs und Rußlands verstärke. House geht aber, bevor er wieder englischen Boden betreten hat, so weit, in Deutschlands Festhalten an seinem Flottenprogramm einen Kriegsgrund für England zu sehen. Ein Flottenabkommen zwischen England und Deutschland ist nicht nur der Ansatz zu seinem Finanztrust der großen Mächte. Es ist vor allem die einzige Bürgschaft für die Erhaltung des Weltfriedens. Obwohl von einer solchen Verständigung bis zu englisch-deutscher Freundschaft noch ein weiter Weg ist, schließt House dieses diplomatische Selbstporträt mit der Betrachtung, daß es für die Vereinigten Staaten doch auch nicht vorteilhaft wäre, wenn England und Deutschland zu intim würden.

Den Reichskanzler hat House 1914 wegen des Ablebens der Gemahlin Bethmann-Hollwegs nicht zu sehen bekommen. Dafür wird ihm am 1. Juni ausgiebige Gelegenheit zu einer Aussprache mit dem Kaiser gegeben. Um dem Freunde Wilsons eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen, wird House mit

9) G. v. Jagow, England und der Kriegsausbruch. (Eine Auseinandersetzung mit Lord Grey.) Berlin 1925, Verlag für Kulturpolitik, 82 S., ist leider vor den „intimate papers" erschienen. Vgl. ebenda 25 ff.

Digitized by Google

Gerard zu dem Schrippenfeſt, der alljährlichen Bewirtung des Lehrinfanteriebataillons nach ſeiner Beſichtigung, eingeladen, obwohl ſein vom Gouverneur von Texas verliehener Coloneltitel ſo wenig wie der deutſche Generaldirektor einen militäriſchen Rang bezeichnet. Nach dem Frühſtück, das ihn mit Falkenhayn und einem ſächſiſchen General in Berührung bringt, empfängt ihn der Kaiſer auf der Terraſſe des Schloſſes in Potsdam, außer Gehörweite von Gerard und Unterſtaatsſekretär Zimmermann, in längerer Audienz. Bismarck würde vielleicht auf die amerikaniſchen Sicherungen gegen Japan hingewieſen haben, um die Notwendigkeit der militäriſchen Sicherungen des deutſchen Reiches gegen die von Oſten und Weſten drohenden Gefahren zu begründen. Der Kaiſer begnügt ſich mit Ausführungen über Deutſchlands Lage unter ſtarker Betonung ſeiner Intereſſengemeinſchaft mit England und den Vereinigten Staaten. Er begrüßt daher Wilſons Mittlererbieten, weiſt aber Houſe auf die Frage nach dem Endziel des deutſchen Flottenprogramms darauf hin, daß dieſes ja öffentlich feſtgelegt ſei und nicht überſchritten werden ſolle. Die Audienz ſchließt mit der Abrede, daß Houſe dem Kaiſer durch Zimmermann mitteilen ſoll, ob und wie der Faden neuer Verhandlungen in ſeinem nächſten Reiſeziel London aufgenommen worden iſt.

Page hat nach ſeiner Einſtellung aus dem, was Houſe ihm in London erzählte, geſchloſſen, daß die Miſſion, wie zu erwarten war, geſcheitert ſei. Houſe hat zu Eingang eines Pariſer Briefes an Wilſon[10]), in dem wir offenbar den vorenthaltenen Bericht an den Präſidenten zu ſehen haben, mit betontem Optimismus im Gegenteil verſichert, daß er den erwähnten Erfolg gehabt hätte. Mag das auch auf den Briefempfänger berechnet ſein, ſo kann es doch nicht das Gegenteil ſeiner damaligen Überzeugung ausdrücken, weil er hinzuſetzt, daß er darauf gefaßt iſt, in London auf größere Schwierigkeiten zu ſtoßen. So wie er ſich damals die Sache dachte, hoffte er noch vor der Nordlandreiſe des Kaiſers und vor der eigenen Rückkehr nach Amerika eine zum Weiterſpinnen des Fadens ermutigende engliſche Antwort nach Berlin oder Kiel überbringen zu können. Um ſo auffallender iſt, daß er ſich eine ganze Woche mit ſeiner Frau, ſeiner ſtändigen Reiſebegleiterin, in Paris aufhält. Auch ohne die franzöſiſche Kabinettskriſis hätte er ſich als geheimer Mittler zwiſchen Deutſchland und England damals des Verkehrs mit franzöſiſchen Staatsmännern enthalten müſſen. Das hält ihn aber nicht ab, ſowohl in ſeiner erſten Unterredung mit Grey am 17. Juni und in einem Brief an Wilſon am gleichen Tage als auch in ſeinem Briefe an den Kaiſer vom 7. Juli 1914 keck zu verſichern, die franzöſiſchen Staatsmänner dächten nicht an Revanche und hätten den Gedanken an die Rückgewinnung Elſaß-Lothringens aufgegeben. In London am 9. Juni angekommen, bemerkt er nicht einmal, daß Page ihm ſeine Freude über den Potsdamer Erfolg nur vorheuchelt. Es entgeht ihm daher auch völlig, daß er Grey augenblicklich nichts weniger als gelegen kommt. Am 23. Mai 1914 hatte der engliſche Außenminiſter die erſten diplomatiſchen Schritte zu einem engliſch-ruſſiſchen Marineabkommen getan, das, militäriſch wertlos, lediglich eine neue politiſche Bindung bedeutete.[11]) Als Houſe in London eintrifft,

10) 1, 264 in Seymours Erzählung zitiert.

11) Benckendorff an Saſanow 23. Mai und 11. Juni 1914 bei F. Stieve, Der diplomatiſche Schriftwechſel Iswolskis 1911—1914. Berlin 1924, Deutſche Verlagsgeſellſchaft für Politik und Geſchichte, 4. 117. 133. A. v. Tirpitz, Politiſche Dokumente. Stuttgart-Berlin 1924, Cotta. Seite 426 ff.

Digitized by Google

ist der Entwurf der Marinekonvention nicht nur unter Dach, sondern bereits durchgesickert und die Ursache einer hochnotpeinlichen Interpellation im Unterhause. In diesem Augenblicke Churchills Vorschlag eines naval holiday der deutschen Regierung halbamtlich durch House unterbreiten zu lassen, verbietet sich von selbst. So lebhaft Grey im Dezember 1913 die amerikanische Mittlerschaft gewünscht hat, so bleibt ihm jetzt nichts anderes übrig, als House hinzuhalten, bis das Attentat von Serajewo ihm gestattet, die amerikanische Zündschnur fallen zu lassen. Man vermißt auch da vollständigen Abdruck der Tagebuchnotizen, doch genügt das Mitgeteilte, vor allem die Briefe an Wilson, um erkennen zu lassen, wie House von seinen englischen Freunden recht eigentlich zum Besten gehalten wird. Je mehr sich Grey in der Frage einer deutsch-englischen Verständigung auf Redensarten beschränkt, desto eifriger geht das englische Kabinett auf die Idee des Finanztrust ein, und Tyrell fordert House geradezu auf, einen Entwurf seines Covenant auszuarbeiten. Schon am 17. Juni hatte Grey einen Begriff von der Americana simplicitas des Colonel erhalten, als dieser ihm allen Ernstes vorschlug, Deutschland zur Belohnung für seine Nachgiebigkeit in der Abrüstungsfrage an dem „development" Persiens teilnehmen zu lassen. Jeder politisch denkende Kopf würde dem Weltverbesserer schonend zu Gemüte geführt haben, daß Verlängerung der Reibungsflächen von Bagdad nach Teheran mit seinen löblichen Absichten nicht recht vereinbar sei. Grey durfte seine Belehrung der Fassungskraft seines Schülers anpassen, indem er auf die Gefährlichkeit seines Vorschlages bei dem aggressiven Charakter der Deutschen hinwies. Es kann daher dem britischen Außenminister nicht schwer fallen, noch vor Serajewo House zu überzeugen, daß sein weiterer Vorschlag einer gemeinsamen Reise nach Kiel aus Rücksicht auf Frankreich und Rußland unausführbar sei. Nach dem 29. Juni aber ist Greys Vertrauen auf die Zündschnur von Serajewo so groß, daß er jetzt nicht mehr vor der Lüge zurückschreckt, er hätte mit dem deutschen Botschafter Lichnowsky über die Mission House gesprochen und ihm unmittelbare Aufträge an den Kaiser für seine Reise nach Kiel mitgegeben.[12]) So kann House dem Kaiser in dem verabredeten Bericht vom 7. Juli nicht mehr als seine Pariser und Londoner Eindrücke mitteilen, die von der Wirklichkeit der Dinge weiter entfernt waren, als die neue von der alten Welt. Mit der Abreise des Colonels am 21. Juli 1914 war seine Mission ohne die geringste Aussicht auf Fortsetzung erledigt. Von deutscher Seite konnte ihm nicht mehr als Kenntnisnahme des Berichtes vom 7. Juli bescheinigt werden.[13])

Man darf begierig sein, wie sich England mit der neuen Kunde auseinandersetzt. Asquith hat in seinen überaus oberflächlichen Erinnerungen sich ganz an Hendricks Buch über Page halten dürfen, ohne von sich aus einen neuen Zug hinzuzufügen. Grey entblödete sich nicht, zu sagen, daß House erst nach Kriegs-

12) 1, 278 (an Wilson 3. 7. 14): He also told Page that he had a long talk with the German Ambassador here in regard to the matter and that he had sent messages by him directly to the Kaiser. „Der 'long talk' am 24. Juni drehte sich um die „Gerüchte über ein angebliches englisch-russisches Marineabkommen". Zwischen dem 24. Juni und dem 3. Juli hat keine weitere Unterredung Lichnowskys mit Grey stattgefunden. Der nächste Bericht ist vom 6. 7. 14, vgl. Deutsche Dokumente zum Kriegsausbruch 1, 6 ff., 40 ff.

13) Zimmermann hat dem vom 1. 8. 14 datierten Entwurf der Empfangsbestätigung am 3., ohne das Datum zu ändern (!), Worte des Bedauerns über den Ausbruch des Weltkrieges hinzugefügt, auch ein Zeichen der Kopflosigkeit im Auswärtigen Amt in jenen Tagen.

Digitized by Google

ausbruch nach England gekommen ſei.[14]) Da er ſich in ſeinen Memoiren ſonſt mit Houſe viel beſchäftigt, iſt die Entſchuldigung, daß auch ſein Gedächtnis mit Blindheit geſchlagen ſei, ausgeſchloſſen. Er wird daher, wenn er ſich die „intimate papers" vorleſen läßt, dem amerikaniſchen Freunde, mit dem er ſich 1913 bis 1916 ſo gut verſtanden hat, von Herzen gram ſein, daß er nicht nur das Geheimnis der amerikaniſchen Politik, ſondern auch ſein eigenes Geheimnis enthüllt hat.

Für die Wochen vor Ausbruch des Krieges und für ſeinen Auftakt ſind die „intimate papers" ſehr mager. Obwohl Houſe nur Zuſchauer geweſen iſt, möchte man wiſſen, mit welchen Empfindungen er die Vorgänge in Europa Tag für Tag verfolgt hat. Der Umſtand, daß Wilſons Frau am 6. Auguſt ſtarb und Houſe die amerikaniſche Hitze nicht vertragen konnte, hat bewirkt, daß ſich die Freunde erſt am 30. Auguſt auf Wilſons Sommerſitz in Corniſh geſprochen haben, als das Unheil längſt ſeinen Lauf genommen hatte. In einem Briefe vom 31. Juli ſpricht Houſe noch die ſchwache Hoffnung aus, daß ſich Frankreich und Rußland durch England, Öſterreich-Ungarn durch Deutſchland zurückhalten laſſen, wenn er ſich auch nicht verhehlt, daß Rußland nach den Erfahrungen in der bosniſchen Kriſis nicht wieder zurückweichen werde.[15]) Am 1. Auguſt fürchtet er, daß Deutſchland aus Nervoſität, um die Vorteile ſeiner Schlagfertigkeit nicht einzubüßen, vorzeitig losſchlagen wird. In dem brieflichen Gedankenaustauſch der nächſten Wochen tritt die Beſorgnis des Colonel hervor, daß Staatsſekretär Bryan, der ſein Amt als Lohn für ſeine Verdienſte um Wilſons Wahl erhalten hat, aber in der diplomatiſchen Welt nicht für voll genommen wird, Dummheiten machen könnte. Am 22. Auguſt aber ſchlägt Houſe bereits das Thema an, das von da an ſeinen Verkehr mit Wilſon beherrſcht und in ſeinen Variationen das Weſen beider Freunde reſtlos erſchließt. Über die Kriegsurſache ſind ſie nicht ganz einig. Houſe erinnert ſich der Worte des Kaiſers, daß Deutſchland auf dem Wege von der früheren Armut zum Reichtum im höchſten Maße friedebedürftig ſei, und macht nur den deutſchen Militarismus für den Ausbruch des Krieges verantwortlich. Wilſon ſpricht ſein Schuldig über das ganze deutſche Volk aus und zeigt ſich von der Kriegspſychoſe ſchon derart ergriffen, daß er der deutſchen Philoſophie vorwirft, ſelbſtſüchtig zu ſein und der Geiſtigkeit zu ermangeln (selfish and lacking in spirituality). Am 22. Auguſt beunruhigt Houſe noch der Gedanke an die mögliche Vorherrſchaft Rußlands auf dem europäiſchen Kontinent., aber ſchon damals ſteht es für ihn und für Wilſon feſt, daß Deutſchland den Krieg nicht gewinnen darf. Der Pazifiziſt Wilſon ſieht mit Schrecken voraus, daß der Militarismus durch einen deutſchen Sieg auch den Vereinigten Staaten aufgezwungen würde. Houſe meint im Gegenteil, daß die Union jetzt den Bau einer militäriſchen Maſchine größten Ausmaßes in Angriff nehmen müſſe. Wiederholt iſt er im Laufe der nächſten Jahre darauf zurückgekommen, daß Kriegsbereitſchaft der Vereinigten

14) Grey 2, 119: He came to London in the early weeks of the war as President Wilsons friend and confident. Vgl. jedoch 1, 323: Earlier in the summer colonel House had been in London, and I had seen him then.

15) 1, 284. Mit teramiſcher Sachkenntnis verlegt Houſe die Kriſis von 1909 in das Jahr 1912: Russia „has evidently been preparing for some decisive action since the Kaiser threw several hundred thousand German troops on his eastern frontier two years ago, thereby compelling Russia to relinquish the demands that she had made in regard to a settlement of Balkan matters". Man überſehe nicht, daß hier nicht ein politiſcher Kannegießer an einen Kollegen, ſondern Wilſons politiſches Orakel an das Oberhaupt einer Weltmacht ſchreibt!

Digitized by Google

Staaten 1914 entweder den Krieg verhindert oder sofort zugunsten der Entente entschieden hätte. Im November 1914 setzen seine Bemühungen ein, das Versäumte nachzuholen. Nicht ohne Mühe, mit geschicktester Benutzung der schwachen Seiten Wilsons, bringt er den Präsidenten zu dem Zugeständnis, daß die Kriegsindustrie unter staatliche Kontrolle gestellt, die Artillerie vermehrt und in der Stille der Rahmen für ein großes Heer nach schweizer Muster aufgestellt wird. Seymour verläßt zwar das Thema der amerikanischen Rüstungspolitik nach Lüftung dieses Zipfels, aber er hat auch da eine Frage angeschnitten, die nicht mehr zur Ruhe kommen wird. Wenn der deutsche parlamentarische Untersuchungsausschuß nicht immer hartnäckig auf falscher Fährte gesucht hätte, wüßten wir heute bereits aus den Berichten unserer Militär- und Marinebevollmächtigten mehr über die Entstehung der amerikanischen Wehrmacht, aber auch so läßt sich heute schon feststellen, daß das Eingreifen der Vereinigten Staaten in den Krieg noch später stattgefunden hätte, wenn die Improvisation von 1917 nicht bereits seit 1914 organisatorisch vorbereitet worden wäre.

Zuweilen hat House die Furcht angewandelt, daß Wilson zu dem Grundsatze Washingtons, sich in die Händel der alten Welt nicht einzumischen, zurückkehren könne. So empfänglich jedoch der Präsident für den Beifall ist, der seiner Neutralitätspolitik gezollt wird, so treibt ihn das heiße Verlangen nach dem Präsidium des Covenant auf der vor dem Kriege eingeschlagenen Bahn immer weiter. Auf die englandfreundliche Vermittlung der Vorkriegszeit folgt die ententefreundliche Vermittlung der Jahre 1914 bis 1916. Wie eine Fortsetzung der im Mai 1914 eingeleiteten Aktion die Vereinigten Staaten zu Teilnehmern an der politischen Einkreisung Deutschlands gemacht haben würde, so ergibt sich aus der waffenlosen Vermittlung seit Herbst 1914 der Zwang zur Bewaffnung und weiterhin zur Teilnahme am Kriege gegen Deutschland. Die Vorkriegspolitik setzt sich im Übergange von unneutraler Einstellung zum militärischen Eingreifen ebenso fort, wie die Einkreisungspolitik Eduards VII. und Greys in der militärischen Einkreisung. Eine vertrauliche Meldung des Botschafters Page vom 25. August 1914[16]) beleuchtet diese Wechselwirkung wie mit einem Scheinwerfer. Am Tage zuvor ist dem amerikanischen Marinebevollmächtigten Symington im britischen Admiralitätsamt eröffnet worden, daß England in seinem verzweifelten Daseinskampfe sich durch Rückschläge zu Land oder zur See genötigt sehen könnte, die Neutralität praktisch zu verbieten und allen Neutralen, die Vereinigten Staaten nicht ausgenommen, den Krieg zu erklären, wenn sie mit Deutschland weiter Handel trieben. Von Page deswegen zur Rede gestellt, erklärt Grey, er und nicht die Admiralität sei Sprecher der Regierung, und diese habe nie an derartiges gedacht. Page unterläßt es denn auch auf Bitten Greys, den Bericht Symingtons nach Washington zu schicken, aber er hält es doch für seine Pflicht, dem Präsidenten den Vorgang zu melden, weil er eine Warnung sei vor Möglichkeiten, die im Falle einer Weltpanik, beispielsweise nach dem Falle von Paris, eintreten könnten. Der englische Militarismus im Dienste Greys widerlegt noch drastischer als Greys Eingehen auf die amerikanischen Vermittlungsversuche die bisherige deutsche Annahme, daß England Amerikas Teilnahme am Kriege an sich unwillkommen gewesen sei. Das trifft bis zu einem gewissen Grade nur auf die letzte Phase

16) Hendrick, Page 3, 155—157.

Digitized by Google

des Krieges zu, als der U-Bootkrieg dem britischen Stolze die Rolle des Hilfeflehenden aufzwang, während von Greys Amtszeit und von den Anfängen des Kriegskabinetts Lloyd Georges jetzt feststeht, daß die britische Staatskunst kein Mittel unversucht gelassen hat, die Vereinigten Staaten in den Weltkrieg hineinzuziehen.

Wilsons erstes allgemeines Erbieten zur Friedensvermittlung unter Berufung auf die Haager Konvention ist nicht nach dem Sinne seines Freundes gewesen. House beginnt seine Mittlertätigkeit am 5. September 1914 mit einem von Wilson gebilligten Briefe an Zimmermann, worin er die Frage aufwirft, ob nicht der Kaiser nach der glänzenden Schaustellung der deutschen Waffenmacht für eine Friedensaktion zu haben sei, für die er sich als Mittler empfiehlt. Bevor eine Antwort aus Berlin da sein kann, macht er einen Versuch, Bernstorff und den englischen Botschafter Cecil Spring Rice zu einer Aussprache zu bewegen. Der Engländer lehnt rundweg ab. Bernstorff wäre nicht abgeneigt zu kommen, obwohl der Vorschlag des Colonel nach seinen eigenen Worten gegen allen diplomatischen Brauch verstößt. House schließt daraus nicht mit Unrecht, daß Bernstorff auch eine stärkere Dosis schlucken wird, und schlägt als Präliminarien zu einem Friedensgespräch Räumung und Entschädigung Belgiens und Einschränkung der Rüstungen vor. Räumung Belgiens war nicht denkbar ohne Räumung Nordfrankreichs, und die Forderung, abzurüsten, hätte sich an alle kriegführenden Mächte, in erster Linie an Rußland und Frankreich, richten müssen, die in ihrer Rüstungspolitik vor dem Kriege am weitesten gegangen waren. Als Bernstorff, statt höflich, aber bestimmt hieran zu erinnern, damals schon zur Kapitulation bereit, die Annahme jener Präliminarien in Berlin in ziemlich sichere Aussicht stellt, bringt House sie zur Kenntnis Greys. Dieser aber läßt ihm sofort eröffnen, er würde sich freuen, ihn in London begrüßen zu können. Drei Tage läßt Grey dem amerikanischen Freunde Vorsprung, Wilson für die neue europäische Mission zu gewinnen. Dann folgen die Vorbehalte. Grey hat nur für seine Person gesprochen. Das Kabinett ist nicht eingeweiht. Frankreich und Rußland in Kenntnis zu setzen, wäre verfrüht. House müsse sich auf den Umschlag der Stimmung gegen die Vereinigten Staaten in England gefaßt machen. Spring Rice aber hütet sich, natürlich auf Weisung des Foreign Office, die Botschafter Frankreichs und Rußlands über die bevorstehende Reise des Colonel zu unterrichten. Kurz, England tut alles, Wilson-House anzulocken und doch vor der Welt zu verleugnen, um die Vereinigten Staaten allein die Verantwortung für die Mission tragen zu lassen.

Seymour hat wohl absichtlich nicht verraten, wann House die Antwort Zimmermanns vom 3. Dezember erhalten hat, aus der er schon ersehen mußte, daß Bernstorff eigene Politik gemacht hatte. Eine bestimmte Ablehnung der Präliminarien war ihr allerdings nicht zu entnehmen, weil diese in Berlin, selbst wenn Bernstorff darüber berichtet hatte, noch nicht zu amtlicher Kenntnis gelangt waren. Ob sich aber House jetzt noch durch eine abschlägige Antwort Zimmermanns hätte abhalten lassen, darf bezweifelt werden. Wenn es auch zu keiner Vermittlung kam, so konnte doch eine europäische Erkundungsreise seine Politik fördern und vor allem Wilson dahin bringen, wo er ihn haben wollte. Schwerer verständlich wäre Wilsons Einwilligung, wenn nicht verzehrender Ehrgeiz seine Glaubensseligkeit hinreichend erklärte. Es ist von Kaiser Wilhelm gehässig gesagt worden, er habe es nicht abwarten können, in der Lohengrinuniform der Garde du Corps

Digitized by Google

durch den Arc de triomphe in Paris einzureiten. Mit größerem Rechte darf man von Wilson sagen, daß er vor Sehnsucht verging, sich von dem „George Washington" als Triumphator nach dem europäischen Kontinent tragen zu lassen. Sein Abschied von House am 25. Januar 1915 gestaltet sich zu einer sentimentalen Szene, an deren Echtheit zu zweifeln kein Grund vorliegt, weil sie so ganz amerikanisch und zugleich so ganz persönlich gefärbt ist. Schon vorher hat der Präsident seinem Freunde durch Anweisung von 4000 Dollar einen Stein vom Herzen genommen, weil House nur mit Sorgen an die Kosten dieser Reise denken konnte, nachdem er bisher alle seine diplomatischen Reisen aus eigener Tasche bestritten hatte. Jetzt beim Abschied mag Wilson auch an die Fährlichkeiten einer Reise denken, die auf der munitionsgeschwängerten Lusitania erfolgen soll. Mit nassen Augen dankt er dem Freunde für alles, was er für ihn getan hat und zu tun im Begriff steht. Als House ihn an ihre erste Begegnung vor dreieinhalb Jahren erinnert, kommt es zu einem Liebesduett, dessen Puccini'sche Süßigkeit der kühle Rechner House noch bei der Niederschrift tief empfunden haben muß. „Wir haben uns immer gekannt", sagt Wilson, „denn wir wollten und dachten stets das gleiche." — „Mein Leben lang" — antwortet House — „habe ich den Mann gesucht, mit dem ich ausführen könnte, was ich so tief im Herzen trug, und ich wollte schon verzweifeln und mein Leben für verfehlt halten, als du hineintratest und meine Sehnsucht erfülltest." — Es hört sich wie ein Orchesternachspiel an, daß Wilson den Freund zum Fahrkartenschalter und auf den Bahnsteig begleitet, um dem Abfahrenden noch nachwinken zu können. Kein Zweifel, daß der Präsident damals schon gehofft hat, der selbstloseste und klügste der Freunde werde ihm als Reiseandenken die Einladung Europas mitbringen.

In London wird House nicht wie ein Mittler, sondern wie ein Verbündeter empfangen. Grey weiht ihn in seine Sorgen und Hoffnungen ein. Am 9. Februar läßt er es noch dahingestellt, ob Italien und Rumänien sich der Entente anschließen werden. Am 13. Februar teilt er House mit, was die englische Regierung über eine bevorstehende Offensive Deutschlands gegen Rußland erfahren hat. Am gleichen Tage spricht er von dem Plan des Salonikiunternehmens, am 20. Februar von der Forcierung der Dardanellen. Die Präliminarien, von denen inzwischen Zimmermann die Entschädigung Belgiens ausdrücklich abgelehnt hat, werden beiseite geschoben. Am 18. Februar erklärt Grey, daß England sie nur annehmen könne, wenn Rußland und Frankreich erledigt und Ägypten und andere britische Territorien vom Feinde besetzt wären. Jeden Tag tauchen neue Bedingungen auf. Am 20. Februar erfährt House, daß die Kapkolonie Kamerun und Deutschostafrika, Australien die Karolinen und Samoa nicht herauszugeben gedenken. Am 7. März spricht Grey die Vermutung aus, daß Frankreich auf Elsaß-Lothringen bestehe, während Rußland sich wohl mit Konstantinopel und den Meerengen zufrieden geben werde. Ehe er sich dessen versieht, ist House der Mitspieler eines Intriguenspiels. Um Wilsons Ungeduld zu beschwichtigen, hat er am 15. Februar gemeldet, daß er für eine Abrüstungskonferenz aller Neutralen und Kriegführenden arbeite, der Wilson als Einberufer präsidieren solle, während der Krieg seinen Fortgang nimmt.[17]) Am 23. Februar muß er sich nach diesem

17) Von House in der Folge second convention genannt zum Unterschied von der first convention des Friedenswerkes.

Digitized by Google

Attentat auf die Leichtgläubigkeit des Präſidenten gegen den Vorwurf Wilſons rechtfertigen, daß er dem Anſcheine nach zu nachgiebig gegen engliſche Wünſche ſei. Am 10. Februar läßt er ſich von Grey und Tyrell den Friedensköder der Freiheit der Meere aufſchwatzen, um ihn in Deutſchland auch dann noch mit nachhaltigem Erfolge zu verwerten, nachdem er ſich ſelbſt längſt überzeugt hat, daß die Engländer gar nicht daran denken, jetzt oder künftig die Aufgabe der Flotte auf Seeſchlachten, die Verhütung von Landungen und das Offenhalten der Häfen zu beſchränken.[18]) Nicht Houſe, ſondern Asquith und Grey beſtimmen den Termin ſeiner Abreiſe nach Berlin. Am 18. Februar überzeugen ſie ihn, daß erſt das Ende der erwarteten deutſchen Oſtoffenſive abgewartet werden ſolle, am 7. März ſagen ſie ihm: Jetzt iſt es Zeit. Kein Wunder, daß er im März in Paris von Vermittlung überhaupt nicht zu ſprechen wagt, während er in Berlin über Allgemeinheiten nicht hinauskommt. Der einzige greifbare Vorſchlag Greys iſt nach dem Pariſer und Berliner Abſtecher des Colonel[19]) Ende Mai die Zumutung an die Vereinigten Staaten, Deutſchland zum Verzicht auf den U-Bootkrieg gegen Handelsſchiffe und auf den Gebrauch von Giftgaſen zu bewegen, wogegen England Lebensmittel nach neutralen Häfen paſſieren laſſen will. Damit habe dann Wilſon alles zur Verhütung eines Krieges zwiſchen den Vereinigten Staaten und Deutſchland getan.

Man hat angeſichts dieſer eigenartigen Verwendung des Kontos der 4000 Dollars den Eindruck, daß eine Kataſtrophe der Freundſchaft zwiſchen Wilſon und Houſe nahe bevorſteht. Die Botaniſiertrommel, die Houſe als Reiſeandenken zurückbringt, iſt allerdings bis zum Rande gefüllt. Wir finden darin die ganze politiſche Flora Englands von Georg V. bis zu Lord Northcliffe, Delcaſſé und Poincaré, Bethmann-Hollweg mit ſeinem Stab und Rathenau, aber das Deckblatt der Einladung Wilſons nach Europa fehlt darin. Wenn der Bruch von 1919 nicht bereits vier Jahre früher erfolgt iſt, ſo hat das Houſe nur der am 7. Mai 1915 erfolgten Verſenkung der Luſitania[20]) zu verdanken gehabt. Vor dem Vorwurf, daß er Wilſons Erwartungen nicht erfüllt habe, iſt er jetzt ſicher. Der Covenant muß jetzt hinter näherliegenden Entſcheidungen zurücktreten. „Wir können nicht länger neutrale Zuſchauer bleiben" telegraphiert Houſe am 9. Mai an den Präſidenten. „Unſere Haltung in dieſer Kriſis entſcheidet über unſere Rolle nach Friedensſchluß und unſeren Einfluß auf ein der Menſchheit dauernden Segen bringendes Abkommen. Wir ſind das Zünglein der Wage, und über unſeren Rang unter den Völkern entſcheidet die Menſchheit." Daß der Präſident zunächſt den Notenkrieg vorzieht, iſt doch, ſo ſehr Houſe die verſäumte Gelegenheit beklagt, ein weiterer Schritt zur Kriegserklärung. Als Houſe am 21. Juni 1915 zurückkehrt, iſt er überzeugt, daß ſeine nächſte europäiſche Miſſion, wenn ſie nötig werden ſollte, erfolgreicher ſein wird.

18) Auf das tragikomiſche Kapitel der „freedom of the seas" werden die „Verantwortlichkeiten" noch zurückkommen.

19) Auch Nizza und Biarritz, wo er die Botſchafter in Rom und Madrid traf, wurden beſucht.

20) Barnes (The Genesis of the world war. New-York 1926) auf den wir zurückkommen, beweiſt nach einem Referat der Kölniſchen Zeitung vom 13. 7. 26 Nr. 512, daß „die Luſitania ein bewaffneter britiſcher Hilfskreuzer war, der auf der Liſte der britiſchen Reſerve-Kriegsſchiffe ſtand und auf ſeiner letzten Fahrt ſechs Millionen Pfund Munition trug."

Digitized by Google

Wie es zu dieser gekommen ist und welchen Verlauf sie nahm, läßt sich kürzer zusammenfassen. Am 1. Oktober 1915 hatte Gerard aus Berlin geschrieben: „Es scheint, daß Deutschland den Krieg gewinnen wird."[21]) So sehr House überzeugt ist, daß der stärkere Trust schließlich die Oberhand über den schwächeren behalten wird, so fürchtet er nach seinen Berliner Eindrücken doch auch, daß ein siegreiches Deutschland für die Munitionslieferungen der Vereinigten Staaten an die Entente Vergeltung üben könnte. Er unterbreitet daher dem Präsidenten vor dem 11. Oktober — Seymour verschweigt das Datum — den Plan zu einer neuen Mission, die in ihrer Eindeutigkeit keine Meinungsverschiedenheit zwischen den Freunden zuläßt. House soll danach das Minimum der Friedensbedingungen der Entente feststellen und die Alliierten dazu bereden, daß sie sich die Mittlerschaft Wilsons gefallen lassen. Im Besitze ihrer Einwilligung wird Wilson die kriegführenden Mächte zu einer Konferenz einladen, auf der jene Bedingungen als Präliminarien vorgelegt werden. Weigert sich Deutschland, sie anzunehmen, so treten die Vereinigten Staaten auf die Seite der Entente und erklären an Deutschland den Krieg. Wilson ist zunächst doch stutzig geworden, als er dies las, um den Freund schließlich gewähren zu lassen. Am 5. Januar 1916 betritt House aufs neue den Boden Englands, Ende Januar ist er in Berlin, in der ersten Februarwoche in Paris, um am 25. Februar nach nochmaligem Aufenthalt in London in Falmouth wieder an Bord zu gehen. Das Ergebnis ist diesmal eine von Grey am 22. Februar 1916 schriftlich fixierte Abrede, die dem Plane des Colonel genau entspricht. Aus diesem Schriftstücke und aus dem Tagebuche erfahren wir, daß die Präliminarien die territorialen Forderungen der 14 Punkte, d. h. die Verstümmelung der deutschen West- und Ostgrenze, bereits enthalten hätten. Was House noch nicht mitbringt, ist die Einwilligung der Entente zu der Einleitung der Pseudofriedensaktion des Präsidenten. In Paris, aber auch in London will man vor dem Ausgang des Kriegsjahres 1916 und vor dem erwarteten Beitritt Rumäniens sich noch nicht an das Minimum der Präliminarien binden. Man sagt sich doch auch, daß die ganze Intrigue eigentlich überflüssig ist, wenn Deutschland sich zum unbeschränkten U-Bootkrieg gezwungen sieht und dadurch ohnedies die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten herbeiführt. Allein auch Wilson bereitet seinem Freunde wieder eine Enttäuschung, als er in dem Memorandum Grey-House dem Versprechen der Vereinigten Staaten, nach gescheiterter Konferenz an Deutschland den Krieg zu erklären, das Wort „wahrscheinlich" („probably") hinzufügt, so daß Grey nicht so, wie er wünschte, mit diesem Dokumente wuchern kann.

Da ist denn die Deutsche Reichsregierung durch die Friedensaktion vom 12. Dezember 1916 wiederum dem Kriegswillen von House zu Hilfe gekommen. Aus sehr berechtigtem Mißtrauen gegen Wilson hatte sie sich nicht entschließen

21) 2, 79 fg. Auf den Tagebucheintrag über die Vorlage des Plans (2, 84) folgt unmittelbar ein Eintrag vom 11. Oktober über ein Gespräch mit Frank Polk. „I told him something of the plan I had outlined to the President". Man beachte das Festhalten des amerikanischen Jargons selbst im Tagebuch. „I am looking at the matter from the American viewpoint and also from the broader viewpoint of humanity in general. I will not do for the United States to let the Allies go down and leave Germany the dominant military factor in the world. We would certainly be the next object of attack, and the Monroe Doctrine (in Südamerika, vgl. oben S. 214 Anm. 4) would be less indeed than a scrap of paper."

Digitized by Google

können, ihn als Mittler anzurufen. Nur für die Anregung von Friedensgeſprächen wollte Bethmann-Hollweg die guten Dienſte des Präſidenten in Anſpruch nehmen. Die Friedensaktion aber zwang Wilſon am 18. Dezember 1916, auch ohne formelle Aufforderung der Entente, genau nach dem Rezepte von Houſe vorzugehen.[22]) Obwohl die Bedingungen der Entente vom 30. Dezember 1916 über die Präliminarien bereits ſo weit hinausgingen, wie das Verſailler Diktat über die 14 Punkte, ſpendete der Präſident in der Senatsbotſchaft vom 23. Januar 1917 der Entente das Lob, durch die Bekanntgabe ihrer Kriegsziele und durch ihre Zuſtimmung zu einem Völkerbunde den erſten Schritt zum Frieden getan zu haben. Die Bedingungen, die ihm Bethmann-Hollweg vertraulich mitteilen ließ, würde er bei Weiterverfolgung dieſes Weges als unbefriedigend zenſiert haben, um ſchließlich als Mittler auf die Seite der Entente zu treten. Der U-Bootkrieg hat alſo nicht die Bedeutung, daß er die Vereinigten Staaten zum Kriege zwang. Der war längſt unterwegs und ſtand Ende Januar 1917 ſozuſagen vor der Türe. Deutſchland hat dadurch, daß es in ſeinem Daſeinskampfe zu der letzten Waffe griff, die es noch in Reſerve hatte, den Vereinigten Staaten lediglich das Stichwort und den Propagandaſtoff geliefert. Seymour rechnet mit Leſern, die das Geleſene ſchon wieder vergeſſen haben, wenn er deutſche Dummheit dafür verantwortlich macht, daß die „Friedensbemühungen" von Wilſon und Houſe geſcheitert ſind.

Über das Ende der politiſchen Freundſchaft zwiſchen Wilſon und Houſe wird dieſer ſich vielleicht auch noch vernehmen laſſen, nachdem Baker und White ſich damit befaßt haben. 1921 hat Houſe bereits mit Seymour unter dem Titel „what really happened at Paris"[23]) fünfzehn Vorleſungen herausgegeben, die im Winter 1920/21 von Mitgliedern der amerikaniſchen Delegation unter ſeiner Führung in Philadelphia gehalten worden waren. Von dem, was ſich in Paris wirklich zutrug, erfährt man daraus weniger als aus Lanſing und Bakers Dokumentenſammlung. Der Anhang, Fragen der Hörer und die Antworten der Redner, iſt lehrreicher als das ganze Buch. Es blieb den „intimate papers" vorbehalten, zu behaupten, daß Houſe wie Staatsſekretär Lanſing[24]) dem Präſidenten ſeine Europareiſe widerraten habe. Nach der bis 1917 vor Augen liegenden Politik des Colonel ſollte man das bezweifeln. Er wie Page haben den ſehnlichſten Wunſch Wilſons allezeit ſo gefliſſentlich genährt, daß es für den Bruch beider Männer weiter keiner Erklärung bedürfte, wenn Houſe tatſächlich unmittelbar vor der Abfahrt des „George Waſhington" Gegendampf geben ließ.

22) Die Tendenz Wilſons hatte ich 1925 richtig erkannt. (Die Politik Kaiſer Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges 35 ff.) Daß ſie die geplante Pſeudofriedensaktion fortſetzte, haben wir ſeitdem erſt durch Grey und Houſe erfahren.

23) The story of the peace conference 1918—1919 by American Delegates. Edited by Edward Mandell House, United States commissioner plenipotentiary, and Charles Seymour, litt. D. professor of history in Yale University. London, Hodder & Stoughton. XIII u. 528 S. Seymour war Berichterſtatter über die Liquidation Öſterreich-Ungarns.

24) Zu Lanſings Buch „The peace negotiations" (a personal narrative. Boston and New York 1921, Houghton Mifflin Co.) vgl. jetzt auch die in Deutſchland überſehene Schrift Robert Lanſings „The big four and others of the peace conference (London 1922, Hutchinſon), auf die neuerdings H. Wätjen aufmerkſam gemacht hat. Archiv für Politik und Geſchichte, 1926, S. 401—423. Der trockene Juriſt L. zeigt ſich darin des trockenen Tones ſatt.

Digitized by Google

Ein im Herbst 1918 erschienenes Buch von David Lawrence „the real colonel House", das House wegen seiner Kriegspolitik als den wahren Sieger feierte und Wilsons zweiter Frau unangenehm aufgefallen ist, würde dann den Bruch besiegelt haben, als Wilson, die Früchte der Politik seines Freundes erntend, nach seiner Landung in Cherbourg einen Triumph sondergleichen feierte. Nach White ist jedoch die Erkältung erst im März 1919 nach Wilsons zweiter Landung in Brest auf der Fahrt nach Paris zutage getreten, als der Präsident House zu verstehen gab, daß er mit seiner Vertretung während seiner Abwesenheit nicht zufrieden sei. Wilson wollte die Lorbeeren des Friedensbringers mit keinem teilen, um sie sich im Rat der großen Vier in seiner Hilflosigkeit von Clemenceau doch entreißen zu lassen.[25]) House ist bald nach jener Szene durch einen Sonderauftrag nach London kalt gestellt worden. Bei der Abreise am 28. Juni 1919 haben sich die beiden Freunde, die allezeit das gleiche dachten und wollten, zum letztenmal getroffen. Wilson mußte seinen Kampf um den Friedensvertrag mit dem Senat allein ausfechten. Noch einmal ist House hilfsbereit an ihn herangetreten, als er zusammengebrochen darniederlag. House würde, wenn Wilson ihn gehört hätte, geraten haben, dem Senat die Annahme oder Verwerfung des Versailler Friedens und des Völkerbundes anheimzustellen, im Falle der Verwerfung aber abzudanken. Daß er den Bruch damit nur aufs Neue besiegelt haben würde, scheint ihm nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein.

Gerade dadurch aber wird uns verständlicher, wie er sich über die Rechtfertigung seiner Politik durch die „intimate papers" so täuschen konnte. Die erstaunliche Naivität dieser Politik des einflußreichsten aller Amateurdiplomaten wird seinen Landsleuten wohl weniger auffallen als dem Europäer. Um so lebhafter empfinden sie, daß Washingtons Rat durch Wilson und House mehr als je zuvor in unverantwortlicher Weise in den Wind geschlagen worden ist. Vor dem Weltkriege war die Weltwirtschaft eine Präzisionsuhr, nach Keynes Worten ein künstliches Machwerk, aber welche Uhr wäre nicht künstlich. Heute ist sie eine ruinierte Maschine, die kümmerlich zusammengeflickt auch das business bestenfalls zu einem Inflationsbusineß macht. Die sogenannte Kriegsschuld ist ein politischer, kein wissenschaftlicher Begriff, aber für die üble Zurichtung unseres Planeten sind Wilson und House nicht an letzter Stelle mitverantwortlich. Den ganzen Umfang ihrer amerikanischen Verantwortlichkeit wird freilich erst eine spätere Zeit übersehen. Schon heute aber steht fest, daß sie nicht zu den Führern, sondern zu den Irrlichtern der Menschheit zählen. Unter den Aposteln des ewigen Friedens begegnen uns reine Idealisten. Daß die Ideologen Wilson und House nicht zu ihnen gerechnet werden dürfen, verbietet schon die imperialistische Urzelle des Völkerbundes. Man versteht es, daß sie an Clemenceau scheitern mußten, weil sein imperialistischer Völkerbund ehrlicher war und, auf das Prinzip der Militärmacht gegründet, die täuschende Drapierung mit dem schweren Mantel der Gerechtigkeit weniger zu fürchten hatte. Versailles hat daher Widersprüche in dem Wesen der amerikanischen Weltverbesserer enthüllt, die wir in den „intimate papers" jetzt bis in die Anfänge des Präsidenten zurückverfolgen können.

25) Man beachte bei White 388 die fast symbolische Straßenaufnahme von Lloyd George, Clemenceau und Wilson, wie Clemenceau den Präsidenten untergefaßt hat, und wie dieser der Suggestion des von Clemenceau mit der Rechten ausgestreckten Stockes folgt.

Digitized by Google

Auch für das Kapitel der deutſchen Verantwortlichkeiten erſchließen ſich durch die Bereicherung unſeres Wiſſens neue Geſichtspunkte. Wenn die Vereinigten Staaten 1914 vor Serajewo im Begriffe ſtanden, ſich an der politiſchen Einkreiſung Deutſchlands zu beteiligen, ſo folgt daraus, daß der Ausbruch des Krieges unleidlichen Druck nur noch verſtärken mußte. Das Gegebene war daher im Augenblicke alles zu vermeiden, was die politiſche in eine militäriſche Einkreiſung verwandeln konnte. Mit dem Ultimatum an Serbien ſetzten Zwangsläufigkeiten ein, die ſich nicht mehr aufhalten ließen. Ob und wie weit man in Berlin und Wien den ganzen Ernſt der Lage vor dem Ultimatum begriffen hat, iſt daher die eine Frage, an die ſich die noch wichtigere Frage reiht, ob und wie nach Kriegsausbruch aus unſerer Lage die unausweichlichen Folgerungen gezogen worden ſind. Wenn jetzt feſtſteht, daß uns von vornherein das Diktat von Verſailles bedrohte, gegen das die amerikaniſchen Präliminarien und die 14 Punkte nicht aufkommen konnten, ſo iſt damit endgültig erwieſen, daß nur der Sieg uns vor dem Loos, das uns betroffen hat, bewahren konnte. Die führenden Amerikaner waren im allgemeinen überzeugt, daß der ſchwächere Truſt dem Truſt der größeren Welthälfte unterliegen müſſe. Admiral Fiſher hat verwandte Saiten bei Houſe berührt, als er den Kampf ſchwächerer Einheiten gegen ſtärkere Panzerſchiffe als zwecklos hinſtellte. Er hätte ſich auch auf Friedrich den Großen berufen können, der wiederholt geäußert hat, daß Gott bei den ſtärkeren Bataillonen ſei. Auf einem anderen Blatt des Buches der Erfahrungen ſteht aber, daß König Friedrich am Abend von Kunersdorf nur noch über 3000 Mann verfügte und trotzdem der Retter ſeines Staates geworden iſt. Auf dem nämlichen Blatte leſen wir auch, wie die ſchwächeren Schiffe Tegethoffs bei Liſſa die ſtärkeren Panzer Perſanos gerammt haben. Die deutſche Sache, und mit ihr Öſterreich-Ungarn, war von vornherein keineswegs verloren, wenn der Daſeinskampf allſeitig ſo aufgefaßt wurde, wie gleich im Auguſt 1914 im britiſchen Admiralitätsamt. Über das deutſche Friedensgeſchwätz hat man in London ſchon 1916 geſpottet.[26]) Die deutſche nachträgliche Jagd nach verſäumten Friedensmöglichkeiten war nicht minder lächerlich. Was uns wiederholt dem Frieden näher gebracht hat, ſind ausſchließlich die deutſchen Waffen geweſen. Die Geſtändniſſe des Colonel Houſe verweiſen die deutſchen Saboteure des Friedens endgültig in das Reich der Fabel. Die Verantwortung für den Ausgang des Krieges kann jetzt von den Saboteuren des Sieges nicht mehr abgeſchüttelt werden.

26) 2, 257 Page an Houſe 30. 5. 1916: „All this peace talk from Germany causes amusement here and is construed as a confession that Germans know they have lost the war." So ſchon 13½ Monate vor der Friedensreſolution des Reichstags!

Digitized by Google

Hyakinthos

Von

Brigitte Heilbron

I.

Blondeſtes Haar umtanzte die Reine der glätteſten Stirne,
Und unter ſchwärzeſten Braun, wie Torbögen ſchwingend errichtet,
Lagen im weiten Getal die herrlichen Meere der Augen.
Und das fröhliche, glückliche Spiel des Leibes verhüllte
Jugend mit noch ſo geringen Verſagens unendlicher Anmut.
O wie die Pinien höher die leuchtenden Kronen erhoben,
Und wie verzückter die Bläue des Himmels ſie ſanft überſchwebte,
Wie aus dem blinkenden Fels in den Schatten der ſtillen Platanen
Goldener rann des unſterblichen Quells wie ſo flüchtige Welle!

II.

Staunend ſah es Apollon. Vom Berge jauchzte ſein Atem,
Als er des Kindes hellwogenden Lauf in den Tälern erblickte.
Klingend ſprang er vom Silbergeſtade des ewigen Gipfels
Tiefer hinab von Geſtein zu Geſtein. An die bebende Wange
Schlug ihm das rauſchende Haar, und es ſangen die ſtrahlenden Lüfte,
Als ſie durchſchnitt des lauthallenden Brauſens geſchnellte Bewegung.
Rings wie von Donner erdröhnten die Maſſen des lichten Gebirges,
Wo das Gefels ſich kahler erhebt. In den milderen Tiefen
Trug den göttlichen Schall im Gezweige der ſäuſelnde Ölwald.

III.

Schwirren des Mittags und Wind des Gebirges erſchienen dem Knaben
Klangüberquellende Stille, and all das Getöne beſchwingte
Nur ſeinen leichten und lieblichen Lauf auf dem grafigen Boden
Felsüberlaſteten Tales. Da, noch mit ruhigem Herzen
Läſſig die Ecke umbiegend, aufhielt er plötzlich, wie ſchwankend,
Angeprallt von der Schöne des Gottes. In dunkelnder Weite
Starrte der Blick, und es irrte der Lippen aufzitternde Regung.
Kraftlos ſanken die leicht in die Seiten gebetteten Arme,
Und es neigte der Nacken ſich ſüß in rührendem Schauder.

IV.

Göttlich lachte Apollon. Sein Antlitz flammte vom Sprunge;
Tief aufatmend bebte die Bruſt, und die mächtigen Knie

Digitized by Google

Federten noch im gewandten Gelenk. Ein Licht ohne gleichen
Stürzte in glühendem Strom aus der Augen helljubelnder Tiefe.
Zärtlich ergriff er des Knaben hinhängende Hand; und er fühlte
Süßer das eigene Wesen im Blute des andern zerfließen,
Klarer das große Gesetz seiner Form in dem Wuchs dieses Leibes,
Adel der eigenen Seele im kindlichen Glanz dieses Blickes
Lieblicher stehn; und er fand seiner Schönheit den zarten Gefährten.

V.

Sanft sprach nun zum Knaben der Gott mit beseligter Stimme:
„Von des Berges strahlendem Rand her sah ich dich spielen,
Schöner, im Tal. Wie holddurchsichtigste Blumen der Frühe
Duftete mir deine Anmut; und wie unirdischer Flöte,
So entklang deiner Kehle der Ruf nach geendetem Sprunge.
Spiel ist hehrster Beruf des Schönen, und ernster als Arbeit,
Tief im Leibe versenkt, wie Frömmigkeit in der Seele.
Und ich kam, mit dir zu spielen, Geliebter, daß reiner
Noch dein Wesen erklinge, vom göttlichen Bilde geheiligt."

VI.

Zögernd glaubte der Knabe; und über die leicht ineinander
Ruhenden Hände der beiden hinzogen in fächelndem Fluge
Zwei braunrötliche Falter, und stiller wurde der Mittag.
Gott und Kind hinstreckten sich weit in den Schatten der Bäume,
Wo dem Quell wohltätige Kühle entstieg und den Blumen
Feinerer Duft. Des heiligen Spiels tief wesende Regeln
Lehrte Apollon im Wechselgespräch den erstaunten Gefährten.
Und er rühmte vor allem das Jetzt, dessen große Vollendung
Sei wie der reine Kristall. Im Jetzt nur wirke die Gottheit.

VII.

Dichter legte sich nun die Freundschaft um Stirne und Wangen
Dem vom Gotte Geliebten. Und als die heißeste Stunde
Schon ins Gebirge gestiegen, erprobten im Sprunge, im Wurfe,
In des altehrwürdigen Spiels überlieferter Reihe
Sie das eben im leichten Gespräch Erlernte. Verwundert
Sah das Kind die gewaltige Kraft seines göttlichen Freundes,
Wie sie die Schwere mit Lächeln besiegte. Doch schaute Apollon
Hellaufstrahlenden Blicks die zärtlich verschwiegene Holdheit,
Die in der kaum erwachten Gewandtheit des Knaben erblühte.

VIII.

„Nun der Diskos", sagte der Gott; und die schöne und feste,
Mächtig gebildete Hand griff rasch nach der goldenen Scheibe.
Wägend trat er zum Wurfe an, und plötzlich gespannter,
Schwang er sich stark um die eigene Achse, den Diskos gewaltig
Über die Schulter erhebend; und schnellte im heftigen Antrieb
Um die frühere Drehung zurück; und der lichte Metallkreis
Sprang, vom Federn des ganzen göttlichen Leibes geschleudert,
Hoch in den Himmel, verlor sich aufflimmernd im Blau, wie ein kleiner
Goldener Vogel in unabsehbaren Höhen verfliegend.

Digitized by Google

IX.

Jubelnd folgte der Blick des Knaben dem göttlichen Wurfe,
Und mit tönendem Ruf hineilend zum engeren Tale,
Wo überm nackten Gestein der Diskos im Blauen verschwebte,
Wartete er mit erglühendem Auge der Rückkehr vom Himmel,
Hob mit zarter Bewegung den Leib dem Kommen entgegen.
Blitzend schnitt durch die Lüfte die Scheibe, und dunkel erdröhnend
Traf sie den Fels. Schon wandte das Kind sich, die niedergefallne
Mit den Händen zu greifen, da prallte vom harten Gebirge
An die geneigte Stirn in verderblichem Sprunge der Diskos.

X.

Zitternd eilte Apollon hinan. Doch die kindlichen Glieder
Sanken schon überwältigt ins Gras. Von der weißesten Stirne
Stürzte die Fülle des dunkeln Bluts in gebrochene Augen,
Rieselte sacht die Schläfen hinab in das hangende Blondhaar.
Kniend griff der Gott nach den zarten Knöcheln der Hände,
Hob im Nacken das blutende Haupt. Doch schon ohne Leben
Fielen Gelenk und Muskel zurück. Ganz leicht und unmerklich
Flog von den Lippen noch Atem. Doch bald verklang auch die letzte
Kaum noch gespürte Bewegung, und schweigend ruhte der Knabe.

XI.

Im Gezweig der Zypresse sang süß ein Vogel; und tönend
Scholl vom Wipfel die Antwort. Mit leisem Klang überströmte
Das Gestein das Wasser des Quells; und im leichtesten Windhauch
Rauschte sanft das trockene Gras. Es zog die Libelle
Heimlich surrend dahin. So ertönte und regte sich stetig
Auch das mindeste Leben im stillen Nachmittag des Tales.
Doch im Grase, am Fuße des Felsens, lag reglos und tonlos,
Fremd und leer, ohne Sinn und Beziehung und Wesen und Antwort,
Mit der blutenden Stirn, vom Gotte bewacht, Hyakinthos.

XII.

Schweigend starrte Apollon. Sein Antlitz war wie die Berge,
Unbewegt und aufgereckt und zerklüftet, Landschaft des Schmerzes.
Doch als die ersten Schatten sich schon in die Täler ergossen
Und das vergehende Licht die Felsen sanfter bestrahlte,
Dröhnte das rot überglänzte Gebirg von dem Wehe des Gottes,
In unsäglicher Wildheit zertrat er das Gras, und die Hände
Schlugen die Brust, und er warf sich zu Boden und weinte und weinte,
Bis von dem höchsten Gezack die Gluten des Abends sich lösten
Und der Tiefe des Tals die dämmernden Nebel entstiegen.

XIII.

Schwer aufstöhnend erhob er die schlaffe Gestalt des Geliebten
In den kräftigen Armen und trug sie behutsam zur Quelle,
Wusch mit zärtlicher Hand das Blut aus dem ruhenden Antlitz
Und aus dem weichen Gelock und legte den schimmernden Leichnam
In das zitternde Gras und schloß ihm die lichtlosen Augen.
Staunend wie am Morgen des Tages sah er die schöne

Digitized by Google

Glückliche Bildung des Knaben im Dunkel der schwindenden Stunde.
Höher schien ihm, heiliger nun des Kindes Vollendung,
Und voll Ehrfurcht küßte er leis die verwundete Stirne.

XIV.

Schon erhob sich inmitten der Sterne der Mond. Und die Felsen
Bleichten in silbernem Weiß. Unendlich wurde der Himmel,
Wo Gestirn um Gestirn in mildem Glanze erblühte.
Und Apollon stieg hinauf mit gewaltigen Schritten
Durch die klingende Nacht, und Berge und Täler entschwanden
Seinem geweiteten Blick. Um den Gipfel hallte die Klarheit.
Still lag unten der Tote; der Mond umschien seine Hände;
Dunkler rann aus dem Fels in den Schatten der großen Platane
Trauernd des ewig unsterblichen Quells ach so sterbliche Welle.

Gott oder Gorilla

Von

J. von Uexküll

(Szene: An Bord eines großen Amerikadampfers, herrliches Sommerwetter. Frau Meister und Dr. Schlemihl lehnen an der Reling und blicken aufs Meer. Sie ist ein hübsches, lebhaftes Persönchen. Er verdankt seinen Spitznamen seiner überschlanken Gestalt, die fast keinen Schatten wirft. Seine Bewegungen sind ungelenk. Die weit auseinanderstehenden, nachdenklichen, blauen Augen haften beim Sprechen gern am Boden.)

„Sie reden immer von Gott", rief die junge Frau aus, „ich finde das ganz unpassend für einen Naturforscher, der die Seewürmer studiert. Wo in aller Welt hält sich dieser Gott verborgen?" Dabei schaute sie den jungen Gelehrten herausfordernd an.

„Sie haben ganz recht, meine Gnädige", erwiderte mit seiner leise singenden Stimme Schlemihl, „in der Welt der Seewürmer werden Sie vergeblich nach ihm suchen."

„Wenn er nicht einmal bei den Seewürmern ist, die ich ihm gerne überlasse, so hat er erst recht nichts bei uns Menschen zu schaffen."

„Das wollen wir doch näher untersuchen", begann angriffslustig Schlemihl. „Schauen Sie auf den blauen Teller des Meeres, in dessen Mitte wir uns befinden. Über seinem Rande erhebt sich die blaue Glasglocke des Himmelsgewölbes. Warum sollte Gott sich nicht hinter dieser Glasglocke befinden?"

„Weil es gar kein Himmelsgewölbe gibt", sagte wegwerfend Frau Meister. „Wir sind, wie jedes Kind weiß, ringsum vom endlosen Raum umgeben."

„Woher kommt es dann, daß wir ein Himmelsgewölbe sehen, wenn es nicht da ist?" beharrte Schlemihl. „Es grenzt doch das Sichtbare, den Raum mit seinem Inhalte, deutlich gegen das Raumlose, Unsichtbare ab. Ich frage nochmals,

Digitized by Google

warum sollte Gott nicht in dem unsichtbaren Raumlosen jenseit des Himmelsgewölbes leben?"

„Das ist zu stark", ereiferte sich Frau Meister. „Wir wissen doch, daß unsere Erde nur ein Punkt ist im unendlichen All, gefesselt an unsere Sonne, die wieder an andere Sonnen gebunden ist, und so fort bis zu den fernsten Fixsternen, von denen das Licht Tausende von Jahren braucht, um bis zu uns zu gelangen."

„Warum sagen Sie, wir wissen das?" seufzte Schlemihl. „Sagen Sie doch lieber, wir denken uns das so, oder besser, es ist heute noch Mode, so zu denken. Was wir wissen, ist nur, daß unser menschliches Auge ein festes Himmelsgewölbe sieht, an dem die Gestirne entlang ziehen. Wenn wir das Auge eines Seewurmes hätten, das nicht wie das menschliche Auge Millionen von Orten am Himmelsgewölbe unterscheiden kann, sondern nur ein paar hundert, dann wäre der Himmel ein so grobes Mosaik, daß sich die Gestirne gar nicht auf ihm abzeichnen könnten. Selbst der Mond und die Sonne würden sich nur als ein unsicherer heller Schein vom Himmelsgewölbe abheben, das uns auf einige Meter nahe gerückt wäre."

„Damit beweisen Sie gerade das, was ich meine", warf Frau Meister erfreut dazwischen, „daß die Welt, die wir sehen, eine subjektive Täuschung ist, und daß die Welt, die die Astronomen erforscht haben, die wirkliche Welt ist, die von keiner Mode abhängt."

„Ach", sagte Schlemihl, „ich muß Sie wieder enttäuschen, die Welt, an die Sie noch glauben, ist bereits aus der Mode gekommen, nachdem Einstein nachgewiesen hat, daß sie eine subjektive Täuschung war."

Frau Meister: „Ich habe wohl einiges über Einsteins Lehre gehört, mir aber nichts darunter vorstellen können."

Schlemihl: „Das ist es ja. Einstein hat gezeigt, daß jede Vorstellung, die wir uns von der Welt machen, notwendig eine Täuschung sein muß. Vorstellen bedeutet nichts anderes, als daß ein Subjekt vorhanden ist, das etwas — in diesem Falle die Sternenwelt — vor sich hinstellt. Für die Gestalt, die das Vorgestellte annimmt, sind die Eigenschaften des Subjektes allein ausschlaggebend. Auch Kopernikus stellte sich die Welt vor, er dachte sich aber dabei im Gegensatz zu seinen Vorgängern in die Sonne. Wäre er auf der Erde geblieben, so würde sich die Sonne weiter um die Erde gedreht haben.

Wer hat nun objektiv recht, der Mann, der mit seiner Anschauung auf der Erde steht, oder der sich mit seiner Vorstellung auf der Sonne befindet? Wir können uns nach Belieben au jeden Stern versetzen, immer werden sich die anderen Sterne um uns drehen. Das Subjekt bildet immer den Mittelpunkt dieser sonderbaren Sternmaschinerie, aus der es sich garnicht hinaus versetzen kann, und die sich darum von jeder bekannten Maschine unterscheidet. Das ist aber noch gar nicht das Schlimmste. Ein jedes Subjekt hat seine Zeit, die sich aus einer Reihe von Momenten zusammensetzt. Was in einem Moment geschieht, das geschieht gleichzeitig. Denken wir uns das Subjekt ganz weg, was wird dann aus der Zeit im Weltall? Die Gleichzeitigkeit, die nur am Subjekt hängt, geht verloren, und damit löst sich der geordnete Gang der Gestirne in ein unübersehbares Chaos auf. Jede Vorstellung ist dadurch unmöglich geworden.

Wir können uns grundsätzlich eine vom Subjekt unabhängige Welt garnicht vorstellen, denn ohne Orte und Momente, die das Subjekt der Welt liefert, fehlt ihr das innere Gerüst, das zu ihrem Aufbau nötig ist. Orte und Momente besitzt

Digitized by Google

nur unsere subjektive Anschauungswelt. In ihr sind sie unverrückbar fest angeordnet. Wie man sie dagegen in einer jenseit der Anschauung liegenden Vorstellungswelt anordnen will, das bleibt der Mode überlassen.

Die modernen Physiker helfen sich, indem sie an Stelle der Vorstellung mathematische Formeln einführen. Das erlaubt ihnen, die Zeit als eine weitere Dimension des Raumes zu behandeln und von einem die Gestalt wechselnden, vierdimensionalen Etwas zu sprechen, das an Stelle der astronomischen Vorstellungswelt zu treten habe. Ohne Zeit und Raum geht es aber auch bei ihnen nicht. Wenn die Physiker diese beiden Welterbauer auch nicht mehr als Vorstellungen benutzen, zum Denken und Rechnen bleiben sie ihnen doch unentbehrlich.

Nein, nein, da bleibe ich lieber hübsch zu Hause in meiner Anschauungswelt, mit meinen Orten und Momenten und meinem Himmelsgewölbe, hinter dem Raum und Zeit aufhören. Und nun frage ich zum dritten Male, warum sollte dort in Raum- und Zeitlosigkeit nicht Gott leben können?"

Frau Meister: „Ich werde Ihnen auf diese lächerliche und gänzlich unnütze Frage nicht antworten, solange Sie sich in Ihrer Anschauungswelt verstecken und gar kein Auge dafür haben, daß der winzige Ausschnitt der Welt, den Sie zufällig erblicken, gar nicht das Weltall sein kann."

Schlemihl: „Ich denke ja gar nicht daran, zu behaupten, daß meine subjektive Anschauungswelt die einzige vorhandene Welt sei. Ich bin im Gegenteil davon überzeugt, daß alle Lebewesen — allen voran Sie selbst, gnädige Frau — eine eigene und zwar sehr schöne Welt besitzen. Ich behaupte nur, daß die subjektiven Anschauungswelten die einzig wirklichen Welten sind und nicht die vielbewunderte objektive Vorstellungswelt des Physikers, die nur ein verwässerter und trüber Abguß seiner starken, tönereichen und vielfarbigen Anschauungswelt ist."

Frau Meister: „Ich beuge mich Ihrer Autorität, wenn Sie behaupten, der wirkliche Raum sei nur in der Anschauungswelt zu finden. Ich leugne aber, daß sie die wirkliche Welt sei. Sie ist im Gegenteil nur eine Welt des Scheines, die durch Sinnestäuschung hervorgerufen wird. Daß dem so ist, ist leicht zu beweisen. Wenn ich mich einem Hause nähere, so wird es immer größer, und wenn ich mich von ihm entferne, so wird es immer kleiner, bis es schließlich ganz verschwindet. Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß das gleiche Haus bald groß, bald klein sein und zum Schluß ganz verloren gehen kann.

Der wirkliche Gegenstand bleibt unverändert in seiner Größe in der wirklichen Welt bestehen. Es wäre ja lächerlich zu behaupten, daß er zugleich groß und klein sein könnte, bloß weil ein Mensch ihn aus der Nähe, der andere ihn aus der Ferne betrachtet. Ça ne tient pas debout, wie der Franzose sagt."

Schlemihl machte ein Gesicht, wie wenn er die Nachricht vom Hinscheiden eines ganz nahen Verwandten erfahren habe. Dann sagte er in bedauerndem Tonfall: „Sie selbst geben also zu, daß das gleiche Haus zugleich nahe und ferne sein kann, wenn es von zwei verschiedenen Personen betrachtet wird. Warum soll es da nicht zugleich groß und klein sein können?"

„Weil nah und fern", erwiderte eifrig die kleine Frau, „Eigenschaften sind, die die Beziehung von Subjekt zum Gegenstand ausdrücken, während groß und klein rein objektive Eigenschaften des Gegenstandes sind."

Schlemihl gluckste leise: „Rein objektive Eigenschaften, wo gibt es denn solche? Alle Eigenschaften eines Objektes stellen immer nur Beziehungen zu

Digitized by Google

einem Subjekt dar. Ein Objekt ist groß oder klein, blau oder rot, hart oder weich, süß oder sauer doch bloß dann, wenn ein Subjekt zu ihm in Beziehung tritt und ihm diese Eigenschaften verleiht. Ich wenigstens kenne keine objektiven Eigenschaften, die nicht durch Hinausverlegen subjektiver, menschlicher Empfindungen entstanden wären."

„Dann leugnen Sie die ganze objektive Wirklichkeit?", fragte entgeistert Frau Meister.

„Ja, so paradox es klingt", sagte Schlemihl, „die Subjekte sind die einzige Wirklichkeit, die es gibt. Alle sogenannte objektive Wirklichkeit wird von den Subjekten geschaffen. Ein jeder Mensch schafft sich seine sichtbare, objektive Welt, die bis zum Himmelsbogen reicht. Welcher Art aber ist das Wesen, das sein Schaffensdrang hinaus jenseit des Himmelsbogens in das Reich des ewig Unsichtbaren verlegt?"

„Welch sonderbare Frage", sprach sinnend die junge Frau.

„Auf diese Frage", fuhr Schlemihl fort, „bin ich durch eines der gedankenreichsten Bücher gekommen, das wir besitzen. Ich meine Chamberlains „Mensch und Gott". In ihm weist Chamberlain nach, daß die geistige Organisation des Menschen im Gegensatz zu der der Tiere als Gegenpol zum eigenen Subjekt eines Gottes bedarf. Das anschauliche Durchdenken dieser These hat mich von der Richtigkeit dieser Lehre überzeugt. Die Seewürmer zeigen, wie Sie ganz richtig bemerkten, keine Andeutung eines Gottes in ihrer beschränkten Umwelt. Aber auch die höheren Tiere, wie Hunde oder Affen, lassen uns nicht vermuten, daß irgend etwas Jenseitiges für sie vorhanden ist. Dagegen haben uns die ältesten Gräberfunde darüber belehrt, daß die primitivsten Menschen an ein Weiterleben der Seele nach dem Tode glaubten. Platz für die Seelen bot in erster Linie das Unsichtbare hinter dem Himmelsgewölbe. Dort suchten sie auch die Gottheit. Die Griechen der ältesten Zeit sahen im Himmelsgewölbe selbst den allumfassenden Vater Zeus.

Hierdurch wird uns das Verhalten des natürlichen Menschen zu Gott verständlich. Der Mensch steht im Mittelpunkte seiner Welt, die ihrerseits gehalten und getragen ist von einer allumfassenden Einheit. Das ist die Gottheit, die die notwendige Ergänzung zur Mannigfaltigkeit der Natur bildet.

Die ursprünglich einheitliche Gottheit ging in ihrer Erhabenheit weit über das menschliche Fassungsvermögen hinaus. Sie trat später in den Hintergrund gegenüber den vermenschlichten Göttergestalten, die nunmehr die unsichtbare Welt jenseit des Himmelsgewölbes bevölkerten. Diese paßten sich dem Volkscharakter an. Die lebensfrohen Griechengötter entsprachen den Bewohnern des schönen Hellas, und die trunkfesten Genossen Odins spiegelten die Sitten unserer Vorfahren wieder. Das aus blauem Ortsmosaik aufgebaute Himmelsgewölbe war solide genug, um die Götter zu tragen, wie es auch später den leichten Füßen der Cherubime des christlichen Himmels als Boden diente."

„Nun, mit diesem Himmelsspuk haben die großen Astronomen gründlich aufgeräumt", lachte Frau Meister. „Der Himmel ist leer geworden, es ist dort oben kein Platz mehr für Götter."

„Keine Götter?", fragte Schlemihl erstaunt, „ist denn die Sternmaschine kein Gott? Über alle Begriffe groß und gewaltig, ohne Anfang und Ende geht sie ihren Gang, unbekümmert um das Stäubchen Mensch auf dem Staubkorn

Digitized by Google

Erde. Sie werden nicht leugnen können, daß dieser sonderbare Gott auch von den sogenannten Atheisten verehrt wird; es sei denn, daß sie die noch sonderbarere Formelgottheit Einsteins verehren."

„Kommen Sie mir zu Hilfe", rief die kleine Frau zwei Herren zu, die sich dem disputierenden Paare näherten, „Doktor Schlemihl will mich überzeugen, daß auch ich noch an Gott glaube, obgleich diese Kindertorheit längst hinter mir liegt."

„Sie werden bei meinem Freunde Rockhausen wenig Unterstützung finden. Er ist zwar nur ein praktischer Kaufmann. Aber er hat sich doch eine Meinung gebildet von den Dingen, die über und unter dem Himmel sind, die von der meinigen nicht allzusehr abweicht. Vielleicht gewinnen Sie aber an unserem berühmten Journalisten eine Stütze, wenn Sie ihn um seine Meinung befragen." Mit diesen Worten wandte sich Schlemihl an einen hohen glattrasierten Herrn, dessen ernstes Antlitz von tiefen Furchen durchzogen war und das einen starken Gegensatz bildete zu Rockhausens frischem, sonnverbranntem Gesicht, das ein blonder Vollbart umrahmte.

„Fragen Sie mich bitte nicht nach meiner Meinung", erwiderte der Journalist mit tiefernster Stimme. „Mein Beruf besteht darin, fremde Meinungen zu verbreiten, aber keine eigenen zu haben."

„Aber das ist ja gar nicht möglich", rief Frau Meister. „Jeder Mensch muß doch seine eigene Meinung haben."

„Haben Sie, gnädige Frau, jemals einen Zettelkleber in Berlin beobachtet, wenn er die Litfaßsäulen mit Zetteln vollklebt?" fragte der Journalist.

„Ja, gewiß, aber was soll das?"

„Glauben Sie, daß er sich für den Inhalt der Zettel interessiert, die er anklebt?"

„Wofür interessiert er sich denn sonst?"

„Für den Leim, nur für den Leim", sagte der Journalist mit Grabesstimme.

„Der Vergleich ist interessant", warf Schlemihl ein, „bitte fahren Sie fort."

„Das Publikum gleicht einer Litfaßsäule", dozierte der Journalist, „es schämt sich seiner geistigen und moralischen Blöße, wenn es nicht nach allen Seiten hin mit anständigen Meinungen beklebt ist. Unsere Aufgabe ist es, ihm jeden Gottestag von neuem diesen Liebesdienst zu erweisen. Besonders wenn ein fröhlicher Raubzug geplant wird, sei es gegen die Fürsten, sei es gegen die Agrarier oder gegen die Juden, immer müssen wir zur Stelle sein, um die gemeinen Beweggründe mit edlen Absichten zu bekleben. Glauben Sie, daß wir uns noch für den Inhalt irgendwelcher Meinungen interessieren können? Nein, nur für den Leim. Der Leim muß von Zeit zu Zeit erneuert werden, sonst pappt er nicht mehr. Welch großartiger Leim war z. B. das ‚Weltgewissen', er ist heute schon zu wässerig geworden. Ich fürchte ‚der Fortschritt der Menschheit' wird in Bälde auch nicht mehr ziehn, und wir werden uns rechtzeitig nach einem brauchbaren Ersatz umsehn müssen."

„Ausgezeichnet", lachte Schlemihl, „und weil es Litfaßsäulen mit verschiedener Oberfläche gibt, muß es so viele verschiedene Zeitungen geben, die mit verschiedenem politischem Leim arbeiten. Versuchen Sie es doch mal, meine Meinungen an die Litfaßsäulen zu kleben."

„Das ist nicht so einfach", sagte der Journalist. „Sie sind so entsetzlich unpopulär. Ich könnte Ihre Ansichten nur dadurch klebrig machen, wenn ich in der

Digitized by Google

Einleitung sagte, Sie wären die Schiffstreppe hinabgestürzt und hätten eine schwere Gehirnerschütterung erlitten, um solche Meinungen äußern zu können." Die Zuhörer brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Immerhin will ich es versuchen", fuhr der Journalist mit unerschütterlichem Ernst fort. „Also welchen Zweck hat Ihre Reise nach Amerika?"

„Ich will auf Gorillajagd gehen", antwortete ebenso ernst Schlemihl.

„Das heißt, Sie wollen sich in den Affenprozeß mischen. Gut! Was ist Ihre Ansicht über den Fundamentalismus?" Dabei zog der Journalist ein Notizbuch heraus, schrieb und las zu gleicher Zeit. „Der Fundamentalismus ist ausgekochter Blödsinn."

„Sie irren", erwiderte Schlemihl, „ich bin Fundamentalist."

Der Journalist strich das Geschriebene aus. „Auch gut, also der Fundamentalismus ist die einzig mögliche Grundlage für eine erleuchtete Weltanschauung und für eine gesunde Lebensführung."

„Das ist empörend", rief Frau Meister dazwischen, „wie können Sie im selben Atemzug zwei entgegengesetzte Meinungen aussprechen?"

„Warum nicht?" erwiderte geruhsam der Mann der Presse. „Es handelt sich ja um die Meinung von Doktor Schlemihl. Ich selbst weiß gar nicht, was Fundamentalismus bedeutet, interessiere mich auch keineswegs dafür."

„Um den Fundamentalismus zu verstehen", begann Schlemihl in seiner umständlichen Art, „muß man mit den Absichten meines leider allzufrüh verstorbenen Freundes Bryan vertraut sein. Wie er den Alkohol als Gift für den Körper bekämpft hat, bekämpfte er auch den Materialismus, dieses Gift für die menschlichen Seelen. Nachdem Darwin den Gorilla zum Ahnherrn der Menschheit gemacht hatte, aus dem wir uns durch planlose Variation entwickelt haben sollen, war jede Spur eines göttlichen Einflusses auf die Menschheit verloren gegangen. Statt eines gütigen Vaters residiert jetzt eine sinnlose Sternmaschine über dem Himmel. Und nun komme ich auf den Punkt zu sprechen, bei dem mich die beiden Herren im Gespräch mit Frau Meister unterbrochen haben. Es ist nämlich für den einzelnen Menschen nicht gleichgültig, ob ein moralisches oder amoralisches Prinzip die Welt beherrscht. Einmal kommt auch für den eingefleischtesten Atheisten der Tag, an dem er sich mit dem Weltregiment auseinandersetzen muß. Findet er dann anstatt eines Geistes, der, über den Subjekten stehend, ihn selbst und seine Mitmenschen erzeugt hat, und der zugleich durch das Gewissen zu ihm spricht, nichts als eine leblose Maschine, die all seiner Herzensnöte spottet, so beginnt diese Maschine ein satanisches Leben zu gewinnen. Eine scheußliche Fratze grinst ihm entgegen. Das ist, was Bryan als Gorilla bezeichnet hat. Die Allmacht ist in die Hände eines affenähnlichen Scheusals geraten.

Durch den Einfluß der Gorillamaschine hat sich die Welt der modernen Menschen von Grund aus geändert. Nicht nur die leblosen Dinge, sondern auch alle Lebewesen sind zu Mechanismen, d. h. zu Spielbällen des Gorillagottes geworden. Die Menschen erwartet das gleiche Schicksal. Was erweckt auf Erden noch wirklichen Gehorsam? Das ist die Wirtschaft, d. h. das maschinelle Ineinandergreifen der Warenerzeugung und des Warenaustausches. Am deutlichsten wird diese Tatsache, wenn man einen Blick auf die Kolonien wirft. Der ausgezeichnete Arzt-Missionar Schweitzer gibt uns eine eindringliche Schilderung aus Westafrika, wie überall die Kultur von der Wirtschaft verdrängt wird.

Digitized by Google

Anstatt in den Negerdörfern durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse das Leben der Eingeborenen zu heben, werden die wehrlosen Leute zusammengetrieben, die als Holzfäller und Flößer dienen müssen, um der internationalen Industrie das nötige Hartholz zu liefern. Der Lohn wird ihnen in Alkohol ausgezahlt, der sie zu willenlosen Sklaven macht. Dabei gehen ganze Negervölker zugrunde. Die Wirtschaft fordert eben diese Hekatomben an Menschenglück und Menschenleben, und sie werden ihr ganz selbstverständlich gebracht, weil es keine höhere Instanz auf Erden und im Himmel gibt als den Gorilla.

Gegen diesen aus Europa eingeführten Dämon der Industrie liegt der Märtyrer Ghandi in Indien in einem aussichtslosen Verzweiflungskampf. In Amerika und Europa tritt der Gorilla nicht so unverhüllt nackt auf, sondern hat sich in ein ‚soziales' Gewand geworfen, was seiner Herrschaft aber keinen Abbruch tut. Die Staatsmänner aller Länder sind völlig machtlos ihm gegenüber, weil keiner ihn an seiner Ursprungsstätte anzugreifen wagte, nämlich im Himmel. Da kam Bryan. Er erkannte mit seinem Adlerblick, daß die ganze Welt sich in eine Maschinenhölle verwandeln müsse, wenn die Macht der Gottmaschine nicht gebrochen würde. Darum wollte er der Welt ein neues Fundament geben, indem er in den Himmel wieder einen liebenden Vater setzte an Stelle des ekelhaften Gorilla. Man vergesse nicht, daß Amerika das Land der Quäker ist, der einzigen Religionsgemeinschaft, die glorreich das Christentum betätigt hat. Es würde ein Volk, dessen Bürger sich als Brüder fühlen wie die Quäker, ohne Zweifel zu einem wirklichen Kulturvolk werden. Dazu ist es aber nötig, daß der Staat auf den Schulen die Lehre von der göttlichen Allmacht der Maschine verbietet, welche die Jugend dazu verführt, auch ihre Mitbürger für bloße Maschinen zu halten, denen gegenüber die Anwendung moralischer Grundsätze nur eine lächerliche Heuchelei wäre. Deshalb bin ich Fundamentalist geworden."

Schlemihl hatte, ohne die Stimme zu erheben, in gleichmäßig singendem Tone gesprochen, und nur die leichte Rötung seiner Wangen verriet, wie stark seine innere Anteilnahme war.

Es folgte ein längeres nachdenkliches Schweigen von seiten der Zuhörer, das durch Frau Meister unterbrochen wurde. „Sie sind wirklich ein Verführer, Doktor Schlemihl, aber so leicht gebe ich mich nicht für besiegt. Ich werde Ihnen den Geheimrat zuführen, der ist ein stärkerer Gegner als ich." Damit entschlüpfte die anmutige kleine Frau.

„Jetzt verstehe ich", sagte der Journalist, „was Sie mit der Jagd auf den Gorilla meinten. Nach Ihrer Ansicht hat ein jeder Mensch seinen eigenen Himmel über sich, in dem sein eigener Gott haust. Bei Tausenden von Menschen ist dieser Gott ein Gorilla, was ich Ihnen gern zugebe. Der Jagdpassion auf diesen Gorilla wollen Sie in Amerika frönen, wo Bryan das Treiben eröffnet hat. Wenn ich das in die Presse bringen sollte, müßte ich Sie zweimal von der Schiffstreppe herunterfallen lassen."

„Großartig", rief Rockhausen, „wir wollen gleich den Gorilla des Geheimrats abschießen. Bitte laß mich dabei sein, ich habe einen besonderen Anlaß, mich am Abschuß des Gorilla zu beteiligen."

„Wenn es überhaupt ein Gorilla ist und nicht ein bloßes Seidenäffchen", spottete der Journalist.

Digitized by Google

Hier unterbrach der Geheimrat, der mit Frau Meister auf der Bildfläche erschien, die Unterhaltung.

„Es ist unverantwortlich von Ihnen, Doktor Schlemihl", redete er diesen an, „daß Sie den alten Aberglauben an eine Gottheit wieder zum Leben zu erwecken suchen und ihn als neueste wissenschaftliche Entdeckung ausgeben. Sie verwirren dadurch die Köpfe, die sich eben zur Klarheit durchgerungen haben."

Der alte Herr mit dem scharfgeschnittenen Profil und dem wehenden weißen Haar machte in seinem jugendlichen Eifer einen sehr sympathischen Eindruck.

„Aberglaube, verehrter Herr Geheimrat", sagte Schlemihl in verbindlichstem Tone, „ist immer nur der Glaube der anderen. Sollen wir es versuchen, beide Arten von Glauben oder, wenn Sie so wollen, von Aberglauben auf die Wagschale zu legen und gegeneinander abzuwägen?"

„Nichts könnte mir erwünschter sein", erwiderte kampflustig der Geheimrat, „beginnen Sie nur. Nachher werde ich losschießen, und ich werde mein Ziel nicht verfehlen, dessen können Sie sicher sein."

„Es wird genügen", begann Schlemihl, in seinen Schulmeisterton zurückfallend, „auseinanderzusetzen, daß der Tummelplatz des Weltgeschehens in Ihrer Merkwelt ein durchaus anderer ist wie in der meinigen. Daraus wird sich alles andere leicht ergeben.

Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich nach Ihrer Vorstellung den Weltraum als unendlich groß und erfüllt von unendlich vielen Orten schildere, die sich überall in der gleichen Dichte vorfinden. Denn sicher ist ein Meterstab auf dem Sirius ebenfalls einen Meter lang wie auf der Erde. Und in diesem ganz gleichartigen, unendlichen Raume bewegen sich die Gestirne nach ewigen Naturgesetzen."

„Sehr richtig. Was haben Sie daran auszusetzen?"

Schlemihl: „Nur das Eine, daß es diesen so schön ausgedachten Raum nicht gibt. Nach meinen Erfahrungen ist jedes Subjekt von einer beschränkten Anzahl von Orten umgeben, die eine Anordnung zeigen, welche einem Mückenschwarm vergleichbar ist, der an warmen Sommerabenden uns rings umgibt. In der Nähe sind die Orte viel dichter gestellt als an der Peripherie. Der Raum ist immer kugelförmig abgeschlossen nach der einfachen Regel, daß die fernsten Orte immer gleich fern sind. Wie weit die fernsten Orte von uns entfernt sind, haben die Luftschiffer gemessen, die feststellen konnten, daß in einer Höhe von 8 Kilometern die Erde unter ihnen zu einer halben Hohlkugel wird, die sich an die halbe Hohlkugel des Himmelgewölbes unmittelbar anschließt. Dann ist das Fernste überall gleich fern.

Infolge der abnehmenden Dichte der Orte wird ein Meterstab, den man von einem Subjekt entfernt, sehr rasch kleiner, wie es uns der Augenschein lehrt, und wird schließlich zum Punkt. Größere Gegenstände, die auf 8 Kilometer noch sichtbar sind, reihen sich als fernste Dinge in die Kugelschale ein, die den Raum allseitig umgibt. Deshalb gibt es für jedes Subjekt keinen unendlichen absoluten Weltraum mit objektiven Naturgesetzen, sondern nur seinen begrenzten und von ihm abhängigen Raum, in dem seine subjektiven Gesetze walten."

„Sehr merkwürdig ist es dann", sagte hohnlächelnd der Geheimrat, „daß, wenn ich in meinem Merkraum einen faulen Apfel nehme und diesen Ihnen an den Kopf werfe, ich Ihren Kopf auch wirklich treffen werde, obgleich er sich in Ihrer Merkwelt befindet. Ich bitte um Entschuldigung wegen dieses drastischen Beispiels,

Digitized by Google

aber es scheint mir das einfachste Mittel zu sein, um Sie aus Ihrem Traum aufzuwecken und um Ihnen zu beweisen, daß Sie und ich und der Apfel, alle drei, in der gleichen objektiven Welt leben. Um ganz sicher zu sein, werde ich noch Herrn von Rockhausen als Zeugen dazu bitten, damit er in der gleichen Welt das gleiche Erlebnis mit dem gleichen Apfel hat wie wir."

Schlemihl erwiderte lachend: „Das Erlebnis dürfte doch für uns drei recht verschiedenartig sein. Wenn Sie als Subjekt mir als Objekt einen Apfel an den Kopf werfen, oder ich als Subjekt von Ihnen als Objekt einen Apfel an den Kopf geworfen erhalte, oder wenn Rockhausen beobachtet, wie zwei Objekte sich gegenseitig runde Gegenstände an den Kopf werfen, so sind das drei durchaus verschiedene Erlebnisse. Der Apfel ist in Ihrer Merkwelt ein freudiges Wurfgeschoß, in der meinigen aber ein schmerzhaftes Treffgeschoß. Wäre aber mein Kopf in Ihrer Merkwelt das gleiche Ding wie in der meinigen, so würden Sie das Apfelwerfen gewiß unterlassen. Für Rockhausen wären Ihr Kopf und der meinige zwei ebenso gleichgültige Objekte wie der Apfel, solange seiner nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. In drei verschiedenen Merkräumen mit dreierlei verschiedenen Gegenständen spielen sich drei verschiedene Erlebnisse ab. Jedes der drei Erlebnisse stellt eine Kette von Ursache und Wirkung dar, keine der drei Gesamterlebnisse ist aber die Ursache oder die Folge der anderen. Und doch bilden sie gemeinsam eine planmäßige Einheit, die aber nicht, wie man fälschlich glaubt, durch einen ihnen allen gemeinsamen objektiven Raum erklärt werden kann.

Ich danke Ihnen, Herr Geheimrat, für Ihr handgreifliches Beispiel. Es dürfte die Verschiedenheit unserer Weltanschauungen ganz deutlich gemacht haben. Ich stelle das Vorhandensein verschiedener subjektiver Räume fest, die mit verschiedenen subjektiven Gegenständen erfüllt sind. Das verschiedene subjektive Geschehen in diesen Welten ist aber zu einer Einheit verwoben, weil die Subjekte selbst einem gemeinsamen übersubjektiven Plane angehören.

Sie dagegen kennen nur eine einzige objektive Welt mit gleichem Raume und gleichen Gegenständen, die absoluten, d. h. von Subjekten unabhängigen Gesetzen gehorchen. Ja diese absoluten Naturgesetze, denen die Subjekte wie bloße Objekte unterworfen sind, bilden für Sie die Gottheit, die das Universum regiert."

„Gut", lachte der Geheimrat, „wenn Sie so wollen, können Sie die Naturgesetze meine Gottheit nennen."

„Nun, und diese Gottheit", antwortete Schlemihl mit dem unschuldigsten Lächeln, „habe ich mir erlaubt, in Anlehnung an meinen Freund Bryan einen Gorilla zu nennen."

„Das ist eine unerhörte Dreistigkeit", schrie der Geheimrat krebsrot vor Zorn, „die ewigen Naturgesetze mit einem stumpfen, blödsinnigen Affen zu vergleichen. Die alte Gottheit, die früher über der Himmelsdecke thronte, die hatte diesen Ehrennamen verdient. Als zu Ausgang des Mittelalters die Menschheit vor der Bestie im Himmel zitterte und ihr ungezählte Hekatomben von Ketzern und Hexen zum Opfer brachte, da konnte man von einem Götzen Gorilla reden. Dann kam Giordano Bruno. Er zerschlug die Himmelsdecke und verjagte den Gorilla. Dies wird mit Recht als die größte Befreiungstat der Menschheit gepriesen."

„Nun gut", sagte Schlemihl in bescheidenem Tone, „so will ich der zweite Giordano Bruno sein und den zweiten Gorilla verjagen."

Digitized by Google

„Was haben die Naturgesetze, dies Erzeugnis reiner Erkenntnis, verbrochen?“, fragte immer noch zitternd vor Erregung der Geheimrat. „Haben sie jemals Menschen gefoltert und verbrannt, wie es die Kirche getan hat und immer noch tun würde, wenn sie je wieder zur Macht gelangte;“

„Das können Sie selbst am besten beantworten, Herr Geheimrat“, griff jetzt Rockhausen ins Gespräch ein. „Sie waren doch vor kurzem in Rußland, wo die Herrschaft der Naturgesetze, die Freund Schlemihl so respektlos mit dem Namen Gorilla belegt hat, als alleinberechtigt anerkannt wird.“

„Ja in Rußland“, atmete der Geheimrat erleichtert auf, „da streicht eine freie, frische Luft. Dort hat das alberne Kokettieren mit dem Christentum aufgehört, das bei uns noch Mode ist, obgleich kein Mensch daran glaubt. In Rußland gibt es eine staatlich unterstützte Zeitschrift, die der Jugend jeden Respekt vor allen Gottheitsphantasien mit der Wurzel ausreißt, um sie für das praktische Leben tauglich zu machen. Sie heißt „Der Gottlose“ und verhöhnt in glänzenden Karikaturen den Judengott wie den Christengott, der als kümmerlicher, stellungsuchender Portier dargestellt wird.

Nieder mit der Religion! — Es lebe die Wissenschaft! Das ist die Losung im freien Rußland.“

„Und entsprechen die Resultate dieser Einstellung Ihren Erwartungen?“ fragte Rockhausen lauernd.

„Gewiß, gewiß“, fuhr der Geheimrat ahnungslos fort. „Ich selbst habe die besten Erfahrungen gemacht. Ich lebte in Moskau in der Villa eines verstorbenen Fachgenossen, der eine wundervolle Sammlung altgriechischer Goldgeräte besaß. Sie wurde mir zur wissenschaftlichen Ausbeutung auf das großzügigste zur Verfügung gestellt von dem liebenswürdigen Kommissar, einem sehr intelligenten Letten, der seit dem Tode des alten Besitzers die Villa bewohnt. Ich durfte den ganzen Schatz abzeichnen und photographieren, auch habe ich den herrlichen Fund bereits publiziert.“

„Haben Sie sich auch nach dem Schicksal des ehemaligen Besitzers dieses Schatzes erkundigt?“ fragte Rockhausen mit einem leisen Grollen in der Stimme.

„Gewiß“, sagte der Geheimrat, „mein ausgezeichneter Kollege ist mit seinem Enkelsöhnchen während der Revolution einem unglücklichen Zufall zum Opfer gefallen. Die Bolschewisten haben sein Andenken geehrt, indem sie die ganze Villa auf das pietätvollste konserviert haben, selbst das Kinderbett des Enkels steht noch rührenderweise an seinem alten Platz im Schlafzimmer des Hausherrn.“

„In der Tat sehr rührend“, bemerkte bitter Rockhausen. „Einige Einzelheiten über das Ende meines alten Freundes, den ich noch kurz vor dem Kriege in Moskau besuchte, scheinen Ihnen dennoch entgangen zu sein. In einer Revolutionsnacht betrat der liebenswürdige Kommissar, den Sie kennen und schätzen gelernt haben, das Haus und verlangte die Auslieferung des Goldschatzes. Ein freundlicher Hinweis darauf, daß man den kleinen Enkel im Fall der Weigerung aus dem Fenster werfen könnte, bewog den alten Herrn, seine Kleinodien auszuliefern. Inzwischen hatte der Kommissar an der Villa Gefallen gefunden, und darauf starben der Hausherr und sein Enkel an einem unglücklichen Zufall, wie Sie so richtig bemerkten.“

„Wie entsetzlich und empörend!“ rief Frau Meister, und in hellem Zorn wandte sie sich zum Geheimrat: „In diesem Hause haben Sie sich wohl fühlen

Digitized by Google

können unter Mördern und Dieben und noch dazu Nutzen ziehen können aus diesen Schandtaten?"

„Ach was", rief der Geheimrat geärgert aus, „solche Geschichten werden zu Tausenden von den Bolschewisten erzählt. Da hätte ich viel zu tun, wenn ich sie alle glauben wollte."

„Kellner", rief jetzt Rockhausen, „bringen Sie dem Geheimrat eine Portion Kaviar, aber ebenso gut geeist wie die Kinder in einem Bolschewistenwaggon."

„Ich weiß, worauf Sie anspielen", regte sich der Geheimrat auf, „es war ein unglücklicher Zufall, durch den ein Kindertransport im ungeheizten Eisenbahnwagen ums Leben kam."

„Gewiß", höhnte Rockhausen, „wieder ein unglücklicher oder besser gesagt ein glücklicher Zufall. Sie wissen recht wohl, welche Landplage in Rußland die verwahrlosten und verwilderten Kinder geworden sind, die ihre Eltern durch Hungersnot oder bei der Ausmordung des Bürgertums verloren haben. Die Aufhebung der Ehe hat zur Folge, daß diese jugendlichen Verbrecherscharen dauernden Zufluß erhalten. Die Kinder bilden richtige Räuberbanden, deren sich der Staat entledigen muß. Die größeren schießt man tot, und die kleinen läßt man erfrieren."

„Das ist ja die reine Hölle!" rief Frau Meister und wandte sich empört vom Geheimrat ab.

Dieser richtete sich steif auf. „Sie werden durch Ihre Angriffe die Entwicklung des neuen Rußland nicht aufhalten, das seinem hohen Ideal nicht immer auf unblutigem Wege zustreben kann."

„Es handelt sich gar nicht um Rußland, sondern um Sie, Herr Geheimrat", begann Schlemihl in besänftigendem Ton. „Wie können Sie, ein allverehrtes Vorbild der Jugend, sich mit den Todfeinden des Mannes verbünden, der da gesagt hat ‚Lasset die Kinder zu mir kommen'. Was hat seine Lehre mit den Ruchlosigkeiten der mittelalterlichen Kirche, ja mit der Kirche überhaupt zu tun? Sie tragen heute eine ungeheure Verantwortung. Die Welt, die Menschheit steht wieder vor der Entscheidung, die mein Freund Bryan in das Schlagwort zusammenfaßte — Gott oder Gorilla."

„Bryan, immer wieder Bryan", entrüstete sich der Geheimrat, „glauben Sie wirklich mit diesem Feinde der freien Lehre die Menschheit beglücken zu können? Sie und Herr von Rockhausen sind freilich unverbesserlich, deshalb wende ich mich an Sie, den Vertreter der freien Presse. Auf wessen Seite wird sich die öffentliche Meinung stellen?"

Der Journalist räusperte sich, dann stimmte er im tiefsten Baß nach Art eines russischen Kirchensängers an: „Ehre sei dem Gorilla in der Höhe."

Der Geheimrat hielt sich die Ohren zu und eilte mit dem Rufe: „Sind denn alle verrückt geworden?" von dannen.

Rockhausen machte die Gebärde eines Jägers, der nach dem Himmel zielt und losdrückt. „Mitte Blatt", lachte er befriedigt.

Frau Meister aber trat an Schlemihl heran, der sinnend in die Ferne schaute, legte sanft ihre Hand auf seinen Arm und sagte leise: „Verzeihen Sie all den Unsinn, den ich gesagt habe. Ich verspreche Ihnen, daß ich nichts mehr mit dem entsetzlichen Gorilla zu tun haben will, der den Sternenleierkasten dreht, nach dem die unselige Menschheit tanzt. Von nun ab will ich wieder meine Sterne an meinem Himmel fragen, was sie mir zu sagen haben."

Digitized by Google

Wissenschaftsprovinzen

Von

Erich Wasmund

Der Titel kündigt ein wissenschaftspolitisches Thema an. Wissenschaftspolitik kann immer drei Absichten haben: entweder ist die Wissenschaft als politischer Faktor gemeint, man geht von der handelnden politischen Einheit, dem Staat, aus und benutzt eine seiner bedeutsamsten Kultureinrichtungen (die er zwar dem Geist nach mit anderen gemeinsam hat) als Machtposition, z. B. für Prestigezwecke. Oder man geht von der Wissenschaft als autonomer Macht aus, in Abwandlung des bekannten Wortes von der Civitas intellectus, und handelt innerhalb ihrer politisch. Man sucht also Machtpositionen zu gewinnen oder nutzt den Besitz seiner Stellungen zur Gewinnung wissenschaftlicher Zwecke aus, man benutzt den willigen Staat zur Stärkung der Gelehrtenrepublik, braucht einfach Ellenbogenfreiheit. Ein Volk treibt Wissenschaft, nicht ein Einzelner oder die Menschheit, ihm verdankt sie Dasein und Art. Nicht weil die Erde Welt sei, ist die Wissenschaft universal, sondern ihre Grenzenlosigkeit ist in der theoretischen Struktur des Geistes begründet. Das ist ihre Weite und Enge, so ist sie voll Unverständnis für Volk, voller Unduldsamkeit gegen Staat. Anders aber mit den Wissenschaft treibenden Menschen. Sie wissen, daß sie nur im rein Theoretischen die Wirklichkeit zu schauen, nur im Politischen zu gestalten vermögen. Und daß ihnen zu allem Blut und Trieb aus ihrer heimischen Erde strömt. Die Politik benutzt die Wissenschaft, die Wissenschaft nutzt die Politik aus; aber Wissenschaftler und Politiker gehören ihrem Volk und Boden, sie stehen anders zueinander. Sie brauchen sich nicht nur, sie wissen, daß die Höhe des Staates von geistiger Wirklichkeit, der Wert der Wissenschaft von wirklichem Geist abhängt. Deshalb Kulturpolitik, da ist Wissenschaftspolitik im dritten Sinn zu Haus. Die Sorge des Staates für seines Volkes Wissenschaft ist ebenso bindend wie die Verpflichtung der Wissenschaft, für des Vaterlandes Not bereit zu sein. Es ist Sache eines jeden, der sich der theoretischen Erfassung der Dinge hingibt, den Widerspruch zwischen der Selbstherrlichkeit der Theorie und der irdischen Bindung des Theoriebeflissenen mit sich und mit der Form seines Volkes, dem Staat, abzumachen. Es wird sich von Fall zu Fall lösen, so oder so.

Das Thema „Wissenschaftsprovinzen" gehört nicht zu dieser dritten Art möglichen Sinnes von Wissenschaftspolitik, sondern fällt in die beiden ersten Kategorien. Die Tatsache der Bindung zweier Formen vieler Kulturen — der Wissenschaft und des Staates — soll gleichwertend betrachtet, die Faktoren als zwei in Zweckbeziehung stehende Machtpositionen angeschaut werden. Diese enger gefaßte politische Tatsache wird soziologisch betrachtet, und es wird wieder von einem weiteren Sachverhalt ausgegangen. Die Wissenschaft, ihr Sinn, ist an sich autonom und absolut. Aber erinnern

Digitized by Google

wir uns an Platos unendlich schönes Bild: die strahlende Gestalt wirft Schatten an die Wände .... die irdischen Prägungen der Idee Wissenschaft sind wandelbar, die Theorie gehört der Welt, die Wissenschaften verfallen der Erde und ihren Bedingungen: Raum und Zeit. Jede Landschaft gebiert andere Menschen, schafft deren Formen — auch die Wissenschaft — nach ihrem Bilde. Und jede Zeit trägt die Scheuklappen ihrer Weltanschauung, sieht in einer Richtung weit und ringsherum nichts, oder bloß verspiegelt. Die Kulturkreislehre Frobenius' und Spenglers, die neuere Philosophie tiefer durch Heidegger, haben uns gelehrt, daß es sinnlos ist, die Begriffe Raum und Zeit im Historischen nur entfernt im generalisierenden Sinn der Physik zu gebrauchen. Die Zeit eines Lebewesens fängt an und hat ihr Ende, sie gilt bloß für den für seine Sinne zugänglichen Lebensraum und kann gar nicht anders empfunden werden. Diese Tatsache gilt in der Biosoziologie für die Organismen, der Mensch überschreitet dies Empfinden, ahnt mehr, denn er weiß um den Tod. Aber diese Bindung der Zeit an den Raum gilt wieder für die großen Kulturen und deren organisches Werden. Es kann also mannigfache „Zeiten" auf der Erde geben. Und wirklich, mancher Negerstamm lebt nicht nur symbolisch gesagt in der Steinzeit. An diese Bindung der Zeit an den Raum ist auch das Denken gebunden, und es wird sich folgerichtig ergeben, daß die Räume ihm Gestalt geben, die Zeiten es nur wandeln ... Fürderhin sei vom Raum gesprochen, es wird die angeschnittene Vergleichsmöglichkeit der (physikalisch gleichzeitigen) verschiedenen Zeiten der nebeneinander liegenden Räume für das Denken nur angedeutet. Die Denkform der „Wissenschaft" gilt überhaupt nur für den Lebensraum der abendländischen Kultur, der allerdings jetzt nach Universalität ausschaut, aber wohl nur fremde Kulturen überdeckt. (Von der Epoche der arabischen Wissenschaft in griechischem Erbe sei hier abgesehen.) Die Entdeckung des Logos durch die Griechen hat das theoretische Lebensgefühl heraufbeschworen, Aristoteles hat dem durch den Syllogismus Form gegeben, seitdem gibt es Wissenschaft im Okzident. In Indien findet Denken und Sinnen nicht die gleiche Form, selbst die Mathematik der Inder ist prinzipiell der unseren fremd. Die Kirche trat das Erbe der Antike an, von da ab rechnen wir, gar nicht physikalisch, unsere Zeit. Nur von dem Raum dieses Kulturkreises sei jetzt einschränkend die Rede.

Der Anspruch des Theoretischen auf Universalität konnte nicht besser gestärkt werden als durch den Anspruch und das Streben der Kirche nach der größten Allgemeinheit, dem Katholischen. Dieses Bündnis hatte rechte Aussicht auf Erfolg. Da kommt eine neue prinzipiell wichtige Tatsache hinzu. Universalität erfordert zur Realisierung eine erste Bedingung, die Kommunikation. Die Kirche und ihre Wissenschaft waren von der Wichtigkeit der Verbindung Aller im gleichen Raun durchdrungen, auf daß nicht mehrererlei Zeiten entstünden: das Symbol der allumfassenden Kommunikation war das Latein. Diese durchaus lebendige unantike Sprache, mit neuen Inhalten gefüllt, vom Geist der erwachenden, nördlichen Völker durchdrungen, trug die Bindung und das Erkenntniswollen der Welt — Welt, so weit man schauen konnte. Sie war Symbol für die geistige Einheit nicht Europas, aber des christlichen Abendlandes. Sie war notwendig und selbstverständlich, es ist ebenso sinnlos, ihre Entstehung wie ihren Verfall zu beklagen. Denn die Symbole lösten sich mit dem Auseinanderbrechen dieses Abendlandes auf, es begannen nacheinander Nationen und Nationalgefühl zu entstehen. Für die Soziologie der Erkenntnis ist das von tiefster Bedeutung. Jedes Ding und jede Fragestellung fanden ihren Platz in dem abgestuften Bau des Lehrgebäudes, das der alexandrinische Fleiß von Jahrhunderten zusammengetragen hatte, und das immer noch seinen Sinngehalt in der Philosophie Aristoteles' fand. Noch war die Wissenschaft antik, und die garantierte Einheitlichkeit des Gedankenverkehrs durch das Latein sorgte dafür, daß die Ziele ihrer atheniſchen Schöpfer, wenn nicht vertieft, so doch erweitert wurden.

Nun hatte die klassische Welt ihre Erziehungsaufgabe zu einem gewissen Abschluß gebracht, die Wissenschaft wurde freigegeben und sah sich plötzlich den Sprachen, der größten Volkskraft, ausgeliefert. Nie hatten bisher die befreiten Völker Wissenschaft

Digitized by Google

getrieben, immer nur hatten Einzelne mit Scheu die Hallen betreten, und die innere Macht des Erschlossenen verwischte bald die Züge der Heimat. Jetzt war die Wissenschaft nicht mehr einer Zeit, sondern vielen Räumen verhaftet. Die Wirkungen des bisherigen Zusammenseins hielt Europa — zu dem es nun wurde — auch weiter wenigstens so zusammen, daß die einzelnen Räume ihre einzelnen Zeiten nicht allzu selbständig vorwärts trieben. Das Abendland blieb eine Geschichtseinheit, war es auch keine Geisteseinheit mehr. In der Wissenschaft ging es ebenso, der Logos, der Kern der Sache, bleibt Forum aller Gültigkeiten, wahrheitsentscheidend ist das logische Denkgefüge, immer wird der Rechtsausweis verlangt.

Der Zerfall des Lateins besiegelte die unlösbare Verpflichtung der Wissenschaft an die stärkste und wirkungskräftigste Stilform der nationalen Räume: die europäischen Sprachen; und so verfiel sie den Nationen mit ihren ganzen Schwächen und Stärken. In der Wissenschaft der christlichen Welt gaben einzelne zwar nicht wie heute die Anstöße, aber sie „summierten". Jetzt werden einzelne unwichtiger, die Nationen werden zu erkennenden Kollektivwesen, denen ihre Wissenschaftstypen entsprechen. Die Sprachen trennten die Einheit der Wissenschaft und stärkten wieder deren Einzelteile. Früher hatten Alle von Allem erfahren, jetzt drang nur Wichtiges über die Sprachgrenzen. Die Sprachverwirrung ist aber eine technische Angelegenheit, deshalb leicht zu überwinden, zudem ist dieser Fehler bei der wachsenden Überproduktion gar nicht so schlimm.

J. Plaßmann, Astronom zu Münster [1]), beschäftigte sich kürzlich mit den technischen Schwierigkeiten sprachlicher Verständigung auf Kongressen usw. Er kommt trotz gewisser Vorliebe für das Esperanto doch zu der Meinung, daß mit einer erfundenen Sprache nicht alles ausdrückbar sei, bemerkt durchaus die bildende Wirkung fremder Sprachen, in deren „Unübersetzbarkeit" eben das liegt, was wir „Wissenschaftstypen" nannten. In dem stimmen wir ganz zu, denn man mag die Bestellung einer Ladung Konservenbüchsen in Esperanto übersetzen können — ob zweckmäßiger? — aber man übertrage den Faust in Esperanto per Radio! Wenn Plaßmann Wiedereinführung des Latein propagiert, hält er dessen Aussterben für geschichtlich zufällig und scheint ebenso optimistisch im Glauben an den Fortschritt und die einheitliche Gebundenheit der abendländischen Kultur, wenn er meint, „wenn sich erst das wissenschaftliche Selbstgefühl der Slawen, Araber, Chinesen, Japaner usw. mit steigender Kultur eingestellt haben wird, werden sie sich vielleicht für das Englische und erst recht für das Deutsche oder Französische bedanken, auf das Lateinische können sich jetzt noch alle einigen". Man kann über die Kulturhöhe des Ostens und des Westens verschiedener Meinung sein. Aber es könnte mit dieser Prognose schlecht stehen, die Sache sehr anders kommen. Die Zukunft Eurasiens steht in anderen Sternen geschrieben, als in dem noch immer leuchtendem Symbol einst innerlich verbundener christlich-antiker Kulturgemeinschaft der lateinischen „Summa". Heute sagt man bescheidener „Synthese", die „allgemeine" katholische Welt ist der Internationalität der Typen und Provinzen gewichen.

Die Sprache ist aber als Teil des Stils Teil des Wesens eines Volkes, und so wird sein spezifischer Wissenschaftstypus ihm wesentlich. Die verschiedenen Räume meißeln also kraft der symbolischen Sprachentrennung eigene Erkenntnistypen heraus, zunächst aus zwei äußeren und inneren Gründen. Die Herausarbeitung dieser Typen wird noch anders befördert: die Räume haben seit dieser „babylonischen Sprachverwirrung" die Macht, nicht nur das Wie, auch das Was der Erkenntnisfragen abzuwandeln, die Sprachen haben zwar die Wissenschaft den Räumen ausgeliefert, aber im selben Augenblick wirken sie nicht mehr allein. Volk und Boden schaffen eine Materialbedingtheit ihrer Wissenschaftstypen. Es besteht eine gewisse Abhängigkeit von den Gesellschaftsformen, z. B. der Wirtschaft, die moderne Nationalökonomie ist nicht

1) J. Plaßmann, Weltsprachenfrage und Naturwissenschaft. „Der Naturforscher", Jg. 2, Nr. 4, 1925.

Digitized by Google

umsonst in England entstanden. Die Gründung und Erhaltung von Universitäten und Akademien ist eng mit feudalen und dynastischen Gesellschaftsformen verbunden. Die modernen gelehrten Gesellschaften sind wieder ein Analogon zum Genossenschaftswesen, und Rußland besitzt schon gelehrte Gewerkschaften. Die Beziehung der Kirche als gesellschaftlicher Macht zu Galilei und der Wendung der Naturwissenschaft gehört ebenfalls hierher. Noch eine weitere Auslese üben die Räume aus: der Umkreis ihrer Erde und ihrer Geistesgeschichte ist von größtem Einfluß. Nie wird die Kunstgeschichte in Skandinavien blühen; ohne den Reichtum der deutschen Geistes- und Religionsgeschichte hätte deutsche Philosophie und Kulturwissenschaft nicht die heutige führende Rolle. Dann muß auch ein gewisses „Talent" der Völker für bestimmte Disziplinen dazukommen, denn wo sind die italienischen Historiker seit der Renaissance, trotz der großen Geschichte des Landes? In den exakten Naturwissenschaften ist es mehr die Denk- und Darstellungsweise als die Materialauswahl, welche die Einzeltypen kennzeichnet, wie Pierre Duhem für die Physik gezeigt hat. Stärker ist die Materialbedingtheit wieder bei den naturhistorischen Wissenschaften. Glazialgeologie gibt es in den Ländern ohne Eiszeit gewiß nicht: Schwedens zahlreiche Moore haben ihm heute eine Blüte und Verfeinerung einer Moorspezialforschung gebracht, die von dort sich über Europa verbreitet. Rußland weist alle Klima- und Vegetationstypen unserer Zone auf in unberührter Reinheit, das Land ist locus classicus für die dort entstandene Bodenkunde, und die Befruchtung der analogen Forschung anderer Länder wird immer von da ausgehen. — Von spezifischen Talenten war schon die Rede. Das Problem kann nur angeschnitten werden: ist es ein Zufall, daß die mechanisch-kausale Naturforschung von den romanischen Ländern ausging (Galilei, Descartes), der Widerstand immer von neuem wieder bei uns auftaucht, seit Driesch in der deutschen Naturhistorie recht stark? In der nordamerikanischen und britischen Biologie sieht eine Sucht, mit ganz ergebnislosen Zahlenhaufen und Tabellen eine Arbeit scheinbar exakt zu frisieren, dem Geist der Bilanz und der Buchführung doch recht ähnlich. All das führt darauf, daß innerlich bedingte Wissenschaftstypen die anderer Völker auf Zeit überwältigen können. Der Empirismus ist gemeinhin von England ausgegangen, in ganz verschiedener Form: Bacon, Hobbes, Hume, Darwin und zuletzt noch kam der Positivismus aus den U. S. A. Kürzlich hat von Uexküll[2]) gezeigt, daß bestimmte Länder auch bestimmte Darstellungsweisen bevorzugen, und hat für die Analogieschlüsse in der Biologie, die aus Bekanntem Unbekanntes zu erklären oder besser zu verdeutlichen suchen, nachgewiesen, daß der anglische und der deutsche Wissenschaftstypus da ganz einheitlich verfährt. Da ist interessant, daß der englische Forscher Beispiele aus dem als handlich angesehenen menschlichen Leben bevorzugt, was ihm weitgehenden Einfluß auf die Weltanschauung breiter Massen sichert (Darwin, Kampf ums Dasein), während der deutsche Wissenschaftler technische Beispiele vorzieht, die ihm exakter scheinen, aber bei größerer Denkförderung nicht populär werden. Was Uexküll hier behandelt hat, gilt aber auch ganz allgemein für die Diktion, die jeder Wissenschaftstypus den ihm liegenden Problemen gibt, ganz abgesehen von der regionalen Bedingtheit ganzer Disziplinen. Es ist ja bekannt, daß die Deutschen sich ebensoviel auf ihren gründlichen, wie die Franzosen auf ihren eleganten Stil zugute tun. Wenn man in romanischen Abhandlungen einen gewissen Esprit zum guten Ton rechnet, so würde sich umgekehrt ein deutscher Naturwissenschaftler, der in einer ernst gemeinten Arbeit wie dort üblich von Lukrez über die Schule von Port-Royal bis Nietzsche und Maeterlinck Belege zitieren wollte, ernstlich kompromittieren. Das gehört noch zu den Unterschieden der Wissenschaftstypen, hingewiesen sei jetzt nur auf die tiefer gegründeten Gräben zwischen ganzen Wissenschaftsprovinzen: es ist manchmal kaum möglich, eine Arbeit von „drüben" zu verstehen, besonders wenn sie bei philosophischer

2) J. v. Uexküll, Über den Einfluß biologischer Analogieschlüsse auf Forschung und Weltanschauung. Arch. f. system. Philos. u. Soziol., Bd. 29, H. 1 bis 2. 1926.

Digitized by Google

Behandlung von Grundlagen über das Fachliche hinausgeht, weil die geistige Lage einer uns fremden Wissenschaftsprovinz vorausgesetzt wird. Es mag ein Forscher, wie Labbé[3]) in naturphilosophischen Dingen, gegen den „persönlichen Koeffizienten" der ganzen Generation seines Landes kämpfen, bei aller Polemik erscheinen uns beide Lager als gleich fremde Einheit, nicht nur in der Diktion, auch im Sinn, wir sind auf den Resonanzboden unserer eigenen Provinz abgestimmt und schlagen nicht oder nur von ferne an. Zu all dem paßt Max Schelers Satz: „Denn das herrschende Ethos gibt einer Wissenschaft ja das Ziel der Forschung, von denen ihre Denkformen und -methoden wiederum abhängen."

Zur Bewältigung fremder Lebensräume gehört eigene Stärke, das sei Leitsatz für die Aufstellung des Begriffs „Wissenschaftsprovinzen". Die Überflutungsprozesse laufen durchweg auf Zeit, aber es kristallisieren sich allmählich Kerne an, von denen es immer wieder ausbricht. Nur so ist das heutige Ergebnis zu erklären, da nicht jede Sprache, jeder Stamm einen eigenen Wissenschaftsstil hat schaffen können. Sicher ist, daß die geistige Aktivität in Europa von Volk zu Volk hinüber und herüber wechselt. Und wenn man die Geschichte der wissenschaftlichen Behandlungen irgendeines Gegenstandes oder Problems verfolgt, zeigt sich deutlich, daß das politisch vorderste Land auch die Führung in der Wissenschaft an sich zu reißen versucht. Nicht in allen Prägungen des Stils ist das so, aber die gegenseitige Abhängigkeit von Staat und Forschung nimmt dauernd zu.

Symbol für die augenblicklichen Überflutungen sind die „Weltsprachen". Sie sind Ausdruck der politischen, also auch geistigen Machtposition einiger Staaten des alten Europa über die übrige Erde. Noch ist es so, aber wir sehen schon, daß die vorgeschobenen Stellungen der politischen Hochburgen der alten Welt abbröckeln, daß die oberflächlichen Kulturdecken sich ablösen. Da die Wissenschaft von allen gesellschaftlichen Formen des Geistes die festest verbundene und meist konservative Organisation ist, wird auf diesem Gebiet der gegenwärtige Zustand trotzdem noch lange seine Bedeutung haben. Die Tatsache der Wissenschaftsprovinzen beruht nun auf dem Vorhandensein der Weltsprachen. Sie ermöglichen die sprachlich präzise, eindeutige Verbindung Aller mit Allen. Der Kaufmann, der Diplomat, der Gelehrte braucht sie. Noch wissen wir nicht, welche Bedeutung sie für den Radioverkehr erlangen, immerhin weiß man, daß z. B. Englisch dank seiner unklaren Vokalartikulierung die phonetisch ungeeignetste Fernsprache ist. Jeder, der Widerhall über die heimischen Grenzen hinausbraucht, redet und schreibt so. Erinnern wir nun den aus dem Namen klingenden Anspruch der universitas litterarum, und dazu die Eigenschaft der Nation, erkennendes Kollektivwesen zu sein, so springt die Folgerung heraus: der Wissenschaftstypus jeder sprachgeeinten Nation will Weltgeltung, er muß aber dann die Weltsprachen gebrauchen. Und da kommt es gar nicht auf den Willen Einzelner an, das Kollektivum handelt geschlossen. Die Nation mit der größten politischen und kulturellen Macht spricht selbstbewußt in ihrer Sprache, und die vielen kleinen Staaten und Stämme werden Hörige. Ein Territorium, das seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen einhellig in einer Sprache betreibt, mit einem Staat als Sprachkern und seinen (nicht nur wissenschaftlich, meist überhaupt kulturell) Hörigen, nenne ich eine Wissenschaftsprovinz.

Wissenschaftsprovinzen gibt es in unserer Zeit vier: die deutsche, die anglische, die französische und die spanische. Ein Blick auf die Verteilung, deren Geschichte seit dem 18. Jahrhundert läuft, zeigt gleich die Fragen, die mit dem Begriff verbunden sind. Die deutsche Wissenschaftsprovinz umfaßt das Deutsche Reich, Holland, Österreich, die Deutsch-Schweiz, Italien ist Interessensphäre, dann Ungarn, Bulgarien ist wieder

3) A. Labbé, Contributions à l'étude de l'allégonèse. Essai d'une théorie des adaptions. Bulletin biologique de la France et de la Belgique, Bd. 60, H. 1, 1926.

Digitized by Google

fraglich. Bedingt hinzuzuzählen, aber keineswegs zu einer anderen Provinz zählend sind Dänemark, Schweden, Finnland und Rußland. Die baltischen Staaten werden bald wieder ganz dazu gehören. Die anglische Provinz umfaßt England, Norwegen, die Vereinigten Staaten, sämtliche Britische Dominions und Kolonien, die z. T. (Südafrika, Neuseeland) recht gute selbständige wissenschaftliche Organisationen besitzen. Vorläufig gehören auch Japan und China dazu. Die französische Provinz umfaßt außer Frankreich, Belgien und Polen die Tschecho-Slowakei, Jugoslawien, Rumänien, Griechenland und die Levante. Was in Nordafrika an bodenständiger Wissenschaft existiert, gehört zum guten Teil auch dahin, ebenso Italien mit Vorbehalt. Die spanische Wissenschaftsprovinz erstreckt sich über die iberische Halbinsel und das Amerika der spanischen Besiedelung.

Verschiedenes scheint klar. Es kommen nur Gebiete in Betracht, die einen eigenen wissenschaftlichen Apparat besitzen, mag er auch noch so jung sein wie in Ostasien. Dann scheint es, als ob die Wissenschaftsprovinzen einfach ein Ausdruck der gegenwärtigen Macht- und Interessensphäre wären. Aber da man von einer deutschen Machtsphäre bei dem ziemlichen Mangel an dazu gehörigen Mitteln kaum sprechen kann, muß das Täuschung sein. Im übrigen sieht man natürlich zu Recht den Schwerpunkt der Ursachen in der aktiven Wissenschaftspolitik. Wissenschaftsprovinzen sind labiler und unsicherer als Staatsterritorien, Verschiebungen lassen die Hand des umsichtigen Kulturpolitikers erkennen oder zeigen umgekehrt im voraus an, daß ein Volk sich einem neuen Stern zuwendet. Die Wichtigkeit der Frage mögen die Beispiele zeigen. Für die Eidgenossenschaft ist die mitten durch das Land gehende Provinzgrenze schon lange eine innerpolitisch schwere Belastung. Das macht sich in den Vorlesungssprachen bemerkbar. Freiburg in der Schweiz, zwischen Neuchâtel mit rein französischen und Bern mit rein deutschen Kollegs gelegen, besitzt an seiner Universität in Europa gewiß einzigartige Verhältnisse, es wird nicht nur deutsch und französisch an diesem Ort gelesen, durch den mitten hindurch die Sprachgrenze geht, sondern auch noch Latein ist offizielle Vorlesungssprache. Deutlich ist die geschickte Kulturpolitik Frankreichs im Orient aus einem ursprünglich rein geopolitischen Kampf hervorgegangen, in dem nun auch wissenschaftspolitische Waffen virtuos gehandhabt werden. In der Türkei, auf dem Balkan, spricht und schreibt man französisch. Bei den slawischen Völkern der kleinen Entente mag eine gewisse Verwandtschaft des Temperaments differenzierter Geister die Brücke schlagen helfen. Bei den Slawen der österreichischen Nachfolgestaaten sind es aber bekanntlich politische Gründe, auf jedem Kongreß beobachtet man, daß sie bei offiziellen Gelegenheiten wie Vorträgen und Ansprachen die ihnen schlechter geläufige französische Sprache gebrauchen und nachher im persönlichen Verkehr gern wieder besseres Deutsch sprechen. Nichts zeigt aber besser die Gefahren der von einem Staat mit mächtigem kulturpolitischem Willen gehandhabten Wissenschaftsprovinzgestaltung, denn schon für die nächste Generation kann sich das jetzt noch wandelbare Verhältnis versteift haben. Auf dem ganzen Balkan wird heute noch die romanische Provinz verstärkt durch den außerordentlich zahlreichen Zuzug von russischen Emigranten — Professoren, Assistenten und Studenten — des alten, also romanophilen Systems. Man weiß, wie es — ähnlich wie früher in Deutschland — bei Dänen, Tschechen, Serben, beim russischen Adel zum guten Ton gehört, à la parisienne zu sein. Wir werden zugeben, daß der Elan eines Franzosen dem Krakowjak einer Polin anders gegenübersteht als unsere eigene Bewunderung. Das alles ist nicht nur gallischer Kulturdünkel oder ein Rest aus der Zeit des Sonnenkönigs, sondern tatsächlich war Paris wie keine andere Hauptstadt Europas dem Neuen Wegbereiter, gab und nahm Vielen. Polen wird wohl aus alter Tradition immer der französischen Wissenschaftsprovinz hörig sein, Böhmen ging aber in corpore 1918 von einer Provinz in die andere über. In Konstantinopel haben — mit wechselndem politischen Einfluß — Russen und Franzosen wissenschaftliche Institute eröffnet, bei den Deutschen kam es nur zu Absicht. Heute versucht Frankreich wieder dasselbe, denn

Digitized by Google

trotzdem die Angora-Türkei die Entente nicht liebt, gehört sie doch noch zur französischen Provinz. Die spanische Wissenschaftsprovinz ist heute rein sprachlich bedingt, aber von sicherem Bestand, in Südamerika ist der deutsche Landwirt und Techniker gerade so wie der amerikanische Ölgeolog und der schweizerische Bergmann gezwungen, spanisch zu publizieren. Die verschiedene Zugehörigkeit der Skandinavier entspricht ihren wissenschaftlichen und geographischen Bedingungen. Norwegen scheint ganz in die anglische Provinz überzugehen, die letzten Festen deutschen Geistes sind die alten Hansestädte Bergen und Drontheim, während Oslo schon ganz englisch publiziert. In Rußland haben sich die Dinge spontan geändert. Trotz der großen Zahl der wissenschaftlich hervorragend talentierten Deutschbalten in Rußland (und Deutschland) wurde die Zugehörigkeit zur französischen Provinz zur Zeit des Panslawismus immer deutlicher. Das ist jetzt radikal anders geworden. Wer in Sowjet-Rußland reist, kommt mit Französisch bestimmt nicht, mit Deutsch immerhin durch. Einige Bemerkungen über die Wandlungen, die man auf Internationalen Kongressen der Nachkriegszeit beobachten kann, seien im Anschluß an diese Tatsachen gemacht. Auf dem 3. Internationalen Limnologenkongreß 1925 in Rußland hörte ich französisch nur wenige Gelehrte der vorletzten Generation und die Diplomaten sprechen. Bei der 4. Internationalen Pflanzengeographischen Exkursion 1925 in Skandinavien, die aus allen Erdteilen besucht war, war die Gebrauchsfolge der Verkehrssprache: deutsch, schwedisch, russisch, englisch. Beim Pedologenkongreß 1923 in Rom wurde Französisch nur in offiziellen Ansprachen gebraucht. Die Franzosen verkehrten eigentümlicherweise mit den Tschechen und den Polen mit Hilfe der deutschen Sprache. Da zeigen sich Wandlungen und radikal andere als die für die deutschen Wissenschaft erwarteten Folgen der französischen Isolierungspolitik. Der Internationale Geologenkongreß zu Madrid 1926 war wie immer reich von Theoretikern und Praktikern der Bodenschätzenutzung besucht. Offizielle Kongreßsprachen waren die vier Wissenschaftsprovinzen. Wenn von den 92 Vorträgen 24 Proz. spanisch vorgetragen wurden, ist das natürlich, die unerschütterte Stellung der deutschen Provinz zeigt aber die nächsthöchste Zahl von 20 Proz. der Vorträge in deutscher Sprache. Die zwiespältige Haltung der kleinen Ostvölker im offiziellen und persönlichen Sprachgebrauch war wie üblich festzustellen. Die Angehörigen der anglischen Provinz neigen, wenn nötig, mehr zur deutschen als zu romanischen Sprachen. Es ist ja eine bekannte Sache, daß der Brite es im allgemeinen für unnötig hält, andere europäische Sprachen zu beherrschen, und das ist auch der Grund für die gewisse Abgeschlossenheit der englischen Wissenschaft vom Kontinent — die Vereinigten Staaten verhalten sich da völlig anders — ein Zustand, der also mit der regional begründeten Autarkie der russischen Wissenschaft nicht vergleichbar ist.

Nun macht sich allerdings ein Zug in Europa bemerkbar, der den Bestand von Wissenschaftsprovinzen überhaupt gefährdet. Es ist der nationale Überschwang jedes großen und kleinen Stammes, die Besinnung auf die verpflichtende Würde der Vergangenheit der Völker, die das Selbstbewußtsein auch der jüngsten und kleinsten Staaten zuweilen ungewöhnlich hoch steigert. Und wir haben ja tatsächlich im Augenblick die starke Tendenz zu eben so viel Wissenschaftsprovinzchen, als es Staaten gibt. Soweit diese begreifliche Sucht nach Selbständigkeit nur auf diesem Geiste beruht, wird sie sich geben, denn kein Mensch liest diese lettischen, finnischen, polnischen, tschechischen, ukrainischen Publikationen. Der Vorteil eines großen Territoriums, in dem der wissenschaftliche Verkehr die Staatsgrenzen überspringend leicht und wie von selber vor sich geht, ist zu einleuchtend. Doch kann der relative Grad von Selbständigkeit, den Rußland, Italien immer besaßen, den Schweden und Dänemark erreicht haben, auch auf andere Gründe zurückzuführen sein. Den Italienern kommt nicht der Mythus ihrer ruhmvollen römischen Abstammung, sondern die leichte Verständlichkeit ihrer romanischen Sprache zugute. Interessant ist da wieder die Tatsache, daß man auf dem letzten Internationalen Geologenkongreß zu Madrid 1926 kein Italienisch auch im Verkehr von

Digitized by Google

Mensch zu Mensch hörte, aber Italien trotzdem durchsetzte, daß seine Sprache in Zukunft als fünfte Kongreßsprache zugelassen sei. Der Durchbruch rein politischer Prestigegründe wird sich als verkehrshemmend erweisen, denn wenn sich Italienisch auch relativ leicht lesen mag, so wird es in der allgemeinen babylonischen Sprachverwirrung gewiß nicht leichthin verstanden. Erwähnenswert scheint in diesem Zusammenhang die große in Mailand erscheinende Internationale Zeitschrift „Scientia", ein Blatt von einer Allgemeinheit und wirklicher Weltverbreitung, wie es die deutsche Provinz nicht aufweist. Wenn alle vier Sprachen der Wissenschaftsprovinzen, dazu natürlich Italienisch, zugelassen sind, und Französisch als einheitlicher Übersetzungshintergrund dient, so zeigt das das Verhältnis Italiens zur romanischen Provinz ebenso deutlich wie die Selbständigkeitsbestrebungen innerhalb jener. Rußland hat bei seiner weiten Ausdehnung, seinem reichen naturhistorischen, geographischen, ethnographischen Material und seiner heute bedeutenden Zahl von gelehrten Einrichtungen die Möglichkeit der Autarkie, der in sich geschlossenen Gelehrtenrepublik. Trotzdem scheint der Anschluß an die deutsche Wissenschaftsprovinz seit der völligen Ausschaltung französisch konversierender Kreise sicher, um jede Stagnation zu vermeiden. Schon reisen die Russen wieder nach Deutschland, die Schulen betreiben Deutsch und kein Französisch. Eine gewisse Berechtigung gewinnt die Gepflogenheit, mit einer ungebräuchlichen Sprache in bestimmten Disziplinen Weltgeltung zu verlangen, wenn Talent, Fleiß oder Zufall einer Nation die Führung auf solchen Einzelgebieten zuweist. Es sind mir naturgemäß nur beschränkte Beispiele zugänglich: wer Quartärgeologie oder Hydrobiologie treiben will, muß die skandinavischen Sprachen beherrschen, denn die Eigenproduktion ist quantitativ und qualitativ aus eigenem Verdienst beträchtlich. Immer mehr zeigt sich, wie der Krieg und seine Folgen den Neutralen einen erheblichen Vorsprung an Leistung und Produktion gegeben haben, und deshalb wohl haben gerade die Schweiz und Fennoskandia die Führung in der Pflanzengeographie übernommen. Die Beispiele zeigten, daß den verschiedenen Spezialwissenschaften manchmal besonderes Gewicht bei der Abwägung des Provinzumfanges beizumessen ist. Z. B. fällt auf, daß im russischen Bergbau die Fachleute Englisch publizieren, und nicht Europa, sondern Amerika bereisen, obwohl jene Sprache in der Union der S. S. R. ganz ungebräuchlich ist. Doch im ganzen können diese vertikalen Sonderschichtungen den einheitlichen Horizontalbau der Wissenschaftsprovinzen nicht stören.

Die vorliegenden Bemerkungen sind nur eine Studie, um den Gedanken in die Diskussion zu werfen. Aus den Beispielen erhellt, was Wissenschaftsprovinzen für die Politik bedeuten können. Der kluge Kulturpolitiker kann mit rechten Mitteln seine Provinz vergrößern oder sein Land einer anderen Provinz zuführen, und es mag erhebliche Folgen für das Prestige, den Kredit usw. haben. Die Franzosen sind hier immer genial gewesen, und gute Teile ihrer Erfolge in der Levante danken sie diesem Vorgehen. Oder es lassen sich für eine vorausschauende Außenpolitik aus der schwankenden, krisenhaften Zugehörigkeit eines Staates zu gewissen Wissenschaftsprovinzen schon zukünftige Hinneigungen, Bindungen zu den Kernländern ablesen, die später nicht nur dem kulturellen Zentrum der Provinz gelten mögen. Die Ausnutzung der Situation, die Benutzung kleiner Kennzeichen, das Lenken schwankender Haltungen oder die zielbewußte Erweiterung der eigenen Provinz ist Sache des Kulturpolitikers, aber es gehört nicht nur außenpolitischer Blick, sondern auch reiche Erfahrung im wissenschaftlichen Leben dazu.

Als bekannte Mittel dieser Bezirke seien folgende genannt: Errichtung von Auslandsschulen, von Auslandsinstituten im Reich, von eigenen Einrichtungen im Ausland (z. B. Deutsche Biologische Station Neapel, Deutsches Archäologisches Institut Rom, Russisches Archäologisches Institut Konstantinopel, Französisches Institut Warschau, die mannigfachen Institute der R. S. F. S. R. zum Studium der Sprachen und Kultur des nahen und fernen Ostens), und schließlich Expeditionen. Man befördert offiziös die Verbindung einzelner Gelehrter innerhalb der Länder einer Wissenschaftsprovinz, man gründet Internationale Gesellschaften mit dem Schwerpunkt in einer Provinz.

Digitized by Google

Das Opfer, fremden Nationen das eigene Wissen ohne Sicherung des Dankes zu vermitteln, bringt vielleicht die beste Stärkung einer Wissenschaftsprovinz zustande. Heute schon beginnen Japan und China, die nun westeuropäische politische Tendenz von beiden Seiten studieren konnten, nicht nur Englisch, auch Deutsch zu publizieren. Die Staatliche Nationaluniversität zu Peking besitzt jetzt ein Germanisches Seminar, an einer großen Zahl chinesischer Hochschulen werden Lektoren für deutsche Sprache angestellt. Der Vertreter Chinas beim Madrider Geologenkongreß sprach Deutsch. Das beste Beispiel für die Einsicht in die Bedeutung der geschilderten Vorgänge bietet der Versuch der französischen Wissenschaftsprovinz, mit Hilfe der anglischen die deutsche zu boykottieren und völlig zu zerstören. Doch kommt es nicht nur auf politische Macht, sondern auf innere Durchschlagskraft der Provinz an, und der Versuch ist heute als mehr wie gescheitert anzusehen. Er hat mehrfach (z. B. in Internationalen Gesellschaften) zur Isolierung Frankreichs geführt, nachdem die übrigen Glieder der Provinz lau geworden und die anglischen Genossen ganz abgefallen waren. An anderm Ort[4]) habe ich auf die hervorragenden wissenschaftspolitischen Verdienste deutscher Gelehrter hingewiesen, die durch Gründung neuer oder Ausnutzung bestehender wissenschaftlicher Gesellschaften sich ohne die chauvinistische Tendenz jener romanischen Expansion einfach mit der Durchschlagskraft deutschen Leistungsgewichts wehrten. Auf naturwissenschaftlichem Gebiet ist die Gründung der Internationalen Vereinigung für Limnologie zu nennen, von einem deutsch-schwedisch-russischen Kernblock aus, während für die Geisteswissenschaften die Angliederung der holländischen philosophisch interessierten Welt an die quantitativ und qualitativ bedeutende deutsche Kantgesellschaft als ein Beispiel hingestellt sei. Eine neuartige Politik treibt jetzt Angora. Es wird versucht, sich aus der Hörigkeit zur französischen Provinz loszumachen, und man will mit großer Energie aus dem auch wissenschaftlich primitiven Zustand hochkommen mit Hilfe aller Kräfte, die man nicht liebt oder zu denen es einen nicht innerlich treibt, die man nur braucht wie jede andere technische Neuerung, um Asien gegen die Konkurrenz Europas zu halten. Verwandte Gedankenwelten finden sich nicht zufällig in der Politik der Sowjets im nahen und fernen Osten.

Ob eine internationale Zusammenarbeit der Wissenschaft aus Gründen der Idee und der Technik notwendig ist, braucht hier gar nicht erörtert zu werden. Daß die Forderung nach Freiheit von allen politischen Rücksichten eine Forderung bleiben muß, hat tiefere Gründe als den bösen Willen der Menschen. Sie seien später erörtert, zunächst kurz das Konkrete von Heute. Der Völkerbund hat ein „Komitee für intellektuelle Zusammenarbeit" bestellt, das zu einem guten Teil unter italienischem und französischem Einfluß zu stehen scheint. Planck hat als Sekretär der Preußischen Akademie der Wissenschaften bei der Leibniz-Gedenkfeier im Juli 1926 darauf hingewiesen, daß dem großen Weltmann und Philosophen bei der Schöpfung des Akademiegedankens die Idee der Internationalität dieser zusammenfassenden gelehrten Körperschaften schon vorgeschwebt hat, gleiches läßt sich auch von den Idealisten und Romantikern sagen, denen das Thema der Akademie am Herzen lag, wie Fichte, Schelling, Steffens. Heute ist der Gedanke einer Internationalen Assoziation der Akademien wieder aktuell, doch hat da Deutschland schon einiges Unerquickliche erleben müssen. Der Öffentlichkeit nicht allzu bekannt ist die intensive und umfangreiche Arbeit, die auch innerhalb des Wiederaufbaus zwischenstaatlicher Wissenschaftsbeziehungen die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft unter dem Präsidium des Staatsministers Dr Schmidt-Ott als vielleicht stärkster Mehrer und Wehrer der deutschen Wissenschaftsprovinz geleistet hat.

Es ist hier der richtige Ort, um von einem Ereignis zu sprechen, dessen Bedeutung wir im Reich nicht hoch genug einschätzen können. Am 16. Januar 1926 wurde im Palais

4) E. Wasmund, Wissenschaft im Neuen Rußland. „Die Erde", Bd. 3, Heft 11, Leipzig 1926.

Digitized by Google

Royal zu Paris das „Institut de Cooperation intellectuelle“ eingeweiht. Zwei mehr oder weniger verbundene Kräfte waren hier am Werke, die französische Kulturpolitik und die Völkerbundskommission für internationale geistige Zusammenarbeit. Vor aller Diskussion stehe: Wir glauben, in Herrn de Monzie einen Mann zu sehen, der noch unseren deutschen Anschauungen von noblesse de la grande nation entspricht. Wir bringen diesen Glauben, der im Deutschen Reich selten geworden ist, dem Vorkämpfer der Objektivität — um mit Worten zu reden, die ihm und uns gleich lieb sind — offen entgegen. Sein Besuch in Berlin sei ihm unvergessen. Aber man gestatte uns, die Bedenken gegen jene Beherrschung der Völkerbunds-Kulturpolitik durch das durch die jüngste Geschichte nicht allzu geeignete Frankreich ebenso offen auszusprechen, um zu der Klarheit zu kommen, die dem Minister (durchaus im Sinn dieses Aufsatzes) am Herzen liegt: „Objektiv sein, ist die einzige Haltung, um augenblicklich europäisch, das heißt imstande zu sein, alle Formen, alle Verschiedenheiten des europäischen Lebens zu verstehen.“[5]) Es steht mir nicht zu, über die Höhe des Elans, über die Summe der Leistung zu richten, die Deutschland und Frankreich wissenschaftlich aufzuweisen haben. Aber Deutschland ist zur Eröffnung des Instituts nicht eingeladen worden, aus nicht ganz mutigen Gründen. Wir verstehen, aber halten es als Ausweg nicht für gut, daß man bald Thomas Mann und Alfred Kerr hat sprechen lassen. Andererseits erfüllt uns tiefe Skepsis, wenn das Frankreich der intellektuellen Boykottpolitik (die keineswegs auf ein paar gefühlsüberwallte trauernde Seelen beschränkt war), den finanziellen Unterhalt dieses Instituts des Völkerbundes trägt und damit die geistige Übermacht nicht nur dort hat, sondern auch seiner Tradition gemäß weithin zu nützen wissen wird. Nichts garantiert den Bestand jenes Umschwungs der französischen öffentlichen Meinung, der Europa bitter not tat. Es muß auch befremden, wenn an jenem 16. Januar, der für das Werden europäischen Selbstbewußtseins schwarz oder golden eingezeichnet werden wird, ausgerechnet der französische Kriegsminister den Geist der Internationalität willkommen heißen muß. Wir haben nach der letzten Genfer Tagung des Großen Rates des Völkerbundes keinen Grund, nicht an den Ehrgeiz, manchmal aber, an die Loyalität französischer Politik zu glauben. — Das Institut im Palais Royal ist da. Es wird sich zeigen, ob Frankreich dem Völkerbund ein Danaergeschenk damit gemacht hat. Das Vorgebrachte sind Bedenken, so wird man sagen, die dem vergangenen, aus Leiden hervorgegangenen Nationalismus gegenüber am Platz waren, heute nicht mehr gesagt werden dürfen, um die zarten Keime einer verständnisvollen Anbahnung der Beziehungen beider Eliten nicht zu zerstören, ohne die Europa nicht zu entschlossenem Handeln in klarem Bewußtsein seiner Weltlage kommen wird. Aber es ist an uns, erstaunt zu sein, wenn selbst Herr de Monzie, voll ehrlichen Willens, immer noch Sätze schreibt, wie: „Deutschland hat seine Gehirne 1914 mobilisiert, die unsrigen haben sich freiwillig zur Verfügung gestellt.“ Über die Tage des Aufschwungs unseres Volkes denken wir groß, unbeschadet mancher Erkenntnisse, auch nachdem wir den Niedergang der Nation erlebten — und verlangen das von jedem Gegner, dem wir selber Achtung entgegenbringen möchten. Immer wieder trifft man auch bei Leuten von Format auf diesen seltsamen „gallischen Kulturdünkel“, den erst jüngst ein Berufener, Ernst Robert Curtius, ritterlich und vergebens bekämpft hat. De Monzie entschuldigt viel mit den Gefühlen der Franzosen, die Schweres hinter sich haben, — wir nicht? — ein Staat, der lange genug Wert darauf legte, als Sieger zu gelten, sollte nicht vom anderen Großmut, Überlegenheit und Vergessen verlangen. — Wir glauben heute, nach so viel Jahren des Friedens, nicht mehr Worte unbesehen. Aber wir bieten die Hand zur Arbeit, und werden die Letzten sein, der französischen Nation die Ehre abzuerkennen, Pate an der Wiege der Heimstatt Europäischer Geister gestanden zu haben.

5) A. de Monzie, Die Wiederaufnahme der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich. „Europäische Revue“, Jahrg. 1, Heft 10, 1926.

Digitized by Google

Voraussetzung für den Bestand wirklicher Wissenschaftsprovinzen ist die Einheit der erkennenden Kollektiva, deren Gebiete sich mit Staatsgebieten im allgemeinen decken. Die Auslieferung der Wissenschaft an die Sprachen der Völker verband sie den Räumen, doch die schlossen sich wieder zusammen. Der Einzelnen Macht aber schien in der wissenschaftlichen Welt gebrochen. Doch hier kommt die reale Internationalität der Gelehrtenrepublik wieder zum Ausdruck: Einzelne sind es, die ihre heimischen Kollektiva einer neuen Provinz zuführen, entweder durch außenpolitische Einsicht, kulturelle Hinneigung, oder einfach ohne Absicht durch die Wirkung des großen Werkes. Da überspringt der Funke genialer Erkenntnis unbekümmert die irdische Begrenztheit. Und es ist zu sehen, daß die Überstaatlichkeit des theoretischen Seins ihren idealen Grund hat in der festgewebten logischen Struktur der Summe von Gültigkeiten, welche die Wissenschaft darstellt. Plötzlich, bei gleicher Frage oder bei starkem Drängen zweier zum gleichen Problem, sieht einer die Sachlage und schließt das Bündnis. In irgendeiner realen Form, einer Zeitschrift, einer Gesellschaft, andere folgen, das Land schwenkt über zur neuen Provinz. Ähnlich mag es gehen, wenn einer die Unversehrtheit traditionellen Besitzes zu schützen weiß. — Früher, zu Albertus Magnus' Zeiten, war die Weltwirkung der Ruhm des Alleswissens, ja des Weisen; heut in der Zeit der Nationalstaaten und des Staatenbundes hat der Wille des Wissenschaftlers zur Internationalität eine politische Farbe. Aber sicher ist eins: Die Internationale der Gelehrten ist nur potential, ist immer eine Möglichkeit, die man ausnutzen, links liegen lassen oder verpassen kann. Die Absolutheit in der Idee der Theorie wird nie bezweifelt, aber die reine Theorie ist der Macht der Antike entglitten, sie hat sich gewandelt zu Stilformen der abendländischen Völker, den Wissenschaftstypen, und die Macht der Räume hat sie zu großen Provinzen zusammengeschweißt. Wir stehen heute mitten in neuem Wandel. Und es ist das Eigentümliche jedes Stiles, daß man ihm ansieht, von wannen er kommt, aber nicht, wohin er geht.

Die faschistische Gewerkschaftsbewegung und der italienische Ständestaat

Von

Hellmuth Schneider

Als am 14. April 1925 im italienischen Gesetzblatt Nr. 87 das Gesetz über „die aus den Tarifverträgen entstehenden Streitigkeiten" veröffentlicht wurde, war damit der Schlußstein einer langen, an Zwischenfällen reichen Entwicklung gesetzt. Das wichtigste Gesetz mit seinen weitreichenden Auswirkungen politischer, technischer und ökonomischer Art baut die in den letzten Jahren de facto schon vorhandene Herrschaft des Politikers Mussolini über die nationale Gewerkschaftsbewegung in das italienische Gesetzeswerk ein.

Zu Beginn des Weltkrieges warf der Agitator Edmondo Rossoni, ein Schüler des französischen Syndikalismus, das Schlagwort des l'Italia Nostra in die arbeitenden Massen. Die Auslandserfahrungen hatten aus dem alten Internationalen einen feurigen, seinen Staat und sein Volk bejahenden Arbeiterführer gemacht. Nach Italien zurückgekehrt, sah er den größten Teil der industriellen Arbeiterschaft im Gefolge international-marxistisch, klassenkämpferisch eingestellter Gewerkschaftsführer. Die Stimmung Italiens

Digitized by Google

für den Eintritt in den Krieg, auf Seiten der Westmächte, schuf ihm eine günstige Konjunktur. Unter dem Banner des l'Italia nostra gelang es, die ersten Arbeitermassen in seinen nationalen Arbeitervereinen zu organisieren. Er und seine Arbeiter lehnten die klassenkämpferischen Tendenzen des internationalen Marxismus ab und standen treu zu ihrem Vaterlande. Den Streik lehnten sie jedoch nicht ab, obwohl sie ihn für die, das tägliche Leben des Landes garantierende Industrie verwarfen. Sie sahen im Streik nicht ihr „heiligstes Recht", sondern eine Notwaffe im arbeitspolitischen Kampf.

Der Frieden von St. Germain warf Italien den „Sieg" in den Schoß. Der Taumel nationaler Begeisterung wurde jedoch durch den Aufstand der kommunistischen Arbeiterschaft in Turin und den Dörfern Oberitaliens jäh unterbrochen. Rossoni nutzte die Stunde und schlug mit seinen Arbeitervereinen den Aufstand nieder. Die rote Fahne auf den Fiatwerken wurde niedergeholt, und noch heute erweisen sich die Fiatwerke durch eine gegenseitige Hilfskasse dankbar.

Die Landarbeiterstreiks hatten Rossoni dazu getrieben, auch die Landarbeiterschaft in seine Arbeitervereine zu ziehen. Bei seiner Agitation traf er mit dem jugendlichen Landarbeiterführer Pezzoli zusammen. Pezzoli war den Gedankengängen Rossonis leicht zugänglich, und in beiden Organisatoren reifte der Plan, ihre Gruppen miteinander zu verbinden. Nach Überwindung einiger kleinerer Widerstände gelang im Jahre 1921 die Vereinigung in der Form der confederazione nationale. So stießen zu der industriellen Arbeiterschaft und den Angestellten der nationalen Vereine die Landarbeiter Pezzolis. Die confederazione nationale konnte jetzt mit den sozialistischen Gewerkschaften einen Mitgliederkampf wagen; ein Unterfangen, das den einzelnen Gruppen bisher nicht möglich gewesen war.

Entsprechend seiner Einstellung als Intellektueller hatte Rossoni schon früh den Versuch unternommen, die geistigen Berufe organisatorisch zu erfassen. Er sah in dem geistigen Arbeiter einen dritten Faktor der Wirtschaft, neben dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Techniker und Intellektuelle waren ihm ein wertvolles Element der Verständigung und der Mitarbeit. Bei dem Werben um den geistigen Arbeiter konnte ihm die Schicht der organisierten Angestelltenschaft, als verbindendes Glied, gute Dienste leisten. Wenn heute, innerhalb der von Rossoni geführten faschistischen Gewerkschaften, sich über 50000 Intellektuelle organisiert haben, so ist das ein Verdienst der Angestelltenschaft.

Zur selben Zeit, wie die beiden Führer der confederazione nationale, arbeitete Mussolini in der Bildung seines „fascio". Im Verlaufe seiner Arbeit mußte er sich überzeugen, daß ohne die Gewinnung und Mitwirkung der Arbeiterschaft seine Gedanken über den Faschismus diesen nicht zu dem gesteckten Ziele führen werde. Schon um die Wende des Jahres 1920/21, anläßlich des oberitalienischen Aufstandes, waren die drei Männer zusammengetroffen. Wenn auch die Kräfte der Drei gemeinsam den Aufstand niederkämpften, zu einer Vereinigung kam es nur zwischen Rossoni und Pezzoli, wie schon oben gezeigt wurde. Mussolinis Faschisten waren noch zu schwach und noch nicht genügend innerlich gefestigt. Die Gefahr, unter die Botmäßigkeit der zahlenmäßig stärkeren und wohl disziplinierten nationalen Arbeitervereine zu kommen, wurde von Mussolini richtig erkannt. Die Kämpfe zwischen den sozialistischen Gewerkschaften und den Arbeitervereinen beobachtete Mussolini genauestens. Denn es war ihm bewußt, daß der Faschismus, ohne die Masse des arbeitenden Volkes, stets eine kleine Gruppe im politischen Leben Italiens bleiben werde, doch versuchte er den Anschluß an die Arbeitervereine nicht direkt. Deren Führer kamen ihm auf halbem Wege entgegen. Dabei wurden sie von der Überzeugung geleitet, daß ohne das politische Mittel ihre gewerkschaftliche Arbeit und ihr Kampf gegen die Sozialisten nie zum vollen Erfolge gelangen würde. Aber Mussolini war es nicht nur darum zu tun, Anhänger zu gewinnen. Seine Anhänger mußten, entsprechend der faschistischen Disziplin, zum Folgen und Gehorchen erzogen sein. 1920/21 waren diese Bedingungen noch nicht gegeben. Die Stellung der nationalen Arbeitervereine zum Staat, ihre Ablehnung des marxistischen Klassenkampfgedankens und ihre

Digitized by Google

Auffassung vom Streikrecht, ließen es ihm jedoch wünschenswert erscheinen, die Verbindung nicht reißen zu lassen. So sahen sich die Führer zu einem neuen Italien des öfteren und pflogen manchen Rat. Im Laufe der Zeit hatte sich Mussolinis Stellung gefestigt, seine Anhängerschar wuchs ständig. Da wurde im Jahre 1922 von seiten der nationalen Arbeitervereine der Wunsch zur Vereinigung ausgesprochen. Aus taktischen Gründen widerstrebte zuerst Mussolini und erst nach langen Verhandlungen kam im Juni 1922 zu Mailand die Vereinigung zustande. Sieger war Mussolini, und Rossoni hatte sich und seine confederazione nationale der faschistischen Bewegung Mussolinis unterstellt. Mussolini bestätigte ihn zwar als Leiter der confederazione nationale und nahm ihn in den Generalrat der faschistischen Korporation auf, doch Rossoni war unterlegen in dem stillen Kampfe zwischen Politiker und Agitator.

Die Vereinigung gestaltete sich für beide Teile äußerst fruchtbar. Ohne die Gefolgschaft der confederazione nationale wäre der Marsch Mussolinis nach Rom wohl nie Wirklichkeit geworden. Aber auch ohne die Eingliederung in die faschistische Bewegung wäre die confederazione nationale heute nicht die erste Arbeitnehmerorganisation Italiens. Der Sieg über die sozialistischen Gewerkschaften und den christlichen Gewerkschaftsbund wäre zweifelsohne heute noch nicht erkämpft.

Nach der Eingliederung in den Faschismus änderte die confederazione nationale ihren Namen in „Bund der faschistischen Gewerkschaften" (confederazione delle Corporazione sindicali fasciste) um. Die Betonung der gewerkschaftlichen Seite der Arbeitnehmerorganisation war mehr als eine Geste. Rossoni wollte damit gegenüber seinen Arbeitern und auch gegenüber Mussolini das gewerkschaftliche Kampfesmoment wieder betonen. Durch die sich unterordnende Eingliederung in den Faschismus lief Rossoni Gefahr, das Vertrauen der Arbeiter zu verlieren und auf der anderen Seite gegenüber Mussolini zu unselbständig zu werden. So kommt der Namensänderung doppelte Bedeutung zu.

Ende 1924 zählte der Bund der faschistischen Gewerkschaften 1764000 Mitglieder. Nach den neusten, jetzt in Genf gemachten Angaben soll sich diese Zahl auf annähernd 2 Millionen erhöht haben. Die Gewerkschaftsarbeit wird von einer Zentralabteilung in Rom unter der Leitung von Edmondo Rossoni und B. Cucini geleistet. Das Zentralbüro der Presseabteilung gibt die Wochenschrift „Il Lavoro D'Italia" und die Monatsschrift „La Stirpe" heraus. Das Amt für Gesetzgebung, Fürsorge und soziale Hilfe arbeitet u. a. an der sozialen Gesetzgebung des Staates eifrigst mit und das neue Gesetz vom 3. 4. 1926 ist mit ein Produkt seiner Tätigkeit. Die Zentralabteilung für die Gewerkschaftspolitik überwacht die gewerkschaftliche Arbeit des eigenen Verbandes und der fremden Organisationen. Die Unterorganisationen im Lande werden durch dieses Amt geleitet. Unter dem Vorsitz und der Leitung des Grafen d'Aosta wurde zu Rom ein Nationalinstitut für „Nützung der Freizeit der Arbeiter" geschaffen. Das Ziel des Instituts ist berufliche Schulung und Erziehung zum staatsbürgerlichen Denken. Eine Arbeit, die z. B. in Deutschland von der Arbeitgeberseite geleistet wird. Einem besonderen medizinisch-rechtlichen Nationalinstitut für landwirtschaftliche und industrielle Unfälle und Sozialversicherung liegt die Sorge in Notzeiten für die Berufsgenossen ob.

Im Augenblick umfaßt der Bund der faschistischen Gewerkschaften 27 Einzelgewerkschaften. Die Landarbeiter, von Pezzoli organisiert, haben mit 694000 Mitgliedern zahlenmäßig ein bedeutendes Übergewicht. An zweiter Stelle folgen die Angestellten mit „nur" 185000. Dann die Metallarbeiter mit 134000, die Bauarbeiter mit 124000 und die Transportarbeiter mit 100000 Mitgliedern Schon früh hatte Rossoni den Wert erkannt, der in der gewerkschaftlichen Erfassung der Intellektuellen liegt. Rossoni hat daher seine besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet, die Angestelltenschaft zu organisieren. Der Erfolg war auf seiner Seite und heute ist fast die gesamte kaufmännische Angestelltenschaft in seiner Organisation. Wie schon oben angeführt, zählt die Gruppe der geistigen Arbeiter innerhalb der faschistischen Gewerkschaften heute

Digitized by Google

rund 50000 Mitglieder. Die Gegenspieler, der sozialistische Allgemeine Gewerkschaftsbund und der katholisch-italienische Gewerkschaftsbund, weisen eine weit geringere Mitgliederzahl auf. Der sozialistische Gewerkschaftsbund, der sozialistischen Amsterdamer Internationalen angeschlossen, zählt heute rund 200000 Arbeiter zu seinen Mitgliedern. Das Schwergewicht liegt bei den Bauarbeitern mit 30000 und bei den Landarbeitern mit 20000 Organisierten.

Der katholisch-italienische Gewerkschaftsbund, Mitglied des Internationalen Bundes der christlichen Gewerkschaften, kann dagegen heute noch etwas über 300000 Mitglieder zählen. An erster Stelle steht hier die Gruppe der Halbpächter mit 98000 Mitgliedern, eine Berufsgruppe, welche auf der Scheidelinie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer steht. Es folgen die Textilarbeiter mit 81000, die Kleinbauern mit 43500 und die Landarbeiter mit 27500 Mitgliedern.

Schon eine oberflächliche Betrachtung der drei Richtungen zeigt die starke Verschiedenheit in der organisatorischen Erfassung der Arbeitermassen. Der Bund der faschistischen Gewerkschaften hat die leicht bewegliche Angestelltenschaft und die äußerst wertvolle Gruppe der geistigen Arbeiter in den Mittelpunkt der Gewerkschaftsarbeit gestellt. Die christliche Gruppe hat die eng mit dem Boden verwurzelten Kleinbauern und Pächter zu erfassen verstanden. Während die sozialistischen Gewerkschaften den ungelernten Arbeiter und die Gelegenheitsarbeiter organisiert haben.

Die Gliederung innerhalb der Mitgliederkreise bestimmt die Richtung der Gewerkschaftspolitik. Die Angestelltenschaft, die in den meisten anderen Ländern in ihrer größten Mehrzahl streng national eingestellt ist und dem Streik zum mindesten ablehnend gegenübersteht, bestimmt die nationale Richtung der faschistischen Gewerkschaften und umgekehrt. In der christlichen Gewerkschaftsbewegung wirkt sich die kirchlich-konservative und staatsbejahende Kraft des erdverbundenen Kleinbauertums aus. Die Wurzellosigkeit des ungelernten Arbeiters ist ein bestimmender Faktor in den sozialistischen Gewerkschaften, der sie vom Staate weg zum marxistisch-internationalen Klassenkampf führt.

In diese Lage ist nun das neue Gesetz gestellt. Das Verhältnis der beiden Gruppen des Wirtschaftslebens, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, steht fürderhin in allen seinen Auswirkungen unter der Kontrolle des Staates. Zum Zwecke dieser Kontrolle wurden die schon vorhandenen Verbände in Institutionen des öffentlichen Rechtes gewandelt. Von jeder Arbeitskategorie aber wird nur ein Verband anerkannt. Andere Verbände dürfen zwar neben ihm bestehen, die Anerkennung als öffentlich-rechtliches Institut bleibt ihnen aber versagt. Die staatliche Anerkennung erhält nur der Arbeitnehmerverband, dem freiwilligerweise zum mindesten ein Zehntel aller Arbeitnehmer seiner Kategorie angeschlossen sind.

Dementsprechend können nur solche Arbeitgeberverbände zu Organisationen des öffentlichen Rechtes werden, in denen sich so viele Arbeitgeber befinden, daß deren Angestellte und Arbeiter ein Zehntel der Arbeitnehmerschaft ihrer Gruppe ausmachen. Die leitenden Persönlichkeiten müssen die faschistischen Anforderungen in bezug auf Fähigkeiten, Moral und Patriotismus erfüllen können. Ihre Bestätigung liegt sowohl bei der obersten Verbandsbehörde wie bei dem Generalrat der faschistischen Partei und erfolgt durch königlichen Erlaß.

Nur der anerkannte Verband gilt als der gesetzliche Vertreter der betreffenden Gruppe. Nur er hat das Recht, für alle Glieder, seine Gruppe bindend, Tarifverträge abzuschließen und Beiträge festzusetzen. Alle, außerhalb des Verbandes Stehenden, sind dem alleinigen Tarifrecht ebenso unterworfen, wie der Pflicht, Beiträge zu leisten. Die niedrigste Form der Organisation ist der Ortsverband. Kreis-, Provinz- und Zentralorganisationen bauen sich darüber auf.

Die Wirtschaftsauffassung der faschistischen Partei ließ die Austragung wirtschaftlicher Kämpfe zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht zu. So sind Streiks und Aussperrungen verboten und eine strenge Bestrafung haben diejenigen zu erwarten,

Digitized by Google

die gegen dieses Gebot verstoßen. Um für die Streitigkeiten, welche zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wohl immer in kleinerem oder größerem Ausmaße bestehen werden, eine Basis zu schaffen, wurden die Gruppen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch gemeinsame örtliche Organe bis hinauf zu den gemeinsamen Hauptorganen vereinigt. Die alleinige Aufgabe dieser Organe ist es, zu versuchen, alle Streitigkeiten auf dem Wege der Schlichtung zu erledigen. Gelingt den Organen eine Schlichtung nicht, so sind die Streitigkeiten dem Gericht zu unterbreiten. Zuständig ist eine Sonderabteilung, die eng mit dem Oberlandesgericht verbunden ist.

Das Gericht hat über alle Streitigkeiten aus den Tarifverträgen nach juristischen Gesichtspunkten zu entscheiden. Notfalls kann es unter Billigung der beiderseitigen Interessen neue Vertragsbedingungen normieren und abschließen. Alle Entscheidungen des Gerichtes sind naturgemäß auch für die nicht angeschlossenen Verbände bindend.

So konstituiert das Gesetz eine neue Hierarchie aus Verband, gemeinsamer Verwaltungsorganisation und Gericht, die auf friedlichem Wege die Arbeitsbedingungen schaffen und überwachen soll. Da die Entwicklung von den Führern und Leitern dieser Organisationen abhängt, muß die Elite aus Arbeitgeber- und Arbeitnehmerschaft ihre Kräfte zur Verfügung stellen. Die faschistische Partei hat dabei das weitgehendste Bestimmungs- und Einsetzungsrecht.

Der Zwang der staatlichen Anerkennung der Verbände schafft für den Bund der faschistischen Gewerkschaften ein Organisationsmonopol. Der sozialistische allgemeine Gewerkschaftsbund war zwar schon lange in den Hintergrund gedrängt worden. Das neue Gesetz nimmt ihm im Augenblick jeden Boden weg. Der christliche Gewerkschaftsbund dagegen konnte sich infolge der anderen Gruppierung seiner Mitglieder gegenüber den faschistischen Gewerkschaften halten. Den Kampf gegen sie wird er nicht aufnehmen können. Will er in dieser oder jener Form weiterleben, so wird er sich mit der faschistischen Organisation irgendwie verständigen müssen.

Da der Kampf zwischen den verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen aus begreiflichen Gründen in Italien selbst nicht mehr möglich ist, wird er in das Internationale Arbeitsamt nach Genf getragen. Denn die Genfer Internationale ist die einzigste Internationale, die von den faschistischen Gewerkschaften anerkannt wird. Im Laufe der Zeit mußte es sich Rossoni gefallen lassen, daß sein Vertretermandat fünfmal angefochten wurde. Aber ebenso oft wurde es auch für gültig erklärt. In recht geschickter Weise erfolgte die Anfechtung nicht von den Führern der anderen italienischen Gewerkschaftsgruppen. Sondern ein Vertreter einer anderen, der sozialistischen Internationalen angehörenden Gewerkschaft, bestreitet, gestützt auf italienisches Material, das Mandat des faschistischen Gewerkschaftsführers. Der katholische Gewerkschaftsbund schloß sich zwar stets dem abgegebenen Proteste an, ein Anschluß, der durch den Zwang der Selbstbehauptung gegeben und gerechtfertigt war. Die Vertreter der Arbeitgeberschaft ihrerseits erkannten stets die Vollmachten des Vertreters der faschistischen Verbände an.

Kennzeichnend für die Auffassung innerhalb des Arbeitnehmerlagers auf der Internationalen Arbeitskonferenz in Genf sind die Äußerungen von Mertens (Belgien) und Jouhaux (Frankreich) in der 10. Sitzung der achten Tagung vom 3. 6. 26. Mertens sieht in der Unterdrückung der gewerkschaftlichen Organisationen durch die augenblickliche italienische Regierung eine Einengung der Koalitionsfreiheit der Arbeiterschaft. In der Unterdrückung des Streikrechts, das Mertens das „heiligste Recht der Arbeiterklasse der ganzen Welt" nennt, stellt er eine Maßnahme fest, die gegen jegliche gewerkschaftliche Freiheit verstößt. Er bestreitet energisch, daß die faschistische Gewerkschaftsbewegung, in ihrer Form und Tätigkeit von der faschistischen Gesetzgebung abhängig, dem Grundsatz der vollkommenen Demokratie entspricht. Jouhaux bekämpfte das durch den Vertrag vom Palais Vidoni geschaffene tatsächliche Monopol zwischen den faschistischen Arbeitgeberorganisationen und den faschistischen Arbeiterorganisationen. Weiter wendet er sich gegen das Bestätigungsrecht für den leitenden Sekretär durch die faschi-

Digitized by Google

stischen Vereinigungen. Ein Interview, das Rossoni am 14. 3. 26 einem Vertreter des Popolo D'Italia gegeben hat und das unter anderen lautet: „Die italienischen Massen werden infolgedessen die Reste der roten und weißen Organisationen verlassen, um sich am Leben der faschistischen Gewerkschaften zu beteiligen. Dies voraussehend habe ich schon an eine Vervollkommnung der faschistischen Leitung der Verbände gedacht. Die faschistischen Gewerkschaften gehen auf Eroberungen aus. Sie lassen sich nicht erobern!" hatte bei Jouhaux besonderen Anstoß erregt.

Rossonis Entgegnung auf die Angriffe war äußerst heftig. Er wehrte sich gegen die Behauptung der Nichtachtung der gewerkschaftlichen Freiheit durch die faschistische Gewerkschaftsbewegung. Weiter wies er darauf hin, daß im Jahre 1919, er, als er mit der Arbeitgeberorganisation verhandelte, von den Sozialisten vor die Türe gesetzt wurde, weil er im Namen der italienischen Arbeiterschaft sprach, und so am Abschluß von Tarifverträgen gehindert wurde. Rossoni erklärt den sozialistischen Einfluß in Italien für gebrochen und verteidigt das Koalitionsrecht. Den Streik lehnt er, von bestimmten Fällen abgesehen, ab. Bei allen Streitigkeiten solle zuerst die friedliche Schlichtung versucht werden, denn unter dem Streik hat die ganze Nation zu leiden. Das Ziel der faschistischen Gewerkschaften sei die Lösung des Kampfes zwischen Kapital und Arbeit auf dem Boden des Gesetzes. Den christlich-katholischen Organisationen gegenüber betonte er deren enge Verwandtschaft mit den faschistischen Gewerkschaften. Er sagte u. a.: „Die christlichen Organisationen könnten vollständig mit uns übereinstimmen. Wenn sie den christlichen Grundsätzen der Religion und der Brüderlichkeit treu bleiben wollen, dürfen sie weder den sozialen Krieg noch den Klassenkampf begünstigen, die beide unchristlich sind. In Italien sind die Katholiken zum größten Teil faschistisch. Doch möchte ich feststellen, daß diesmal keine Worte gegen Mussolini und die italienische Regierung, wie das bisher des öfteren geschah, gefallen sind."

Man wird die Äußerung Rossonis für die christlichen Gewerkschaften als eine freundschaftliche Einladung ansehen müssen. Oben wurden schon die verschiedenen Mitgliederkreise der beiden Organisationen festgestellt. Ein Zusammengehen in irgendeiner Form, sei es nun als Arbeitsgemeinschaft oder in direkter Verschmelzung, wird gefunden werden müssen. Eine Grundbedingung dazu ist, entweder für die faschistischen Gewerkschaften die Anerkennung der christlichen Internationalen oder für die christliche Gewerkschaft der Austritt aus diesem Bund.

Die Organisation der berufsständigen Wirtschaft ist vollendet. Es fehlt der notwendige Unterbau und die Untergliederung in den einzelnen Bezirken. Hierzu wird es noch langer mühseliger Arbeit bedürfen. Bisher war die wirtschaftliche Entwicklung Italiens unter dem Einfluß einer langsam aber stetig fortschreitenden Inflation der faschistischen Gewerkschaftsbewegung günstig. Die Industrie hat vollauf zu tun, so daß der Lohn als Kostenfaktor kaum ins Gewicht fällt. Dies um so weniger, als auch in Italien, wie in jedem inflationsgesegneten Land, der Reallohn gesunken ist. Kommt es dagegen eines Tages zur Stabilisierung der Lire, so wird auch die italienische Wirtschaft von den Krisenerscheinungen nicht verschont bleiben. Stillegungen und Arbeiterentlassungen werden erfolgen müssen. Der Kampf um den Lohn wird die Folge sein. In diesem Augenblick erst werden die fachistischen Gewerkschaften ihre erste Feuerprobe zu bestehen haben. Für die durch das Gesetz festgelegte Wirtschaftshierarchie aber werden diese Zeiten der Prüfstein sein. Liegen in diesem Zeitabschnitt für die faschistischen Gewerkschaften alle Gefahren, so birgt er für die sozialistischen Gewerkschaften alle Hoffnungen.

Für den Deutschen ist der Aufbau des faschistischen Ständestaates sehr bestechend. Doch von einer voreiligen Beurteilung oder gar einer mehr oder weniger schematischen Übernahme muß dringend abgeraten werden. Es gibt in Deutschland manche Organisation, die den nationalen Arbeitervereinen Rossonis ähnlich, wenn nicht gar gleich zu sein glaubt. Doch in ihrem Aufbau und in ihrer Arbeit weichen beide sehr

Digitized by Google

voneinander ab. Rossonis Arbeitervereine hatten in dem Italien der Nachkriegszeit eine Lücke zu füllen und eine Aufgabe zu lösen. Die christlichen Gewerkschaften hatten nie eine entscheidende Rolle gespielt. In Deutschland liegen die Verhältnisse insofern anders, als die christliche Gewerkschaftsbewegung über einen recht erheblichen Einfluß verfügt und die Macht Rossonis die Angestelltenschaft in einer Stärke von 300 000 Mitgliedern in dem streng national und völkisch eingestellten Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband organisiert ist.

Den deutschen Arbeitervereinen, die sich in Gegensatz zu den Gewerkschaften in jeglicher Form stellten, gelang es nicht, eine ins Gewicht fallende Bedeutung zu erlangen und sich von dem Einfluß der Arbeitgeberschaft frei zu halten. Ihr Ideal ist die Werksgemeinschaft, die so lange eine Utopie bleiben muß, wie deutsche Werke an der Börse durch Fremde gehandelt werden können. Demgegenüber hat Rossoni stets den gewerkschaftlichen Standpunkt betont und den Gedanken einer Werksgemeinschaft stets von sich gewiesen, wie ja auch das italienische Gesetz eine Werksgemeinschaft nicht kennt, sondern jede Gruppe einer Arbeitskategorie für sich organisiert und erst die Spitzen zusammenführt.

Es ist hier nicht der Ort im einzelnen zu der Frage der Verwandtschaft der faschistischen Gewerkschaften mit den sogen. Stahlhelmgewerkschaften Stellung zu nehmen.

Zum Schluß sei dagegen nochmals betont, daß eine wirtschaftliche Organisation erst in wirtschaftlichen Notzeiten ihre Daseinskraft und Berechtigung erweisen kann. Ein Ständestaat, der zu einem größeren Teile durch Gesetz statuiert ist, denn organisch gewachsen, muß dann zeigen, ob er nicht auf Schall und Rauch gegründet ist.

Dichtungswertung

Neue Epik

von

Wolfgang von Einsiedel

Zwischen Weltbild und Schöpfertum einer Epoche waltet ein tiefer, geheimnisvoller Zusammenhang. Mag ursprünglich ein schöpferischer Aufstrom auch den Aspekt der Welt verwandeln oder umgekehrt die Veränderung des Weltbildes erst schöpferische Kräfte zu freiem Spiel entbinden — stets ist es die Dichtung, die bildnerisches und Erkenntnisvermögen ineinanderschmilzt und also von beiden kündet.

In unserer Zeit ist solches Amt aus Gründen, die nicht weiter zur Erörterung stehen, im besonderen der epischen Dichtung beschieden. Wir vermeiden absichtlich die Bezeichnung „Roman", die heute als wesentlich zu eng gelten müßte. Es steht nämlich zu beobachten, daß die in einem Zeitraum jeweils dominierende Dichtungsgattung sich auch Elemente der anderen Gattungen einverleibt. So trägt also die erzählende Dichtung heute in auffälligem Maße lyrische und dramatische Züge, durch die zwar nicht ihr Charakter, wohl aber ihre Form gewandelt scheint: Bericht und Schilderung sind vielfach auf ein Mindestmaß beschränkt oder werden durch das je subjektive Medium einer Gestalt gegeben; die Darstellung erfüllt sich häufig in Einzelszenen, ohne dadurch an epischer Kontinuität einzubüßen; die Situationen scheinen gedrängter, die Dialoge spannungsgeladener. All diese stilistischen Besonderheiten verstärken den Eindruck, als habe sich die epische Dichtung mehr und mehr von ihrem Schöpfer losgelöst, habe gleichsam selbst personales Dasein gewonnen, mit einem Wort: sei anonymer geworden.

Digitized by Google

Wenn wir hier und im folgenden von „epischer Dichtung" sprechen, haben wir selbstverständlich nur einzelne Werke im Auge, die sich nicht ohne weiteres unter einen einheitlichen Stilbegriff zwingen lassen. Und einzelnen Werken sollen auch die folgenden Betrachtungen gelten. Dennoch scheinen uns diese Werke nicht vereinzelte oder zufällige Früchte an verdorrtem Baum, sondern vielmehr sichere Vorboten neuer epischer Reifezeit. Allein die letzten drei Jahre haben uns eine solche Anzahl beträchtlicher Werke geschenkt, daß alle Prophezeiungen, die von der Erloschenheit der bildnerischen Kräfte fabelten und durch die Unfruchtbarkeit einer geraumen Zeitspanne tatsächlich bestätigt schienen, schon heute zum Spott geworden sind. Aus der Zahl der uns bedeutsam erscheinenden Werke seien einige wesentliche herausgegriffen.

Als wesentlich gelte ein Werk in zweifacher Beziehung: einmal dann, wenn es eine ungewöhnliche dichterische Kraft offenbart (die ausdrücklich unterschieden sei von einer spezifisch schriftstellerischen und künstlerischen); zum andern dann, wenn es den Prozeß der Umwandlung des Weltbildes, in dem wir mitten inne stehen, gleichnishaft klären hilft. Wesentlich heißt also: bedeutsam zeitlos und zeithaft vorwärtsdeutend.

Außer Betracht bleiben in diesem Zusammenhang mithin alle Werke, denen nur dokumentarischer Wert zukommt; denen es vornehmlich um Aktualität zu tun ist; Werke, die eine allzubeutige oder schon vergangene Epoche gestalten und es dabei mehr auf die zeitgebundene Erscheinungsform als auf das unveränderliche Wesen lebendigen Menschentums absehen. Auch dann, wenn sie künstlerisch noch so hohen Ranges und geistig noch so fesselnd sind wie etwa die letzten Bücher von Wassermann oder Heinrich Mann.*)

Die Gesichtspunkte also, unter denen im folgenden eine Auswahl aus der Fülle der literarischen Erscheinungen der letzten drei Jahre getroffen wurde, sind, das sei im voraus aufs Entschiedenste betont, durchaus subjektiv und entspringen einer bestimmten, bewußt einseitigen Einstellung zu Dichtung und Dichter.

Was die in ethnischer, künstlerischer, menschlicher Beziehung so völlig verschiedenen Werke miteinander verbindet, ist dies: daß sie dem gleichen gegensatzträchtigen Zeitgrund entwachsen; daß sie, die einen mehr, die anderen minder, Abbild und Zeugnis, Fanal und Monument sind jener gewaltigen Krise, die heute abendländisches Bewußtsein von Grund aus umformt. Es ist natürlich unmöglich, im Rahmen eines kurzen Sammelreferates auch nur andeutungsweise über Ausmaß und Wesen dieses Umschichtungsprozesses zu sprechen. Hier sei nur eben mit den gröbsten Strichen seine Zielrichtung skizziert, um für den folgenden Bericht Hintergrund und Verknüpfungsmöglichkeit zu gewinnen. —

Jedes dualistische Weltbild reißt die Einheit ursprünglichen Lebensgefühls in die Pole „Ich" und „Realität" auseinander. So auch das paulinisch-christliche Weltbild, das unter „Realität" die Außen-, Sinnen-, Naturwirklichkeit begriff, die als Körperwirklichkeit gleichsam ins Ich hineinragte. Beide Pole setzte es zueinander in feindliches Spannungsverhältnis. Die Folge war ein unablässiger Kampf zwischen beiden, der, paradox genug, dahin führte, daß das Ich zwar kraft seines Geistes der Naturwirklichkeit Provinz um Provinz abgewann, zugleich aber sich selbst verlor und in ein Abhängigkeits-, ja Determiniertheitsbewußtsein zu jener geriet.

Die Auflehnung gegen dieses Weltbild war zugleich eine Auflehnung gegen den Primat des Geistes, der, machtgieriger Feldherr im Kampfe gegen die Naturwirklichkeit, sich auch im Seelenbereich zum Diktator aufgeworfen. (Die eindrucksvollste, wenn auch einseitigste Gestaltung fand diese Auflehnung bisher in dem denkbildnerischen Werk von Ludwig Klages.) Sie vollzog sich und vollzieht sich in etwa drei Etappen. In der ersten sucht das Ich zu sich selbst zurückzufinden und löst radikal jede Beziehung zu einem Außen, das allen Sinn verliert. Das durch das alte Weltbild geschaffene Wertsystem und die darauf errichtete Ordnungswelt sind zusammengestürzt. Das Ich steht einsam im leeren Raum. Dennoch gelingt es ihm zunächst nicht, in sich neuen Schwerpunkt zu finden. Die elementaren Kräfte der Seele, jahrhundertelang gefesselt, schießen wild empor und spotten jeder Dämmung. Der Geist, direktionslos geworden, kehrt sich zerstörerisch gegen sich selbst. Chaos überall. Aus tiefster Not ringt sich ein Schrei: nach Gemeinschaft, nach Gott. Er verhallt im Wesenlosen. Isolation ist Schick-

*) Eine Sonderbetrachtung erforderte Thomas Manns problematischer „Zauberberg", von dem demnächst in anderem Zusammenhang die Rede sein wird.

Digitized by Google

sal und wehe dem, der dieses Schicksal nicht tragen kann. Die Verzweiflung läßt blind nach jeder Stütze greifen.

Nun aber breitet sich die Erkenntnis aus, daß dieses nicht Einzelschicksal ist, sondern aller Schicksal. Und so bildet sich ein neues Gemeinschaftsgefühl, jenseits aller gesellschaftlichen Bindungen im alten Sinne: eben das Gefühl einer Schicksalsgemeinschaft. Damit aber ist gerade das ertötende Isolationsbewußtsein zutiefst überwunden. Der Einzelne fühlt sich wieder Welle im Strom des Lebendigen. Auch in diesem zweiten Stadium gilt nur eines: die Ichwirklichkeit. Ein starker Behauptungswille zwingt den Geist zum Formungsdienst und fügt mit seiner Hilfe die chaotischen Triebkräfte und Bewußtseinregungen zu gefesteter Welt.

In dem Augenblicke nun, da aus dieser Ichwelt sich Gestalt, Werk oder freie Tat gebiert, ist ihre Umpanzerung gesprengt und das dritte Stadium erreicht: die Kluft zwischen dem Innen und dem Außen ist überwölbt und das Einzel-ich, im Bewußtsein eigener Schöpferkraft, in das schöpferische All-ich eingewachsen. Die Gesamtwirklichkeit ist gleichsam selbstverständlich sinnvoll geworden. Auf dieser Stufe ist die völlige Ablösung vom alten Weltbild vollzogen und das neue geformt: es ist heidnisch, nicht christlich; polar, nicht dualistisch: denn es bekennt sich zu den Gegensätzen als solchen. In seinem Zentrum steht nicht der duldende, gütige, sondern der heldische, schöpferische Mensch; der nicht nach der Herrschaft des Geistes trachtet, sondern nach der Seele freier Entfaltung; und der darum die Wirklichkeit nicht ethisch zwängt und schnürt, sondern sie in ihrem ganzen Umfang bejaht.

Dieses — begrifflich nur schwer zu umreißende — Weltbild wird getragen von einem neuen heidnischen Lebensgefühl, das, bislang nur von einzelnen Geistern verkündet und dargelebt, heute eine ganze, vorgeblich in den letzten Zügen liegende Kultur verjüngend zu durchdringen scheint. Wer es in den wesentlichen Werken gegenwärtiger Epik nicht gewahrt, der kann weder heutiger Dichtung noch heutigem Menschentum ganz gerecht werden. —

Es ist nicht unsere Aufgabe, der vielfältigen Besonderheit jenes Lebensgefühls in seinen einzelnen Äußerungen nachzuspüren. Nur dort, wo die durch das gleiche Lebensgefühl bewirkte Wandlung des Weltbildes sich in der Dichtung widerspiegelt, seien breiter deutende Hinweise gegeben. Die zeitliche Folge der einzelnen Werke fällt für uns nicht ins Gewicht: da Erkenntnis- und Gestalterwille nicht immer die gleichen Wege wandeln und jene von uns gekennzeichneten Entwicklungsstadien nicht einander abzulösen brauchen, sondern lange, in unzähligen Übergangs- und Vermischungsformen, gleichzeitig nebeneinander fortbestehen können.

Jenes erste Stadium der absoluten seelischen Anarchie und Isolation findet seine Spiegelung in Otto Wirz' erschütternden „Gewalten eines Toren", dem vielleicht erlittensten Bekenntnisbuch unserer Zeit. Hier geht einer den Weg durch Dunkel und Chaos kompromißlos bis zum Ende: in den Wahnsinn hinein. Dieses Werk flammt und zersprüht wie ein Traum. Eine bedeutende Visionskraft beschwört Gesichte von gewaltigem Ausmaß, die aber kein ebenbürtiges Gestaltungsvermögen zu bannen vermag. So bleibt dieses Buch weniger als Dichtung, denn als Bekenntnisdokument einmalig bedeutsam. Und doch ist es mehr als Bekenntnis: ist Musik, uferlos brandende. Der Dichter, der sich nicht in Gestalt oder Erkenntnis zu erlösen vermag, findet dank einer unerhörten urtümlichen Sprachkraft Erlösung in der Musik. Der Logos wird wieder Ur-Ton und Klang, Stammeln verzückten Wahnsinns, den Leiden ohne Maß sich zur Heilung gebiert. Damit aber ist das Chaos ertragbar gemacht, nicht überwunden. Solches zu tun bleibt einem Dichter beschieden, der eben als Schöpfer niemals ganz in Chaos verstrickt zu werden vermag.

Wirz' Werk ist nichts als ein ungeheurer Kampf um, mit, für, wider Gott. (Nicht seine spätere „Novelle um Gott", die, innerlich zwar gestraffter, einen jähen Absturz ins Banal-Manierte bedeutet.) Diesen Kampf weniger durchlitten als vielmehr beobachtend gestaltet und durch die Gestaltung zu lösender Erkenntnis geführt zu haben, ist das Verdienst J. Anker Larsens. Man verkennt seinen „Stein der Weisen" völlig, wenn man ihm von der religionsphilosophischen Seite beizukommen sucht. Gewiß wird auch in diesem Buche theoretisiert und diskutiert. Was aber Larsen als Denker zu sagen hat, ist nicht eben viel: weder neu noch sonderlich klar oder tief, auch nicht frei von Widersprüchen. Jenseits aller begrifflichen Erörterungen jedoch kündet der Dichter: von den vier Menschen, die Gott suchen (und zwar jeder auf eine Art, die eine typische Form religiöser Sehnsucht verkörpert), kommt der Gott am nächsten, der schwere Schuld be-

Digitized by Google

gangen. Nicht weil er, im Dostojewskischen Sinne, schuldig wurde, sondern schuldig werden mußte; weil er zu den Getriebenen gehört, zu den Wenigen, die aus einer Notwendigkeit heraus leben; weil er sich getragen fühlt — sei es auch zum Bösen. Das also ist die Erkenntnis, die Larsen als Dichter gestaltet, nirgends formuliert: das eigentlich Widerreligiöse, das, was von Gott und Erde gleichweit entfernt — das ist eben die Sehnsucht nach Gott, die Jagd nach Gott. Gott haben, heißt: erfüllt sein, sich getragen wissen, und nur dies. So wie sich Martha und Maria getragen wissen, die Larsens zweitem Buche den Namen schenkten; die Schwestern, in denen die polaren Urbilder mädchenhaft-mütterlichen Frauentums zu individueller Sichtbarkeit gelangen.

Man mag Larsen vorwerfen, er sei ein wenig sorglos in der Erfindung (im zweiten Buch weit mehr noch als im ersten); er scheue vor Banalitäten nicht zurück; seine Werke zerfielen allzusehr in Einzelbilder — all dies rührt nicht an den Kern dieser Werke. Es ist gar nicht so wichtig, was sich da begibt. Sondern alles dient einem einzigen Zweck: der Wesensentfaltung und -entwicklung der Hauptgestalten. Und dieser Zweck scheint bis zur Vollkommenheit erreicht. Larsen ist überreich an Ausdrucksmitteln: in einem flüchtigen Blick, einem belanglosen Wort, einer unscheinbaren Gebärde gibt er das Aufleuchten einer Seele. Er ist ein meisterlicher Beherrscher der Skala der Gefühlsübergänge: unmerklich gleiten Traum, Trauer, Ironie und Sehnsucht ineinander. Am schönsten aber sind ihm in beiden Büchern die Kinderszenen gelungen. Und das ist nicht zufällig; denn mit dem Kinde hat der Dichter Larsen dies gemeinsam: Anmut und wache Einfalt, Zartheit und Herbheit, Sprödigkeit und Beseeltheit.

Gleichsam das männliche Seitenstück zu Larsens „Martha und Maria" ist des Norwegers Gabriel Scotts „Quelle des Glücks" oder „Der Brief vom Fischer Markus". In diesem Buche geht nichts vor, das sich erzählen ließe. Tagewerk und Tod eines armen Fischers, das ist alles. Aber wie ist das gestaltet! Wir werden, wenn wir von dieser kindhaften Kreatur Markus lesen, selbst wieder einfältig und reinen Herzens, gläubig und daseinsfromm; verwachsen selbst von neuem mit Erde, Meer und Himmel. Und begreifen plötzlich, daß die Seligpreisungen der Bergpredigt nicht Forderungen sind oder Verheißungen, sondern Rhapsodien erfüllten Daseins, diesseitigen Daseins.

So glücklich und dankbar wir aber der Mär vom Fischer Markus lauschen, es ist ein vegetatives Leben, dieses Fischerleben, kein individuelles. Individuelles Leben, in welcher Form auch immer, bedeutet notwendig Isolation aus jener absoluten Verwobenheit mit dem Universum. Individuelles Leben aber ist Schicksal, nicht freie Wahl. So grüßen wir, vorüberwandernd, den alten Markus wie ein freundliches Traumbild, das uns die tröstliche Gewißheit schenkt eines friedlicheren Daseins, das dennoch nicht das unsere ist; und folgen jenen Gestalten, die die Isolation suchen, um sie, auf höherer Stufe, zu überwinden.

Eine solche Gestalt ist der Prometheus in Spittelers letztem Epos, dem großartigsten dichterischen Gleichnis jener Weltbildwandlung, von der wir einleitend sprachen. Dieser Prometheus, der Dulder zubenannt, bricht in stolzem Ich-Überschwang mit allen Satzungen, löst alle Bindungen zu Menschen und Gott, entsagt allem Machtwillen; anerkennt als Herrin einzig seine Seele, sein schöpferisches Ich. Er lebt in Einsamkeit und Abgesondertheit, bis die aus der Not seines Schöpfertums geborene, zu Tat gewordene Erkenntnisformel des „Ichalle" die Mauern niederreißt, die heldische Vermessenheit um seine Ichwelt getürmt. —

Es ist unfaßlich, auf welche Widerstände Spitteler heute noch in Deutschland stößt, dem einzigen Lande, das fähig wäre, ihn ganz zu begreifen — mag er selbst tausendmal den Zugang zu seinen Werken erschweren. In welcher Dichtung finden wir heute eine ähnliche Lebensfülle mit solcher Kraft der Geistigkeit vermählt! Zugegeben, daß sich Spittelers Werk vornehmlich aus Bildungssubstanzen speist. Darauf kommt es aber nicht an. Sondern darauf allein, daß die Bildwerdung dieses Bildungsgutes durchaus schöpferisch ist. Mit andern Worten: Spittelers Schaukraft ist seinem Intellekt ebenbürtig, wo nicht gar überlegen. Nirgends gibt es bloße Allegorien: die Verkörperlichung geistiger Wesenheiten ist stets individuell, niemals nur typisch. Und seinen Visionen ist bei aller Monumentalität eine solche Fülle intimer Details eigen, daß sie vor einer Übersteigerung ins Starre oder schattengleich Umrißhafte bewahrt bleiben.

Dennoch geht ein Bruch durch Spittelers letztes Werk, der auf einen tieferen Widerstreit deutet. Nicht, wie man gemeinhin an-

Digitized by Google

nimmt, auf einen solchen zwischen Phantasie und Intellekt, sondern auf einen Widerstreit innerhalb der Phantasie selbst: zwischen Schaukraft und Spieltrieb; zwischen Bildwillen und Fabulierlust.

Dieser Widerstreit bedingt ein Auseinanderstreben von Form und Gehalt auf der einen Seite, von Gestalt und Geschehen, Idee und Fabel auf der andern.

Die Diskrepanz von Form und Gehalt ließe sich vielleicht ästhetisch rechtfertigen, psychologisch motivieren — dichterisch niemals. Mag es Schamhaftigkeit oder Angst vor dem Pathos gewesen sein, was Spitteler eingab, seine königlichen Gesichte dem Medium einer mehr als unmusikalischen, barock-spielerischen Versprache anzuwertrauen — diese Form ist wie eine Vergewaltigung des Gehalts. An ihr bricht sich Wucht, Glut und Gewalt der Erkenntnisse. (In der göttlichen Komödie des „Olympischen Frühlings" scheint die gleiche Versprache weit organischer.) Es ist nicht anders: ein mit prophetischer Schau Begnadeter scheut die Sprache des Propheten. Um wieviel einheitlicher und wuchtiger in dieser Hinsicht die große Vorform des letzten Epos Spittelers, sein Erstlingswerk „Prometheus und Epimetheus"!

Nicht minder befremdlich erscheint die andere Diskrepanz: zwischen Gestalt und Geschehen. Prometheus' inneres Schicksal, das uns vornehmlich wichtig dünkt, bleibt außerhalb des eigentlichen epischen Geschehens, wird nur auf Augenblicke, gleichsam von außen her, mit ihm in Berührung gebracht, auf lange Strecken aber unsern Blicken entrückt. Das Schöpfertum des Prometheus erscheint mehr als Wesensattribut denn als Wesenssubstanz. So verschiebt sich im Mittelteil des Werkes der Schwerpunkt auf die metaphysische Fabel, die als buntes Spiel der Phantasie reizvoll sein mag (wiewohl das mythologische Weltbild keineswegs geschlossen scheint), an gedanklicher Tiefe und dichterischer Größe jedoch hinter dem angeschlagenen und erst später wieder siegreich durchdringenden Grundthema zurückbleibt. — Mit allen diesen Einwänden ist aber der Bewunderung für dieses überragende Werk in keiner Weise Abbruch getan. Vielleicht sogar vermögen wir ein solches Werk erst dann wirklich zu lieben, wenn wir auch Schwächen gewahren.

Was Spitteler in der mythologischen Sphäre, das gestaltete H. D. Lawrence in der realistischen. Der Held seines Romans „Jack im Buschland", der, fern von der europäischen Zivilisation, im Nahkampf mit einer unbarmherzigen Wirklichkeit zum Manne reift, erobert eine Innenwelt, die kein Gesetz mehr von außen empfängt. Wenn er sie auch mit festem Bollwerk gegen die soziale Welt umschanzt, so bleibt sie dennoch der Natur verhaftet. Und nur jene schöpferische Sprengung, Öffnung, Erweiterung bleibt ihr versagt.

In diesem Buche ist nichts von sentimentaler Südseeromantik. Alttestamentarischer Geist wird nicht allein beschworen — ist auch lebendig geworden. Hier schuf sich neues Lebensgefühl dichterisch bislang greifbarsten Ausdruck. Wie die fremdartige Atmosphäre einer glühenden Landschaft fast physiologisch spürbar gemacht ist, wie Symbolik und Realistik sich durchdringen — das ist schlechthin bewundernswert.

Lawrence gehört schon heute zu den wenigen europäischen Dichtern, die man unmittelbar neben Hamsun nennen darf. Die Anwartschaft auf den Nobelpreis gebührt ihm auch um seines Romans „Söhne und Liebhaber" willen. Hier ist eines der Urthemen alles Menschentums, die Bindung zwischen Mutter und Söhnen, bei aller psychologischen Differenziertheit in so erschütternder Einfachheit gestaltet, daß man sich unwillkürlich fragt: hat wirklich in unserer überklugen Gegenwart einer zum erstenmal dieses Thema so gesehen und geformt? Wie armselig und erbärmlich nimmt sich alle psychoanalytische Deutelei neben einer Dichtung wie dieser aus! Die — keinen Augenblick idealisierte — Gestalt der Mutter, die für ihre Söhne das Maß bedeutet, an dem sie unbewußt die ihnen begegnenden Frauen messen, und die infolgedessen ihr erotisches Leben entscheidend beeinflußt, gehört zu den ergreifendsten Frauengestalten überhaupt. Psychologische Besonderheiten in den Mann-Frau-Beziehungen sind erstmalig gesehen und erhellt. Erstaunlich ist Lawrences Technik. Das Geschehen ist aufgelöst in unzählige, sprunglos ineinandergleitende Einzelbilder, in denen leiseste seelische Schwingungen Ausdruck werden. Analytische Deutungen von prachtvoller Schärfe und Präzision resumieren vornehmlich bereits Gestaltetes. (Leider ist der letztbesprochene Roman erst ins Deutsche übersetzt, noch nicht übertragen; wogegen die Übertragung des „Jack" durch Else Jaffé-Richthofen fast einer Nachdichtung gleicht.)

Aus dem gleichen widerchristlich-männlich-individualistischen Ethos des Lawrence-

Digitized by Google

schen „Jack" ist das Buch einer Frau geboren: Alma Johanna Königs „Geschichte von Half dem Weibe". Dieses Werk ist mehr als ein Produkt erstaunlicher Einfühlung in den Geist der alten Island-Sagas: es scheint selbst spätes Reis von ihrem Stamm. Sprachkraft und Bildkraft dieses außerordentlichen Buches sind zwingend.

Allen diesen Werken im Geiste verwandt, sie alle überragend wie ein ungeheurer Eisberg, Kälte und Schauder verbreitend: Knut Hamsuns „Letztes Kapitel". Über dieses Werk ist kaum mehr zu sprechen. Es ist die göttliche Komödie unseres Jahrhunderts, ohne den Apparat von Hölle, Fegefeuer und Himmel. Hamsun zeigt nur die Welt. Aber es ist die Welt aus der Perspektive eines Gottes, der hoch über den Wolken sitzt und unbewegt und mitleidslos auf das Menschen-Kribbel-Krabbel herabschaut. Ein grausames Lächeln ist das Einzige, das die Starre seiner Züge belebt. Er wischt die Menschen von der Erde, wie man Fliegen vom Tische fegt.

Geschrieben ist dieses Buch mit einer unerhörten Meisterschaft. In derart souveräner Ironie, mit so leichter Hand, daß einige besonders kluge Kritiker zu der Meinung gelangen konnten, das Ganze sei kaum mehr als eine grandiose Virtuosenleistung. Es ist gut, daß es solche Meinungen gibt. Mit ihrer Hilfe vermag man sich am besten gegen die Größe und Grausamkeit eines so furchtbaren Buches zu schützen.

In gemäßigtere Eisregionen führt uns Hamsuns Landsmann Hanns E. Kinck in seinen „Anfechtungen des Niels Brosme". Ob und in welchem Sinne Kinck Bedeutung für uns gewinnen wird, läßt sich nach diesem ersten ins Deutsche übertragenen Werk noch nicht mit Sicherheit sagen. Auf jeden Fall verrät es einen bedeutenden Gestalter. Und unsere Freude daran wäre vielleicht noch größer, hätte der Verlags-Prospekt unsere Erwartungen nicht in falsche Richtung gelenkt. Es geht, scheint mir, in diesem Buche weniger um Weltanschauungsfragen, als vielmehr in erster Linie um ein psychologisches Problem, das nur, und das ist eben das Originelle, mit Hilfe von mythischen Symbolen gestaltet wird: um das Problem des liberalen, des halben Menschen, für den alles, was er sagt, denkt, tut, zwiefaches Antlitz trägt; der angesichts der Polarität aller Erscheinungen Kraft und Mut zur Entscheidung verliert, dauernd aber, als Geistlicher, zu irgendeiner Entscheidung genötigt ist. Das ergibt Situationen, die ein überlegener, scharfsichtiger und satirischer Geist zu ungemein lebendigen Komödienszenen formt.

Vielleicht kommt die nordische, speziell norwegische Literatur unserem Empfinden heute deshalb so nahe, weil in ihr, kraft eines im Volksbewußtsein noch lebendigen Mythengutes, der Zusammenhang mit der vorchristlichen Vergangenheit gewahrt scheint. So entwächst auch Sigrid Undsets breitangelegter Roman „Kristin Lavranstochter" einer noch ungeschmälerten Daseinsfülle und ungelockerten Naturverbundenheit. Schon mit den bisher deutsch vorliegenden beiden ersten Bänden beansprucht dieses Werk einen Platz in der Weltliteratur. Einzelne Szenen (man kann fast von epischem Drama sprechen), so das Gespräch der Eltern der Heldin, in dem der erste Band gipfelt, gehören zu den erschütterndsten Seelenoffenbarungen aller Zeiten. Unvergleichlich die Kraft der Undset, Schicksalsatmosphären zu beschwören und zu verdichten, überwältigend ihr psychologischer Tiefblick, ihr Reichtum an Gestaltungsmitteln. Dennoch bleiben Längen spürbar. Man begreift, was die Dichterin verlockte, nahezu zeitlose Charaktere mit allem Licht und Dunkel leibhaften, blutwirklichen Menschentums in die — erstaunlich lebendig gewordene — Welt des Mittelalters hineinzustellen. Und in der Tat gewinnt sie dadurch starke Farben, Kontraste, Spannungen. Aber es bleibt ein Zwiespalt zwischen dem spontanen Lebensgefühl der Hauptgestalten und den sie umgebenden Lebensformen, der ihre Anschauungen als nicht ganz organisch erscheinen läßt.

Im Gegensatz zur Undset bedient sich der Erscheinungsformen geschichtlicher Wirklichkeit gerade zur Verbildlichung heutigen Lebensgefühls Hans Leip, eine unserer stärksten epischen Hoffnungen, in seinem „Godekes Knecht". Dieses Buch ist ein einziger jubelnder Hymnus auf Meer und Wind und Freiheit und ein Leben in Kampf und Gefahr. Wiewohl eine elementare Sprachgewalt alles epische Geschehen nahezu in Lyrismen auflöst, gelingen Leip Szenen von packender Bildhaftigkeit und Gestalten von starkem Umriß.

Von der gleichen Vitalität getragen, wenn auch ohne das dichterische Pathos dieses Werkes „Kyra Kyralina", das Erstlingswerk des von Rolland entdeckten

Digitized by Google

Rumänen Panait Istrati. Dieses Werk gibt mehr als nur Abenteuer von orientalischer Buntheit, Wildheit, Sinnlichkeit: es offenbart Urphänomene des Blutes in einer Nacktheit und Ursprünglichkeit, vor der alle ethnographischen Besonderheiten verblassen.

Gleichsam den Gegenpol zu einem solchen Werke, aus dem die Natur selbst unmittelbar zu sprechen scheint, bildet ein Buch wie Schickeles „Erbe am Rhein", in dem sublimstes Künstlertum wieder Natur geworden. In diesem Buche scheint mir zum erstenmal eine höchst bedeutsame Syntheſe geglückt. Der Held nämlich ist nicht nur ein unselig Zwiespältiger, der zwischen zwei Landschaften, zwei Völkern, zwei Frauen, zwei Lebensformen hin und her gerissen wird; sondern zugleich vermag er alle scheinbar unvereinbaren Gegensätze organisch in sich zu binden, da er, und darin liegt zugleich wieder seine Schwäche, ihrer aller bedarf. Damit gestaltet Schickele nicht nur ein politisches Problem, nämlich das elsässische, auch nicht bloß sein persönliches, sondern ein eminent europäisches: dieser Claus Breuschheim ist ein Wurzelloser, der dennoch nicht den Boden unter den Füßen verliert; ein Weltmann, der dennoch nichts von seiner Innerlichkeit einbüßt; ein Überkultivierter, der dennoch nicht der Natur entfremdet ist; und trotz allem ein Zerrissener, der dennoch nicht an Tragik verblutet.

Wenn es Einwände gegen dieses Buch gibt, so wären es die: daß seine mondäne Seite bisweilen allzusehr hervortritt, für die der häufige Hotelschauplatz symbolisch ist; daß sich in das köstliche Aroma von Erde, Meer und Frühling hin und wieder ein etwas aufdringlicher Parfumduft mischt. Vor allem aber, daß die Komposition nicht überzeugt. Der Höhepunkt des — in seinen einzelnen Teilen nicht ganz gleichwertigen — Buches liegt fast am Anfang: in jenem überwältigenden „Die Gletscherspalte" überschriebenen Kapitel, das fast in sich abgeschlossen scheint. Gegen dieses Kapitel muß alles Folgende abfallen.

Die Sprache dieses Romans scheint mir für die deutsche Kunstprosa epochemachend. Kaum je zuvor fand man eine so kristallene Helligkeit mit so schwebender Leichtigkeit vermählt. Einzelne Sätze haften im Gedächtnis wie Mozartsche Melodien.

In ähnlicher Vollkommenheit durchdringen sich Geistigkeit und Sinnlichkeit in der Sprache des „Rumänischen Tagebuches" von Hans Carossa, mag diese Sprache im übrigen von der Schickeles wesensverschieden sein. In dieser Prosa, die zur edelsten deutschen Gegenwartsprosa gehört, ist eine Zauberkraft spürbar wie sonst nur in Gedichten. Carossa ist Dichter in des Wortes reinem, heute fast verschollenem Sinne. Wesen und Erscheinung der Dinge sind für ihn noch ungeschieden und die Erscheinungen noch in unendlichem Zusammenhang miteinander verwoben. Die scheinbar belanglosesten Begebenheiten gewinnen symbolische Transparenz. Er trägt noch den Maßstab für Wert und Gewicht alles Geschehens in sich. So kann ihn das Sterben eines Kätzchens gleichnishaft bedeutsamer werden als der Kriegstod von Menschen.

Es ist nicht zufällig, daß Carossa unter den Epikern von heute fast isoliert dasteht. Er vermag, seinem Wesen nach Lyriker, der Fabel fast zu entraten, steht also zur Realität in einem ähnlichen Verhältnis wie der bildende Künstler. Anders der Epiker im eigentlichen Sinne: er ist, heute mehr denn je, nicht mehr nur „Dichter", d. h. er spricht nicht mehr durch Fabel und Gleichnis allein, sondern zeigt sich zugleich im einzelnen um bewußte Deutung der Realität bemüht. Dennoch wäre es ein Irrtum zu meinen, ein Erstarken der (rationalen) Erkenntnisorgane müsse zugleich eine Einbuße an bildnerischer Kraft bedeuten. Nur eben der Gestaltungsbereich epischer Dichtung scheint erweitert, die Bildungswelt einbezogen. So wird etwa, um noch ein Werk der jungen Epikergeneration zu nennen, in der unendlich reizvollen „Tatjana" Walther von Hollanders (in dem Bande: „Der Eine und der Andere") ein ganz bildgewordenes seelisches Geschehen nicht etwa psychologisch analysiert oder reflexiv motiviert, sondern nur erkenntnismäßig ausgewertet. Damit rückt Hollander in die Nähe Radiguets, der zweifellos entscheidenden Einfluß auch auf die deutsche Erzählungskunst gewinnen wird.—

Wollte man die vielfältigen Tendenzen heutiger Epik auf einen gedanklichen Hauptnenner bringen, so könnte man vielleicht sagen: sie alle münden in den Versuch, Erlebnis- und Bewußtseinssphäre, die lange Zeit feindlich auseinanderklafften, einander wieder anzunähern und also eine Versöhnung von Geist und Seele zu bewirken. Jedoch will es uns scheinen, als sei solcher Versuch bisher ein wenig einseitig von den triebhaften und emotionalen Erlebnisbereichen aus unter-

Digitized by Google

nommen. Konkret gesprochen und in Extremen: wir lieben Hermann Stehrs „Peter Brindeiſener“ und ſind faſziniert von den grandioſen Fiebervisionen des Döblinſchen „Berge, Meere und Giganten“ (Werke, die übrigens nichts miteinander gemein haben, als daß ſie eben eine nur-elementare Wirklichkeit geſtalten). Aber dennoch meinen wir, daß auch ein Werk wie die vor nun bald einem Jahrzehnt erſchienene „Geburt“ der Mechthild Lichnowsky, die die Verſchmelzung von Vitalität und Geiſtigkeit von der Erkenntnisſeite her vollzog und die, aller Schwächen und Unvollkommenheiten ungeachtet, für die heutige Jugend faſt ſo etwas wie einen „Werther“ bedeutet, nicht ohne Nachfolgerſchaft bleiben dürfe. Hier ſcheint mir eine weſenhaft deutſche Aufgabe noch der Verwirklichung zu harren.

Vom Grenz- und Auslanddeutſchtum

Die Literatur über das Auslanddeutſchtum in den deutſchen Bibliotheken

Wie das ganze deutſche Volk, ſo ſind ſich auch die deutſchen Bibliotheken vor dem Kriege ihrer Pflicht gegenüber dem Auslanddeutſchtum keineswegs bewußt geweſen, und viel beſſer iſt es in dieſer Beziehung auch in jüngſter Zeit nicht geworden. Wenn man abſieht von der ſchon recht ſtattlichen Spezialbibliothek des Deutſchen Ausland-Inſtituts oder von den Beſtänden der Deutſchen Bücherei in Leipzig, die ja ſeit dem Jahre 1913 das geſamte deutſchſprachige Druckſchriftentum auch des Auslandes zu ſammeln hat, oder von dem Archiv des Deutſchen Schutzbundes, der Bibliothek des Inſtituts für Grenz- und Auslandſtudien in Spandau und von den teilweiſe ſehr beſcheidenen Büchereien auslanddeutſcher Vereine oder den immerhin reicheren Beſtänden allgemeiner großer Bibliotheken, die durch ihre Ortslage ſchon immer beſondere Beziehungen zum Auslande gehabt haben, wie z. B. der Staats- und Univerſitätsbibliothek in Hamburg, ſo konnte von einer bewußten Pflege der einſchlägigen Literatur bisher keine Rede ſein. Das zeigt in hohem Maße vor allem der kürzlich erſchienene Sonderkatalog „Das Deutſchtum im Ausland“, der eine ſyſtematiſche Zuſammenſtellung der in der Preußiſchen Staatsbibliothek und in den zehn alten preußiſchen Univerſitätsbibliotheken vorhandenen Bücher über das Auslanddeutſchtum der letzten 25 Jahre verzeichnet [1]), und in dem jeder Fachmann große und bedauerliche Lücken wird feſtſtellen können. Daß auch an den übrigen großen Landes- oder Stadtbibliotheken das Bild in dieſer Hinſicht keineswegs erfreulicher iſt, zeigten einige Umfragen, die in den Jahren 1919 und 1921 an etwa 80 Bibliotheken verſchickt wurden, und daß es auch in den letzten Jahren nicht viel beſſer geworden iſt, trotzdem die Geſamteinſtellung des deutſchen Volkes zum Auslanddeutſchtum ſich weſentlich geändert hat, ergab eine Rundfrage, die noch im April dieſes Jahres abermals an 44 deutſche Bibliotheken geſandt wurde.

Es iſt wohl das Verdienſt des Direktors der altberühmten Göttinger Univerſitätsbibliothek, Richard Fick, zuerſt eindringlich auf dieſe Lücken in den Beſtänden hingewieſen zu haben, und neuerdings hat ſich beſonders der Direktor der Kieler Univerſitätsbibliothek, Chriſtoph Weber, für eine Beſſerung der Verhältniſſe eingeſetzt. In der diesjährigen Sitzung des Wiſſenſchaftlichen Beirates des Stuttgarter Deutſchen Auslandinſtituts am 12. Mai entwickelte Direktor Dr Weber den Plan einer Einbeziehung der großen deutſchen Bibliotheken in den Dienſt für das Auslanddeutſchtum, und er hat dann auf der 22. Deutſchen Bibliothekarverſammlung in Wien am 27. Mai eingehende Vorſchläge in dieſer

1) Leipzig: Otto Harraſſowitz in Komm. 1925. (X, 168 S.) 4°. Preis 10.— M. (Ausführlich beſprochen in der „Minerva-Zeitſchrift“. Jg. 2, 1926, Heft 2/3. S. 59—60.)

Digitized by Google

Richtung gemacht, die vielleicht geeignet sind, Wandel zu schaffen, jedenfalls aber das Interesse der über 300 in Wien versammelten Fachgenossen in hohem Maße erregt haben. Mit Recht legte Weber dar, daß die deutschen Bibliotheken sich auf die Dauer der Aufgabe nicht werden entziehen können, durch systematische Sammlung und möglichst liberale Bereitstellung der Literatur über das Auslanddeutschtum ihrerseits dazu beizutragen, daß die weitesten Kreise der Gebildeten das Auslanddeutschtum in seinem Leben, seinen Schicksalen und seiner Bedeutung für die Heimat kennen lernen. Nur so wird es möglich sein, daß aus der Schicksalsgemeinschaft, die der Weltkrieg zwischen Heimat und Auslanddeutschtum geschaffen hat, eine wirkliche Volks- und Lebensgemeinschaft aller Inland- und Auslanddeutschen wird. Zur Erreichung dieses Zieles hielt es der Redner 1. für notwendig, daß jede größere deutsche Bibliothek die führenden allgemeinen Zeitschriften über das Auslanddeutschtum hält und im Lesesaal auslegt, außerdem die größeren Sammlungen sowie die wichtigsten Monographien über das gesamte Auslanddeutschtum wie das Deutschtum in den einzelnen Ländern anschafft und ihre Benutzer immer wieder darauf hinweist. 2. Darüber hinaus erschien es ihm für unbedingt wünschenswert, daß jede Bibliothek außer den allgemeinen Zeitschriften auch noch je eine über das Deutschtum eines jeden Landes hält. 3. Es muß die Aufgabe aller größeren deutschen Bibliotheken insgesamt sein, die Literatur des Auslanddeutschtums und über das Auslanddeutschtum restlos zu sammeln. Das letztere kann nicht die Aufgabe einer einzelnen Bibliothek sein, auch nicht der größten. Die Geschichte der Bibliotheken hat gelehrt, daß dies undurchführbar ist. Es müssen sich vielmehr die großen deutschen Bibliotheken in diese Aufgabe teilen, in der Weise, daß das Gesamtgebiet des Auslanddeutschtums auf etwa 50 Bibliotheken verteilt wird. Jede Bibliothek übernimmt dann die Verpflichtung, für ihr Betreuungsgebiet die gesamte gedruckte Literatur des Auslanddeutschtums restlos zu erfassen, also neben den im Buchhandel erscheinenden Schriften auch alle Zeitungen, Vereins- und Schulschriften, Veröffentlichungen der deutschen Kirchengemeinden, Krankenhäuser, industriellen und kaufmännischen Unternehmungen, sowie der deutschen Vertretungen im Ausland. Die Bibliotheken melden die Titel dieser Schriften an das bekannte Auskunftsbüro der Deutschen Bibliotheken in Berlin, wo sie nicht nur für Auskünfte benutzt werden, sondern auch gleichzeitig für die Neuausgabe des oben erwähnten Kataloges über die Literatur des Auslanddeutschtums verarbeitet werden können.

Diese Gedankengänge verdichteten sich zu einer einstimmig angenommenen Resolution mit dem Wortlaut:

„Die in Wien versammelten Vertreter deutscher und österreichischer Bibliotheken erkennen die Notwendigkeit einer restlosen Sammlung der Literatur des Auslanddeutschtums und über das Auslanddeutschtum an und glauben, daß das Ziel nur in einer Arbeitsteilung erreicht werden kann. Sie richten an alle größeren deutschen und österreichischen Bibliotheken die Bitte, durch Übernahme eines Pflegegebietes zur Erreichung dieses Zieles beizutragen." Zur Durchführung dieses Planes wurde eine Kommission gewählt, die sich aus je einem Vertreter der Preußischen und Bayerischen Staatsbibliothek sowie den Bibliotheks-Direktoren Bollert-Dresden, Fick-Göttingen, Wahl-Hamburg und Weber-Kiel zusammensetzt. Diese Kommission wird nun darangehen müssen, die verschiedenen Arbeitsgebiete auf die zur Mitwirkung bereiten großen Bibliotheken zu verteilen, dergestalt, daß je eine Anstalt die Literatur über das Deutschtum Siebenbürgens, Nordamerikas, Brasiliens usw. restlos zu sammeln hat, und sie wird Richtlinien aufstellen müssen, wie diese Sammlung praktisch am besten durchzuführen ist. Ist aber die Notwendigkeit dieser Arbeit einmal allgemein anerkannt, so werden auch seitens der Behörden, die den betreffenden Bibliotheken übergeordnet sind, entsprechende und ausreichende Geldmittel für diese Zwecke zur Verfügung gestellt werden müssen, damit die übernommenen Verpflichtungen zum Wohle und Nutzen des ganzen Volkes erfüllt werden können, werden doch dann die an einzelnen Punkten gesammelten literarischen Schätze mit Hilfe des allgemeinen deutschen Leihverkehrs jedermann zugänglich gemacht werden können. Hier handelt es sich also zweifellos um Aufgaben, deren baldige Erfüllung im Interesse der deutschen Kultur dringend zu wünschen wäre, und an denen jeder Auslanddeutsche, dem an inniger Verbindung mit der alten Heimat gelegen sein muß, ohne große Mühe beitragen könnte. Hans Praesent.

Digitized by Google

Literarische Rundschau

Von neuen Mächten

„Von neuen Mächten" erzählt neues geographisches Schrifttum, zum Teil in den verhaltenen guten Formen der Vorkriegszeit, soweit der Schwerpunkt des Tuns der Verfasser in sie fiel, wie in Bells: Tibet, oder Radowitz: Briefen aus Ostasien, zum Teil mit deutlichen Anzeichen, wie sehr das erschlossene fremde Volkstum von der Seele des Darstellers Besitz ergriffen hatte, wie in der „Seele Chinas", den Darstellungen von „Kung Tse" und „Lao Tse" des verehrungswürdigen Deutschland-China-Vermittlers Wilhelm, oder Harry Philby: „Das geheimnisvolle Arabien". Von diesen Darstellungen leitet Mittelholzers, des tat- und bildfrohen Schweizer Fliegers, „Persienflug", Salzmann in „Gelb gegen Weiß", deutlich unter dem Einfluß von Banse und seiner künstlerischen Geographie stehend, Karl Klinghardt in „Türkün Jordu, der Türken Heimatland" zu den Methoden der Nachkriegszeit hinüber, wie sie in streng wissenschaftlicher Form Hesse in seiner „Mossulfrage", mehr publizistisch Hagemann im „Erwachenden Asien" anwendet.

Wenn wir uns zuerst zu Klinghardt (Hamburg, L. Friedrichsen & Co.) wenden, so zeigt blitzartig die große Schwierigkeit seiner recht erfaßten Aufgabe, daß der Geograph der Türken Heimatland zuerst da sucht, wo es eigentlich ist und wo heute noch die Nachfahren der alten Turkvölker hausen, durch mongolische und kaukasische Wanderströme auseinandergedrängt; Klinghardt aber spricht von dem eroberten Adoptivvaterland Anatolien, das Kemal Paschas Staatskunst und Vaterlandsliebe erst wieder zum zweitenmal als geographische Einheit für sein fast schon von der Erdkarte verdrängtes Volk erobert hat. Er besitzt die große Kunst, Landschaft lebendig zu machen, und den Mut, gegebenen Verhältnissen ins Auge zu sehen, den ganzen antiquarischen Namenkram in den überhistorisierten Gauen Vorderasiens fahren zu lassen und die Namengebung der Herren im Lande, der Türken, allein anzuwenden. So ist ein blutvolles, landschaftlich vorbetontes Fresko jüngster Geopolitik in Anatolien entstanden, das vor allem auch dem Lehrer zu lebendiger Schilderung verhelfen mag und Kleinasien zeigt, wie es ist, nicht, wie es nach der Ententediplomatie und der Philologie sein sollte. Am nächsten stehen der Arbeit von Klinghardt die sich über ein viel weiteres Gebiet erstreckenden Bücher von Hagemann: „Das erwachende Asien" (Berlin, Germania A.-G.) und Salzmann: „Gelb gegen Weiß" (Leipzig, Brockhaus). Beide haben sich den Weg von der verjüngten Türkei bis zum Pazifischen Ozean in einer ungeschminkten Darstellung unter die Lupe genommen, namentlich soweit er ihnen Spuren der panasiatischen Bewegung zu verraten schien. Hagemann, ein ausgezeichneter scharfer Beobachter und rücksichtsloser Schilderer dessen, was er sah und sehen wollte, arbeitet gewiß plakatartig, aber seine Gegenüberstellungen der alten und der neuen Türkei in Bild und Wort, seine klaren Schilderungen des neuen Palästina, der Brücke nach Indien, Streiflichter auf die indonesischen Verhältnisse, die Aussprache mit Feng Yu Hsiang, die schonungslose Betrachtung „Europa im Bettlerkleid" über die verschwundene Stellung der weißen Rasse in Charbin sind eben wesenstreue und meisterhafte Plakate, in denen nur Nebensächliches weggelassen, die große Linie aber unnachsichtlich getroffen und festgehalten ist.

Dazu paßt nur, daß der etwas clavicymbelhafte Reiz der japanischen Reisepoesie mit Berliner Schärfe abgetan wird,

Digitized by Google

um weit mehr Raum als ihr den wirtschaftlichen Leistungen in der Mandschurei zu widmen; auf dieser Linie liegt es, den Gräbern der versunkenen mandschurischen Eroberer-Dynastie als Kontrast einen Lastzug voll Bohnenkuchen mit dem ominösen Zeichen der südmandschurischen Bahngesellschaft gegenüberzustellen, deren Unternehmen man einst in Japan „Bakemonoyahsiki", die Gespensterbaustätte, nannte. Das war zu einer Zeit, als man dort auch noch nicht verstand, was gute Wirtschaftskolonien, auch temporär besessen, wert sein können, während die Bahn jetzt statt zweihundert Millionen Yen zwei Milliarden verzinst und ein Rückgrat des Wohlstands im ostasiatischen Inselreich ist, während der Russe an ihr entlang betteln geht.

Hagemann sieht das Säkulare an dem asiatischen Rückschlag gegen die koloniale Fremdausnützung, sieht, wie früher oder später trotz allen jetzigen Reibereien Rußland und Japan dadurch zu gemeinsamem Handeln gezwungen werden, auch wenn die Sowjets jetzt die Rückschläge erleben, die dem Nicht-Erwartenkönnen und der geistigen Hoffahrt doktrinärer Geister nie erspart bleiben — am wenigsten in der langrhythmischen Kolonialgeschichte.

Salzmann, der vielgewandte Diener und Lenker des Tages-Nachrichtendienstes über Ostasien in Mitteleuropa, und Mittelholzer (Zürich, Orell Füßli), gewohnt, mit Bild und Flug Räume und Verkehrsschwierigkeiten von oben zu überwinden, gehen noch einen Schritt weiter, der erste im Pointillisten-Stil, der zweite in Photographen-Weise. Salzmanns große Kunst ist es, Menschen zum Sprechen zu bringen, die ihm eigentlich keineswegs alles das sagen wollten, was er schließlich von ihnen erfährt, wie ihm auch die Dinge am Wege mehr Aufschlüsse geben, als andere. Das Ausfeilen liegt ihm weniger; der Flair des Neuen lockt ihn mehr als die Verarbeitung des Alten, schon Erlebten, nun zum ewig Gestrigen Gewordenen, zu einem geschlossenen Ganzen. Er müßte eigentlich einen Mittelholzer für die Sichtung von oben, einen unternehmenden jungen Wissenschaftler, wie etwa Trinkler oder Troll, zur Ordnung nach großen, wissenschaftlichen Linien an seiner Seite haben, wenn alles das, was er erkundet, zur vollen Wirkung kommen sollte.

Ein Versuch, das alles zusammenzuzwingen, ist das Buch von Harry Philby: „Das geheimnisvolle Arabien" (Leipzig, 1925, Brockhaus). Es ist mit seinen zwei stattlichen Bänden eines von jenen guten Standwerken der Angelsachsen, die alle für das Handeln des Augenblicks nötige Kenntnis von einem wichtigen politischen und Wirtschaftsraum zusammentragen, in der Aufnahme eines Mannes von Beobachtungsgabe und gesundem Menschenverstand mit Mut, Persönlichkeit und der Gabe, sich Fremdvölkern gegenüber durchzusetzen. So sind sie für das Handeln von um so größerem Wert, wenn ihr Verfasser in eine Welt des Aufstiegs, an eine Persönlichkeit wie Ibn Saûd geführt wurde, auf die sich nun alle Hoffnungen des Islam lenken. Es ist eine karge, sonnendurchglühte, weiträumige Welt, in der viele Hilfsmittel engräumiger, dichtmaschiger, menschenwimmelnder Reiche versagen, in der landes- und volkskundige Vertreter ganz andern Spielraum haben und haben müssen, als anderwärts, die aber solche Naturen, wie Philby eine ist, aber auch trotz ihrer Kargheit, trotz der fortwährend nötigen Wacht gegen Gewalt und Gier mit ganz anderm Zauber als engräumigere Welten in ihren Bann lockt und für die Kultur-Entbehrung darin entschädigt. Als Dreingabe erhält man einen tiefen Einblick in die Wege britischer Politik in solchen Landen und die Eigenart ihrer Träger.

Kühle Distanz, zu große Distanz vielleicht, der entgegengesetzte Fehler des allzu nahen Ellenbogengefühls, des etwas tappigen Anbiederns von heute, spricht aus J. M. von Radowitz: „Briefe aus Ostasien" (Stuttgart 1926, Deutsche Verlagsanstalt), einem durch und durch vornehmen Buch, von klassischer Form, die uns ein Diplomatengeschlecht zeigt, das uns leider fast völlig verloren gegangen ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß gerade diesen Kreisen einige unsrer allerbesten Vertreter entstammten, unter andern der einzige Gesandte in Japan, über dessen positive Leistungen sich alle Japaner einig waren, dessen bloßer Name die verschlossensten Türen im Fernen Osten öffnete, Holleben, zu dessen Zeit der Deutsche durch seine bloße Staatszugehörigkeit in Japan persona grata war. Das ist seitdem gründlich anders geworden; und die Briefe von Radowitz führen in eine Zeit schnell wachsender Achtung, beneidenswerten beginnenden Aufstiegs zurück.

Sie zeigen freilich auch, mit welcher Unkenntnis es damals westlichen Staatsmänern straflos gestattet war, in die so fein ausgeglichenen Räderwerke ostasiatischer

Digitized by Google

Staatsentwicklung einzugreifen, aus dem derben Sicherheitsgefühl einer um zweitausend Jahre jüngeren Staatskultur heraus. Insofern, auch wegen der Vergleichsmöglichkeit heutiger und damaliger Reisetechnik, sind die Radowitzbriefe ein Lesestoff für Feinschmecker, ein Nachtisch, zu dem man freilich die Substanz der Mahlzeit anderswo gewinnen muß, wenn man mehr davon haben will als den Nachgenuß der Plaudereien eines gewählten Briefschreibers. Sie sind die Lektüre für eine Zeit, die mehr Zeit hatte als die wirkenden Menschen von heute, nach einem verlorenen Krieg, in einer Niedergangs-, nicht einer Aufstiegs-Periode!

Einblick in praktischere Politik, als sie die Briefe von Radowitz enthüllen, vermittelt Charles Bell: „Tibet einst und jetzt" (Leipzig 1925, Brockhaus). Seine Aufschlüsse sind um so zutreffender, als der feine, geistreiche und energische Kopf des Verfassers wesentlich dazu beitrug, das Tibet von Einst in das Tibet von Jetzt, einen von der britischen Reichspolitik sehr abhängigen, von der chinesischen losgelösten Vasallenstaat zu verwandeln mit den Segnungen der sogenannten Kultur, aber immer mehr ohne die der gepriesenen Selbstbestimmung der Völker!

Wie sich dieser Wandel vollzog, wie ausgezeichnet das britische Reich dabei bedient war, das lernen wir mit reicher wissenschaftlicher Nebenernte aus Bells Buch. Es ist ein großes Verdienst des Verlages Brockhaus, daß er auf seiner rastlosen Suche nach Treffern dieses ausgezeichnete Stück Gelehrten- und Diplomatenarbeit unsrer Kenntnis vermittelt hat. Dafür können gern ein paar wilde Männer mit Schauerberichten und solchen Reisegeschichtlein, die mehr an breitere, als an tiefschürfende Leserkreise appellieren, mit ihren Büchern auf den Markt kommen.

Ein Stück geopolitischer Feinarbeit, unterstützt durch die Erinnerung an einen langen Auslandaufenthalt in einem vielbewegten Diplomatenhaushalt in Bagdad ist auch Fritz Hesses: „Die Mossulfrage" (Berlin 1925, Bowinckel), ein Muster, wie in solchen Fällen die Erdkunde, die Geopolitik und die Zeitgeschichte mit einer exakten Leistung eines wirklich landeskundigen und zugleich wissenschaftlich sattelfesten Führers „greifbar" zur Hand sein sollte. Freilich mag Dr K. Klinghardt (Lit. Blg. Frankf. Zeitung, 9. 5. 26) darin recht haben, daß eine solche Arbeit dann nicht einen allgemeinen übergeordneten Standpunkt unmerklich vorwalten lassen dürfte; aber wer, der fremde Erdräume kennt, unterliegt nicht dem Wunsch, sie der glücklichsten Entwicklung zugeführt zu sehen, zu der sie ihre Landesnatur vorherbestimmt? Eine ausgezeichnete Korrektur hat die herkömmliche europäische Einstellung zur Mossulfrage ja durch den bedeutendsten Mann der Völkerbundskommission, den Ungarn Graf Teleki, erfahren. Aber auch dieser überragende Kopf geriet unter den Bann örtlicher Eindrücke, bewies aber immerhin, welchen Wert es auch für glücklose Völker ohne Macht hat, weltbekannte Sachkenner in ihren Reihen zu haben, deren persönliche Überlegenheit sich in den Kommissionen dann ohne Rücksicht auf ihren Machtrückhalt durchsetzen kann. Stände der deutsche Buchhandel mit seinen Betriebsmitteln nicht so jämmerlich da, so wäre es seine Ehrenpflicht, jeder bedeutenden Zeitschrift in solchen Fällen politisch orientierende Sonderhefte beizugeben, aber im Augenblick des Bedarfs, nicht als Registrator des von andern Vollzogenen Jahre danach; doch unsere Erdkunde hat gar nicht mehr den stolzen Wunsch, den ihr Rudolf Kjellén einmal nahe legte, in solchen Fragen Generaldirektor, nicht bloß Generalsekretär sein zu wollen. Das Sonderheft von Hesse ist ein Griff nach den Funktionen des Generaldirektors gewesen, und wäre schon als solcher zu begrüßen!

Staatsmannskunst feinster und höchster Wertung verbindet sich mit einer seltenen Gabe der Einfühlungsfähigkeit in fremdes Volkstum in den Werken von Richard Wilhelm: „Die Seele Chinas" (Berlin, R. Hobbing), dann in den beiden persönlichen Darstellungen der großen Gegenpole chinesischen Geisteslebens, die Zeitgenossen waren: „Lao-Tse" und „Kung-Tse" (Stuttgart, Frommann). Die philosophische Würdigung der drei gedankenreichen Darstellungen berufenen Händen überlassend, wollen wir hier nur des völkerpsychologischen Wertes solcher Einführungen in ein uraltes Geistesleben gedenken, das Mitteleuropa zu seinem Schaden viel zu fremd geblieben ist. Dabei ist trotz aller Ehrfurcht vor einzelnen, durch reiche Mittel besonders berufenen Pflegestätten der Ostasienkunde zu betonen, wie nötig es wäre, daß außer denen in Berlin und Hamburg und den neuerdings geschaffenen in Leipzig, Frankfurt und Göttingen an jeder deutschen Hochschule Einführungen in die wichtigsten Grundzüge des staatsphilosophischen Denkens, der Geopolitik und Wirtschaft der 850 Millionen Menschen Südostasiens möglich wären, und

Digitized by Google

zwar nicht nur durch Zufälle gelegentlicher freiwilliger Pfleger, sondern durch verantwortliche Träger des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Wissens von diesen wichtigen Erdräumen. Unsere grundverkehrte Ostasienpolitik war der erste Nagel zu dem Sarge, in dem wir jetzt liegen; das hat uns kein Geringerer als O. Franke in seinem Werk: „Die Großmächte in Ostasien" überzeugend nachgewiesen. Hätten wir an jeder deutschen Hochschule Männer wie R. Wilhelm in anerkannter Wirkung gehabt, die es, so wie er, örtlich verstanden hätten, auch unsere öffentliche Meinung zu beeinflussen, so wäre diese verkehrte Politik aus einfacher Kenntnis der beteiligten fremden Volksseelen-Stimmungen heraus unmöglich gewesen. Was bedeutet aber im Vergleich zu den Menschenmassen Ostasiens eine Handvoll Menschen des nahen Ostens, über die mehr bei uns geredet wird, als gut ist, gegenüber den wirklichen Zukunftsträgern einer durchaus möglichen panasiatischen Bewegung! Auch unter solchen Gesichtspunkten also muß die ganze Aufklärungstätigkeit von R. Wilhelm betrachtet und gewertet werden, die ihm selber wahrlich als Nebenwirkung erscheinen mögen, die aber größte Aufmerksamkeit gerade in unserer politischen Augenblickslage verdienen. Wir haben nicht so viele Menschen, denen „Die Seele Chinas" ein offenes Buch ist!

Karl Haushofer.

Politische Rundschau

Seitdem durch die Konferenz von Locarno die Diplomatenarbeit im Gegensatz zu der als Kriegsrecht bis dahin noch vorwiegenden Generalspolitik mehr und mehr in den Vordergrund getreten ist, haben sich Wandlungen in der Weltpolitik vorbereitet, auf die immer wieder hingewiesen werden muß, soll der Überblick über die geschichtliche Fortentwicklung nicht verloren gehen.

Hier ist zunächst eine beginnende Abschwächung des französischen Einflusses in der Kontinentalpolitik zu registrieren. Sie hat ihren innersten Grund in der finanziellen Schwächung des Landes. Diese wurde auch denen, die nicht klar sehen konnten oder wollten, durch den Wutausbruch des greisen Clemenceau enthüllt. Sein Brief an Coolidge ist vom französischen Standpunkt aus verständlich gewesen und war sicher vielen Franzosen aus der Seele geschrieben. Fand er doch auch den einstimmigen Beifall der großen französischen Presse. Aber so schreibt eben nur, wer zum Geldbeutel faßt und nur Scheine darin knistern hört, statt Gold zu fühlen, und nun auch noch zahlen soll!

Poincaré, der jetzt — Tragik des Schicksals — in Ordnung bringen soll, was er 1923 zerstörte, ist der Finanzkrise zunächst mit den einzig richtigen Methoden zu Leibe gerückt, die nämlich das Vertrauen zur Frankenwährung wieder herstellen sollten. Er hatte damit auch Erfolg, bis der alte Tiger auf die Szene sprang und den Gazevorhang, der die wahre Sachlage verhüllte, jäh zerriß. Nun ist bei den ausländischen Gläubigern das Vertrauen wieder zerstört. Man wird neue Methoden suchen müssen, die Not wird die Finanzminister Frankreichs lehren, sie zu finden. Ihr Hauptinhalt wird auf der einen Seite „sparen", auf der anderen „zahlen" sein müssen. Am meisten kann man bekanntlich bei der Armee sparen, und das Geld zum Zahlen liegt in den Kolonien.

Wenn man sich doch endlich in Frankreich entschließen wollte, die Besatzungsarmee vom Rhein zurückzuziehen. Sie ist nicht mehr ein Druckmittel, das auf Deutschland wirkt, sie drückt vielmehr auf das eigene Land und zwingt es, die Bedingungen für die Finanzsanierung immer schlechter zu gestalten. Das übliche Gerede von der Sicherheit ist ganz hinfällig, denn Deutschland hat tatsächlich abgerüstet und ist so schwach, daß die deutsche „Rüstung" nicht einmal ausreichen würde, einen Waffengang mit einem Land wie der Tschechoslowakei in vollkommener Verteidigung zu bestehen. Würde man endlich in Paris diesen Dingen Rechnung tragen und Realpolitik treiben und die vielen Millionen Goldfranken einsparen, die der überflüssige Zauber der Montur am Rhein kostet, man könnte den Fälligkeitsterminen im Frühjahr ruhig ent-

Digitized by Google

gegensehen. Die deutscherseits ehrlich gemeinte Verständigungspolitik — das muß immer wieder betont werden — macht keine größeren Fortschritte, weil eben die Rheinarmee mit den unvermeidlichen Zwischenfällen die öffentliche Meinung beider Länder nicht zur Ruhe kommen läßt.

Es sei hier nochmals darauf hingewiesen, daß die Zeit der größten französischen Kolonialentwicklung in die Epoche fällt, in der Bismarck in ehrlicher Verständnispolitik Paris ständig gegenüber England den Rücken deckte.

Wer in Frankreich realpolitisch denkt, müßte doch auch merken, daß England jetzt schon mit einer gewissen Eifersucht darüber wacht, daß die Beziehungen zwischen Paris und Berlin nicht noch inniger gestaltet werden! Denn eine rein deutsch-französische Kontinentalpolitik mit Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet in den französischen Kolonien würde auch die finanziellen Druckmittel des Angelsachsentums sehr erheblich vermindern.

Schließlich sei festgestellt, daß die strategisch verwundbaren Stellen Frankreichs sich verschoben haben. Sie liegen an der Front gegen Italien, das um so mehr erstarkt, je mehr der Einfluß Frankreichs zurückgeht. Das kürzlich abgeschlossene Abkommen zwischen Italien und Spanien zeigt doch deutlich, daß Mussolini seine Position im Mittelmeer ganz systematisch ausbaut. Poincaré, der vor dem Weltkrieg in Madrid ein Neutralitätsabkommen schloß, wird wohl verstehen, welche weitgehende Bedeutung ein solches Abkommen zwischen den beiden Ländern im Mittelmeer bedeutet, die mit ihren Sympathien nicht bei Frankreich stehen.

In Spanien ist eine ziemlich starke antifranzösische Stimmung seit dem sogenannten Friedensschluß mit Ab el Krim festzustellen. In Madrid kann man ganz allgemein hören, Herr Steeg, der Gouverneur von Französisch-Marokko, habe Ab el Krim bestochen. Auch soll die sogenannte Verbannung des Kabylenführers eine recht angenehme Luftveränderung darstellen, die man nur so nennt, um den wahren Sachverhalt zu verschleiern.

Wie das englisch-italienische Geschäft in Abessinien aussieht, das letzten Endes in den Rahmen der großangelegten italienischen Einkreisungspolitik gegen Frankreich gehört, wird man vielleicht näher feststellen können, wenn der Völkerbund die Angelegenheit auf der Herbsttagung in der ihm eigenen Weise behandelt.

Als Gegenzug der französischen Politik kann man eine Vertiefung der französisch-jugoslawischen Beziehungen werten. In dieser Richtung würden sich vielleicht Perspektiven einer deutsch-französischen Zusammenarbeit eröffnen lassen, wenn die italienische Kontinentalpolitik erst noch klarer hervortreten wird. Bezeichnend ist jedenfalls, daß die italienische Diplomatie jetzt auch schon in Prag eine starke Aktivität entfaltet. Sie hängt mit der Zurückdrängung des französischen Einflusses zusammen und soll wohl Sicherungsmaßnahmen im Rücken — Anschlußfrage — bedeuten.

Man kann aus diesen Vorgängen auch auf eine starke Lockerung der Beziehungen der kleinen Ententemächte untereinander schließen. Darauf deutet auch ein in Vorbereitung befindliches jugoslawisch-polnisches Neutralitätsabkommen, das überflüssig wäre, wenn die alten gegenseitigen Sicherungsabkommen der kleinen Entente noch voll gewertet würden. Es gibt jetzt allerdings schon so viele Schiedsabkommen, daß man gar nicht mehr übersehen kann, wer sich alles nie mehr bekriegen will. Was hat bei diesem Durcheinander von wechselseitigen Freundschaftsbeteuerungen der sogenannte Völkerbund überhaupt noch für einen Zweck?

Polen ist inzwischen in andere Hände gegangen. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Pilsudskis Herrschaft ein starkes Hinneigen Polens zur englischen Machtsphäre bedeutet. Schon tauchen auch typisch englische Gedankengänge, wie z. B. die Bildung eines Randstaatenblockes unter polnischer Führung, auf. Von London aus werden diese Ideen sicherlich als Kombination in der großen Rußlandpolitik gefördert und verdienen so aufmerksame Beachtung. Wir werden für solche Gedanken nie zu haben sein, solange der Korridor und der Raub von Oberschlesien bestehen bleiben. Sollte die englische Politik versuchen, ohne eine uns zufriedenstellende Regelung dieser Fragen vorher durchzuführen, dieser Entwicklung im Osten praktische Hilfsdienste zu leisten, so wird sie einen schweren Mißerfolg erleiden. Denn ein nicht in dem obigen Sinne saniertes Polen wird keinerlei etwa von England gewünschte Stoßkraft gegen Osten aufbringen können, da ihm die inneren Hemmungen die Anziehungsmöglichkeit und die Betätigung nach außen nehmen.

Digitized by Google

Ein Gegenstoß von russischer Seite würde genügen, um den ganzen künstlichen Bau zur Zerstörung zu bringen.

In Moskau verfolgt man diese Zusammenhänge mit gespannter Aufmerksamkeit. Man hat augenblicklich zu Hause schwere Sorgen und kann nur mit Mühe die Krise innerhalb der kommunistischen Partei vertuschen. Aber es ist ein probates Mittel, innere Krisen durch Ablenkung nach außen zu überwinden. Und wenn Polen den Magnet für solche Manöver England zu Liebe abgeben möchte, so sollte es doch bedenken, daß es einsam und verlassen dastehen würde, wenn es russische Hiebe abwehren soll. Wir werden hierauf noch zurückkommen müssen, wenn erst einmal klargestellt ist, wer die polnischen Völkerbundsintriguen fördert.

Daß Polen das im Frühjahr begonnene Spiel um den ständigen Ratssitz noch nicht als verloren ansieht, beweist ein umfangreiches Memorandum, das es kürzlich in den europäischen Hauptstädten mit Ausnahme von Berlin überreichen ließ. Es bewegt sich dabei im Kielwasser Spaniens, offenbar in der stillen Hoffnung, so mit in den ersehnten Hafen navigieren zu können, wo unter Formelkram ein feststänbiger Ratssitz als Zielpunkt winkt. Die spanischen Ansprüche sind trotz der unverbindlichen Zusagen bei der ersten Tagung der Studienkommission im Frühjahr die gleichen geblieben. Nun soll am 30. August diese Studienkommission erneut zusammentreten, um gleichsam die Vollversammlung zu entlasten. Wir können uns davon nicht viel Gutes versprechen und sind hinsichtlich der ganzen Lösung der Ratsfrage doch skeptisch, zumal die Haltung Englands recht undurchsichtig ist und der Einfluß Poincarés fühlbar wird. Wir können in aller Ruhe abwarten, bis die Katzbalgerei um die ständigen, nicht-ganzständigen und dreiviertel-ständigen Ratssitze vorbei ist und der ganze Völkerbund mit seinem Latein zu Ende ist. Die uns dort nicht sehen wollen, möchten nur bedenken, daß Deutschland auch noch ganz andere Kombinationen vorschlagen und durchführen kann, die ein Ende der ganzen Vollversammlung von internationaler Heuchelei, wie Genf sie darstellt, bedeuten würden. England dürfte daran am allerwenigsten ein Interesse haben, seine Ratlosigkeit und innere Schwäche würden sonst zu offenkundig werden.

England macht augenblicklich eine schwere Krise durch, die etwas die Nervosität verstehen läßt, die in Downing Street herrscht. Gewiß, der seit Monaten gehende Kohlenstreik bricht einmal zusammen. Aber die innerpolitischen Schwierigkeiten des Kabinetts sind noch lange nicht überwunden. Die freundlichen Bemerkungen an die Adresse Chamberlains in der Oppositionspresse zeigen deutlich, daß die Meinungen von rechts und links hart gegeneinander stehen. Man muß allerdings auch wieder bemerken, daß selten eine Regierung ein Prestige, wie die englische es nach Locarno hatte, so in Grund und Boden verwirtschaftet hat. Chamberlains Verdienste um diese eigenartige Erscheinung sind freilich unbegrenzt. Er kocht nur mit Themsewasser! Die Situation in China konnte er auch noch nicht zum Guten wenden. Der seit den großen Streiks eingetretene Prestigeverlust Großbritanniens im fernen Osten ist noch lange nicht eingebracht, die Stimmung der Dominiens zum Mutterland alles andere wie rosig. Man kann gespannt sein, wie die britische Reichskonferenz verlaufen wird. Einen leichten Stand wird die englische Regierung sicher nicht haben.

Über die chinesischen Wirren liegen die verschiedensten Nachrichten vor. Sie im Einzelnen zu verzeichnen, hieße eine Revolutionsgeschichte schreiben. Es ist auch noch nicht annähernd zu übersehen, welche Partei letzten Endes die Oberhand gewinnen wird. Vorläufig steigen wieder die Aussichten der gegen Moskau arbeitenden Befehlshaber; in der allgemein-antirussischen Stimmung ist natürlich auch die Stellung des Sowjetgesandten Karachan stark geschwächt.

Martellus.

Digitized by Google

Literarische Notizen

Lehrbuch der Philosophie. Herausgegeben von Max Dessoir. I. Bd. Die Geschichte der Philosophie. Dargestellt von Ernst Cassirer (Philosophie der Griechen bis Platon); Ernst Hoffmann (Antike Philosophie von Aristoteles ab); Joseph Geyser (Philosophie des Mittelalters); Ernst von Aster (Neuere Philosophie); Max Frischeisen-Köhler † (Philosophie der Gegenwart). Berlin, Ullstein & Co.

Seit der „Kultur der Gegenwart" leben wir in der Phase der guten Enzyklopädien. Hier ist wieder eine. Das Taylorsystem macht Fortschritte. Der richtige, wenn auch auf geistigen Arbeitsgebieten nicht ganz unbedenkliche Gedanke ist, daß durch Arbeitsteilung nach festen Prinzipien ein solches Werk mindestens schneller zustande kommt, als wenn ein umfassender Geist allein das Ganze zu bewältigen sucht. Auf diese Weise wird ein klarer Querschnitt durch den augenblicklichen Stand der Forschung immer erreicht werden können. Freilich muß man dann auf ein symphonisches Kunstwerk, wie es etwa Windelbands Darstellung war, Verzicht tun, und Ungleichmäßigkeiten werden sich trotz noch so einheitlicher Regie nicht vermeiden lassen.

Wem dient eine solche Arbeit? Der Forscher wird sich an dem einzelnen noch so sparsamen Stichwort schnell orientieren können; aber der Lernende, an den doch wohl hauptsächlich zu denken ist? Hier verhalten sich die verschiedenen Mitarbeiter verschieden. Cassirer z. B. vereinigt beide Aufgaben sehr glücklich. Freilich ist sein Stoff dem Stil des Werkes am gemäßesten. Aber seine Kunst, lebendig zu zitieren, und auch die knappen und lehrreichen Anmerkungen sind zu bewundern. Auch Hoffmann bringt Anmerkungen, wenn auch weniger. Die anderen Mitarbeiter enthalten sich ihrer gänzlich, weil ihre Stoffgebiete zu groß sind und mit der einzelnen Zeile gespart werden mußte.

Cassirer widmet Platon von 132 Seiten 52, Hoffmann dem Aristoteles von 111 sogar 55. Was soll man aber dazu sagen, daß in v. Asters Darstellung (167 Seiten) Kant ganze 12 erhält? Der „vornehme Ton", über den sich Kant gelegentlich beschwert, ist ja zur Zeit ihm gegenüber wieder modern, trotz der Kantfeier. Aber auch über Leibniz, auf den sich doch heutzutage alles stürzt, muß auf nur 13 Seiten berichtet werden. Gerechterweise muß man bedenken, daß v. Asters Aufgabe von Gemisthos Pleton bis Comte reicht. Die ungeheure Komprimierung der Darstellung bringt es z. B. mit sich, daß die Engländer erst hinter Kant abgehandelt werden müssen, wodurch die ganze Dramatik der neueren Philosophie verloren geht. Die Berichte über Leibniz wie über Kant sind in ihrer Art meisterhaft, aber item: wem sollen sie dienen? Die Kritik der Urteilskraft, das lebendigste und schwerste Werk Kants, auf anderthalb Seiten, seine Theorie des Erhabenen, auf der Schillers ganze heroische Haltung und Schopenhauers Kritik beruht, in knapp zwei Zeilen, — das geht nicht und ist durch keinen Raumzwang zu rechtfertigen.

Die reizvollste Aufgabe war die des leider verstorbenen Max Frischeisen-Köhler. Kritik verbietet sich hier. Nur muß es erlaubt sein zu sagen: der optimistische Ton des Schlusses ist heute fehl am Platze. Wir haben zur Zeit einen ungeheuren philosophischen Betrieb, aber keine Philosophie.

Sehr erfreulich für den Lernenden sind die auf strenger Auswahl beruhenden Literaturangaben; für die nächsten Jahre werden sie vielen nützen. Einzelnes fehlt unvermeidlicherweise, warum aber z. B. bei Leibniz das große Werk von Herman Schmalenbach? Man mag sich zu ihm stellen wie man will, so bleibt es eine der ganz umfassenden Leistungen der letzten Jahre, und an anderen Stellen desselben Verzeichnisses stehen Werke noch von 1924.

Digitized by Google

Für die 2. Auflage, die bei einem buchhändlerisch so gut berechneten Werk vermutlich bald kommt, sei an die nicht ganz seltenen Druckfehler erinnert, die mir bei v. Aster aufgefallen sind.

Der weite systematische Band, wo es weniger auf einheitliche Architektonik ankommt als bei der Geschichte der Philosophie, dürfte diese Arbeitsmethode in besserem Lichte zeigen. Kriton.

Organische Kultur. Deutsche Lebensfragen im Lichte der Biologie. Von R. v. Engelhardt. München, J. F. Lehmann.

„Nicht die äußere Demokratie, sondern die innere demokratische Verbiegung der deutschen Seele, ihr bedientenhaftes Konjunkturgewissen lähmt alle Selbstbestimmung und allen Willen zur Selbstbestimmung."

„Kultur ist Wille zum Wert, sie ist von der Idee getragene schöpferische Tat, ist Gestaltung des Ungestalteten, ist lebendige Ordnung, Ausbau und Vergeistigung des Naturhaften in uns und der Gemeinschaft, in die wir gestellt sind, zu einem Wertvollen, Sinnvollen, zur Struktur."

Aus diesen beiden Sätzen erkennt man besser als aus einer trockenen Inhaltsangabe was Engelhardt will, und wie er es will. Sein Buch gibt kein pedantisches Lehrgebäude, sondern ist ein lebenswarmer, temperamentvoller Aufruf an die Deutschen, sich vom verlogenen Kleinkram der Tagesgötzen abzuwenden und sich die großen, einfachen, zielsicheren Lehren der großen Deutschen zu eigen zu machen. Damit Goethe nicht umsonst gelebt hat. J. v. Uexküll.

Das Buch der deutschen Romantik. Die Sehnsucht nach dem Unendlichen. Von Ernst Ludwig Schellenberg. Mit 84 Abbildungen. Berlin-Lichterfelde, Hugo Bermühler.

In der Blütezeit des literarischen und malerischen Naturalismus, als die deutsche Romantik in die Rumpelkammer verbannt war, hat bereits vor einigen Jahrzehnten der Schreiber dieser Zeilen auf Anzeichen einer Wiedergeburt der Romantik, ihres Wiedereintritts in das Bewußtsein der Nation aufmerksam gemacht. Heut ist dieser Vorgang zur vollendeten Tatsache geworden; wenn seinen Früchten in Dichtung und Kunst die volle Gesundheit und Reife mangeln, so ist, wie mir scheint, die Ursache darin zu suchen, daß der modernen Romantik abgeht, was die alte in reichem Maße besaß: der Glaube, die unerschütterliche, oft zu ergreifender Innigkeit und großartiger Freiheit aufwachsende religiöse Überzeugung. Die Künstler der Gegenwart besitzen nur — ich will nicht sagen: Religionsersatz, aber jedenfalls Religions-Sehnsucht, und diesen entscheidenden Punkt unseres Verhältnisses zur Romantik hat Schellenberg ganz richtig getroffen, als er im Untertitel seines Buches „die Sehnsucht nach dem Unendlichen" als Leitmotiv anschlug. Es bezeugt dieses Buch, daß von der Wiedergeburt der Romantik die Wissenschaft jedenfalls den größten Vorteil, und wohl größeren als die Künste, geerntet hat. Die Wissenschaft: das bedeutet das Verständnis der Romantik, die Erkenntnis ihrer geistigen Struktur, die Einsicht in die innere Einheit der ganzen großen vielverzweigten Bewegung. Das kommt bei Schellenberg gut heraus, weil er die romantischen Ideen durch alle Kunstarten, Dichtung, bildende Kunst, Musik, verfolgt, während freilich ihre Philosophie, ihre Rechts- und Staatslehre und anderes entweder nur berührt werden oder außerhalb der Darstellung bleiben. Aber innerhalb dieser Begrenzung gibt Schellenberg ein rundes, gehaltvolles, geistig erfülltes und lebendig empfundenes Bild. Unter einem großen Horizont stellt er die Gestalten der romantischen Meister dar, einzeln oder in Gruppen. Er läßt ihre Bekenner und Künder gern selbst zu Worte kommen, und man sieht, daß er mit der romantischen Literatur wohlvertraut ist. Er hat ein Buch der Liebe geschrieben, wehrt Gegner und Verächter der Romantik nicht ohne Schärfe ab, läßt aber auch den Romantikern selbst gegenüber es nicht an Kritik und Wahl fehlen und weiß zwischen den Geistern und Meistern von wahrhaft schöpferischer Kraft und jenen wohl zu unterscheiden, in deren Wirken die mächtige große Grundmelodie nur in schwächeren, wenngleich oft noch gar lieblichen Wiederklängen nachtönt. Bemerkenswert sind die Akzentverschiebungen innerhalb der Bewertung der Romantiker, die in Schellenbergs Buche sehr deutlich werden: die frühromantische Dichtung, vor allem aber Hölderlin, hat die liebenswürdigen Spätromantiker vom Schlage Eichendorffs zurückgedrängt; in der bildenden Kunst sind es jetzt Runge und Friedrich, nicht mehr die Nazarener, die ins hellste Licht gestellt werden — die Veränderung der Wertmaßstäbe bedeutet in beiden Fällen ein Vordringen von der Schale zum Kerne

Digitized by Google

der Romantik. Nicht unterlassen sei ein besonderer Hinweis auf den Bilderschmuck des Schellenbergschen Buches, der das Kunstschaffen der Romantik in seiner ganzen Breite glücklich spiegelt und den Text wie ein holder Blumenkranz durchwindet. adr.

Die Architektur des Barock und Rokoko in Deutschland und der Schweiz. Herausgegeben von Hermann Popp. 2. Auflage. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Mit aufrichtiger Befriedigung zeigen wir das Erscheinen der Neuauflage dieses bereits seit längerer Zeit vergriffenen wertvollen Werkes an. Es bildet einen Band der „Bauformen-Bibliothek," durch deren Begründung und emsige Förderung sich der Verlag ein Verdienst erworben hat und der Forscher wie Kunstfreunde für die verschiedensten Stilperioden ein reiches, wohlgewähltes und sauber geordnetes Studienmaterial verdanken. Noch vor etwa einem Menschenalter war es in der Literatur allgemein guter Ton von dem in diesem Werke behandelten Zeitraume deutscher Kunst wegwerfend oder doch wenigstens mit leutseliger Nachsicht zu sprechen. Aus der neuen Erkenntnis ihres hohen Wertes, an deren Begründung Cornelius Gurlitt ein vorzüglicher Anteil gebührt, ist Popps Buch entsprungen; seinerseits aber hat es dann wieder viel dazu beitragen können, den Blick für die Leistungen des deutschen Barocks und Rokokos zu öffnen und zu schärfen. Denn wer könnte es durchsehen, ohne von Freude und tiefer Bewunderung erfüllt zu werden für die Großartigkeit des Raumgefühls, den quellenden Reichtum echt architektonischer Erfindung, die unerschöpfliche Vielseitigkeit des baulichen Schaffens, die die deutschen Meister in dieser Zeit entfaltet haben! Welche sprudelnde Lebensfülle in allen Formen, welche Anpassungsfähigkeit an die verschiedensten Aufgaben, und überall welcher große Sinn auch im Kleinen! Sind aber kirchliche und weltliche Aufgaben großen Formates gestellt, so wird, wie etwa in der Würzburger Residenz oder den mächtigen Kirchenbauten von Vierzehnheiligen, Neresheim, Ottobeuren, das durchaus Monumentale geschaffen. Und noch beschränkt sich dieser Band auf das deutsch-schweizerische Kunstgebiet, während der prachtvolle österreichische Barock und seine Fortsetzung im Rokoko nicht einbezogen sind! Es darf der Wunsch ausgesprochen werden, daß die „Bauformen-Bibliothek" recht bald diese Ergänzung bringen möge. Die Auswahl der Abbildungen zeugt von weitem Blick und gediegener Kenntnis; manches wird doch vermißt: so vor allem Vierzehnheiligen, dann die phantastisch-schöne Weltenburger Klosterkirche der Asam; überhaupt dürfte die in neuester Zeit in immer helleres Licht gestellte süddeutsche Kirchenbaukunst besonders der Fischer und Zimmermann noch eingehenderer Berücksichtigung wert sein. Doch tun solche Einzelausstellungen dem Verdienste und der Leistung des Werkes keinen Abtrag; man kann es nur allen Freunden deutscher Kunst warm empfehlen: nehmt und seht! Ar.

Wilhelm Worringer, Deutsche Jugend und östlicher Geist. Bonn, Friedrich Cohen.

Diese Abhandlung — entstanden als Vortrag innerhalb einer von der Bonner Universität veranstalteten Vortragsreihe über kulturelle Tagesfragen — hat Bedeutung vor allem als Bekenntnisschrift, vielleicht auch als Signal der Selbstbesinnung des deutschen Geisteslebens. Der Bonner Kunsthistoriker ist früh, entschieden und temperamentvoll für das Recht des Expressionismus eingetreten, hat sich um die Deutung seiner Lebens- und Formengesinnung bemüht und am Ende offen eingestanden, daß er an ihm eine Enttäuschung erlebt habe. Auch die Bewegung, die in Weltanschauung, Dichtung und Kunst aus tiefem Eintauchen in den Geist des Ostens Genesung und Erneuerung des deutschen Geistes erhofft, sieht er im Rahmen der expressionistischen Entwickelung; auch sie hat er in sich mit- und durcherlebt, und auch mit ihr sieht er sich jetzt abzurechnen genötigt. Das Ergebnis ist wiederum Abkehr, ist Bekenntnis zu jener Weltanschauung, die Ausbildung der Persönlichkeit und Tat verlangt. Die Gedankenführung des Vortrages leidet ein wenig darunter, daß Worringer sich zunächst zu etwas umständlicher Klärung des Vorgeländes veranlaßt sieht; was aber dann zur Sache selbst gesagt wird, ist wohlbegründet, oft fein und empfängt durch den immer mitschwingenden Unterton eigenen Erlebens und Überwindens besonders überzeugende Kraft. Und es soll Worringer gedankt sein, daß er von seinem Überzeugungswandel der Jugend Rechenschaft abgelegt hat, der politische Agitation, weltfremde Ideologie und verantwortungsloser Dilettantismus im Vereine das Evangelium des Ostens zu predigen nicht müde werden,

Digitized by Google

und der so die schlichte, aber freilich herbe und anspruchsvolle Wahrheit verschleiert wird, daß ein Volk nur genesen kann, wenn es auf seine eigenen Kraftquellen zurückgeht, die ihm gemäßen und natürlichen Vorstellungen zu fruchtbaren Idealen entwickelt und diesen dann besonnen und unerschrocken nachlebt und nachstrebt. Der „Fall Worringer" sollte aber auch im Bereiche der Wissenschaft und insbesondere der kunstgeschichtlichen Wissenschaft manchen zu ernster Einkehr veranlassen. Wir hatten einmal Kunsthistoriker, die im Besitze vermeintlich unerschütterlicher Dogmen alles Werdende vor ihren Richterstuhl luden und schulmeisterlich abfertigten. Dieser Typus ist ausgestorben — Friede seiner Asche! Allein an seine Stelle ist ein solcher der geistigen Widerstandslosigkeit getreten. Ein Lüftchen vom Osten oder sonst woher, ein packendes Schlagwort aus den Künstlerwerkstätten: und alsbald sind alte Überzeugungen „überwunden", und das Neue wird mit einer wahren Leidenschaft ergriffen und unter Preisgabe des geschichtlichen und psychologischen Augenmaßes vertreten und verkündigt. Und nicht jeder hat dann, wie Worringer, die geistige Beweglichkeit, sich zurückzufinden, noch den Mut den Irrtum zu bekennen. Es ist, dünkt uns, für den Mann der Wissenschaft ein bescheidener und ein falscher Ehrgeiz „modern" zu sein; erinnern wir uns, daß die wahrhaft Großen im Reiche des Geistes und der Kunst zumeist herzlich „unmodern" gewesen sind. Und dem Neuen, was sich durchringen will, nützt man weniger durch hemmungslose Hingabe als dadurch, daß man es vorurteilslos an jenen Kräften prüft, die im einzelnen wie bei den Völkern, jene tiefste beharrende Schicht bilden, aus der alles wahrhaft Lebendige erwächst. Mutatis mutandis gilt auch hier Jakob Burckhardts „unmodernes" Wort: wer sich an „Zeitungen" verliert, der gehe der „Ewigungen" verloren. L. B.

Die christliche Kunst des Ostens. Von Heinrich Glück. Mit 132 Tafeln und 13 Textabbildungen. — **Maurische Kunst.** Von Ernst Kühnel. Mit 155 Tafeln und 24 Textabbildungen. Berlin, Bruno Cassirer.

Die beiden Bände setzen die verdienstliche, von William Cohn herausgegebene Reihe „Die Kunst des Ostens" in würdiger Weise fort. Es sind ihnen die Vorzüge nachzurühmen, durch die das ganze Unternehmen schnell Ansehen und Beliebtheit gewonnen hat: kundige, ihren Aufgaben gewachsene Verfasser, die zu schreiben verstehen und deren Einleitungen daher trefflich in die behandelten Gebiete einführen; sodann aber ein sehr wertvoller, planmäßig geordneter und mit großer Sorgfalt ausgeführter Abbildungsstoff, der in seinem Reichtume zuweilen das Bild jener märchenhaften Schatzkammern des Orients in der Phantasie hervorruft. Die Zeit ist vorüber, da man unter „altchristlicher Kunst" vorzugsweise die des römischen Kulturbodens verstehen zu dürfen glaubte. Immer unwiderstehlicher hat die Bedeutung des Ostens in diesem Kunstkreise sich aufgedrängt; Glück hat sie sicher und überzeugend gekennzeichnet. An der Grenze zwischen Osten und Westen ist das Christentum entstanden. Die Geistigkeit der jungen Völker des Ostens hat den überzivilisierten Westen künstlerisch erneuert, ihm frische lebenskräftige Ideale geschenkt. „Der Osten gab dem Westen den Sinn, der Westen dem Osten die Darstellung". In Byzanz vollzieht sich ein Ausgleich der Strömungen; von hier aus bringt der Geist des Ostens weit nach Westen, nach Ravenna und Mailand, und nach Norden — Rußland — vor, während später byzantinischer und islamischer Osten gemeinsam Venedig und das Reich der Venezianer, Unteritalien und Sizilien befruchten. Damit ist der weitgespannte Rahmen des Buches angedeutet, in den eine Fülle verschiedenartiger, jedoch miteinander in geistigem Zusammenhange stehender Kunstschöpfungen aus dem Gebiete der Schrift, der Malerei, der Baukunst, Bildnerei und der Werkkunst eingeordnet sind. Kühnels Buch führt dann in den Bereich der islamischen Kunst, in deren westlichste Provinz: Nordafrika und Spanien. Es umfaßt den Zeitraum vom 8. bis zur Schwelle des 16. Jahrhunderts. Es geht aus von der Verwirklichung der Damaszener Baugedanken im Maghreb und mündet in der Darstellung jenes reizvollen maurisch-spanischen Mudejarstiles. In ihm sieht Kühnel wohl mit Recht die Möglichkeit eines spanischen Nationalstiles, die durch die Ausschaltung des islamischen Elementes im 16. Jahrhundert verscherzt worden ist. Granada und Toledo, Cordoba und Sevilla in ihrer höchsten Blütezeit treten in volles Licht, das Wunderreich des maurischen Ornaments, dessen Form und Wesen gut gedeutet werden, entfaltet sich; mit spannungsvollem Interesse beobachtet man, wie aus den Wurzeln des Stiles höchst mannigfaltige,

Digitized by Google

köstliche Bildungen erwachsen. Orient ist ja gegenwärtig Mode und daher auch beliebter Tummelplatz des literarischen Dilettantismus. Um so schätzbarer sind Werke wie die vorliegenden, die durch Vermittlung wirklicher Kunde bereichern und zur Dankbarkeit verpflichten. th.

Deutsches Ornament. Auswahl nach Aufnahmen des kunstgeschichtlichen Seminars mit einer Einleitung von Richard Hamann. — **Tempel Italiens.** Sechzig Abbildungen mit einer Einleitung von Paul Ortwin Rave. — Beide im Verlage des Kunstgeschichtlichen Seminars, Marburg a. d. L.

Professor Richard Hamann, der Kunsthistoriker der Universität Marburg, hat den trefflichen Gedanken verwirklicht, die Forschungsarbeit des von ihm geleiteten kunstgeschichtlichen Seminars durch Angliederung eines eigenen Verlages zu organisieren und sie dadurch für die Wissenschaft wie den weiteren Kreis des kunstfremdlichen Publikums in einer bisher ungekannten Weise nutzbar zu machen. Auf letzteres ist die Reihe der von dem Seminar-Verlage herausgegebenen Bilderhefte berechnet, der auch die beiden hier anzuzeigenden Veröffentlichungen angehören. Ihr Charakter und Vorzug liegt darin, daß hier ein Bildstoff geboten wird, den allein eine gründliche und freie Beherrschung und Kenntnis des Gegenstandes gestalten konnte. Großenteils wohl aus Aufnahmen der Marburger Arbeitsgemeinschaft gebildet, bringt er vielfach entlegene, wenig bekannte Kunstwerke, sowie prachtvolle, höchst lehrreiche Details; durch Aufbau und Anordnung des Bildstoffes wird der Beschauer zu vergleichendem Sehen veranlaßt und unmerklich, doch sicher auf bedeutende Fragestellungen hingeführt. Wie glücklich und anregend ist nicht schon das Thema „Deutsches Ornament" gewählt! Schöpfungen deutscher Ornamentkunst sind von einer Urne der jüngeren Steinzeit bis zu Bernhard Pankoks Schmuck im Eheschließungszimmer des Dessauer Rathauses aneinander gereiht; es offenbart sich (von Hamann in der Einleitung knapp und bestimmt charakterisiert) der Ablauf des Formenwandels, es werden die offenen und die unterirdischen Verwandtschaften, wie die Abweichungen und Gegensätze der Stile erkennbar, aber wie ein Grundmotiv geht durch alles die drängende, überschießende, sich kaum genug tuende Gewalt der Phantasie in der Formbildung des deutschen Ornaments. Der Mehrzahl der Leser — oder richtiger: Schauer — wird dies schöne Heft sicher eine ganz neue, reiche Welt deutschen Kunstschaffens erschließen, und das sagt für die Würdigung der Leistung wohl genug. — Die „Tempel Italiens" führen dann ins ewige Land der Antike. Die Reihe beginnt mit den Tempelmajestäten von Pästum und Sizilien, um dann in ihrem zweiten Teile aus Pompeji, Rom, Tivoli usw. Beispiele der italienischen Bauweise zu geben, wie sie sich unter griechischem Einflusse gestaltet hat. Auch hier sind es ganz besonders die vorzüglichen Einzelaufnahmen, die das Formverständnis zu fördern geeignet sind. Was das Marburger Seminar mit diesen Veröffentlichungen leistet, das kann als Beispiel und Muster gesunder und reeller „Kunsterziehung" bezeichnet werden. A. D.

Karl Kobald: Schloß Schönbrunn. Mit 62 Abbildungen. Amalthea-Bücherei, 41. und 42. Band. Zürich, Wien, Leipzig, Amalthea-Verlag.

Schloß Schönbrunn gehört als Anlage zu den Meisterwerken Fischers von Erlach, empfing unter Maria Theresia in der Innenausstattung das Gepräge des feinsinnig-anmutigen und zugleich behaglichen österreichischen Rokokos, nahm auch weiterhin noch an der Stilentwicklung der österreichischen Kunst im Zeitalter des Klassizismus teil und ist so im reichen Schatze der Wiener Kunstdenkmäler zu einem der vorzüglichsten Schmuckstücke geworden. Kobalds Buch legt den Hauptton auf das Kulturgeschichtliche. Hofleben, Musik und Theater sind eng mit Schönbrunn verknüpft; Maria Theresia und Mozart sind Vordergrundsgestalten auf dieser reizenden Bühne; frische, aus den Quellen geschöpfte Schilderungen bringen dem Leser die Glanzzeiten Schönbrunns, ihre Menschen und Feste nahe und der reiche Bilderschmuck vergegenwärtigt die Szenerien und die Persönlichkeiten des Schönbrunner Kunst- und Kulturkreises. So ist ein gefälliges und angenehm belehrendes Buch entstanden, das willkommen geheißen werden darf. — Es sei die Gelegenheit benutzt, um auf den hübschen „Amalthea-Almanach 1925" des Verlages hinzuweisen, der ein Bild seiner rührigen und weitverzweigten Tätigkeit bietet. Sie umfaßt vielerlei, vor allem bildende Kunst, Musik, Dichtung, Kulturgeschichte, doch auch Werke schwereren Kalibers, wie eines von dem

Digitized by Google

ausgezeichneten italienischen Philosophen Benedetto Croce (der unverwirrt durch Verbrechen und Kriegswahnsinn Deutschland Treue gehalten hat) und die „Neue österreichische Biographie." Den Mittel- und Schwerpunkt bildet dabei überall Österreich, seine Geschichte, seine Kunst und seine Kultur.

N. R.

Kleine Literaturführer. Band 6: **Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft.** Von Walter Timmling. Leipzig, Köhler & Volckmar.

Dieser Führer ist nicht für den Fachmann, sondern für den Kunstfreund bestimmt, dem er zugleich eine Übersicht über die Kunstliteratur und eine Wegweisung durch sie geben will. Er beschränkt sich daher nicht auf die Anführung von Titeln, sondern fügt ihnen kurze Inhaltsübersichten und Charakteristiken bei, die dem Ratsuchenden dienliche Winke darüber geben, was er von den Werken zu erwarten hat. Ein solcher Führer wird vielen willkommen sein, nachdem die deutsche Kunstliteratur zu einer mächtigen Flut angeschwollen ist, die Lauteres und Trübes miteinander führt. Die Aufgabe ist im ganzen glücklich gelöst, obgleich manche Bedenken sich nicht unterdrücken lassen; das gewichtigste bildet wohl die mangelhafte und nicht planmäßig geregelte Berücksichtigung der ausländischen Literatur. Aber es ist eine handfest-zweckmäßige Einteilung des gewaltigen Stoffes gefunden worden und es wird doch in dem bescheidenen Bande ein so reiches Material geboten, daß der, der sich für einen Gegenstand interessiert —selbst bis auf manche Spezialfragen hinab — hier leicht und bequem die Literatur finden kann, deren er bedarf und die ihn dann weiter leiten kann. Richtig gebraucht kann dieser Führer dazu beitragen Interesse und Auswahl des kunstfreundlichen Publikums auf die Werke zu richten, die gelesen und studiert zu werden verdienen.

A. D.

Bücher der Bildung. München, Albert Langen.

Der ersten Serie dieser trefflichen „Bücher der Bildung" ist eine ausgiebige Fortsetzung gefolgt. „Gestalt und Gedanke" benennt sich die Auswahl von Schillers Prosastücken, die ein Band umfaßt. Aus dem „Dreißigjährigen Krieg" und „Dem Abfall der Niederlande" sind charakteristische, in sich geschlossene Teile herausgenommen; der „Verbrecher aus verlorener Ehre" und „Spiel des Schicksals" geben dem Abschnitt „Gestalt" den ergreifenden Abschluß, während der Abschnitt „Gedanke" eine Reihe dauernd gültiger Gedanken aus den philosophischen und kritischen Schriften enthält. Diesem Schillerbande vorauf gingen: Herm. v. Helmholtz „Natur und Naturwissenschaft", ein Band, der tiefen Einblick in die Geisteswerkstatt des großen Gelehrten gewährt; ferner „Die schönsten Prosaschriften von Richard Wagner", ein Buch, das allen Nichtkennern der gesammelten Schriften Richard Wagners nicht dringend genug ans Herz gelegt werden kann — sowie „Das Schönste von Rousseau", das Jean Jacques eigentümlichen Genius von den verschiedensten Seiten zeigt — und eine feine Auswahl aus den Schriften „Macaulays, „Mächte der Geschichte". Neben dem englischen Historiker steht Rudolf Hildebrand, der deutsche Gelehrte; eine Reihe seiner Briefe und Aufsätze, aus denen die ganze Wärme und Helle seines Denkens leuchtet, ist in dem Bande „Volk und Menschheit" vereinigt.

Im Anschluß an Hildebrand muß gleich der von ihm entdeckte und geförderte vorarlbergische Bauerndichter Franz Michael Felder genannt werden, von dem gleichfalls ein Band mit trefflicher Auswahl aus seiner erschütternder Selbstbiographie vorliegt. Weil wir einmal an die Berge gemahnt sind, sei hier auf den Klassiker des Alpinismus Herm. v. Barth hingewiesen, von dessen prächtigem Buche „Aus den nördlichen Kalkalpen" eine Auslese unter dem Titel „Einsame Bergfahrten" einen weitern Band füllt.

Zwei Perlen alter französischer Literatur in ebenso feiner Sichtung wie sprachlich geschmackvoller Übertragung erschienen in je einem Band: Die unvergänglichen Briefe der Marquise de Sevigné und vierzehn der schönsten Essays von Montaigne, „Von der Kinderzucht bis zum Sterbenlernen". Ein noch viel älterer deutscher, richtig gesagt: deutsch-lateinischer Schriftsteller ersteht in nicht minder trefflicher Übersetzung: Cäsarius von Heisterbach mit seinen Wunderbaren Geschichten, die eines der beliebtesten Bücher des Mittelalters waren, und in denen der Erzähler „mit bedächtiger Schnelle vom Himmel durch die Welt zur Hölle" wandelt.

Die hier gegebene kurze Übersicht zeigt den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der neu hinzugekommenen Bildungsbücher. Vivant sequentes! Helene Raff.

Digitized by Google

Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Von Julius Petersen. Leipzig, Quelle & Meyer.

Ein Blick auf das umfangreiche Literaturverzeichnis des Anhangs belehrt über die noch immer nicht zur Ruhe kommenden und gerade in unseren Tagen gewaltig gesteigerten Bemühungen unter uns, mit dem übergroßen geistigen Erbe der klassischen und romantischen Zeit innerlich fertig zu werden, um es zu besitzen. Die teilweise in starkem Gegensatz zueinander stehenden Versuche unserer Literaturwissenschaft mustert Petersen als ein überlegener Richter. Vor seinem Forum erscheinen die, die Wurzeln der Kunst in Stamm und Landschaft suchenden, Bestrebungen Nadlers und seiner Anhänger, die ideengeschichtliche Problematik Ungers und Korffs und die, die Offenbarungen der Persönlichkeit aus dem Stile deutenden, Versuche in der Art von Fritz Strich, die zum Teil von den Nachbarkünsten her Anregungen suchen, wie die von Wölfflin dargebotenen. Ferner bildet Petersen in den Kapiteln „Gesellschaft" und „Generation" noch aus Eigenem methodologische Ansätze der Gegenwart fort. Zusammenfassend bringt er diese Fülle in den Gegensatz von geistesgeschichtlicher und dichtungsgeschichtlicher Betrachtung, deren eine die andere nicht entbehren kann, deren jede aber doch ein gesondertes Interesse in Anspruch nehmen muß, so daß der Gegensatz von Klassik und Romantik in der geistesgeschichtlichen Betrachtung sich mehr verwischt, in der dichtungsgeschichtlichen sich mehr vertieft. Die zusammenfassende, das Bild in der wissenschaftlichen Darstellung nicht verschmähende, Sprache fesselt trotz der Schwierigkeit des Gegenstandes bis zum Schluß und widerlegt glänzend die Ansprüche unserer Jüngsten, daß man über Literatur nur in der Verzückung reden dürfe.

Wilhelm Böhm.

Der junge Ringseisen. Von Hermann Horn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der bekannte Erzähler Hermann Horn, der schon auf mehr als ein halbes Dutzend epischer Werke zurückblicken kann, hat mit seinem neuen Buche „Der junge Ringseisen" einen großen Zeit- und Weltanschauungsroman aus den Vorkriegsjahren geschaffen. Der Untertitel „Industrieroman", den der Verlag auf den Umschlag des Buches setzen ließ, scheint mir allerdings nicht ganz zutreffend zu sein. Dem Verfasser ist es doch mehr um ethische Probleme als um die Darstellung industriellen Wesens zu tun. Die Fabrik bleibt allzu sehr Kulisse, und die Menschen, deren Schicksale sich vor diesem Hintergrunde abspielen, könnte man sich ebensogut in einer anderen Umgebung denken. Ihr Sein wird nicht so ausschließlich durch den Beruf bestimmt, wie dies etwa (um ein Beispiel zu nennen) bei den Großkaufleuten Buddenbrook in Thomas Manns bekanntem Roman der Fall ist. Aber das Epitheton „deutsch", das jenem beanstandeten Untertitel beigegeben ist, trifft für das Buch in vollem Maße zu. Nicht nur die Figuren des Romans sind im Guten wie im Schlimmen restlos durch ihr Deutschtum bedingt, auch die Technik des Erzählens, der Stil und die Art der Komposition halten sich von jeglichem fremdländischen Einflusse frei. Und das ist Trost und Gewinn in einer charakterschwachen Epoche, in der die bis zur Wesenlosigkeit zerschlissene Vorstellung von einem geistig verbundenen Europa durch eifrige Literaturkonfektionisten immer wieder neu aufgebügelt wird. — Summa Summarum: „Der junge Ringseisen" ist ein gutes deutsches Buch, das weit aus dem Durchschnitt emporragt, nicht immer überzeugend, doch stets fesselnd und reich an lebenswahren Gestalten, von denen ich den feinen gütigen Titelhelden Eberhard Ringseisen, die schlichtschöne herzensstarke Barbara Baldauf, den skurrilen Renomisten Hannibal Knapp und das artige Scheusälchen Melanie Hirsmaier als besonders eindrucksvoll hervorheben möchte.

Erich Kramer.

Der Vogtsbur. Von Heinrich Hansjakob. — **Die vom Wald.** Von Hermine Villinger. — **Dschapei.** Von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp.

Der streitbare Pfarrer Hansjakob verstand nicht nur zu politisieren, kritisieren und räsonieren, sondern auch zu erzählen. Er brauchte nur in die Fülle seiner Erinnerungen hineinzugreifen, um frühere Zeiten, ferne Bergtäler oder krause Schicksale seiner Schwarzwälder zu schildern. Der Vogtsbur verarmt trotz seiner riesigen Besitztümer durch die Kriege Napoleons. Hansjakob berichtet eigentlich kunstlos und erreicht so eine nicht nachzuahmende künstlerische Wirkung, die eben nur zu ihm paßt. Er ist nicht so literarisch wie Auerbach und nicht so volksliedzart wie Rosegger; seine knorrige, volkstümliche Sonderart, seine Liebe zu Natur und Freiheit und nicht zuletzt seine „Lustige

Digitized by Google

Laune" und Aufrichtigkeit werden ihn vor dem Vergessenwerden bewahren.

Auch Hermine Billinger zeichnet Menschen, die in den Schwarzwaldbergen wohnen und berufen zu sein scheinen, den Geist vergangener Zeiten und die Sitten vergessener Generationen zu hüten. Mit liebevollem, gütigem Verstehen hebt sie die Geschicke ihrer Gestalten mit ihren heiligsten Geheimnissen mütterlich zart ins Licht und läßt sie zu Gleichnissen werden für uns. Weniger durch tiefgründige Probleme oder neuartige Charaktere wirkt die Kunst der Dichterin, als durch leises Andeuten oder gar Verschweigen des Unaussprechbaren.

Allzuschnell ist Ganghofer „Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes" geworden; und er ist es auch geblieben. Selbst in seinen besten Würfen, den geschichtlichen Romanen, zeigt es sich, daß er der Begabung und Auffassung nach berufen schien, der Auswertung nach jedoch keineswegs ein vollwertiger epischer Gestalter geworden ist. H. St.

Puppentragödie. Von Richard Kola. Wien, Nikola-Verlag.

Es ist recht leichte Ware, was Richard Kola in dem oben genannten Bande an alten und neuen Plaudereien, Anekdoten und Feuilletonnovelletten herausgegeben hat. Solche winzig kleinen amüsierlichen Erzählungen wurden seinerzeit von dem Ungar Herczeg und dem Norweger Kielland (die beide wiederum der geschwinden eleganten Feder des Sieur de Maupassant etwas abgeguckt hatten) schon sehr viel besser geschrieben. Aber Richard Kola, welcher den unzweifelhaften Ruhm genießt, den ersten großen österreichischen Buchverlag geschaffen zu haben, ist zum mindesten ein ehrlicher Autor, der dem Leser nichts vormachen will und seine ironischen oder sentimentalen Geschichten hübsch zu erzählen weiß. Daß er sich bei diesem Tun manchmal zärtlich die eigenen Backen streichelt, ist wohl auf das Konto der Wiener Gemütlichkeit zu setzen.

Erich Kramer.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Handbuch für das Hochschulstudium in Deutschland. — Das Studium der Landwirtschaft in Deutschland. 10 S. Charlottenburg 1925, Verlag Hochschule und Ausland. (—,30 M.)

—. — Das katholisch-theologische Studium in Deutschland. 15 S. Charlottenburg 1925, Verlag Hochschule und Ausland. (—,30 M.)

—. — Das Studium der Zeitungswissenschaft in Deutschland. 7 S. Charlottenburg 1925, Verlag Hochschule und Ausland. (—,30 M.)

Harrison. — Pandora's Hope A Study of Woman by Austin Harrison. XI & 307 S. London 1926, William Heinemann.

v. Hartmann. — Frankreichs Militarismus am Rhein im Lichte französischer Kritik von W. v. Hartmann, 142 S. Berlin S. W. 61, Reimar Hobbing.

Hase. — Der deutsche Sieg vor dem Skagerak von Georg von Hase. 89 S. Berlin 1926, K. F. Koehler.

Haffencamp. — Die Kußgeschichten des Philander von Herbert Haffencamp. 96 S. Freiburg i. B. 1925, J. Bielefeld. (3 M.)

Haug. — Arnold Ott. Eine Dichtertragödie von Eduard Haug. 458 S. Zürich 1924, Rascher & Co.

Heimat und Welt. — Bd. 1: Schweter: Anton Wohlfahrt der Jüngere. Bd. 2: Schrickel: Otto Ludwig. Bd. 3: Wiedemann: Das Mansfelder Haldenmännchen. Bd. 4: Karl Fischer: Aus einem Handwerkerhaus.

Heine. — Mein Rundgang. Erinnerungen von Anselma Heine. 203 S. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt.

Heine. — Der Zwergenring. Erzählung aus Goethes Jugendland von Anselma Heine. 200 S. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde.

Heck. — Das parlamentarische Untersuchungsrecht von Dr Karl Heck. 84 S. Stuttgart 1925, Ferdinand Enke.

Heckscher. — Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises an Hand der Schriften Ernst Moritz Arndts von Dr Kurt Heckscher. Erster Teil. 589 S. Hamburg 1925, Martin Riegel.

Digitized by Google

Heller. — Die politischen Ideenkreise der Gegenwart von Hermann Heller. 156 S. Breslau 1926, Ferdinand Hirt. (3,50 M.)

Hellring. — Das Spiel vom verlorenen Paradies von Hartmut Hellring. 56 S. Berlin 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Hennig. — Von rätselhaften Ländern. Versunkene Stätten der Geschichte von Richard Hennig. 326 S. München, Delphin-Verlag.

Henry. — Das Bildungsproblem von Studienrat Dr Victor Henry. 259 S. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer. (Leinenbd. 7,— M., geh. 6,— M.)

Henseling. — Mars seine Rätsel und seine Geschichte von Robert Henseling. Mit 54 Abbildungen und farbigem Umschlagbild. 78 S. Stuttgart, Francksche Verlagshandlung. (geh. 1,50 M., geb. 2,40 M.)

Herder. — Die Frühlingsreise. Ein Buch für junge Mädchen. Herausgegeben von Charlotte Herder. VIII u. 276 S. Mit 25 Zeichnungen von Paul H. Hübner. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co.

Hertner. — Steuernotwirtschaft, Steuerreform und Finanzausgleiche (1925) von Dr Heinrich Hertner. 32 S. Jena 1926, Gustav Fischer.

L'Hermet. — Der Begriff des Kunstwerks von Curt L'Hermet. 16 S. Berlin 1925, Jungdeutscher Verlag, Artur Mahraun.

Heuschele. — Briefe aus Einsamkeiten von Otto Heuschele. 127 S. Berlin, Axel Juncker Verlag.

Hildebrandt. — Der Wirbelsturm gegen den Alkohol von Gotthold Hildebrandt, Köln, Viktoriastr. 25. 16 S. (—,50 M.)

Hindenburg von Theodor Lessing. Vorwort von Maximilian Harden, Nachwort von Herbert Eulenburg. 39 S.

Hindenburg. — Ein Lebensbild von Alfred Niemann. 236 S. Leipzig 1926, K. F. Koehler. (9,— M.)

Hirsch-Brünn. — Das Grieblhaus von Helene Hirsch-Brünn. IV u. 170 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. (3,80 M.)

Hirschfeld. — Elektra, Novellen von Franz Hirschfeld. 190 S. Brandenburg, J. Wiesike.

Historische Anekdoten und andere. Eine köstliche Sammlung des Humors, des Witzes und der Satire aus der ältesten bis in die neuste Zeit von gekrönten und fürstlichen und anderen höchsten und hohen Personen, Künstlern, Schauspielern, Gaunern, Dieben, Spielern, Gelehrten usw. I. Band. 169 S. Berlin-Südende 1925, Curt Jahn.

Hoffmann-Erfurt. — Literarische Berichte aus dem Gebiete der Philosophie herausgegeben von Arthur Hoffmann-Erfurt. Heft 5, 48 S. Erfurt 1925, Kurt Stenger.

General Hoffmann. — An allen Enden Moskau. 77 S. Berlin 1925, Verlag für Kulturpolitik. (br. 1,50 M., geb. 2,50 M.)

Hohlbaum. — Die Herrgotts-Symphonie. Eine Bruckner Novelle von Robert Hohlbaum. Mit 4 Original-Lithographien von Karl Stratil. 55 S. Leipzig 1925, Kistner & Siegel.

Holden. — Elisabeth Chrysanthis. Roman von Nelly Holden. 179 S. Wien 1926, Nikola-Verlag.

Holtei. — Christian Lammfell. Roman von Karl von Holtei. Erster Band 330 S., zweiter Band 236 S. Schweidnitz 1925, L. Heege.

Holtmont. — Die Hosenrolle. Variationen über das Thema „das Weib als Mann" von Alfred Holtmont. 247 S. München, Meyer & Jessen.

Hügli. — Völker-Dämmerung von Emil Hügli. 224 S. Leipzig 1926, H. Haessel.

Jacoby. — Die Universitätsausbildung der klassischen Philologen von Dr Felix Jacoby. 53 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. (geh. 1,60 M.)

Jahresbericht des Vereins für die bergbaulichen Interessen Essen für das Jahr 1925. Abgeschlossen Anfang März 1926. 112 S.

Jahresbericht des Zechen-Verbandes Essen für das Jahr 1925. 100 S. Abgeschlossen Anfang Februar 1926.

Jahresbericht über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Neueren Deutschen Literatur. — Herausgegeben von der Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin. 152 S. Berlin 1925, Walter te Gruyter.

Jüngst. — Richtige Zahlen beweisen! Ein Beitrag zur Lage des Ruhrbergbaues. Von Dr Ernst Jüngst. 108 S. Essen 1925, Verein f. d. bergbaulichen Interessen.

Iwan. — Farbige Radierungen aus dem Riesengebirge von Friedrich Iwan. Serie 2 10 Kunstpostkarten. Warmbrunn, Max Leipelt.

Kampffmeyer. — Damaskus. Dokumente zum Kampf der Araber um ihre Unabhängigkeit von Prof. Dr G. Kampffmeyer. 144 S. Berlin 1926, Deutsche Gesellschaft für Islamkunde.

Kapp. — Eindrücke in England von Rudolf Kapp. 58 S. Augsburg 1926, Der Bärenreiter-Verlag.

Karo. — Grundzüge der Kriegsschuldfrage von Georg Karo. 64 S. München 1926, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Katz. — Die Erziehung im vorschulpflichtigen Alter von Prof. Dr David Katz u. Dr Rosa Katz. Mit 15 Abbildungen im Text

Digitized by Google

und auf 6 Tafeln. 133 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. (geb. 1,80 M.)

Keetmann. — Frankreichs Kampf um den Rhein. Eine politische Studie zum Versailler Friedensdiktat von Kammergerichtsrat Ernst Keetmann. 67 S. Berlin, Ferd. Dümmler.

Keim. — Das internationale Arbeitsrecht in der Seeschiffahrt von Dr Karl Keim. 73 S. Berlin 1925, Ferd. Dümmler.

Gottfried Keller. — Der grüne Heinrich. 4 Bde. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von Jonas Fränkel. Erste Fassung. München 1926, Eugen Rentsch Verlag.

—. — Sämtliche Werke. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von Jonas Fränkel. 4 Bde. München, Eugen Rentsch Verlag.

Kemmerich. — Das Weltbild des Mystikers von Dr Max Kemmerich. 375 S. Leipzig 1926, Stein-Verlag.

—. — Moderne Kultur-Koriosa von Dr Max Kemmerich. 298 S. München, Albert Langen. (geh. 6,— M., geb. 8,— M.)

Kesser. — Lukas Langkofler. Novellen von Hermann Kesser. 103 S. Frankfurt a. M. 1926, Rütten & Loening.

—. — Schwester. Novellen von Hermann Kesser. 73 S. Frankfurt a. M. 1926, Rütten & Loening.

Keyser. — Der Kampf um die Weichsel. Untersuchung zur Geschichte des polnischen Korridors herausgegeben von Erich Keyser. VII u. 176 S. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. (18,— M.)

Die Weisheiten des Omar Khajjam nach der englischen Übersetzung von Fitzgerold ins Deutsche übertragen von W. D. Kulenkampff. 80 S. Berlin, Der Deutschenspiegel.

Das Kinderparadies. — Bilderbuch von Eduard Bäumer. Berlin 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Kinck. — Die Anfechtung des Nils Brosme. Roman von Hans E. Kinck. 334 S. Leipzig, Haessel Verlag.

Kirchroth. — Die Mumifizierung von Vögeln und kleinen Säugetieren ohne Abbalgen, bei Erhaltung des natürlichen Körpers. Von Ludwig Kirchroth. 71 S. Klosterneuburg b. Wien 1923, im Selbstverlag. 2,— M.)

Kjerbull-Petersen. — Die Schauspielkunst. Untersuchungen über ihr Wirken und Wesen von Lorenz Kjerbull-Petersen. 271 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kistner. — Deutsche Meister der Naturwissenschaft und Technik von A. Kistner. 1. Bd. 198 S., 2. Bd. 212 S. München 1925, Kösel & Pustet.

Klenze. — From Goethe to Hauptmann by Camillo von Klenze. 321 S. New York 1926, The Viking Press.

Kliutschewski. — Geschichte Rußlands von W. Kliutschewski. Herausgegeben von Prof. Dr Fr. Braun u. Reinhold von Walter. 4. Band 423 S. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt.

Knobloch. — Der Pfarrer von Lehen. Novellen von Hans Knobloch. 206 S. Stuttgart 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Knudsen. — Das Stadium der Theaterwissenschaft in Deutschland von Dr Hans Knudsen. 30 S. Charlottenburg 1926, Hochschule und Ausland G. m. b. H.

Koch. — Römische Kunst von Herbert Koch mit zahlreichen Abbildungen. 136 S. Breslau 1925, Ferdinand Hirt. (3,50 M.)

Köhler. — Der Genfer Zonen-Streit. Eine politische und völkerrechtsgeschichtliche Studie von Dr Paul Köhler. 70 S. Berlin, Ferd. Dümmler.

Kolbenheyer. — Das dritte Reich des Paracelsus. Roman von E. G. Kolbenheyer. 401 S. München 1926, Georg Müller.

—. — Das Gestirn des Paracelsus. Roman von E. G. Kolbenheyer. 479 S. München 1926, Georg Müller.

—. — Die Kindheit des Paracelsus. Roman von E. G. Kolbenheyer. 377 S. München 1923, Georg Müller.

Kolonialles Jahrbuch 1926. — Herausgegeben vom Deutschen Kolonialverein bearbeitet von Dr Paul Leutwein. 168 S. Berlin, Verlag Brücke zur Heimat.

Koenig. — Über See! S. M. S. „Elisabeth". Weltreise Zanzibar-Tsingtau. Erinnerungen von Harry Koenig. 242 S. Mit 31 Tafelbildern. Berlin, Reimar Hobbing.

Kowalewski. — Philosophischer Kalender für 1926. Im Zeichen Arthur Schopenhauers herausgegeben von Arnold u. Elisabeth-Maria Kowalewski. 168 S. Berlin 1926, Reuther & Reichard. (br. 4,— M., geb. 5,— M.)

v. Kraft. — Michael Unbekannt. Die Vision eines Heimgangs von Zdenko von Kraft. 364 S. Stuttgart 1925, Adolf Bonz & Co. (geb. 8,— M.)

Kräßig. — Bürgerkunde von Dr K. Kräßig. 122 S. Leipzig 1926, G. A. Glöckner.

Kremer. — Die Tristansage nach Gotfrid von Straßburg in Prosa bearbeitet von Rosa von Kremer. 35 S. Leipzig 1926, Hahn & Seifarth.

Krieger. — Scheffel als Student von Dr Bogdan Krieger. 244 S. Stuttgart 1906, Adolf Bonz & Co.

Kunowski. — Philosophie der Kunst und Kunsterziehung von Lothar von Kunowski. 184 S. Jena 1925, Eugen Diederichs.

Digitized by Google

Kunstwart-Bücherei. — Amerikanische Lyrik. Übersetzt von Toni Harten-Hoencke. Eingeleitet von Dr Friedr. Schönemann. 108 S. München 1925, George D. W. Callwey.

—. — Biblische Geschichten aus dem alten Testament. II. Historia bearbeitet von Hermann Häfker. 90 S. München 1925, Georg D. W. Callwey.

—. — Buddhas Reden. Sein Leben und seine Lehre. Eingeleitet und ausgewählt von Paul Th. Hoffmann. 175 S. München 1925, Georg D. W. Callwey.

—. — Der indische Gott auf dem Lande von Elisabeth Siewert. 85 S. München 1925, Georg D. W. Callwey.

—. — Ernst Lissauer, Auswahl aus den Dichtungen und Schriften. 90 S. München 1926, Georg D. W. Callwey.

Kutter. — Wo ist Gott? Ein Wort zur religiösen und theologischen Krisis der Gegenwart von Hermann Kutter. 92 S. Basel 1926, Kober C. F., Spittlers Nachfolger.

Laban. — Gymnastik und Tanz von Rudolf von Laban. 178 S. Oldenburg, Gerhard Stalling.

—. — Des Kindes Gymnastik und Tanz von Rudolf von Laban. 136 S. Oldenburg, Gerhard Stalling.

Lange. — Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart von F. A. Lange. Erstes Buch: Geschichte des Materialismus bis auf Kant. XII u. 404 S. Zweites Buch: Geschichte des Materialismus seit Kant.

Landersdorfer. — Die Kultur der Babylonier und Assyrer von S. Landersdorfer O. S. B. 242 S. München, Kösel & Pustet. (4,— M.)

Leffler. — Nordlandfahrt. Roman vom Wandern und Schauen von Siegfried Leffler. 109 S. Augsburg 1925, Bärenreiter-Verlag.

Leitich. — Amerika, du hast es besser von Ann Ticia Leitich. 192 S. Wien 1926, Steyermühl-Verlag.

Leitzmann. — Wolfgang Amadeus Mozart Berichte der Zeitgenossen und Briefe, gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. 517 S. Leipzig 1926, Insel-Verlag.

Leonow. — Wetterleuchten von Leoniel Leonow. 225 S. Berlin 1926, Taurus-Verlag.

Lessing-Buch. — Herausgegeben von Jos. Jellinck und Paul Alfred Merbach. 103 S. Berlin 1926, E. S. Mittler & Sohn.

Leßkow, Nikolai. — Ein absterbendes Geschlecht. Bd. V 368 S. München, C. H. Beck.

—. — Militärische Geschichten. Bd. VI 332 S. München, C. H. Beck.

von der Leyen. — Geschichte der deutschen Dichtung. Ein Überblick von Friedrich von der Leyen. 131 S. München 1926, F. Bruckmann.

Liebisch. — Zwei Antiquariats-Kataloge Nr. 260 u. Nr. 261 von Bernhard Liebisch. Leipzig 1926, Bernhard Liebisch.

v. Liechtenstein. — Der Frauendienst des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein. Frei bearbeitet von Michelangelo Baron Zeris. 317 S. Stuttgart 1925, Robert Lutz. (geh. 5,— M., Hlbl. 6,50 M.)

Lilienfein. — Aus Weimar und Schwaben. Dichternovellen von Heinrich Lilienfein. 86 S. Heilbronn 1925, Eugen Selzer.

Lindau. — Ausgewählte Erzählungen von Rudolf Lindau. 468 S. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde.

Lion. — Große Politik von Ferdinand Lion. 221 S. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt.

v. Lippa. — Politische und kirchliche Einigung. Wege zur Philosophie des Geistesfriedens von Lazar von Lippa. 100 S. Berlin 1926, E. S. Mittler & Sohn.

List. — Das nationale System der politischen Ökonomie von Friedrich List. XIV u. 414 S. Stuttgart 1925, J. G. Cotta.

Loder. — Das verrückte Auto von Dietrich Loder. 76 S. Leipzig, Philipp Reclam.

Loisch. — Rudolf Weber. Ein Zipser Volksdichter von Johann Loisch. Herausgegeben vom Zipser Verein in Budapest. 126 S. Budapest 1925, Ludwig Kokai.

Luckenbach. — Geschichte der deutschen Kunst von H. u. C. Luckenbach. 503 S. Mit 572 Abb., 80 Tafeln in Schwarzdruck und 6 farbigen Tafeln. München 1926, R. Oldenbourg.

Mally. — Grundgesetze des Sollens. Elemente der Logik des Willens von Ernst Mally. 85 S. Graz 1926, Leuschner & Lubensky. (4,80 M.)

Matthießen. — Regilindenbrunn. Eine überaus romantische Geschichte von Wilhelm Matthießen. 133 S. Leipzig, Eugen Kuner.

—. — Das Totenbuch. Geheimnisvolle Geschichten von Wilhelm Matthießen. 219 S. Köln, J. P. Bachem.

Meisl-Koppehel. — Das ABC des Fußballspiels von Dr Meisl und Carl Koppehel. 166 S. Oldenburg 1925, Gerh. Stalling.

Mezger. — Die Auslegung des Versailler Vertrages von Dr Edmund Mezger. 49 S. Berlin 1926, Ferd. Dümmler.

Meyer. — Bismarck von A. O. Meyer. Mit 49 Abbildungen und einem farbigen Titelbild. 95 S. Leipzig 1925, Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

Meyer. — Kleine Gedichte von Martin Meyer. 32 S. Münster i. W.. Aschendorffsche Buchdruckerei.

—. — Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens. IV u. 70 S. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung. (geh. 3,— M., geb. 5,— M.)

Michel. — Martin Buber. Sein Gang in die Wirklichkeit von Wilhelm Michel. 48 S. Frankfurt 1926, Rütten & Loening. (geh. 1,— M., geb. 2,— M.)

Minde-Pouet. — Kleists letzte Stunden von Georg Minde-Pouet. Teil I: Das Aktenmaterial. 61 S. Berlin 1925, Weidmannsche Buchhandlung.

Mittendorf-Wolff. — Carl Michael Bellmann. Die Geschichte einer Liebe von Lotte Mittendorf-Wolff. 131 S. München 1925, Albert Langen.

Molière. — Der eingebildete Kranke. Lustspiel in 3 Akten in deutscher Übertragung von Ludwig Fulda. 64 S. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung . (1,80 M.)

—. — Der Geizige. Lustspiel in fünf Akten in deutscher Übertragung von Ludwig Fulda. 68 S. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung. (1,80 M.)

—. — Tartüff. Lustspiel in fünf Akten in deutscher Übertragung von Ludwig Fulda. 72 S. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung. (1,80 M.)

Molo. — Im ewigen Licht. Roman von Walter von Molo. 226 S. München 1926, Albert Langen.

Möckeberg-Kollmar. — Die Geburt des Jesulein. Ein Reigenspiel für Weihnachten von Vilma Mönckeberg-Kollmar. Musik von Fr. Kosanke. 42 S. Berlin 1926, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Moraht. — Im Ring der Stunden. Gedichte von Hans Moraht. 90 S. Leipzig 1926, Xenien-Verlag.

Much. — Akbar der Schatten Gottes auf Erden von Hans Much. 227 S. Dachau-München, Einhorn-Verlag (geb. 7,50 M.)

—. — Moderne Biologie. Aphorismen zum Heilproblem von Prof. Dr Hans Much. 101 S. Leipzig 1925, Curt Kabitzsch.

—. — Rings um Jerusalem von Hans Much. 114 S. Mit 24 Bildtafeln. Dachau-München, Einhorn-Verlag (geb. 8,— M.)

Müller. — Deutsche Geschichte und deutscher Charakter. Aufsätze und Vorträge von Karl Alexander v. Müller. 240 S. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt.

—. — Die französische Philosophie der Gegenwart von Dr Max Müller. 58 S. Karlsruhe 1926, G. Braun.

Mutius. — Jenseits von Person und Sache. Skizzen und Vorträge zur Philosophie des Persönlichen von Gerhard von Mutius. 147 S. München 1925, F. Bruckmann.

Naumann. — Frühgermanentum. Heidenlieder und Sprüche übersetzt und eingeleitet von Hans Naumann. 94 S. Mit 45 Abbildungen. München 1926, R. Piper & Co.

—. — Profile. 30 Porträt-Skizzen aus den Jahren des Weltkrieges nach persönlichen Begegnungen von Victor Naumann. 334 S. München 1925, Duncker & Humblot. (12,— M.)

Nawiawsky. — Gesamtüberblick über das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen von Dr Hans Nawiawsky. 30 S. München 1926, D. Franz, A. Pfeiffer.

Nickel. — Preissenkung. Die Teuerungsfaktoren und die notwendigen Richtungen des Preisabbaus. Mit einem Diagramm. 26 S. Cöthen-Anh. 1926, J. E. Kurth.

Niekisch. — Grundfragen deutscher Außenpolitik von Ernst Niekisch. 40 S. Berlin-Hessenwinkel 1925, Verl. der Neuen Gesellschaft.

Nölke. — Entwicklung im Weltall. Kosmogonische Probleme und Hypothesen von von Prof. Dr Nölke. 133 S. Hamburg 1926, Henri Granel.

Nostitz. — Aus dem alten Europa. Menschen und Städte von Helene Nostitz. 243 S. Leipzig 1926, Insel-Verlag.

Orell Füßli. — Almanach 1926. Ein Jahrbuch schweizerischen Schrifttums. 148 S. Zürich, Orell Füßli. (1,50 fr.)

Otto. — Die altgriechische Gottesidee von W. F. Otto. 26 S. Berlin 1926, Weidmannsche Buchhandlung.

Paléologue. — Der tragische Roman des Kaisers Alexander II. von Maurice Paléologue, berechtigte Übersetzung von N. Collin. 238 S. Berlin 1925, Kurt Ehrlich. (br. 3,50, geb. 5,— M.)

Patry. — La Religion dans L'Allemagne D'Aujourd'hui von Raoul Patry. 246 S. Paris 1926, Payot 106 Boulevard St. Germain.

Pauls. — Stille und Sturm. Vier Erzählungen von Eiltard Erich Pauls. 245 S. Halle a. S., 1926, Heimat-Verlag für Schule und Haus.

Pempelfort. — Sammlung kleiner Düsseldorfer Kunstschriften. 12 Hefte. Düsseldorf, L. Schwann.

Perkonig. — Dorf am Acker. Ländliche Novellen von Josef Friedrich Perkonig. 248 S. München 1926, C. H. Beck. (geh. 4,— M., geb. 6,— M.)

Pernice. — Pompeji von Dr Erich Pernice. 94 S. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 32 Tafeln. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. (geb. 1,80 M.)

Petersen. — Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit von Julius Petersen. 174 S. Frankfurt a. M., 1925, Moritz Diesterweg. (9,90 M.)

Digitized by Google

Pirker. — Das geraubte Ich und andere Grotesken von Lotte Pirker. Mit Umschlagszeichnung von Carry Hauser. 119 S. Wien 1925, Bugra-Gesellschaft.

Plischke. — Von den Barbaren zu den Primitiven. Die Naturvölker durch die Jahrhunderte von Hans Plischke. 126 S. mit 49 Abbildungen. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus.

Polgar. — Kritisches Lesebuch von Alfred Polgar. 341 S. Berlin, Ernst Rowohlt.

Prox. — Tolstoi als Pädagoge und seine Bildungsphilosophie von Dr Gerhard Prox. 158 S. Friedeberg, Iserverlag Driesler & Co.

Pulver. — Arabische Lesestücke von Max Pulver. 97 S. Leipzig-Zürich, Grethlein & Co.

Quade. — Seelische Mächte im Diesseits und Jenseits von Dr F. Quade. 104 S. Berlin, Pyramiden-Verlag. (2.— M.)

Ranke. — Die Allegorie der Minnegrotte in Gottfrieds Tristan von Friedrich Ranke. 40 S. Berlin 1925, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik.

—. — Tristan und Isolde von Friedrich Ranke. 283 S. München, F. Bruckmann A.-G.

Rathlef. — Altrussische Bauernlegenden. Nacherzählt von Harriet von Rathlef-Keilmann. 56 S. Berlin 1926, Furche-Verlag.

Reichert. — Von Wilson bis Dawes. 14 Kapitel Reparationspolitik von Dr J. W. Reichert, M. d. R. 62 S. Flugschrift des Tag, Heft 17. Berlin, August Scherl G. m. b. H.

Reinacher. — Rumold. Sechs Erzählungen von Eduard Reinacher. 95 S. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. (2,50 M.)

Reiser. — Binscham der Landstreicher. Eine Jugend. Von Hans Reiser. 300 S. Berlin 1925, Deutsche Buch-Gemeinschaft.

Renner. — Novellen von Gustav Renner. 281 S. Stuttgart 1925, Adolf Bonz & Co. (geb. 9,— M.)

Reschke. — Die Aufwertungsansprüche des Hypothekengläubigers und ihre praktische Durchführung von Ass. Dr jur. Joachim Reschke. 45 S. Berlin 1925, August Scherl G. m. b. H.

Revue de L'histoire des Religions. 1925, Nr. 1—2 & 1924, Nr. 6. Paris 1925, Editions Ernest Leroux.

Rohde. — Der Kampf um Asien von Hans Rohde. I. Bd.: Der Kampf um Orient und Islam. 270 S. II. Bd.: Der Kampf um Ostasien und den Stillen Ozean. 368 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt.

Rohrbach. — Amerika und wir. Reisebetrachtungen von Paul Rohrbach. 204 S. mit 98 Tafelbildern und 2 Karten. Berlin, Buchenau & Reichert.

Rosegger. — Peter Rosegger und sein Heimatland, die grüne Steiermark. Eine Wanderung in Bildern durch die Stätten seiner Werke. Mit über 150 farbigen und schwarzen Bildern. Herausgegeben von Hans Ludwig Rosegger. 246 S. Berlin 1925, Fr. Zillessen. (14,— M.)

Roselieb. — Spanische Wanderungen. Ein Reisebericht von Hans Roselieb mit einer Einführung von Prof. Dr Hellnolt. 366 S. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft.

Rosen. — Persien in Wort und Bild von Friedrich Rosen. Mit 165 meist ganzseitigen Bildern und einer Landkarte im Anhang. 246 S. Berlin, Franz Schneider.

Rosenstock. — Religio Depopulata zu Josef Wittigs Ächtung. 44 S. Berlin 1926, Lambert Schneider.

Rosenthal. — Wunderheilungen und ärztliche Schutzpatrone in der bildenden Kunst von Dr Oskar Rosenthal. 42 S. u. 102 Tafeln. Leipzig 1925, F. C. W. Vogel.

Rosner. — Der geschundene Eros. Roman von Karl Rosner. 345 S. Stuttgart 1925, J. G. Cotta. (6,50 M.)

Rubruk. — Der Bericht des Franziskaners Wilhelm von Rubruk über seine Reise in das Innere Asiens in den Jahren 1253 bis 1255. Erste vollständige Übersetzung aus dem Lateinischen. Herausgegeben und bearbeitet von Hermann Herbst. 200 S. Leipzig 1925, Griffel-Verlag.

Rudolphi. — Die Polarwelt von Hans Rudolphi. 144 S. Breslau 1926, Ferdinand Hirt.

Rühle. — Sonne und Mond im primitiven Mythus von Dr Oscar Rühle. 48 S. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Univ.-Prof. Dr Aloys Schulte, Bonn. — Axel Lübbe, z. Zt. Chiavari. — Univ.-Prof. Dr Fester, Halle a. d. S. — Brigitte Heilbron, Berlin. — J. v. Uexküll, Hamburg. — Dr Erich Wasmund, Wasserburg. — Helmuth Schneider, Berlin. — Wolfgang v. Einsiedel, Dresden. — Dr Präsent, Leipzig. — Univ.-Prof. Dr Haushofer, München.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Was wird aus Ostpreußen?

Das gegenwärtige Ostpreußen, diese „brennende Wunde im europäischen Organismus", verlangt immer zwingender eine Lösung, die

Polen

mit einem raffiniert ausgebauten Propagandanetz durch gänzliche Einverleibung Ostpreußens und

Ausrottung des Deutschtums

anstrebt.

Und was tun wir?

Endlich haben wir eine wirksame Waffe gegen die großpolnischen Machtgelüste in der Schrift

Ostpreußen

Selbstbestimmungsrecht oder Gewalt?

von

Max Worgitzki

die als entscheidende Antwort des bekannten Führers im Abstimmungskampf Ostpreußens auf Srokowskis Schrift

„Aus dem Lande des schwarzen Kreuzes"

die propagandistischen Schachzüge der polnischen Machtpolitik in sachlicher Kritik schonungslos aufdeckt.

Es ist daher Pflicht eines jeden Deutschen, sich für den Vertrieb der Schrift einzusetzen.

Rm. 1,20

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 50

Digitized by Google

DER BÜCHER-BUND

Förderung deutscher Kultur

Jeder Weg, der dazu führt, in der deutschen Bevölkerung gute Bücher zu verbreiten, ist als ein wichtiges Mittel zur Stärkung und Förderung deutscher Kultur mit Freude zu begrüßen. Die Bestrebungen des „Bücher-Bundes" e. V. bieten einen geeigneten Weg zur Erreichung dieses Zieles.

Drews, Staatsminister

Der Bücherbund bezweckt eine durchgreifende Verbilligung des kulturell wertvollen Buches. Er bietet folgende

Vorteile: Keinerlei Zwang bei der Auswahl von Büchern. ¢ Jetzt schon werden den Mitgliedern fast 300 durchweg erstklassige Bücher aus 80 verschiedenen Verlagen zu einem bis zu 60% unter dem Ladenpreis liegenden Verkaufspreis angeboten. ¢ Zahlreiche Neuerscheinungen können von den Mitgliedern zu einem bis zu 25% verbilligten Preis in Subskription bezogen werden. ¢ Ab Oktober wird aller 3 Monate ein neuer Band (Romane, Novellen usw.) zu sehr niedrigem Preis erscheinen, der nur von Mitgliedern bezogen werden kann. ¢ Eine literarisch gut orientierende Zeitschrift erhält jedes Mitglied 10 Mal im Jahr kostenlos. ¢ Für je 3 geworbene Mitglieder als Werbeprämie Bücher nach freier Wahl für RM 2,50

Aus den Listen:

Bartsch, Rudolf, Das deutsche Leid statt 6/50 . . . . . nur RM 4,60

Baumgarten, Das Werk Conrad Ferdinand Meyers. Halbleinen statt 4,– . . . . . nur RM 2,–

Beumelburg, Der Strom. Rheinische Bilder aus zwei Jahrtausenden. Ganzleinen statt 5,– . nur RM 2,60

Holbein, Hans, Der Totentanz. Die Todesbilder und das Todesalphabet. Halbleinen statt 4,– nur RM 1,50

Kleist, Heinrich v., Erzählungen. Halbleder statt 10,– . . . . nur RM 4,50

Mereschkowski, Dmitri, Leonardo da Vinci. Historischer Roman. Übersetzt von Alexander Eliasberg. Halbleinen statt 10,– . . . nur RM 6,50

Löns, Hermann, Dahinten in der Heide. Statt 5,– . . . . . nur RM 3,30

Löns, Hermann, Der letzte Hansbur. Statt 5,50 . . . . . nur RM 3,30

Nielsen, Roger, Amerika in Bildern und Text. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Fr. Leskien. Ganzleinen statt 18,– . . . . . nur RM 7,20

Oesterreich, Traugott Konstantin, Das Weltbild der Gegenwart. Ganzleinen statt 10,– . . . nur RM 6,60

Sutter, O. E., Die große Trommel. Ganzleinen statt 6,– . nur RM 4,20

Brandus Bücherei pro Band RM 1,60 (Doppelband RM 3,20). Für Nichtmitglieder zu Werbezwecken pro Band RM 2,– (Doppelband RM 4,–). Enthaltend:

Band I: Feuerbach Vermächtnis
„ II: Strindberg, Leute auf Hemsö
„ III: Montesquieu, Persianische Briefe
„ IV: Kortum, Jobsiade
„ V: Dostojewski, Grotesken und Erzählungen
„ VI: Stael, Über Deutschland
„ VII: Forner-Schnitzer, Legenden aus dem Talmud
„ VIII/IX: Cervantes, Don Quichote (Doppelband)
„ X: Marie Antoinette, Briefe
„ XI: Chr. Reuter, Schelmuffski

Das einmalige Eintrittsgeld beträgt nur RM 1,–. Der Monatsbeitrag, der voll auf Bücherkäufe angerechnet wird, beträgt nur RM 1,80. Verlangen Sie noch heute ausführliche Prospekte. Zu Werbezwecken geben wir ausnahmsweise Bücher des Bücher-Bundes zu Mitgliedspreisen an Nichtmitglieder ab.

Lühe & Co. · Buchhandlung · Leipzig C. 1 · Breitkopfstr. 9

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

30Jan'64DW
REC'D LD
JAN 16 '64-5 PM
29Apr'65
REC'D LD
APR 17 '65-2 PM
APR 26 1970 22
SEP 3 1975 61
REC. CIR. NOV 10 '75

MAR 13 1983
REC. CIR. FEB 14 '83
REC'D LD JUN 1 70 -11AM 68

LD 21A-40m-4,'63
(D6471s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C046120296

623378

AP
30
D45
V.208

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google